32101 064480419

Digitized by Google

0902
v.89-90

Libr...

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Neun und achtzigster Band.

1840.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

BIBLIOTHEK
...orischen
...üngen
...des
...ISERHAUSES

Digitized by Google

Inhalt des neun und achtzigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Narrative of a journey to the site of Babylon in 1811, now first published, by the late *Claudius James Rich*; edited by his Widow. London 1839.
2) Winter journey through Russia, the Caucasian alps, and Georgia; thence across mount Zagros, by the pass of Xenophon and the ten thousand Greeks, into Koordistaun, by captain R *Mignan* London 1839 . 1

II. Tesoro del *Teatro Español*, desde su origen hasta nuestros dias, arreglado por *Don Eugenio de Ochoa*. Tomo *cuarto* y *quinto*. Paris 1838 (Schluß) . . 23

III. 1) A dissertation on the nature and character of the chinese system of writing, in a letter to John Vaughan, Esq., by *Peter S. de Ponceau*. Philadelphia 1838.
2) Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord; ouvrage qui, à la séance publique annuelle de l'institut royal de France le 2 Mai 1835, a remporté le prix fondé par M. le comte de Volney, par M. *P. Et. du Ponceau*. Paris 1838 47

IV. Spicilegium Vaticanum, Beyträge zur näheren Kenntniß der vatikanischen Bibliothek, für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith. Frauenfeld 1838 . 61

V. 1) Observations on the oriental plague and on quarantines as a means of arresting its progress addressed to the british association of science assembled at Newcastle in August 1838, by *John Bowring*. Edinburgh 1838.

2) تحاف المنصفين والادبا بمباحث الاحتراز عن الوبا

d. i. Darbringung der Billigen und Gebildeten in den Streitfragen über die Behutsamkeit gegen die Pest, arabisch, und:

3) ترجمهٔ تحاف الادبا, d. i. Uebersetzung der Darbringung der Gebildeten, türkisch Beyde in Einem Octavbande von 139 Seiten, gedruckt zu Konstantinopel im halben Dschemasiulewwel 1254, d. i. Anfangs August 1838 81

VI. Italienische Skizzen, von Carl Czoernig. Mailand 1838 (Schluß) 111

VII. China opened; or, a display of the Topography, History, Customs, Manners, Arts, Manufactures, Commerce, Literature, Religion, Jurisprudence etc., of the Chinese Empire. By the Rev. *Charles Gutzlaff*. *London* 1838 190

VIII. Gedichte Ludwig's des Ersten, Königs von Bayern. Drey Theile. Dritte Auflage. München 1839 . . 237

112242

Digitized by Google

Seite

Art. IX. Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, und sein Freund, Karl XII., König von Schweden. Ein biographisch-historischer Versuch von Sigmund Schott. Stuttgart 246

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXIX.

Die Münzen der Mamluken-Sultane von Aegypten im k. k. Münzkabinete. Erläutert von Albrecht Krafft. (Mit einer lithographirten Tafel.) 1

Ueber die Abkunft und Wanderung der Longobarden. Von Dr. Franz Johann Richter 30

Ueber Schnorr von Karolsfeld's neuestes Werk: »Die Speisung der Fünftausend« 44

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1840.

Art. I. 1) Narrative of a journey to the site of Babylon in 1811, now first published; memoir on the ruins with engravings from the original sketches by the author; remarks on the topography of ancient Babylon by Major Rennell in reference to the memoir; second memoir on the ruins; in reference to Major Rennell's remarks: with narrative of a journey to Persepolis: now first printed, with hitherto unpublished cuneiform inscriptions copied at Persepolis, by the late *Claudius James Rich*, Esq., formerly the resident of the hon. East India company at Bagdad; edited by his Widow. London 1839. Großoctav. 324 Seiten.

2) Winter journey through Russia, the Caucasian alps, and Georgia; thence across mount Zagros, by the pass of Xenophon and the ten thousand Greeks, into Koordistaun, by captain R. *Mignan* of the Bombay army, M. R. A. S., author of »travels in Chaldaea.« London 1839. Octav. Zwey Bände. I. Bd. 312 S., II Bd. 287 S.

Schon vor zehn Jahren iſt bey Gelegenheit der Ueberſicht von zwey und vierzig Reiſebeſchreibungen die des Kapitän R. Mignan über ſeine i. J. 1827 von Baßra nach Bagdad, Hille und Babylon angeſtellte Fußreiſe [1]), und erſt vor drey Jahren [2]) des ſeligen Reſidenten Rich Erzählung ſeiner Reſidenz in Kurdiſtan mit dem Tagebuche ſeiner Reiſe auf dem Tigris nach Bagdad, und einem Berichte ſeines Beſuchs von Schiraſ und Perſepolis angezeigt worden. Beyde dieſe ſchon angezeigten Werke werden durch die vorliegenden ergänzt, und dieſe ergänzen ſich gegenſeitig, in ſoweit die Reiſenden denſelben Grund betreten haben, Mignan einen Theil des von Rich beſchriebenen Kurdiſtan durchwandert, und dieſer die Ruinen des von jenem auf ſeiner Fußreiſe nur flüchtig berührten Babylon umſtändlich beſchrieben hat. Der Inhalt der beyden vorliegenden und der beyden früheren Reiſewerke, zu welchen dieſelben als Anhang und Nachtrag betrachtet werden können, entſpricht ſowohl ihrem Titel als dem Amtsberufe ihrer beyden Verfaſſer. Der zur Armee von Bombay gehörige Kapitän, der ſchon vor dreyzehn Jahren als ſolcher von Baßra nach Babylon zu Fuß marſchirte, hat ſich auch bey ſeiner Rückkehr von England vor zehn Jahren (denn ſo lange

---

[1]) In dieſen Jahrbüchern Bd XLIX.

[2]) Ebenda Bd. LXXX.

Digitized by Google

her ist's, daß er die Reise zurückgelegt, deren erst im vorigen Jahre erschienene Beschreibung hier angezeigt wird), in Kurdistan und auf dem ganzen Wege, den der Titel angibt, nur wenig aufgehalten; der zu Bagdad als Resident der ostindischen Gesellschaft angestellte selige Rich hat aber nicht nur zu Bagdad, sondern auch in Kurdistan und zu Ninive, wie der Titel jenes interessanten Buches besagt [1]), und auch zu Babylon residirt, indem er sich Wochen lang dort aufgehalten, und die Früchte seiner Untersuchungen in zwey Memoirs in den Druck gelegt, deren erstes für die Fundgruben des Orients, in deren dritten Bande es erschienen, auf Veranlassung des Rec.'en [2]) verfaßt worden war. Die Erscheinung dieses ersten Memoirs veranlaßte zwey Schriften, die eine von Maurice, ein Octavband von 239 Seiten [3]), die andere von Rennell in der brittischen Archäologie [4]). Die letzte beantwortete Rich in einem zweyten Memoir, welches zugleich mit einem besonderen Abdrucke des ersten aus den Fundgruben des Orients i. J. 1818 erschien. Beyde diese Memoirs mit den Bemerkungen Rennell's über das erste machen das Mitteltreffen des vorliegenden Werkes, dessen Vortrab die Beschreibung eines schon i. J. 1811 nach Babylon unternommenen Ausflugs, und dessen Nachtrab das Tagebuch der vom seligen Rich unternommenen letzten Reise nach Schiraf und Persepolis, wovon in seiner Beschreibung Kurdistan's bereits vorläufiger Bericht gegeben worden. Jenes erste Tagebuch und dieses letzte zehn Jahre auseinander liegend, können als die Gränzsäulen der literarischen Thätigkeit des seligen Rich für Geographie und Alterthumskunde während seiner Residenz zu Bagdad betrachtet werden, und da beyde noch unbekannt, so verdient die Herausgeberin derselben, die Witwe des Seligen, die treue Gefährtin desselben nicht nur auf der Reise des Lebens, die sie ihm versüßte, sondern auch seine Reisegefährtin auf seiner großen Reise zu Land von Bagdad nach Europa und wieder zurück zu den Ruinen Babylon's und durch die Gebirge Kurdistan's den

---

1) Narrative of a residence in Koordistan, and on the site of ancient Nineveh. LXXX. Band dieser Jahrb. S. 43—54.

2) In dem Vorworte des zu London i. J. 1818 erschienenen ersten Memoire heißt es: The following Memoir was originally published at Vienna, in a Journal entitled *Mines de l'Orient*, conducted by *Mr. Hammer* — at whose request it was composed.

3) Observations on the ruins of Babylon as recently visited and described by Claudius James Rich, Esq. London 1816.

4) Besonders abgedruckt als Remarks on the Topography of ancient Babylon. London 1816.

wärmsten Dank aller Freunde orientalischer Geographie und Topographie, aber dieselben sind ihr auch für den Wiederabdruck der obigen beyden Memoirs um so mehr verpflichtet, als dieselben schon neun Jahre nach ihrer Erscheinung so selten waren, daß der berühmte Reisende Buckingham in seiner Reisebeschreibung durch Mesopotamien von der außerordentlichen Seltenheit derselben spricht [1]), und deßhalb dieselben im Anhange seiner Reisebeschreibung nachzudrucken versprach, was jedoch, wir wissen nicht aus welchen Gründen, unterblieben. Diese beyden Memoirs sowohl, als das Rennell's, durch welches das zweyte hervorgerufen wurde, sind seiner Zeit bey der Anzeige anderer Reisebeschreibungen der brittischen Archäologie [2]), und noch jüngst bey der Anzeige der Untersuchungen Ainsworth's in Assyrien, Babylonien und Chaldäa besprochen worden [3]). Die Leser dieser Memoirs müssen besonders auf das letzte Werk in Betreff der dort erörterten streitigen Punkte der Topographie von Babylon verwiesen werden, und diese Anzeige kann sich also hier bloß mit dem Anfange und mit dem Ende des vorliegenden Werkes des seligen Rich, nämlich mit dem Tagebuche der i. J. 1811 nach den Ruinen von Babylon, i. J. 1821 nach den Ruinen von Persepolis unternommenen Reise beschäftigen. Dem ersten ist noch eine Einleitung der Herausgeberin vorausgesendet, welche ein Auszug aus dem Memoir des Hrn. v. St. Croix, welches in den Denkschriften der französischen Akademie der Inschriften im J. 1789 erschien, und auf welches sich Rich in seinem eigenen Memoir bezieht, eine Zugabe, wofür die Leser der sachkundigen Herausgeberin nur Dank wissen können.

Das Tagebuch des i. J. 1811 nach Bagdad unternommenen Ausflugs, welches nur achtzehn Octavblätter füllt, enthält nur die Namen der Dörfer und anderer Oertlichkeiten, welche ein trefflicher Beytrag zur Verbesserung der Karten, hier aber zu keinem Auszuge geeignet. Wir halten uns also an das zweyte, bey weitem wichtigere Tagebuch der i. J. 1821 von Baßra nach Buschir, Schiras, Persepolis unternommenen Reise, deren schätzbarste Gabe die sechzehn getreu nach des Verfassers

---

[1]) The extreme scarcity of the Memoir, in either form, added to the accuracy of the Plan and Views which accompany it, induce me to believe that I shall perform an acceptable service to the reader, and do service to the reputation of its lamented author, by the addition of both to the illustrations of the present volume. Travels in Mesopotamia. London 1827, II. Bd. S. 259 Note.

[2]) Diese Jahrbücher, Bd. LXXIX S. 24.

[3]) Ebenda, LXXXVIII. Bd. S. 136.

Zeichnung und Schrift lithographirten Tafeln von persepolitanischer Keilschrift, deren jede in der Größe eines Quartblattes. Die Bevölkerung von Buschir, welches als der den Engländern von Indien aus zu Meer am leichtesten zugängliche Hafen Persiens, von der größten Wichtigkeit sowohl für die Perser als für die Engländer, wovon noch in den jüngsten Streitigkeiten der ostindischen Compagnie mit dem Schah von Persien in den Zeitungen häufig die Rede gewesen, soll eine Bevölkerung von zehntausend Seelen zählen; eine große Zahl der Häuser sind nur schlechte Rohrhütten, wie die des armen arabischen Stammes der Albu Mohammed, welcher zwischen Bagdad und Baßra an den Ufern des Tigris wohnt. Die in Indien Trankey genannten Küstenfahrzeuge heißen hier Batil, was vermuthlich aus dem Portugiesischen kömmt. Der reichste Ort ist Berasgun, dessen eigentlicher Name Beresdschan, ein beträchtlicher Ort, dessen Häuser meistens aus Lehm gebaut sind; die Einwohner sind meistens Schii, und sprechen eine Mundart, die noch härter zu verstehen als die von Buschir. Daliki ist durch einen Palmenwald ausgezeichnet, der nur mit der Fülle von Palmen verglichen werden kann, welche der erste Anblick der Gärten von Bagdad beut. Nach der Ersteigung des Passes von Melu gelangt man auf die Ebene von Konartachta, welche fünf bis sechs englische Meilen breit und neun bis zehn lang. Der zweyte Paß ist der von Kemaridsch, nicht so steil als der von Melu, doch gefährlicher ob zerrissener Straße. Hierauf folgt drittens die Türkenschlucht Tengi Turkjan (Türkenenge). Kjaserun, vormals eine große Stadt, ist heute größtentheils verwüstet, doch wird die Bevölkerung noch auf zehntausend Seelen geschätzt welche jährlich zwanzigtausend Tonnen zahlen. In der Gegend wächst der beste persische Tabak, welcher unter dem Namen des schirasischen berühmt. Hier wird eine sonderbare Mundart gesprochen, welche viele altpersische Wörter enthält; auch ist hier ein berühmtes Sorchane oder Uebungshaus für Ringer; die meisten Einwohner der Stadt zeichnen sich in der Kunst des Ringens als Pehliwane aus. Nach Kjaserun folgt der berühmte Tochterpaß, auch Kjutali Aschanek genannt (der vierte Paß).

»Dante's Fegfeuer drängte sich meiner Erinnerung auf; die Straße steigt nichts desto weniger an der Stirne des Felsens auf, dessen Eintönigkeit durch hervorragende Felsenstücke und Bäume, welche die Straße beschatten, unterbrochen wird. Wir kamen bald an die Stelle, wo die Straße eine ganz künstliche, indem sie auf Pfeilern gebaut und gepflastert, breit genug für zwey oder drey Maulthiere oder einen Wagen. Diese Straße ist so gut nivellirt und gewendet, als es bey dem senkrechten und enge gegebenen Raume nur immer möglich. Der furchtsamste

Reisende findet hier keinen Stoff sich zu beunruhigen. Nirgends sey im Orient ein Werk dieser Art. Dieser persische Simplon gewährt eine schöne Aussicht.«

Auf den Paß der Tochter folgt (fünftens) der des alten Weibes (Kjutalĭ piri sen), der drey Stunden lang aufsteigt, und dann auf der anderen Seite sich zur Ebene von Ardschun (Erdschan) [1]) hinuntersenkt. Zahlreiche Feuer der Jliat (herumziehenden Stämme) belebten die Ebene, an deren morastigem Ende die Araber aus dem Stamme Maddeni von den Persern Gjawmischi, d. i. die Büffler, genannt werden, weil ihr größter Reichthum in Büffeln besteht. Die Ebene ist ein Lieblingsaufenthalt der Ali Allahi, einer Secte, deren Name eigentlich Alivergötterer heißt, und denen die Sage Abscheulichkeiten gegenseitiger Vermischung bey ausgelöschten Lichtern anschuldigt. Zu dieser Secte bekennen sich die Nanakelikurden vom Stamme Lak, deren Oberhaupt zu Schiraf am Hofe des Prinzen Statthalters sich aufhielt. Der letzte Paß vor Schiraf ist der von Tengĭ Allah ekber, d. i. die Gottistgroßenge, so genannt von der schönen Aussicht in der Höhe, weil der Reisende, der von hieraus Schiraf und seine schöne Umgegend schaut: Gott ist groß! ausruft. Unmittelbar vor dem Passe ist das Hafisije, d. i. die Grabstätte von Hafis, und das Dschihannuma, d. i. die Weltschau; die letzte ist ein Viereck von zweyhundert Quadratklafter, welches durch zwey sich senkrecht durchschneidende Alleen geviertheilt, und in dessen Mitte ein vielseitiger Thurm, der Kjulahi Frengi, d i. die Frankenmütze, heißt; hundert Klafter davon entfernt ist der Garten der Grabstätte des Hafis. Außerhalb der Gartenmauer der Hafisijet ist das Grab Waßßaf's [2]), des größten Meisters persischer Redekunst, des geschmücktesten Geschichtschreibers, so daß der größte Lyriker und Geschichtschreiber neben einander ruhen. Die schönen Cypressen, durch welche Schiraf so berühmt war, sind fast alle verschwunden, die noch übrigen sind nicht so schön wie die zu Konstantinopel. Hinter dem Dschihannuma ist der Garten der Heft ten, d. i. der sieben heiligen Leiber, ein

---

1) Properly Desthi Arjen, or the Plain of the Birch ist unrichtig, denn Erdschan ارجان, wie die Ebene genannt wird, heißt ein Fichtenzapfen, und Erschen ارزن nicht eine Birke, sondern bittere Mandeln (Burhani Katii).

2) Abdulla, the author of the celebrated *Vessaf* ist ein Irrthum, denn Waßßaf, d. i. der Lobredner, ist der Beyname Abdallah's, des berühmten Geschichtschreibers.

Wallfahrtsort, und unmittelbar vor demselben das Kloster der Derwische von Tschehol ten, d. i. der vierzig heiligen Leiber. Wer diese Sieben und diese Vierzig gewesen, hat man noch von keinem Reisenden erfahren, wahrscheinlich sind die ersten den Siebenschläfern und die letzten den vierzig Heiligen der griechischen Kirche nachgebildet worden.

»Die Sandwirbel, welche in Indien Teufel geheißen werden, sind in den Ebenen von Schiraf sehr häufig, und geben oft einen eigenen Anblick von zehn oder zwölf derselben, die zu gleicher Zeit wie hohe Säulen in die Luft emporsteigen; sie brechen gewöhnlich aus der Erde mit Heftigkeit, wie der Rauch aus einem Vulkan hervor, und dehnen sich dann nach und nach gegen Oben aus. Die Leute sagen hier, daß sie nicht bey der Nacht entstehen, sondern nur am frühen Morgen und späten Abend.«

Der Paß von Allah ekber beginnt eine halbe englische Meile von Dschihannuma; die Oeffnung der Hügelreihe vor Schiraf ist durch ein Thor geschlossen, in dessen oberem Stockwerke ein von der Hand Sultan Ibrahim's, des Sohnes Schahroch's, geschriebener Koran aufbewahrt wird. Der Verfasser umritt die Mauern von Schiraf in gemäßigtem Schritte in einer Stunde, was den Umfang von drey und einer halben englischen Meile gibt.

»Wir ritten von Sergun eine halbe Meile nordwestlich, indem wir die hinter Sergun liegenden zu unserer Rechten behielten. Dann wandten wir uns nordost in eine sehr sonderbar aussehende Fläche, flach wie die See, ausgenommen wo hie und da sich auf einmal Felsenreihen erheben, die insgemein in nordwestlicher Richtung ziehen, und dann oft auf einmal wie sie begonnen enden. Diese Marmorfelsen mit Wetterflecken oxydirt, oft senkrecht (besonders in der Höhe), und so gebildet, daß sie prismatisch oder säulenartig aussehen, bringen eine höchst sonderbare Wirkung hervor. Einige dieser Felsenlinien hatten das Ansehen eines höchst unwirthbaren Felsengestades. Dieß war die Ebene von Persepolis.«

Diese von keinem der früheren Reisenden so treu und lebendig aufgefaßte Naturansicht der Ebene von Persepolis dringt natürlich den Gedanken auf, daß die Erbauer des vielsäuligen Herrscherpallastes, welcher einst die tausend und Eine Säule hieß, und dessen Reste noch die vierzig Säulen genannt werden, ihr Modell von der Ebene selbst nahmen, um durch gehauene Säulen mit den von der Natur auf dieser Ebene gebildeten zu wetteifern. Der Araxes, welcher die Ebene durchschneidet, heißt auch nach dem Namen derselben das Wasser von Merdescht, oder der Fluß von Kolwar, nach einem Districte, den der durchfließt. Auf der Ebene zogen Nomaden des persischen Stammes Basirri, welche befragt, wer sie wären, und welche Sprache sie sprächen, antworteten: sie seyen Perser, und spra-

chen Tadschik, d. i. persisch. Der Verfasser erinnert sich hiebey seines zu früh durch den Tod dem orientalischen Sprachstudium entrissenen deutschen Sekretärs, des hoffnungsvollen jungen Bellino (welchen er von Wien durch des Rec.'en Empfehlung mit sich genommen), mit dem Ausrufe: »Armer Bellino! wie ich dein in diesem Augenblicke gedachte!« und die Herausgeberin bemerkt in der Note, daß durch die Antwort des persischen Bauern theoretische Ansichten des jungen Mannes bestätigt wurden. Das Dunkel dieser Stelle ist Rec. mit zwey Worten aufzuhellen im Stande. Die Ansicht Bellino's war keine andere, als die vom Rec.'en so oft ausgesprochene, von den Forschern der Urgeschichte der Deutschen aber bisher noch wenig berücksichtigte, daß die Tadschik, d. i. Perser (die Δαδικαι Herodot's), die wahren Stammväter der Deutschen, deren letzter Name in Persien noch als Tadschik fortlebt, und deren Sprache die Schwester der persischen, was durch das Verzeichniß von dreytausend persischen, mit germanischen verwandten Wörtern in diesen Jahrbüchern *) zur Genüge dargethan worden. Ueber die Sculpturen von Nakschi Redscheb wird bemerkt, daß einige Köpfe offenbar arsakisch, die anderen aber alle sasanisch. Der Wegweiser gab Kunde über Namen und Ursprung des Flusses, der bey dem berühmten Denkmale Maderi Suleiman, Murghab, Siwend, Nakschi Rustem vorbey, und durch die Ebene von Merdescht geht, und in den Bendemir fällt; dieses Flüßchen heißt Perwar, und entspringt beym Dorfe Kirgun, eine Station von Maderi Suleiman. Der Bendemir (Araxes) soll zu Chosru Schirin (Kaßr Schirin?) in Loristan (richtiger Luristan) entspringen. Von den Bachtiaren, dem in Luristan ziehenden Stamme, sagte der Wegweiser, diese Leute können nicht persisch sprechen, sondern sprechen lurisch, sie heißen einen Mann Mird (soll Mür heißen), und sagen für: er ist gegangen Rui (soll Ruh oder richtiger Rah heißen). Diese Bemerkung des Wegweisers ist für den Philologen eine nicht minder wichtige als die obige des persischen Nomaden. Die Luren sind, wie das Tarichi Güside ausführlich erzählt, eine arabische Colonie, deren Sprache ein verderbtes Arabisch, was denn durch die beyden obigen Wörter bestätigt wird. Von Mesdschidi Maderi Suleiman wird ein kleiner Umriß gegeben, welcher die Ansicht des Verfassers bestätigt, daß derselbe einen auf sechsstufiger Pyramide erhöhten Sarkophag vorstellt; das Ganze aus weißem Marmor: »Ich fing an zu denken, daß dieß in der That das Grab des be-

*) Band XLIX bis LIV.

sten, des berühmtesten und interessantesten orientalischen Herrschers (des Cyrus) seyn müsse« Die ungeheuren Blöcke von Marmor sind ausgehöhlt zur Erleichterung des Transportes. Dasselbe beobachtete der Verfasser bey den Ruinen des Pallastes von Persepolis, von dessen Säulenwald heute nur mehr funfzehn Säulen übrig; so sind der Säulenwald von Persepolis und die Cedernhalle von Libanon fast auf eine gleiche Anzahl von Säulen und Stämmen heruntergekommen. Der Verfasser bemerkt, daß in der Kleidung der persepolitanischen Figuren nichts Babylonisches, und daß auf einem der Pilaster, von welchen er drey Keilinschriften abschrieb, ein persisches Ghasel mit der Unterschrift Sultan Ibrahims, des Sohnes Schahroch's. Jede Inschrift in Keilbuchstaben ist in dreyerley Schriftarten, wovon die zwey letzten immer kürzer als die erste; die Keile der dritten kreuzen sich, was bey den zwey ersten nie der Fall. Bey Thüren und Fenstern läuft die erste Schriftart oben über quer, die zweyte links von unten hinauf, die dritte rechts von oben herab. »Ich war,« »sagt der Verfasser, »überrascht vom Scharfsinne Grotefend's.« Mit diesem nimmt der Verfasser die Sprache der ersten Schriftart als Send an, und bemerkt, daß dieselbe bey Thüren und Fenstern immer oberhalb, wenn auf Figuren ober dem Haupte des Königs, wenn auf Kleidern auf der Vorderseite, wenn auf der Stirnseite einer Plattform immer im Mittelpunkte (mit den Figuren auf beyden Seiten) den Ehrenplatz behaupten. Die Steine zu Persepolis waren wie zu Murghab alle augenscheinlich mit Eisen geklammert, das aber verschwunden. Bey den Königsgräbern ist die längste der Keilschriften so hoch oben, so klein und so verwittert, daß es der Verfasser für unmöglich hält, sie abzuschreiben. Der Name, unter welchem heute Persepolis bekannt, ist nicht mehr Tschehilsutun, d. i. die vierzig Säulen, unter welchem Titel der Armenier Bedik sein Werk über Persien Kaiser Leopold I. gewidmet, sondern Tachti Dschemschid, d. i. der Thron Dschemschid's. Hier ziehen die türkischen Nomaden vom Stamme Nefer, welcher in sieben Tire, d. i. Zweige, getheilt ist. In der Note werden zwey, von keinem Reisenden noch besuchte Orte angegeben, wo Sculpturen und Inschriften die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden auffordern, nämlich Ukted, ein vierzig Parasangen südwestlich von Schiraf entlegener Berg, und Kelat, anderthalb Stunden davon; weiters Sculpturen zu Fesa, Nehawend und in Luristan. Wie Rich der erste Reisende ist, welcher des Grabes Waßßaf's erwähnt, so auch der erste, welcher vom Grabe des mystischen Dichters Neschimi

(Nescemi) nicht zu verwechseln mit Nesimi [1]), welcher zu Sebsewar begraben liegt, Kunde gibt. Eingedenk dieser Winke und so vieler anderer der Wissenschaft geleisteter Dienste, wird gewiß jeder europäische Reisende von Kopf und Herz am Grabe des auf dieser Reise zu Schiraf durch die Cholera hingerafften edlen Rich mit dankbarer Rührung verweilen. Sein Tagebuch der Reise nach Schiraf ist bis auf den 2. October, d. i. drey Tage vor seinem Tode, geführt, indem er plötzlich von der Cholera hinweggerafft ward. Die letzten Worte, die er am dritten Tage vor seinem Tode seinem Tagebuche einschrieb, sind die folgenden:

»2. October. Aga Baba Chan besuchte mich diesen Morgen. Ein angenehmer Mann, und weniger übergreifend, als die Perser gewöhnlich sind; er schätzt die Zahl der Todten bis heute auf 5600. Ein heiliger Seid, der von Beibahun kam, um Talismane wider die Cholera zu schreiben, und der in den letzten Tagen mit diesem Handel eine ansehnliche Summe erworben, ward gestern selbst von der Krankheit befallen, und starb diesen Morgen.«

Am dritten Morgen, nachdem R. dieses geschrieben, verschied er selbst. »Binnen zwölf Stunden,« schreibt James Baillie Fraser an William Erskine, »war er alles, was angenehm, belehrend und liebenswürdig, und ein Leichnam!« [2]). Wer Saadi's Gülistan gelesen, wird sich bey diesem so schnell auf einander folgenden Wechsel von Tod und Leben, wo der Berichterstatter des Todes von anderen demselben alsbald selbst anheimfällt, gewiß der Stelle der Todtenklage erinnern, wo der Wehklagende, nachdem er die ganze Nacht an einem Sarge wehgeklagt, des Morgens, als der Scheintodte sich aus dem Sarge aufrichtet, aus Schrecken selbst stirbt.

Babylon und Persepolis, deren Namen den Titel dieses Buches auszeichnen, waren die Wiege und der Sarg der literarischen Thätigkeit des Verfassers binnen eines Jahrzehends, in dessen vorletztem Jahre er die Reise nach Kurdistan unternommen, über welche vor drey Jahren in diesen Jahrbüchern Bericht erstattet worden. Nach derselben und nach dem, was wir von Kurdistan und seinen Bewohnern aus den früheren Reisen Heude's und Mac Kinneir's wissen, lehrt die vorliegende Reise Kapitän Mignan's nur wenig Neues und Erhebliches, wiewohl Kurdistan auf dem Titel derselben als eine einzelne Zeile mit großen Buchstaben hervorgehoben ist. Die von ihm über Rußland, die kaukasischen Alpen und Georgien gelieferten Nach-

[1]) Gesch. der pers. Redekünste S. 296.

[2]) Narrative of a residence in Koordistan II. 241.

richten gehören in dieselbe Kategorie, und wir werden uns mit denselben so minder beschäftigen, als dieselben größtentheils nur englische, d. i. antirussische Politik und wohlgemeinte Rathschläge über die in Indien zu befolgende enthalten. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit vorzüglich dem türkischen Kurdistan zu, welches in der jüngsten Zeit durch die dort ausgebrochenen und nur zum Theil gedämpften Unruhen die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser auf sich gezogen, welches aber eben durch diese Unruhen den letzten englischen Reisenden, welche dasselbe besuchen wollen, unzugänglich geblieben ist.

Wir kennen den Charakter und die Lebensart der Kurden bereits aus den Stellen, in welchen Heude und Mac. Kinneir über ihre Sitten und Lebensart, über ihre Waffen und Pferde berichtet haben *). Interessant ist es nun vor Allem, zu wissen, was morgenländische Quellen über dieselben melden. Höchst sonderbar ist es, daß die große Weltgeschichte des Astronomen, deren Inhalt im neunten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs anzeigt worden, unter den in der Einleitung (S. 258) überblickten sechs und funfzig Nationen die Kurden nicht aufführt; nur das Dschihannuma (S. 450) charakterisirt sie »als ein blutvergießendes, unerschrockenes Volk, denen ein Pferd, ein Paar Schafe oder ein Mädchen als Sühne des vergossenen Blutes des nächsten Verwandten genügt.« Dasselbe lehrt uns weiter, daß sie für wissenschaftliche Bildung durchaus mit keinem Sinne begabt sind, und daß, wiewohl es mehrere Gesetzgelehrte unter ihnen gegeben, sich doch keiner derselben durch Werke einen großen Namen gemacht; daß die Schönschreibekunst und Styliſtik ihnen fremd, Tapferkeit und Heldenmuth aber angeboren. Die größten Helden der alten persischen Geschichte, Rustem, Behram Tschopin, Gurgin Milad, waren Kurden, so auch Ferhad, der berühmte Held des romantischen Epos, der unglückliche Liebende der schönen Schirin, welche, nach kurdischen Ueberlieferungen, eine Kurdin aus dem Stamme Gülheran gewesen seyn soll. Der größte historische Ruhm Kurdistan's hat aber im großen Ssalaheddin aufgestrahlt, aus dessen Familie zehn Dynastien in Aegypten, Arabien, Syrien und Irak beherrscht. Eine andere bisher unbekannte Beurtheilung der Kurden in Betreff ihrer Anlage zur wissenschaftlichen Bildung befindet sich in der vortrefflichen türkischen Literaturgeschichte Abderrahman Eschref's, welche i. J. 1836 aus den Pressen Kairo's hervorgegangen, und welche

*) XIV. Bd. dieser Jahrb. S. 28 und Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer morgenländischer Herrscher, VI. Bd. S. 7.

i. J. 1151 d. H. (1739), also gerade vor vollen hundert Jahren, verfaßt worden, und deren Titel: Denkwürdigkeiten der Weisheitssprüche in den Klassen der Völker *). Gleich Eingangs, wo die Leistungen und Fähigkeiten der Völker überblickt werden, heißt es:

»Die Kurden theilen sich in zwey Arten; die einen wohnen in Flecken, von diesen haben sich einige auf Wissenschaften verlegt, und Werke hinterlassen, die von den Gelehrten geschätzt werden. Sie bewohnen das Land zwischen dem arabischen und persischen Irak, und sind in verschiedene Stämme untergetheilt, welche verschiedene Sprachen sprechen, einige sprechen bloß persisch. Die anderen sind die herumziehenden, welche Winter und Sommer den Ort ihres Aufenthaltes wechseln, sich in Bergen, Steppen und Flächen aufhalten; diese sind die unwissendsten der Menschen, haben keine Geschicklichkeit zu Wissenschaften und Künsten, sind blutvergießend und unbarmherzig; niederträchtiger Natur, zeichnen sie sich bloß durch Diebstahl und Straßenräuberey aus.«

Von den zwey, den beyden Titelblättern Mignan's beygegebenen Lithographien stellt die erste einen jungen persischen Prinzen, Chosru Mirsa, die zweyte die Gemahlin des Sultans von Maskjat vor; das erste Bild durch die große Perlenquaste, welche vom reichen Shawlgürtel herunterhängt, das andere aber noch weit mehr durch die höchst sonderbare Augenmaske, welche die einzige Verhüllung des Gesichtes, höchst eigenthümlich ausgezeichnet. Diese wird am besten beschrieben als eine Dominolarve, die nur bis auf die halbe Nase geht, und welcher der untere Vorhang fehlt. Außer dieser Larve, in welcher der Ausschnitt für die Augen groß genug, und die also eigentlich nichts als den oberen und unteren Rand derselben, die untere Hälfte der Stirne und die obere der Nase verhüllt, geben an der Kleidung, die hoch bis zur Achsel reichende Stickerey der Aermel, die der Schuhe mit dreyfachem Ringe um den Knöchel, die fünffache, bis unter die Brust herunterhängende Perlenschnur, der reich verbrämte, über den Kopf geworfene, bis zu den Füßen reichende Shawl, der ganzen Figur ein höchst eigenthümliches Aussehen. Diese halbe Larve beschreibt Hr. M. mit den folgengenden Worten:

»Ueber ihren Augen (alle die gegenwärtigen Frauenzimmer hatten es auch) trug sie ein erschreckliches Ding, welches einem Paar breit geränderter Brillen gleich sah, was aber von einer Art steifen Zeugs reich gestickt und mit Gold bespangt war. Diese außerordentlichen Lünetten werden von den Frauen in Gegenwart des Imams getragen, und wenn sie allein sind, weggeworfen; sie bedecken zum Theil die Nase, und sind gleich unseren Larven rückwärts des Kopfes gebunden.«

*) Teskeretol hikem fi tabakatil umem. Der Inhalt im Anzeigeblatte des LXXIV. Bandes dieser Jahrb. S. 7.

Diese Verhüllung des Augenrandes, der halben Stirne und Nase durch perlengestickte, goldbespangte Larve, welche die Hofetikette zu Maskjat den Frauen auferlegt, ist immer noch liebenswürdiger und für die Augen unschädlicher, als die Tyranney des persischen verschnittenen Tyrannen Aga Mohammed, welcher, wie gleich darauf erzählt wird, in dem ersten Jahre seiner Regierung nicht weniger als siebzigtausend Paar Augen ausstechen und wenigstens hunderttausend Menschen hinrichten ließ. Dieß scheint doch wohl übertrieben; wir wollen hoffen, daß die Angabe der Bevölkerung von Georgien statistisch genauer; diese wird auf viermalhunderttausend angegeben, wovon fünf und siebzigtausend Armenier und eben so viele russische kantonirte Truppen. Der Fluß Kjur (der Cyrus), welchen man schon seiner Nachbarschaft wegen mit dem sich wider Brücken empörenden Araxes ebenfalls für einen reißenden Bergstrom zu halten geneigt ist, wird als ein trägschleichender (sluggish) bezeichnet. Die Hauptstadt der Landschaft Karabagh, d. i. Schwarzgarten (von dem tiefgrünenden fruchtbaren Boden so genannt), war sonst Gendsche, berühmt als der Geburtsort des größten romantischen Dichters der Perser, Nisami Gendschewi. Diesen in der Literaturgeschichte Persiens so wichtigen Namen der alten Stadt haben die Russen in Elisabethopol umgeändert. Die heutige Hauptstadt von Karabagh, welches heute nicht mehr als funfzehntausend Dukaten jährlich dem Staatsschatze abwirft, vormals aber wenigstens zweymalhunderttausend eintrug, ist Ahar, das wenigstens fünftausend Fuß über dem kaspischen Meere liegt, und welches Morier für das Hara der Schrift hält. Hier residirte vor zehn Jahren als Statthalter der älteste Sohn Abbas Mirsa's, Mohammed Mirsa, der heutige Schah. Am 24. Februar, als M. nach Tebris aufbrach, war es so kalt, daß Haar und Knebelbart voll Eiszapfen hing: Stiriaque impexis induruit horrida barbis. Als die Russen in dem Besitze von Tebris, konnten sie sich der Zudringlichkeit der von den flüchtigen Großen zurückgelassenen Hareme kaum erwehren, worüber der Verfasser mit Hamlet ausruft: Frailty, thy name is woman! Der Berg Sehend, der sich zehntausend Fuß hoch über das Meer erhebt, bietet einen sehr malerischen Anblick dar. Der Salzsee von Orumije, der Spauto und Marcianus des Strabo und Ptolemäus, heute Derjaï Schahi, d. i. das königliche Meer, genannt, nimmt vierzehn Flüsse auf, und nimmt doch eher ab als zu, so groß ist die Ausdünstung; das sehr kalte Wasser ist um ein Drittel salziger als das des Oceans. Der Verfasser vergleicht den See von Orumije mit dem todten Meere, welches, wie dieser See, siebzig

englische Meilen lang. Hr. M. gibt dem persischen Pilaw den Vorzug vor allen anderen Bereitungen des Reises. Ein Italiener, welcher erst ein Zimmermann, dann ein Weinhändler, erhielt für den guten Wein, den er zu Tebris machte, vom Schah den Sonnenlöwenorden, eine größere Anerkennung industriellen Verdienstes, als dieselbe in Europa üblich. In dem Hareme des Schah ward mehr von englischem starken Bier (Hodgson's pale ale) getrunken, als ein indisches Regiment davon verzehrt. Zu Binab erwähnt der Verfasser der herrlichen Weingärten, und zu Mindab (25 englische Meilen weiter) sah er den im Holzstich abgebildeten höchst einfachen persischen Pflug, der nichts als ein einfacher Stecken, an welchem aber ein Querholz und die Schare befestigt ist, und der nur acht bis zehn Zoll tief die Erde aufreißt. Der Fluß Dschakantu, ein Zweig des Kisil Usen (des Gosen der Schrift), fällt in den See von Orumije; unter diesem Namen kömmt dieser Fluß schon in den persischen Geschichten der Mongolen Irak's Ende des dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung vor. Der Schah war der größte Lügner seines Königreichs, denn in Persien ist Lügen und Aufschneiden die höchste Vollendung des guten Tons; um des geringsten Gewinnes willen begeht ein Perser die schwärzesten Verbrechen, und Lüge fließt von ihren Lippen ohne allen Grund.

»Der persische Charakter ist das natürliche Resultat der Umstände, in welchen sich diese Leute befinden. Ein Perser wird sich lieber durch List als durch Muth vertheidigen, und hängt so sehr von dem Beystande anderer ab, daß er nicht weiß, wann er sich auf sich selbst verlassen soll. Er ruft Gott an, statt sich selbst zu bemühen, und vergißt Thränen, wann er Muth zeigen soll. Er macht glänzende Versprechungen, wenn er weiß, daß seine Aufrichtigkeit auf die Probe gestellt wird, und ist zugleich knickerisch und prahlerisch; kurz die Bestandtheile seines Charakters sind: Selbstsucht, Geiz, Verrätherey, Betrug und Grausamkeit. Lord Heytesbury fragte mich zu Petersburg um den wirklichen Charakter der Perser. »»Mylord,«« sagte ich, »sie umringen einen wie die Fliegen im Sonnenschein, um sich zu verbergen, sobald die Sonne von Wolken versteckt wird. Gott gnade dem, der den Werth ihrer lippentiefen Freundschaft nicht gehörig zu schätzen weiß.«

Mindab liegt an der Gränze von Kurdistan, welches zwischen 34° 30′ und 39° nördlicher Breite und 41° und 45° 30′ der Länge, eine halbe Million Einwohner zählt; Ardelan und Adiabene zählen zusammen eben so viel, und vier Fünftel dieser Million sind sunnitische Kurden, das übrige Fünftel chaldäische Christen. Kurdistan ist eine unendliche Reihenfolge von Hügeln und Thälern, von Schluchten und Ebenen, unerschöpflicher Fruchtbarkeit und von Bergen, die wie der Montblanc thürmen.

»Die Berge sind bis zur Höhe von sechstausend Fuß mit Wäldern bekleidet; höher hinauf ist das Land weniger bedeckt, doch bestehen noch Wälder auf höheren Flecken, und wo sie vorherrschen, sind die Spuren von Wohnungen selten und fern. Die Bäume sind die Wallnuß von gigantischer Größe, die Buche, die Eiche eher verkrüppelt, Cedern, Platanen, Maulbeerbäume (weiße und rothe), Kirschen, Aepfel, Birnen, Mispel und Aprikosen; aus dem Kerne der letzten wird ein vortreffliches Oel gepreßt, welches die Kurden zum Gebrauche der Küche und anderen verwenden Die Gebüsche sind Wachholder, Schlehen, Hagebutten, saure Wert, wild Madder und Weinreben. Die Süßholzwurzel (Glycyrrhiza echinata) wird als Feuerholz verbrannt, sie wächst häufig in steinigen und öden Flecken, und an den dicksten Zweigen derselben sammelt sich das Harz in der Größe von Schlangeyern, dieselbe erreicht die Höhe von funfzehn Zoll über dem Boden in buschigen Klumpen, die sowohl mit glatten als rauhen Schalen bedeckt sind; die Kurden nennen die Glycyrrhiza Sus (das deutsche Süß). Die wilden Weinreben winden sich oft wie ein Stoppelzieher um die höchsten Bäume; an anderen Stellen sind die Reben wie die Bestandtheile eines Kabeltaues unter einander verschlungen, senken sich zum Boden, schlagen Wurzel, und ankern auf diese Weise den Baum gegen die Wuth reißender Ströme fest. Eine andere, der höchsten Aufmerksamkeit würdige Pflanze wächst in dicken, runden, mit langen Dornen bedeckten Buschen; dieselbe bedeckt oft Niederungen in solcher Menge, daß sie den Fortschritt des Reisenden hindert. Dieser niedere Strauch gewährt eines der schönsten Beyspiele von der milden Vorsorge der Vorsicht und der Zweckmäßigkeit der Absichten des Schöpfers; sie wächst häufig in Arabien, Indien, Afrika, in der Tatarey und in Persien; in den weiten Wüsten dieser Gegenden ist dieselbe das einzige Futter des Kamehls, dieses werthvollen Bewohners so unwirthbarer Einöden. Diese edlen Thiere fressen davon lieber als von jedem anderen Kraut. Das Kauen derselben bringt schaumigen Speichelßuß am Maul hervor, welcher ihnen besonders angenehme Empfindung zu verursachen scheint; das beständige Grün derselben erfrischt das Auge des Reisenden, und durch ihre den Beduinen wohlbekannte Eigenschaft, mittels ihrer tief eindringenden, festen fasrigen Wurzeln die sparsame Feuchte dürrer Ebenen zu sammeln, wird dieselbe zu dem wesentlichen Zwecke eines heilsamen und dankbaren Nahrungsmittels für Menschen verwendet. Der Stamm der Pflanze wird im Frühling nächst an der Wurzel gespaltet, ein Melonenkern in diese Spalte gesteckt, und der Dornstrauch mit Erde zugedeckt: der Melonenkern schmarotzt nun auf Kosten des Strauchs. Der Nahrungsstoff, welchen die gebrechlichen, saftigen Wurzeln der Melonen zu sammeln schlecht geeignet sind, wird durch die tiefer suchenden und dichteren Fasern der Wurzel dieses Dornstrauchs herbeygeführt; so wird ein Ueberfluß von Wassermelonen aus salzigem Grunde, der sonst keiner Kultur fähig, erzeugt. Diese werthvolle Pflanze ist das Hedysarum alhagi, d. i. des Pilgers Windling; es trägt sein schmales, eyförmiges Laub nur einige wenige Tage im ersten Frühjahre, die schönen karminrothen Blumen erscheinen später in derselben Jahreszeit, und auf dieselben folgt die kurze halsbandförmige Hülse, welche dieser Gattung eigen.«

Sonderbar genug wird, nach einer so langen Beschreibung, doch der morgenländische Name der Pflanze nicht angegeben, welcher kein anderer als Hadschi, d. i. der Pilger; an anderen

Stellen ist zwar die Uebersetzung der morgenländischen Wörter gegeben, aber diese sind unter der englischen Aussprache verlarvt, kaum erkenntlich, z. B. Kuzzilbash für Kisilbasch, d. i. Rothkopf; Kumbuckt für Kjembacht, d. i unglücklich; Poondhbe-Khoodah für Penah be Choda, d. i. Zuflucht zu Gott; Burreah für Berrije, die Wüste (woher, im Vorbeygehen gesagt, der Name der Brera zu Mailand abgeleitet wird); Soobah Kauzib für Ssubhi kjasib, der lügnerische Morgen, d. i. das erste Grauen des Tages, nach welchem es wieder eine Zeitlang finsterer wird; buteekhs für Batih (woher pasteque, Wassermelone); Rho hinnak für Ruh hünak; Nejdjud für Nedschd; turfah für Tharfa, die Tamarinde u. s. w. Der Verfasser bemerkt, daß die Kurden (welche hierin den Persern ganz unähnlich) eine große Ehrfurcht vor den Gräbern haben, die sie mit Blumengewinden schmücken. Die Kurden leben nicht so viel unter Hütten, als die Türken und Perser, und selbst über Winter unter Zelten.

»Die Dörfer sind von großen unbehauenen Steinen gebaut, welche durch keinen Mörtel verbunden sind; sie bestehen nur aus zwey Zimmern, der Boden und die Mauern sind mit Lehm angeworfen, das Dach durch Holzplatten gebildet, welche mit Rohr bedeckt sind, und über welche eine dicke Lage von Lehm gelegt wird; dieselben sind insgemein auf dem Abhange von Bergen und Hügeln gebaut, deren Gipfel häufig mit einem festen Schlosse gekrönt sind, zu welchem verborgene Pfade führen. In der That sind ihre Häuser meistens mit großer Sorgfalt und großem Geheimniß versteckt, da dieselben meistens in Dickichten vergraben, von den Windungen einer Schlucht eingewickelt, auf den Rand eines Grabens oder eines Abgrunds hingesäet sind, so kann ein Reisender einen großen Theil dieser romantischen Wildniß durchreisen, ohne Spuren von denselben zu entdecken.«

In der Tracht der Kurden, sowohl der Männer als der Weiber, fallen vorzüglich die hellen und mannigfaltigen Farben auf.

»Die kurdische Tracht wird besonders durch eine rothe, dicke Filzhaube charakterisirt, welche vorne über die Stirne heruntergezogen, rückwärts wie ein langer Sack herunterhängt; eine seidene Quaste, gewöhnlich von blauer Farbe, ist an der Spitze befestigt, und ein Shawl vom selben Stoffe (von Seide?) mit rothen und gelben Streifen um die Mütze gewunden, umgibt den Kopf desselben. Dieser Shawl hat langgeknotete Schnüre, in vielfarbigen Fransen endend, welche auf beyden Seiten des Halses niederhängen, und über die Schultern fluthen. Das Oberkleid (Dschubbe) ist genau nach türkischem Schnitte von reichem gestreiften damaskischen Atlas, und reicht bis zu den Sohlen; um die Mitte wird dasselbe durch einen ledernen, mit silbernen Buckeln geschmückten Gürtel zusammengehalten, der durch eine silberne Schnalle geschlossen wird; in demselben steckt ein reicher Dschewher, d. i. ein Dolch von gewässertem (damascirtem) Stahl, wovon man nur den elfenbeinernen Griff sieht; weite constantinopolitanische Schalware (Σαρ-

βαριδες) wallen über die Knöchel, und enden in einem Paar rother oder gelber hessischer Stiefel mit gespitzten Zehen. Man trägt weder Strümpfe noch Socken. Im Winter wird das Abba gebraucht, dasselbe ist von Wolle von der Dicke unserer Patent-Mackintosche, und insgemein mit einem langen goldenen Streife geziert, welcher sich von der linken Schulter nach dem Rücken zieht. Die Männer (ausgenommen die in der Türkey und in Persien reisen) scheren nie ihre Köpfe, und lassen Bart und Knebelbart in großer Länge gewähren. Die Weiber sind fast wie die Männer angezogen, und sind wie überall in persönlichen Schmuck vernarrt; sie gefallen sich daher vorzüglich in einer Verschwendung von Gold- und Silbermünzen von großem Werthe und hohem Alterthume, womit sie ihren Kopfputz schmücken. Dieß ist ganz gewiß der außerordentlichste Kopfputz, den wir je gesehen. Derselbe besteht aus einem Reifwerk in der Gestalt eines umgestürzten, oben aus einander laufenden Kegels, hart an den Kopf anschließend, und mit geblumtem Zitz von lebhaftesten Farben überzogen; einige der Kopfbedeckungen waren mit künstlichen Blumen, Federn und Flittern vollgepropft, andere hatten bloßen Shawl umgebunden, der hinten hinabhing; ober der Stirne ist das Haar kurz abgeschnitten, aber eine Ringellocke hängt auf jeder Seite des Gesichts herab. Der Kronaufsatz (der umgestürzte Kegel) ist oft mit gravirten Gemmen und oft mit sehr kostbaren Cameen verziert.«

Ein Holzstich versinnlicht einen solchen Kopfputz, welcher, den geblumten Zitzüberzug abgerechnet, dem unförmlichen Kalpak der moldauischen und wallachischen Bojaren oder der Fanarioten gleicht, welchem vor vierzig Jahren, als dieselben zu Konstantinopel Mode wurden, die türkischen Gassenbuben Kalpakmi o! d. i. ist mir das ein Kalpak! nachriefen. Die Kurdinnen sind weder in Hareme eingesperrt, noch gezwungen, sich das Gesicht zu verschleyern. Der Verfasser bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß der Schleyer, welcher heute im ganzen Morgenlande das Sittensymbol reiner Weiblichkeit ist, so daß eine Verschleyerte synonym mit einer sittsamen Frau, daß der Schleyer ursprünglich das Unterscheidungszeichen der ausgelassensten Dirnen und öffentlichen Metzen war, und führt zum Behufe seiner Meinung die Stelle der Genesis an, wo Thamar, die Schnur Juda's, verschleyert auf den Markt ging. »Da sie nun Juda sahe, meinte er, es wäre eine Hure, denn sie hatte ihr Angesicht verdeckt« *). Er bemerkt auch, daß die Sitte der Augenschminke Kohol (Kahel) eine uralte, schon bey den Griechen üblich gewesen seyn müsse, wie das Göttinnen beygelegte Epithet *Ιοβλέφαρος*, d. i. von veilchenfarben Augenliedern, beweise. Winkelmann erkläre *Ελικοβλεφαρος* als des yeux dont les paupières ont un mouvement d'ondulation que le poëte compare au jeune cep de la vigne; aber Hr. M. meint, daß sich dieß auf die Purpurfarbe der Blume des Helix (eine Art

*) Genesis 38. Kap. V. 15.

Epheu) beziehe; so hätte Hr. M. auch die Sitte, sich Nägel und Finger mit Henna roth zu färben, in der rosenfingerichten Eos wieder finden können. Den Kurden ist, wie den meisten Morgenländern, Wohlbeleibtheit das Ideal weiblicher Schönheit, die Kurdinnen legen es daher vorzüglich auf das Fettwerden an, indem sie getrocknete und eingemachte Früchte, Manna, Halwa und verschiedene andere gepulverte Substanzen von Pflanzen essen. Ein kurdischer Häuptling, welcher dem Verfasser die Schönheit seiner Geliebten pries, sagte ihm als den höchsten Preis derselben: sie ist körperlich wie ein Elephant; hier ist also das Gegentheil vom Schönheitssinne in Persien, wo die Feinheit der Mitte des Leibes von Dichtern mit einem Haare oder gar mit Nichts verglichen wird; überflüssig wäre also hier der Gürtelhalter der persischen Hareme, dessen Kämpfer erwähnt, und dessen Amt darin bestand, auf die Dünne der Taille zu wachen, um, wenn eine der Frauen dieselbe überschritt, sie sogleich auf schmale Kost zu setzen. In Betreff der Weibergemeinschaft der Jesidi, d. i. der Teufelsanbeter, bestätigt der Verfasser, was Febvier (soll Febüre [1]) heißen) in seinen Reisen von denselben erzählt, aber ihre Vermischung bey ausgelöschten Kerzen ist doch noch natürlicher, als was der Verfasser von den Haremen der Hareme meldet, nämlich von der den verschiedenen Haremen des Prinzen Abbas Mirsa beygegebenen weiblichen Dienerschaft, welche aus georgischen und circassischen Mädchen bestand: who were neither single nor married. Hr. M. nennt den Scheich der Jesidi, d. i. den Satan, Addi; hier ist ein doppelter Irrthum, erstens in dem Namen, welcher Hadi, d. i. der Leitende, heißt, und zweytens in der Vermengung dieses leitenden Scheichs der Kurden, dessen Grab in der Nähe von Amadia, ein Wallfahrtsort der Jesidi mit dem Teufel selbst [2]).

Von Suleimanije, der Hauptstadt Kurdistans, schlug M. die Straße gegen den Tigris durch den Paß von Basian ein, welcher derselbe, durch welchen Heraklius nach dem Falle von Destadscherd nach Ganzaca zog, indem er auf keiner anderen Straße Siazouros, d. i. Schehrsor (richtiger Schehrsur), das heutige Suleimanije, erreichen konnte. Die Felsen

[1]) Teatro della Turchia. Cap. XXX. Articolo V degli Jesidi, in drey Abschnitten, S. 305 — 312.

[2]) Les Yesidis reconnoissent pour chef de leur religion le sheikh qui gouverne la tribu à laquelle est confiée la garde du tombeau du Scheikh Adi (Hadi), restaurateur de leur secte. Ce tombeau se trouve dans la juridiction du prince d' Amadia. Description du Pachalik de Bagdad à Paris 1809, p. 198.

thürmen sich zu beyden Seiten des Passes in höchst fantastischen Formen auf, von Abgründen schreckensvoller Tiefe durchschnitten. Nachdem die Straße die zweyte Hügelreihe der südlichen Seite des Zagros durchbrochen, gelangt man zu den Gräbergruppen, von denen schon Heude in seiner kurdischen Reisebeschreibung eine Abbildung gegeben, und wovon auch Hr. M. einen Holzstich gibt, ohne ein Wort über die in die Augen springende Aehnlichkeit derselben mit den Denkmalen von Stonehenge und den ersischen Cairns zu verlieren. Diese Gruppe von Pfeilern und Thorsteinen (zwey senkrecht stehende, denen ein dritter oben quer überliegt) befindet sich in keiner Nachbarschaft eines Dorfes, sondern weit von allen Wohnungen in der Einöde. Hr. M. gibt dieselben ohne allen Anstand für Gräber aus, was doch selbst nach der gegebenen Abbildung höchst zweifelhaft, indem dieselben eben sowohl, als die Pfeiler und Thorsteine der ersischen Zeit, druidische Altäre und Tempel vorstellen können. Sehr schade ist es, daß Rich, wiewohl er dieselbe Straße über Ibrahim Kandschi von Kurdistan herein, wie Hr. M., hinauszog, diese Gruppe seltsamer Denkmale nicht gesehen, denn wenn er dieselbe gesehen hätte, so würde er bey seiner Aufmerksamkeit für alle archäologische Gegenstände ihrer gewiß eben so erwähnt haben, als er der großen künstlichen Hügel (Depe, die indischen Stupa), von denen er nicht weniger als fünf (zu Tschemtschemal, Dergesin, Keresepe, Taschludschi und Suleimanije) erwähnt [1]), von denen hingegen Hr M. nicht die geringste Meldung thut; so müssen die Berichte der Reisebeschreiber gegenseitig ergänzt werden, und einem künftigen Reisenden Kurdistan's bleibt es vorbehalten, die von Heude und Mignan abgebildeten Denkmale und die von Rich erwähnten künstlichen Hügel näher zu untersuchen, und aus dem Resultate dieser Untersuchungen über den druidischen [2]) Ursprung der ersten, oder den buddhistischen der zweyten Licht zu verbreiten, das dieselben gegenseitig beleuchten wird. Mignan hat wie Rich das südliche Kurdistan auf derselben Straße, welche von dem östlichen Passe bey Bostan und Kisildschе über Suleimanije nach dem westlichen bey Dergesin und Basian führt, durchschnitten, nur in entgegengesetzter Richtung, indem jener aus Persien, dieser aus der Türkey kam. Mac Kinneir

[1]) Narrative of a residence in Koordistan. I. Bd. S. 53, 60, 62, 80.

[2]) An die Druiden erinnert schon die Straße über den hohen Berg Deru, dessen Name in der Landessprache Eiche. Ker Porter II. 486.

hat nur das nördliche türkische Kurdistan, dessen Hauptstädte Bitlis und Sert, durchreiset. Die Beschreibung von Rich, der sich am längsten aufhielt und am umständlichsten beschrieb, hat bey weitem den Vorzug vor den beyden anderen Reisebeschreibungen, ohne der Karte und Lithographien, welche sein Werk schmücken, auch nur zu erwähnen. Nach Mignan wird nicht Ibrahim Kandschi, sondern das um funfzig englische Meilen südlicher an einem Arme des Ordone gelegene Kifri als die südwestliche Gränze von Kurdistan betrachtet *). Zwischen Kifri und Kerkuk sind Naphtabrunnen, welche beschrieben werden. Aus einem rückwärts der Stadt Kifri gelegenen Hügel grub Hr. M. Sasanidenmünzen, kleine Figuren aus gebranntem Thone und Urnen mit Resten von Gebeinen aus. Die Meinung von Rich, Keppel und Ker Porter, daß diese Urnen nur Gebeine von Griechen und Römern, und nicht von Morgenländern umschlossen haben dürften, widerlegt M. mit der aus dem Desatir genommenen Stelle: »Der Leichnam kann entweder in ein mit Scheidewasser gefülltes Gefäß gelegt, dem Feuer oder der Erde übergeben werden.« Er beschreibt die bekannten Schläuchflöße des Tigris und dann Bagdad mit Auszügen aus dem Nushetol-kulub; die Stelle des letzten hat er vermuthlich aus Ouseley oder irgendwo anders hergenommen, denn wenn er das Nushetol kulub selbst gekannt oder benützt hätte, so müßte ihm vor Allem in demselben die Eintheilung Kurdistan's in achtzehn Distrikte aufgefallen seyn, von welcher auch Rich leider keine Kunde gehabt, und die schon vor neunzehn Jahren im dreyzehnten Bande dieser Jahrb. (S. 264) mitgetheilt worden. Wir bemerken zur selben, daß die beyden dort erwähnten Pässe Derbendi Tadsch Chatun und Derbendi Sengi wahrscheinlich die beyden Pässe der östliche und westliche sind, durch welche Mignan in und vor Kurdistan ein- und auszog, nämlich der von Kisildsche und von Basian. Albister, wo der Feuertempel Aroch stand, ist vermuthlich das Bostan Mignan's, welches auf der Karte von Rich Bistan heißt. Dieser erwähnt auch Tschemtschemals, welches die von Oldschaitu Chodabende, dem achten Herrscher der Mongolen in Persien, erbaute Stadt Dschemdschalabad ist. Die aus dem Nushetol kulub gegebenen Stellen über Bagdad und Medain sind das Beste von der Beschreibung Hrn. M.'s, dem hier, wie natürlich, die Gemälde der Tausend und Einen Nacht von der Regierung Harun's ins Gedächtniß

*) Durch Nachläßigkeit oder Druckfehler steht II. 21 the south-eastern frontier statt south western.

kommen: The nocturnal rambles of the Kaliph Haroun, and his old white-bearded Vizier Giaffer Barmeki. Die nächtliche Schwärmerey des Chalifen wollen wir hingehen lassen, aber unmöglich können wir dieß mit dem weißen Barte des alten Wesirs Dschaafer, der weder alt noch ein Graubart, in der Blüthe seiner Jahre und seiner Schönheit hingerichtet ward, ein Paar Jahre nachdem Abbasa, die Schwester Harun's, in die Schönheit von Dschaafer verliebt, sich als Sclavin verlarvt in dessen Arme geworfen hatte. Hr. M besuchte die Ruinen des Pallastes des Chosroes Nuschirwan Taki Kesra und das Grab Selman's, des Barbiers und Gebetausrufers des Propheten. Bey seinem letzten Besuche der Ruinen Babylons fand er einen sehr schönen gegrabenen Stein, dessen Abbildung er in vergrößertem Maßstabe mittheilt; um den Kopf läuft eine Inschrift von neun Pehlewibuchstaben und einem im Anfange derselben rechter Hand vorgesetzten Sterne.

Wenn Hr. M. arabische Schriftsteller citirt, so verstümmelt er entweder selbst die Namen ganz gewaltig, oder hat das Mißgeschick, daß dieselben im Drucke verstümmelt werden. So heißt der große Geograph Jakut von Hama bey ihm Yacuti of Harna, und dessen Wörterbuch Moadschem erscheint als Moajun; deßwegen getrauen wir uns auch nicht, die Namen seiner Dörfer nachzuschreiben, da dieselben vermuthlich eben so unrichtig gesprochen und geschrieben seyn dürften, als der der paradiesischen Flußgegend Obillah, was andere Reisende und Orientalisten Obolla schreiben; keines von beyden richtig, indem die wahre Aussprache nach dem Kamus *) nach der Form Aatelet, und folglich Abelet ausgesprochen werden muß. Bey Gelegenheit eines Aufenthaltes zu Baßra schaltet der Verfasser die Erzählung seiner ämtlichen Verhältnisse und der ihm von den Directoren der ostindischen Compagnie gewordenen ungünstigen Behandlung ein, wodurch er schon vor zehn Jahren der Hoffnung, den Euphrat zu befahren, und der erste über die Schiffbarkeit desselben Bericht zu erstatten, verlustig ging. Obolla oder Obillah, wie vermuthlich die Bewohner der Gegend diesen Namen heute aussprechen, aber richtiger Abelet, ist eines der vier irdischen Paradiese des Ostens, die drey anderen das Thal Schaabi Bewan in Persien, Gutha, die Zauberflur von Damaskus, und die Ebene Soghd. Daß die Gegend um Korna am Euphrates auch ohne diese Kenntniß der morgenländischen Sage auf die Reisenden paradiesischen Eindruck hervorbringt, beweisen die beyden Reisenden Mignan

*) Konstantinopolitaner Ausgabe III. S. 127.

und Heude, indem jener hier die Stelle aus dem Propheten Joel anführt: »Das Land vor uns ist Eden und hinter uns öde Wüste« [1]), und Heude seiner vor zwanzig Jahren erschienenen Reisebeschreibung durch Kurdistan eine Ansicht des Euphrat's mit der Unterschrift: Korna, in the Garden of Eden, als Titelkupfer beygegeben hat. Auch der Engländer Hale ward, wie Mignan sagt, in seiner neuen Analyse der Chronologie zur Meinung veranlaßt, daß das Paradies am Zusammenflusse des Euphrats und Tigris, vorzüglich an dem östlichen Ufer desselben gelegen gewesen. Es scheint, daß weder Rich, noch Mignan die zehn Jahre früher erschienene Reisebeschreibung Heude's gekannt, weil jener ganz gewiß die von Heude umständlich beschriebene Gruppe von Denkmalen, die auch er für Gräber, und zwar für die einer Schlacht zwischen Heraklius und den Persern hält (da sie hart an seinem Wege lagen), aufgesucht, der andere sich den Holzschnitt derselben erspart haben würde, da die bessere Abbildung derselben in Heude mit der Unterschrift: Remarkable tombs in Kurdistan, gegeben worden ist. Rich erwähnt wohl der Grabstätte von Serdschinar, d. i. Platanenhaupt, wo er, unter Gräbern wandernd, der Vorrede Walther Scott's zu Old mortality gedachte, aber diese hart bey Suleimanije gelegene Grabstätte ist in so weit merkwürdig, als auch hier Eichen wachsen, deren persischer Name Dern sowohl mit dem griechischen Δρυς, als mit dem daher abgeleiteten Namen der Druiden verwandt ist. Zum Schlusse seiner Reisebeschreibung gibt noch Mignan die Erzählung der Begebenheiten zur See zwischen den Engländern und den arabischen Seeräubern Dschewasime und ihrer von den Engländern am 13. November 1809 erstürmten Hauptstadt Reesol Chaimet (Haupt des Zeltes), dann eine Beschreibung der Landschaft Omman, an deren Küste er kreuzte; Mignan übersetzt diesen Namen irrig mit Land of Security, indem er Oman [2]) mit Aman [3]) verwechselt; Oman heißt seiner Wurzel nach nur Aufenthaltsort [4]). Oman ist in zwey Herrschaften getheilt, nämlich Rostak und Seir; Maskat ist der Seehafen der ersten und Reesol Chaimet die Hauptstadt der zweyten. Zu Maskat residirt als Sultan der Imam, das Haupt des arabischen Stammes der Beni Jemen, er beherrscht die Küste von Reesol Hud bis Cap Mußendom; die wahre Aussprache des letzten Vorgebirges ist,

---

[1]) Joel II. 3.

[2]) عمان [3]) آمان

[4]) Kamus, Konstantinopolitaner Ausgabe III. 671.

so viel wir wissen, noch von keinem Geographen gegeben worden, es heißt Monsedem, wie die Karte im Dschihannuma ausweist. Die Dschewasime besitzen von Monsedem angefangen die nordwestliche Küste Oman's; sie gehören dem Stamme der Beni Naßir an, welcher sich mit dem der Beni Jemen in die Herrschaft von Oman theilt; der letzte Stamm besteht aus sechs Familien. Der erste arabische Stamm, welcher von Nedschd aus Oman noch vor Mohammed's Zeiten bevölkert, waren die el-Jesidi, welchen später andere Stämme aus Nedschd folgten.

Zum Schlusse dieser Anzeige haben wir nur noch des Anhanges des Reisetagebuches von Rich nach Babylon und Persepolis zu erwähnen, welcher, so wie die Vorrede, nicht aus der Feder des Verfassers, sondern aus der seiner Witwe, der ihres berühmten Vaters (Mackintosh) würdigen Tochter, geflossen; derselbe besteht aus Stellen Arrian's, Xenophon's, Strabo's, Pietro della Valle's, Rennel's Geschichte Hindostan's, den Reisebeschreibungen Niebuhr's, Ives's, Ker Porter's, um mehrere Stellen der beyden Denkschriften Rich's über Babylon gehörig zu beleuchten. Keine der über Kurdistan uns vorliegenden Reisebeschreibungen, nämlich die von Heude, Mac Kinneir, Rich und Mignan, hat bisher eine genaue, vollständige Beschreibung und Eintheilung der kurdischen Stämme gegeben, von denen nach Otter, Pockocke, dem Dschihannuma und Ewlia in der im dreyzehnten Bande dieser Jahrbücher gegebenen geographischen Anzeige allein zwey und sechzig namhaft gemacht werden *). Da Kurdistan zwar kein Land der Literatur, aber das Vaterland von Helden der Geschichte (wie Behram Tschobin und Ssalaheddin) und von Helden des Romans (wie Ferhad und Schirin), so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich von denselben in den Gebirgen Kurdistan's noch heroische Sagen und Gesänge erhalten haben, deren Aufspürung und Mittheilung, so wie die Genealogie der Stämme und die nähere Beschreibung des Landes künftigen Reisenden vorbehalten bleibt.

Hammer-Purgstall.

*) XIII. Bd. S. 247, 249.

Art. II. Tesoro del *Teatro Español*, desde su origen hasta nuestros dias, arreglado por *Don Eugenio de Ochoa*. Tomo *cuarto* y *quinto*. Paris, *Baudry*, 1838.

(Schluß des Band LXXXVIII abgebrochenen Artikels.)

Der vierte Band enthält Werke von dramatischen Dichtern, welche theils, wie Tirso de Molina, Mira de Mescua, Guevara u. a vor Calderon, oder gleichzeitig mit ihm blühten.

Tirso de Molina eröffnet die Reihe. Die einzige zuverläßige Nachricht über ihn findet sich in Montalvans zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gedrucktem Buch: Para todos. Dieser zu Folge gehörte Fray Gabriel Tellez, denn das ist sein wahrer Name, wie so viele andere spanische Dramatiker, dem geistlichen Stande an, und war sieben oder acht Jahre nach Lope de Vega geboren Er erreichte ein hohes Alter, und starb im J. 1648, nicht minder berühmt als Theolog, denn als Dichter. Er schrieb außer seinen dramatischen Werken noch die Cigarrales de Toledo, und einen Band Novellen, die jedoch bisher ungedruckt geblieben sind.

Den Ausländern, welche über das spanische Theater geschrieben haben, ist Tirso de Molina gänzlich, oder so gut wie gänzlich unbekannt geblieben. Signorelli und Sismondi erwähnen seiner gar nicht; A. W. Schlegel nennt ihn nur im Vorbeygehen; Bouterwek redet, wie der Herausgeber sich ausdrückt, poco y muy mal von ihm, und Blankenburg zieht es in Zweifel, ob seine dramatischen Werke jemals in einer Gesammtausgabe erschienen seyen. (Sie erschien in fünf Quartbänden zu Madrid von 1616—36.) Und doch nimmt Tirso de Molina unter den spanischen Dramatikern, vorzüglich in seinen Intriguenstücken, neben Lope de Vega und Calderon einen der ersten Plätze ein. An Anmuth, Frische, Raschheit und Lebendigkeit des Dialogs, so wie an einer Ueberfülle von Witz und geistreichen Scherzen läßt sich kein anderer dramatischer Dichter mit ihm vergleichen; und an Originalität und Gewandtheit in Erfindung und Durchführung der Fabel ist er nur selten übertroffen worden. Dabey ist seine Diction so rein, und seine Verse sind so fließend und harmonisch, daß man ihm auch in dieser Hinsicht eine der ersten Stellen neben Lope de Vega zugestehen muß.

Von Tirso de Molina hat der Herausgeber vier Stücke mitgetheilt, von welchen jedes einzelne hinreicht, das ausgesprochene Urtheil nach seinem ganzen Umfange zu rechtfertigen.

1) La prudencia en la mujer. Die Handlung dieses Drama's begreift die vierzehn Jahre der Minderjährigkeit Don

Fernando's IV., Königs von Castilien, während welcher Zeit seine Mutter, die Königin Maria, das Reich verwaltete, und durch ihre Klugheit und ihren Heldenmuth ihrem Sohne die Krone zu erhalten wußte. Kaum hat eine Frau jemals in ähnlichen Verhältnissen eine schwerere Aufgabe zu lösen gehabt. Während Pest, Hunger und ansteckende Krankheiten wütheten, und der Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der großen wie der kleinen Vasallen keine Schranke kannte, so daß, wie ein neuerer Geschichtschreiber sich ausdrückt, »damals alles erlaubt war,« traten nicht weniger als fünf Prätendenten auf, welche den Thron oder die Vormundschaft an sich zu reißen suchten. Maria triumphirte über sie alle, und zuletzt über ihren Sohn selbst, der undankbar gegen eine Mutter, die ihm Krone und Leben erhalten hatte, von ihren Feinden sich gegen sie einnehmen ließ; nicht durch Klugheit, wie es der Titel unsers Schauspiels andeutet, sondern durch jene Hoheit des Geistes, welche der Klugheit allein Werth und Gehalt gibt, und ihr allein dauernde Erfolge sichert. So zeigt sie uns die Geschichte, und so hat auch der Dichter sie gezeichnet. Der Herausgeber bemerkt, daß dieser in allen seinen dramatischen Compositionen es sich zur Aufgabe gemacht habe, die Vorzüge der Frauen auf die mannigfaltigste Weise zu verherrlichen, und daß die Frauen bey ihm beständig in einem vorzüglichen Grade großartig oder geistreich und liebenswürdig erscheinen. Glücklicher konnte der Dichter seine Absicht nicht erreichen, als er sie in der Schöpfung von Mariens Charakter erreicht hat. Die Darstellung ihrer hohen Gesinnung und des Bewußtseyns geistiger Ueberlegenheit durch diese Hoheit der Gesinnung ist von der schlagendsten Wirkung. Unter diesen Umständen beirrt es den Leser wenig, daß das Stück funfzehn Jahre umfaßt, und der König zu Anfang desselben drey, am Schlusse achtzehn Jahre alt ist. Das Interesse findet in dem Charakter der Heldin und in der dichterischen Durchführung des historischen Stoffes einen so sicheren Mittelpunkt, daß dagegen keine Bedenklichkeiten aufkommen können. Darum ist diese Leistung Tirso's de Molina jenen Dichtern vorzugsweise zu empfehlen, die von hundert historischen Stoffen immer nicht einen brauchbar finden, weil sie keinem einzigen davon seinen wahren Gehalt abzugewinnen wissen.

2) Don Gil de las calzas verdes ist, was wir im Deutschen eine Posse nennen. Wollte der Himmel, wir hätten ein Dutzend solcher Possen, sie könnten ein halbes oder ein ganzes Hundert von Uebertragungen französischer Lustspiele auf unsern Repertoirs entbehrlich machen. Kecker als hier kann der komische Dichter eine Intrigue nicht anlegen und durchführen; kecker kann

der Scherz sein Wesen oder Unwesen nicht treiben, als er es hier treibt. An zum Theil handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten fehlt es zwar keineswegs; allein wer kann daran Anstoß nehmen, da eine drollige Scene nach der andern dadurch veranlaßt wird, und die Lust sich vom Anfang bis ans Ende fortwährend steigert, wo der Dichter zuletzt ein ganzes Schock von Don Gil's in grünen Inexpressibles zusammenbringt. Donna Juana weiß ihre doppelte Rolle, und vorzüglich die als Don Gil de las calzas verdes, mit solcher Gewandtheit und dabey mit solcher Anmuth durchzuführen, daß nicht nur die von der letzteren drastisch ergriffene Ines in den Ausruf ausbricht:

Una cara como un oro,
Del almibar unas palabras,
Y unas calzas todas verdes
Que cielos son y no calzas (!):

sondern ihr angenommener Diener sie zuletzt für den leibhaften Gottseybeyuns hält. Der Raschheit des Dialogs, der Lebendigkeit und Schönheit der Diction braucht bey Tirso de Molina's, wie bey Lope de Vega's Stücken nirgends ins Besondere gedacht zu werden.

3) El Burlador de Sevilla. Dieser Frevler von Sevilla ist niemand Anderer, als der durch Mozart's Tondichtung der ganzen Welt bekannte Don Juan. Nicht so bekannt aber dürfte es den meisten Lesern seyn, daß dieser Don Juan eine historische Person ist, wie der Herausgeber in der Einleitung zu dem gegenwärtigen Schauspiel bemerkt hat. Er hieß Don Juan Tenorio, gehörte einer der reichsten und angesehensten Familien von Sevilla an, und tödtete den Comthur Ulloa, nachdem er ihm seine Tochter geraubt hatte Die Familie des Comthurs besaß ein Erbbegräbniß in einer Kapelle des Franziskanerklosters, welche, sammt dem Grabmale, erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging. Da Don Juan Frevel auf Frevel häufte, und das Ansehen seiner Familie ihn außer den Bereich der gewöhnlichen Justiz setzte, so übernahmen es Andere, das Recht derselben an ihm geltend zu machen. Man lockte ihn in jenes Franziskanerkloster, wo er — verschwand, und sprengte darauf aus, er habe an dem Standbilde des Ermordeten gefrevelt, und sey von letzterem in die Hölle gestürzt worden. Die Zeit, in welche die Geschichte fällt, deutet der Schluß der zweyten Scene der zweyten Jornada an:

Quien espera
En vos, señor, saldrade premios lleno!
Primero Alfonso soys, *siendo el Onceno;*

also zwischen 1324 — 1350.

Die Handlung ist fast ganz dieselbe, wie in dem bekannten Opernbuche, dessen Verfasser wahrscheinlich das spanische Stück selbst vor sich gehabt hat: nur daß Tirso de Molina seinen Vorwurf überall als Dichter, und zwar als ein Dichter vom ersten Range, behandelt hat. Das zeigt sich nicht bloß in einzelnen Partien, wie z. B. in der Liebe Tisbea's, sondern darin, daß dem Ganzen eine wahrhaft tragische Idee und eine tiefere Bedeutung untergelegt ist. Don Juan zweifelt nicht, daß eine strenge Gerechtigkeit seine Unthaten rächen werde: aber er frevelt fort, weil er die Zeit seiner Strafe noch für ferne hält. Diese Idee, die den höchsten Grad des Irrthums bezeichnet, zu welchem die Macht der Leidenschaft leiten kann, und wobey die Ruchlosigkeit mit Bewußtseyn dem Gesetze der Vergeltung Trotz bietet, klingt durch das ganze Stück durch, und ist von dem Dichter auf das glücklichste benützt worden, dem Charakter des Helden und der ganzen Composition eine tragische Bedeutung zu geben. Weniger ist es ihm mit der Behandlung des Schauderhaften gelungen. Die Gastmahlsscene ist gänzlich mißlungen. Die Schauder der Ewigkeit vertragen keine Beymischung des Lächerlichen. Die Katastrophe wird erzählt. Das ist der gewöhnlichen Art, sie auf unsern Bühnen darzustellen, noch immer vorzuziehen; z. B einem colossalen Lucifer, der Don Juan aus der Höllenfluth herausfischt, und ihn am Hosenbunde in die Höhe hebt, als wolle er ihn zum Spaß wie einen gefangenen Frosch sich zu Tode zappeln lassen. Daß man es zu der Zeit Tirso de Molina's mit der theatralischen Decenz nicht sehr genau nahm, beweist die Scene, wo Don Juan die neuvermählte Aminta (Zerline) überrascht, die como que estaba acostada auf der Bühne erscheint. Noch muß der prächtigen Beschreibung von Lisboa (Sc 11 des ersten Acts) insbesondere gedacht werden.

4) Marta la piadosa. Es gibt Fehler und Gebrechen, welche der Lustspieldichter nie mit reinem Gewinne für seine Zwecke wird benützen können, weil ihre Darstellung, wie viel Vergnügen sie auch von der einen Seite bey dem Leser oder Zuschauer erwecken mag, doch auf der anderen immer einen gewissen Grad von Unwillen oder Ekel erzeugen wird. Zu diesen Fehlern scheint mir auch die religiöse Heucheley zu gehören. Wie viel der Dichter daher auch gerade in diesem Stücke in Erfindung und Behandlung der komischen Situationen geleistet hat, so läßt es dennoch keinen reinen Eindruck zurück: wenn seine Martha gleich so keck und so sinnreich betrügt, daß sie wenigstens eben so viel Ueberraschung und Erstaunen, als Ekel und Unwillen erregt.

Mira de Mescua. Auch von dieses Dichters Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er zur Zeit Philipp's IV. blühte. Cervantes nennt ihn »honra singular de nuestra nacion;« was viel zu viel gesagt ist. Das einzige von Mira de Mescua mitgetheilte Stück: Galan, Valiente y Discreto, erhebt sich wenig über das Verdienst einer gewöhnlichen Comedia heroyca.

Don Juan Perez de Montalvan, der Freund und Schüler Lope de Vega's, war zu Madrid im Jahre 1602 geboren, trat im drey und zwanzigsten Jahre in den geistlichen Stand, und starb im J. 1638. Sein früher Tod erregte allgemeines Bedauern, und Grande de Tena hat einen ganzen Band von Lob- und Trauergedichten herausgegeben, welche bey dieser Gelegenheit erschienen. In Deutschland ist Montalvan bekannter als Novellist (seine Novelas ejemplares wurden unter dem Titel Sucesos y prodigios de amor zum ersten Male im J. 1624 zu Madrid gedruckt), denn als dramatischer Dichter. Einen ausgezeichneten Rang verdient er weder in der einen, noch in der anderen Gattung Von den beyden Stücken, welche der Herausgeber von ihm aufgenommen, hat vorzüglich das erstere: No hay vida como la honra, geringe Ansprüche an Lob zu machen. Sowohl die Anlage, als die Durchführung der Handlung ist mehr novellistisch als dramatisch, und die ganze erste Hälfte des Stückes ohne nothwendige Beziehung zu der zweyten. Auch Carlos Aufopferung ist nicht mehr als ein Romanencoup, da bey der edlen, zärtlichen Leonore, deren Schilderung dem Dichter bey weitem am besten gelungen ist, wohl am wenigsten zu besorgen war, sie möchte die Ehre dem Drange der Noth aufopfern. Merkwürdig ist die fast moderne Färbung des Dialogs, man glaubt bey manchen Scenen Kotzebue zu lesen. Wenn das Stück wirklich so viele Vorstellungen erlebte, wie D. Eugenio de Ochoa ihm nachrühmt: so beweist das nur, daß dergleichen zu allen Zeiten sein Publikum gefunden hat.

Weit vorzüglicher ist das zweyte Stück: La Toquera Vizcaina, das bis auf den heutigen Tag mit Beyfall auf der Bühne gesehen wird. Auch hier verräth vorzüglich die erste Hälfte den Novellendichter; aber vortrefflich ist der Gedanke, daß Helena, die Don Juan zu Valladolid im Kloster glaubt, ihm zu Madrid in drey verschiedenen Verkleidungen begegnet, und ihr Spiel dabey so gut zu mischen versteht, daß sie zuletzt Don Juan die Authenticität ihrer Person durch seine eigenen Briefe beweisen muß. Derley Intriguen wissen die spanischen Dichter immer auf die äußerste Spitze zu treiben, und wenn die Erfindung, wie fast immer, sinnreich ist, und so belustigende Scenen,

wie hier, dadurch herbeygeführt werden: was wird sich viel dagegen einwenden lassen. Der Dialog hat auch hier häufig einen modernen Zuschnitt. Montalvan's Diction ist leicht, fließend und poetisch, ohne jedoch eine Vergleichung mit der Lope de Vega's oder Tirso de Molina's auszuhalten. Auch ist sie keineswegs frey von den Auswüchsen des Culteranismus.

Luis Velez de Guevara, geboren zu Ecija im Jahre 1570. Sonst weiß man wenig von ihm. Außer mehreren Werken in Prosa soll er 400 Schauspiele geschrieben haben, von welchen viele nicht bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wenn sie nicht vorzüglicher waren, als das hier mitgetheilte, Reinar despues de morir. so ist der Verlust nicht sehr groß, und läßt sich verschmerzen, wie viel Schönes der Herausgeber diesem Drama auch nachzurühmen weiß. Wie er es uno de mas bellos des spanischen Theaters nennen konnte, ist schwer zu begreifen. Es gibt Stoffe, die ein so reiches und so ausgesprochenes poetisches Element in sich tragen, daß sie schwer gänzlich zu verderben sind. Bemächtigt sich ein großes poetisches Talent eines solchen Stoffes, so mag es, von Geschmacklosigkeit oder falschen theoretischen Ansichten verleitet, im Einzelnen Mißgriffe begehen, wie das dem Dichter der Nise lastimosa begegnet ist, jenes Element aber wird er mit Sicherheit ergreifen, und es klar, kräftig und mit Entschiedenheit herauszustellen wissen. Dagegen ist das mittelmäßige Talent mit einem solchen Stoffe fast schlimmer berathen, als mit einem minder poetischen. Es greift eine Menge poetischer Momente auf, die es nicht aufgeben, und die es alle benützen will, unter denen es aber eben so wenig zu wählen, als sie mit Sicherheit zu einem Ganzen zu verarbeiten versteht. So ist es demnach auch nicht im Stande, seinem Werke den Charakter jener höheren Einheit zu geben, ohne welchen kein Kunstwerk einen befriedigenden Eindruck zurückläßt. Eine Menge poetischer Momente hat auch Guevara aufgegriffen; aber er hat sie entweder geradezu verderbt, oder sie nicht zu benützen gewußt. Dabey leidet das Stück vom Anfange bis zum Ende so sehr an den Fehlern des Estilo culto, daß man der Poesie, die es sonst noch enthält, durchaus nicht froh werden kann. Man lese zu Anfang des ersten Actes die Erzählung Brito's, und man wird das günstige Urtheil des Herausgebers schwerlich unterschreiben wollen. Solche Verschrobenheiten, auf die man durch das ganze Stück stößt, vertragen sich am wenigsten mit dem Tone sanfter Melancholie, den Don Eugenio de Ochoa hier mit so bewunderungswürdigem Glücke angeschlagen findet. Guevara hat es gewagt, die Infantin selbst einzuführen; gewiß ein höchst mißlicher Versuch. Die Vortheile, die der Dichter dabey ge-

winnen kann, werden die Nachtheile, wie er die Sache auch faſſe, ſchwerlich aufzuwiegen vermögen.

Don Auguſtin Moreto. Auch ſein Geburtsort und Geburtsjahr ſind ungewiß. Wahrſcheinlich war er ein Valencianer. Er war ein Freund Lope de Vega's, Calderon's, Quevedo's und des Cardinals Moscoſo, damals des Beſchützers aller vorzüglichen Talente, der Moreto zu ſeinem Caplan und zum Rector des Hoſpitals del Refugio machte. In ſeinem Teſtamente verordnete er, man ſolle ihn auf dem Anger begraben, auf welchem man die Gefangenen zu verſcharren pflegte; was zu der Vermuthung Veranlaſſung gegeben hat, er könne der Mörder des um dieſe Zeit getödteten Dichters Baltaſar Eliſio de Medinilla ſeyn.

Den dritten Platz neben Lope de Vega und Calderon kann man Moreto nicht ſtreitig machen, ſelbſt nicht zu Gunſten Tirſo de Molina's. Weniger fruchtbar und weniger reich an poetiſcher Schöpfungskraft als Lope, weniger tief und weniger ſinnreich als Calderon, übertrifft er dieſen bey gleicher Feinheit an Einfachheit, jenen, bey faſt gleicher Lebendigkeit, an dichteriſcher Beſonnenheit und an dramatiſcher Vollendung. Seine Entwürfe ſind einfacher, als die Calderon's, ſeine Expoſitionen von muſterhafter Klarheit, und da er den Knoten nicht über die Gebühr verſchlingt, ſo weiß er ihn auf eine ungezwungene Weiſe zu löſen. An Witz, Anmuth und feinen Scherzen ſteht er keinem anderen dramatiſchen Dichter nach; ſein Ausdruck iſt immer gewählt, ſelten gekünſtelt, und ſeine Verſe fließen ſo leicht und harmoniſch, wie die Lope de Vega's und Tirſo de Molina's.

Der Herausgeber hat von Moreto nur drey Stücke aufgenommen, was ſich nur bedauern läßt. Füglich hätten, wenn er ihrer mehr gegeben hätte, ein paar andere wegbleiben können. Die aufgenommenen ſind:

1) El desden con el desden iſt durch Th. Weſt's Bearbeitung (Donna Diana) hinreichend bekannt. Daß Moreto ſeine Erfindung auf die Milagros del desprecio von Lope de Vega gepfropft, iſt bereits bemerkt worden. Moreto hat die Erfindungen Anderer öfters auf ſolche Weiſe benützt, und warum hätte er es nicht thun ſollen? Wenn der Dichter Eigenthümlichkeit und eine reiche Ader beſitzt, ſo wird der von zehn Anderen behandelte Stoff unter ſeinen Händen immer wieder zum Original werden. Die Behandlung, nicht der unberührte Stoff macht es dazu Iſt die Antigone und Elektra des Sophokles darum weniger Original, weil Aeſchylus ſchon vor ihm die Sieben vor Theben und den Agamemnon ge-

schrieben hatte. Sicher läßt sich nicht nur nichts dagegen einwenden, sondern höchlich zu wünschen ist, daß neuere Dichter die Erfindungen älterer benützen mögen, wenn sie es anders mit so viel Geist, Geschmack und Selbstständigkeit zu thun verstehen, wie Moreto. Für jeden Fall würde mehr dabey gewonnen seyn, als wenn sie die Armuth ihrer Erfindungsgabe durch die Bearbeitung eines mittelmäßigen französischen Stückes eingestehen, oder sie hinter der Nachahmung eines solchen dürftig verstecken.

2) El valiente justiciero. Auch dieses Schauspiel ist, wie mehrere andere von Moreto, auf ein Drama von Lope, El infanzon de Illescas, gepfropft. Ob das letztere, wie der Herausgeber behauptet, vergessen, und wie er andeutet, tief unter Moreto's Leistung zu stellen sey, muß Ref. dahingestellt seyn lassen, da er das Lope'sche Stück nie zu Gesichte bekommen. Für jeden Fall verdient Moreto's Leistung die ungeheure Popularität, deren sie sich bis auf unsere Tage herab fortwährend zu erfreuen hatte, obgleich ein Theil derselben auf Rechnung des Stoffes gesetzt werden muß. Der H. bemerkt, daß die älteren spanischen Dichter den König Pedro immer als edel und hochsinnig darstellen, und, während er bey den Geschichtschreibern der Grausame heißt, ihn immer nur den Rechtspfleger (Justiciero) nennen. So erscheint er auch bey Moreto. Sein Charakter ist mit seltener Kraft gezeichnet. Daß er bey der schonungslosen Strenge, mit welcher er das Recht handhabt, zuletzt durch die Erinnerung an seine eigenen Fehler zur Milde geführt wird, ist eine höchst glückliche Erfindung des Dichters. Die Erscheinung des Geistes gab dieser so, wie er sie in der Sage vorfand, und damit ein Beweis seiner richtigen Beurtheilung. Tragisches Pathos wäre hier schwerlich an der rechten Stelle gewesen. Noch muß der trefflichen Diction gedacht werden. Sie ist voll großer, energischer Gedanken, und erregt selbst bey Moreto noch Bewunderung.

3) El lindo Don Diego. Auch hier verräth die Klarheit der Exposition, der leichte und ungezwungene Gang der Handlung und die reiche Ader von Witz und Laune den seiner Mittel sicheren Meister. Daß die Charakteristik ein wenig an die Karikatur streift, darf dem Dichter nicht als Fehler angerechnet werden. Ref. ist der Meinung, es gebe Charaktere, bey welchen der Lustspieldichter nicht zu tadeln ist, wenn er die Farben etwas stärker aufträgt, vorausgesetzt, daß es mit Maß und richtiger Beurtheilung geschehe. Zu solchen Charakteren scheint aber der eines eitlen, in sich selbst verliebten Gecken, wie dieser Don Diego, vorzugsweise zu gehören.

Don Francisco de Rojas, geboren zu Toledo im J. 1641. Nicht leicht kann ein Dichter in seinen Werken sich selbst unähnlicher seyn als Rojas. Wenn man seine besten und seine schlechteren Werke zusammenstellt, so kann man sich kaum überreden, daß sie aus einer und derselben Feder geflossen. In jenen zeugt Alles von der gereiftesten Besonnenheit, in diesen trifft man überall auf ungereimte und abgeschmackte Erfindungen. So auch in der Diction und Sprache. In seinen besten Werken zeigt er darin eine Meisterschaft, die ihn nicht bloß neben Lope und Calderon, sondern nach dem Urtheile einiger seiner Landsleute über diese stellt, während in seinen mißlungenen Werken die Diction geschraubt und schwülstig, die Sprache rauh, ungelenk und voll Härten ist.

Die Perle unter den dramatischen Werken Rojas ist:

1) Del Rey abajo ninguno, ein Stück, das noch heut zu Tage nicht bloß auf den Bühnen der Hauptstädte, sondern von allen wandernden Truppen gegeben wird, die ihre Vorstellungen gewöhnlich damit beginnen, und das in Spanien jeder halbwegs Gebildete zum Theil auswendig weiß. Ein so allgemeines Interesse an einem poetischen Werke verbürgt nicht nur einen hohen Werth desselben, es gibt, wie es auf den Charakter der Nation entschieden eingewirkt, auch zu interessanten Reflexionen über den letzteren, über die Loyalität und das strenge Ehrgefühl des Spaniers Veranlassung. Der Herausgeber hat dieser Composition ein reichliches Lob gespendet, kein zu reichliches. Auch Ref. war davon überrascht, und er mindestens kennt nur wenige Stücke, in denen alles mit gleicher Sicherheit, wie hier, abgewogen wäre; er kennt nur wenige, in welchen Gedanken und Sprache gleich gediegen und kräftig wären, und nicht ein einziges, über das sich vom Anfang bis ans Ende eine so krystallhelle Klarheit ausgegossen fände. Eine dem Werthe eines solchen Originals entsprechende Bearbeitung würde gewiß auch auf unserer Bühne Glück machen.

2) Donde hay agravios no hay zelos, y amo criado. Wenn gleich, als Lustspiel, mit dem vorigen Stück nicht eigentlich zu vergleichen, doch auch im Allgemeinen weit unter diesem stehend. Die Erfindung ist eine glückliche; es fehlt nicht an ächt komischen Scenen, an Witz und zum Theil selbst nicht an Humor: wohl aber fehlt es den Charakteren, was auch der Herausgeber selbst bemerkt hat, mit Ausnahme Sancho's, an Physiognomie und frischer Farbe, und nur in einzelnen Stellen wird man in Betreff der Diction den Verfasser von Del rey abajo ninguno erkennen.

3) Entre Bobos anda el juego. Vorzüglicher als das vor-

hergehende, wenn es gleich wie dieſes zum Theil an die Poſſe ſtreift. An Verwicklung fehlt es nicht, aber auch hier ſind die Charaktere zu wenig marquirt. Don Lucas iſt ein ziemlich gewöhnlicher Landjunker, der ſich von Anderen ſeines Gleichen nur dadurch unterſcheidet, daß ihm der Dichter zu ſeiner Tölpeley eine Doſis Hausverſtand gegeben hat. Thomas Corneille hat von dieſem Stücke unter dem Titel Don Beltran de Cigarral eine freye Bearbeitung geliefert.

Don Juan Ruiz de Alarcon. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt durchaus nichts bekannt, als daß er zu Tasco, in der Provinz Mejico, geboren wurde, und in den Orden der unbeſchuhten Karmeliten getreten war. Er ſcheint ſchon in den erſten Decennien des ſiebzehnten Jahrhunderts geblüht zu haben, da der zweyte Theil ſeiner Schauſpiele bereits im Jahre 1634 erſchien.

Von ihm hat der H. nicht weniger als fünf Stücke aufgenommen, eine Gunſt, die der Dichter dem Umſtande zu danken hat, daß er ſich bey ſeinen Schauſpielen einen moraliſchen Zweck vorſetzte.

1) La Verdad sospechosa. Corneille hat dieſes Schauſpiel in ſeinem Menteur faſt nur überſetzt. Was der H. über dieſe Bearbeitung bemerkt, mag dahingeſtellt bleiben; wenn er aber die Verdad sospechosa, mit Ausnahme von El desden con el desden, das beſte Stück des ſpaniſchen Theaters, und den Bugiardo des Goldoni eine mala comedia nennt, ſo hat er nach beyden Seiten hin Unrecht, und beweiſt, daß er ſich, wie ſo viele andere Dichter und Kritiker, über das Verhältniß der Poeſie zur Moral nicht recht klar geworden iſt. Ohne die Reinheit der Moral, die Gediegenheit der Gedanken, die einfache und verſtändige Entfaltung der Fabel und den ſchönen Fluß der Diction bey dem ſpaniſchen Dichter im Geringſten zu verkennen, hält Ref. dennoch den Bugiardo für das beſſere Luſtſpiel. Und das nicht darum, weil es bey jenem mit der Schändlichkeit des Lügens auf das ernſtlichſte genommen iſt — der Dichter könnte die Sache bis zum tragiſchen Ernſt treiben, und dennoch eine ächt poetiſche Compoſition liefern — ſondern weil Alarcon den moraliſchen Zweck der ſeinigen zu ſtark hervortreten läßt. Wenn es aber der Dichter nicht von vorne herein mit der Lüge auf den tragiſchen Ernſt abgeſehen hat, ein Zweck, den er durch eine wohlerſonnene Fabel, nicht durch Moraliſiren erreichen müßte: ſo thut er gewiß am beſten, wenn er ſeinen Vorwurf rein von der komiſchen Seite aufgreift, wobey die Verkehrtheit der Lüge noch immer mit hinreichender Entſchiedenheit herausgeſtellt werden mag.

2) Ganar amigos. Wäre die Handlung etwas einfacher angelegt, und wären die Motive derselben etwas strenger berechnet, so würde Ref. dieses Schauspiel dem vorhergehenden unbedenklich vorziehen. Die Idee, welche der Dichter zur poetischen Anschauung bringen will, daß wir einen besseren Gewinn machen, wenn wir uns Freunde erwerben, als wenn wir nur immer die nächsten Interessen unsers Eigennutzes ins Auge fassen, ist an sich eine höchst interessante, und ganz geeignet, durch die Verwicklungen eines Drama dargestellt zu werden. Auch ist die Handlung für diesen Zweck sehr glücklich erfunden (nur die Nothzucht der Donna Anna wünscht man weg, und den Mißgriff, daß Encinas dazu hülft, den Verdacht auf den Marques zu bringen); und noch glücklicher ist der Hauptgedanke des Stücks in dem Charakter des Don Fadrique ausgeprägt. Er allein besitzt jene Hoheit der Gesinnung, welche der Dichter schildern will; alle übrigen haben, indem sie sich Freunde zu machen suchen, eben wieder nur die kleinlichen Interessen ihres Eigennutzes im Auge. Auch dieses Stück verdiente eine Bearbeitung (natürlich im Costume), wenn diese gleich hier gewiß keine ganz leichte Aufgabe wäre.

3) Las paredes oyen. Weder eine »Comedia muy vulgar« ist Lope de Vega's El premio del bien hablar, welches das nämliche Thema behandelt, noch L. p. o. eine obra exelente, in dem Sinne, wie der H. es meint, wenn er zweifelt, ob er dieses Drama nicht sogar der Verdad sospechosa vorziehen soll, die, wie erst bemerkt wurde, seiner Meinung nach, mit Ausnahme von El desden con el desden, das trefflichste Stück der spanischen Bühne ist. Ein recht gut erfundenes, recht gut durchgeführtes Stück ist L. p. o., dessen Dialog und Sprache gleich natürlich und voll Anmuth sind, und in dem der Hauptgedanke der Composition allerdings schärfer als bey Lope herausgestellt ist. An frischer, lebendiger Färbung steht es hinter der Leistung Lope's so offenbar zurück, daß die letztere schon darum nicht eine Comedia muy vulgar genannt zu werden verdiente

4—5) El Tejedor de Segovia. Primera y segunda Parte. Der H. vergleicht dieses Stück mit Schiller's Räubern. Kaum kann die Vergleichung für statthaft gelten. Carl Moor wird Räuber aus leidenschaftlicher Erbitterung gegen die bürgerlichen Institutionen, und mit dem Vorsatze, an ihnen zu freveln; Fernando Ramirez hingegen durch eine höchst grausame, an seinem Vater und an ihm selbst verübte Gewaltthat; jener wird zum Verbrecher, wenn er gleich selbst als solcher noch sich unsere Theilnahme erhält: dieser will nur das ihm zugefügte Unrecht rächen, seines Vaters und seine eigene Ehre

wieder herstellen, und hat bey seiner Schuldlosigkeit und bey gleicher Seelengröße weit edlere Ansprüche an unsere Theilnahme. Merkwürdig ist es, daß man den Tejedor de Segovia in Spanien aus den nämlichen Gründen anstößig fand, aus welchen man die Räuber in Deutschland verbieten zu müssen glaubte. Uebrigens ist dieses Werk Alarcons voll großartiger, wahrhaft poetischer Züge, und eine Bearbeitung, welche diese zu erhalten, und dabey das Stück dennoch bühnengerecht zu machen wüßte — eine Bearbeitung in der Manier der Frau Birch-Pfeiffer wäre eben nicht wünschenswerth — würde nur als ein Gewinn für unsere Bühne betrachtet werden können.

Matos Fragoso. Ueber sein Leben fehlt es durchaus an Nachrichten Von ihm findet man hier zwey Stücke: Lorenzo me llamo und La dicha por el desprecio. Beyde sind nicht ohne jenes Verdienst und ohne jene Fehler, welche man bey den besseren spanischen Stücken anzutreffen immer sicher ist: obgleich ihr Verfasser zu den Dichtern des zweyten Ranges gehört, und nur durch die Schönheit seiner Versification jenen des ersten sich nähert.

Dem fünften Bande hat der Herausgeber in einem kurzen Vorwort einige Bemerkungen über die Schicksale der dramatischen Poesie in der Periode seit Solis bis auf die neuesten Zeiten beygefügt, die, wenn sie auch demjenigen, der mit Martinez de la Rosa's Abhandlungen und mit Ferd. Wolf's Einleitung zu seiner Floresta bekannt ist, nichts Neues lehren, doch eben so, wie größtentheils auch die kritischen Bemerkungen zu den Dramen des vierten und fünften Bandes, den erfreulichen Beweis liefern, daß Hr. Ochoa in Verlauf seiner Arbeit die Befangenheit in der Schätzung des Verdienstes seiner Landsleute und in der Verehrung für das sogenannte klassische Drama der Franzosen, welche er in Beurtheilung einzelner Dramen von Lope de Vega und Calderon kund gegeben, immer mehr abgestreift habe. Diese Befangenheit erklärt sich bey den neueren spanischen Kritikern, auch wenn sie, wie Hr. Ochoa selbst, poetischen Geist genug besitzen, um in der Poesie die Poesie nicht zu verkennen, so wie bey der kritischen Schule, welche mit Luzan begann, aus der Eigenthümlichkeit des sogenannten alten spanischen Theaters auf das allernatürlichste. Entstanden und ausgebildet in einer Zeit, in welcher das wirkliche Leben selbst noch romantisch war, und in der die Erinnerungen an eine frühere Zeit, in welcher der romantische Geist seinen Fittich noch weit freyer, kühner und wohl auch phantastischer geschwungen hatte, nicht in Büchern, sondern im Gesang und in tausend Romanzen nachklangen, hatte sich das spanische Drama dieser

Elemente, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mit entschlossener Selbstständigkeit bemächtigt, unbekümmert um alle Regeln, die, wenn gleich bekannt, doch keine Geltung gewinnen konnten; schon darum nicht, weil alle dahin einschlagenden Untersuchungen für die Nation, die in ihrer philosophischen Entwicklung überhaupt unverhältnißmäßig weit zurückgeblieben war, durchaus kein Interesse hatten. Diese Freyheit, die großen Dichtern, wie Lope de Vega, Calderon, Tirso de Molina ꝛc., bey welchen der glückliche Instinkt des Genies die Versuchung maßlos über die Gränzen einer glücklichen Kühnheit hinauszuschweifen, ausglich, offenen Spielraum für ihre poetische Schöpfungskraft gab, mußte für Dichter ohne Talent und Beurtheilungskraft zur Versuchung werden, auch das Abenteuerlichste wie Monströseste zu wagen. Nicht zu wundern ist es daher, wenn Luzan und die Dichter und Kritiker seiner Schule, die eine so ungeheure Masse von Abgeschmacktheiten und Ungereimtheiten vor sich sahen, über das ganze Teatro antiguo in Bausch und Bogen das Verdammungsurtheil aussprachen, und sich mit Nägeln und Zähnen an die Grundsätze einer Poesie anklammerten, die mit jenem den entschiedensten Gegensatz bildet, und welche damals die Bewunderung des ganzen gebildeten Europa für sich hatte. Fast auf die gleiche Weise muß der neuere spanische Kritiker sich bewoorren sehen. Das Sündenregister der einen wie der anderen Periode ist ihm weit besser bekannt, als dem Ausländer, der aus der einen nur das Beste, aus der anderen das Schlechteste fast nur zufällig kennen lernt. Wenn dieser Kritiker ein Mann von poetischem Geiste ist, wie L. F. Moratin, Martinez de la Rosa und Don Eugenio Ochoa: so wird er den Werth der vorzüglichsten Erzeugnisse der älteren Periode nicht verkennen; aber immer wird es ihm schwer werden, über die Grundsätze und die Geschmacksrichtung, welche in der folgenden Geltung gewannen, ins Reine zu kommen. Denn wenn er über die drey Einheiten mit sich abgeschlossen, so ist damit noch wenig gewonnen. Nachtheiliger erweist es sich bey dem Herausgeber wie bey seinen Nebenmännern, daß er, wie diese, rücksichtlich der Forderung, daß das Theater eine Schule der Sitten seyn solle, es zu keiner unbefangenen Ansicht gebracht hat. Denn er würde sonst schwerlich die Verdad sospechosa so unbedingt an El desden con el desden hinaufgehoben, noch das letztere Stück, trotz seiner Trefflichkeit, so unbedingt über die Milagros del desprecio erhoben haben.

Das erste unter den vom Herausgeber in den fünften Band aufgenommenen Stücken ist:

El honrador de su padre, von Don Juan Bautista

Diamante. Höchst merkwürdig ist das Zusammentreffen einzelner Scenen mit entsprechenden Scenen im Cid des P. Corneille: so daß einer von beyden Dichtern den anderen nothwendig übersetzt haben muß. Der Herausgeber läßt in seinem sehr gut geschriebenen Vorwort, in welchem nebenher Voltaire und La Harpe gebührend zurecht gewiesen werden, die Sache unentschieden, weil hier nur die Ermittlung des Zeitpunktes, in welchem D. mit seinem Stücke auftrat, entscheiden könnte, wozu keine Hoffnung zu seyn scheint, und wie der H ganz richtig bemerkt: »siempre es muy arriesgado resolver por conjectura cuestiones de hechos.« Alles wohl erwogen, würde sich Ref. inzwischen dennoch der Meinung zuneigen, daß hier Diamante der Uebersetzer sey. Für die tausend Diebstähle, welche die Franzosen an den Spaniern begangen (sie haben freylich alles verschönert!), wäre es eben nicht viel, wenn auch einmal ein Spanier ein Plagiat an einem Franzosen zu verantworten hätte.

El Castigo de la miseria, von Don Juan de la Hoy Mota, hält mit Moliere's Geizigem keine Vergleichung aus; und eigentlich findet eine solche gar nicht Statt. El C. d. l. m. bewegt sich im Gebiete der Posse; eine allerdings höchst belustigende und trefflich benützte Situation gibt ihren Mittelpunkt ab, und entschädigt für den lockeren Zusammenhang des Ganzen. Der dritte Act ist fast nur daran geklebt. Moliere's Geizige r hingegen faßt den Geiz mehr von der tragischen, als von der komischen Seite. Sein Harpagon verderbt Sohn, Tochter, Freund, Gesinde, und reizt sie alle, ihn zu verachten und zu betrügen. In dieser Hinsicht hält Ref. den Geizigen für eines der nicht zahlreichen Stücke, in welchen es dem Dichter gelungen ist, eine moralische Intention, ohne zu moralisiren, mit Entschiedenheit durch die Handlung und die Poesie selbst herauszustellen.

El diablo predicador. Wahrscheinlich von Don Luis de Belmonte. Wenn die Ansicht, daß das Böse selbst den Zwecken der Vorsehung diene, um dadurch das Gute zu schaffen, und daß es darin allein bestehe, in der That die einzige ist, in welcher wir eine vollständige Versöhnung für den Schmerz des Lebens finden mögen: so ist, sie poetisch zu gestalten, eine der großartigsten und belohnendsten, gewiß aber auch eine der schwersten Aufgaben, welche ein dramatischer Dichter sich wählen kann. Im Diablo predicador ist diese freylich in den gröbsten Zügen einer Legende ausgeprägt: aber auch in dieser Form thut sie, wenigstens zum Theil, eine großartige Wirkung. Vortrefflich ist der widerstrebende Ingrimm geschildert, mit welchem Lucifer

das Gebot einer höheren Macht vollzieht: auch die Zeichnung der Charaktere Octavia's und des Guardians verdient alles Lob, und die komischen Scenen, welche die Genäschigkeit und Freßgier Fray Antolins veranlassen, unterhalten, wie sehr man der genäschigen und eßlustigen Graciosos auf der spanischen Bühne auch gewohnt wird. Merkwürdig ist es, daß der Diablo predicador im Verlauf des ganzen vorigen Jahrhunderts, als noch die Inquisition bestand, auf der Bühne geduldet, und erst in den sogenannten Zehn Jahren verboten wurde.

El Conde de Sea. Gewöhnlich schreibt man dieses Drama Philipp IV. zu, und noch mehrere andere sollen von ihm seyn, wie z. B. Dar la vida por su dama; Lo que pasa en un torno de monjas etc. Daß alle unter der Firma: Por un ingenio de esta corte, von ihm seyen, ist zuverläßig falsch; gewiß aber, daß er mehrere Dramen nach einem von ihm gemachten Entwurfe von den Dichtern, welche er an seinem Hofe versammelt hatte, aus dem Stegreife ausführen ließ: wobey er natürlich die Hauptrolle für sich selbst nahm, und jenen die Nebenpartien zutheilte. Eine Anecdote, welche der Herausgeber bey dieser Gelegenheit erzählt, ist zu anziehend, um hier nicht mitgetheilt zu werden. Einst sollte auf jene Weise die Schöpfung gegeben werden. Der König machte den Gott Vater, und Calderon war die Rolle des Adam zugefallen. Als nun der Dichter in einer zur Ungebühr ausgedehnten Rede die Herrlichkeiten des Paradieses beschrieb, machte der König eine Geberde der Ungeduld. »Was fehlt Euer Majestät?« fragte Calderon ganz unbefangen. »Gar nichts,« sagte Gott Vater; »ich bin nur unwirsch darüber, daß ich einen so redseligen Adam erschaffen habe.«

El C. d. S. enthält einige gut angelegte Situationen und einzelne schöne Stellen, ohne übrigens einer besonderen Auszeichnung werth zu seyn.

Cuando no se aguarda, y principe tonto, von Don Francisco de Leila, ist eine sogenannte Comedia de Figuron, in welcher immer ein lächerlicher und carikirter Charakter, meistens ein zuversichtlicher Einfaltspinsel oder ein windiger Glücksritter, die Hauptrolle spielt. Ein Stück dieser Art erfüllt seinen Zweck vollkommen, wenn es zum Lachen reizt; ein Verdienst, welches sich auch dem gegenwärtigen nicht absprechen läßt, worin es jedoch von anderen, z. B. dem Domine Lucas, noch weit übertroffen wird.

Las Mañecas de Marcela, von D. Alvaro Cubillo de Aragon, einem Dichter, von dem sich nur wenig Stücke erhalten haben. Das gegenwärtige gefällt durch eine gewisse

Simplicität und einen glücklichen Anstrich von Sentimentalität in dem Charakter der Hauptperson, ohne durch besondere Vorzüge ausgezeichnet zu seyn.

Pobreza, Amor y Fortuna, von D. Diego und D. José de Figueroa. Daß zwey Dichter an einem Stücke arbeiteten, kommt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sehr häufig vor. (Die französischen Vaudevillisten arbeiten häufig zu Vieren!) Gar nicht übel ist die Bemerkung des Herausgebers, daß dergleichen Compositionen, wenn sie öfters auch gerade nicht schlecht sind (»weil zwey Dichter mehr stehlen können als Einer«), doch an Iriarte's Fabel: Los cuatro Lisiados, erinnern, wo es der vereinten Bestrebungen eines Blinden, Stummen, Verstümmelten und Hinkenden bedarf, um einen Brief zu Stande zu bringen:

— como eran tales
Quatro fueron necessarios.

Uebrigens fehlt es diesem Drama der beyden Brüder nicht an einer anziehenden und verständig durchgeführten Handlung und gut gehaltenen Charakteren; wie sich denn Fr. Figueroa auch als lyrischer Dichter immer auf einer gewissen Höhe hält, wenn man ihn gleich mit Unrecht zu den Dichtern vom ersten Range zählen würde.

Mudarse por mejorarse, von D. Fernando de Zárate. Gehört zu den Stücken, die man am besten als dramatische Novellen bezeichnen kann. Ohne hervorstechende Vorzüge, wenn gleich nicht geradezu was man Mittelgut nennt.

Por su rey y por su dama, von Don Francisco Bances de Candamo. Dieser Dichter gehört in die Zeit Carl's des Zweyten. Was der Herausgeber zum Lobe des gegenwärtigen Drama sagt, will Ref. gerne gelten lassen; nur sind es gerade solche Stoffe, deren Behandlung zu einer Vergleichung mit Calderon fast unabweisbar auffordert. Bey dem lebhaften Interesse, welches die Fabel dieses Drama erregt, würde eine freye Bearbeitung desselben wahrscheinlich auch auf unserer Bühne eine günstige Aufnahme finden.

El Amor al Uso, von D. Antonio Solis. Ganz richtig bemerkt der Herausgeber, daß, wie manche Dichter unter ihrem Verdienste geschätzt werden, es andere gebe, welchen, wenigstens ihre Mitzeit, eine höhere Stelle einräume, als sie nach ihrem Verdienste ansprechen könnten. Zu den letzteren scheint ihm mit Recht auch Solis zu gehören, und die Zusammenstellung mit Alarcon ist eine treffende. Solis hat das Glück, mehr zu gelten als er werth ist — wenn man es ein Glück nennen kann — bey seinen Zeitgenossen der treuen Schilderung der

Sitten seiner Zeit, bey den späteren Kritikern dem Umstande zu danken, daß er, als der letzte jener Dichter, die man zum Teatro antiguo rechnet, die Fehler desselben in keinem auffallenden Grade gewahr werden läßt. Freylich auch in keinem ausgezeichneten Grade die Vorzüge desselben. Solis zeigt sich als Dichter gerade so, wie in seiner Conquista de Mejico als Geschichtschreiber: verständig (den Einfluß der demonios bey der Eroberung von Mejico weggerechnet), besonnen, klar, fein und gewandt, aber ohne Tiefe oder besondere Schnellkraft des Geistes. Dichter und Schriftsteller dieses Gepräges sind überhaupt am meisten geeignet, in gewöhnlichem Sinne des Wortes bey dem Publikum ihr Glück zu machen.

El Hechizado por fuerza, von D. Antonio de Zamora. Man glaubt allgemein, dieses Stück sey eine Satyre auf Carl II., der sich für bezaubert hielt, und in der Kirche de Nuestra Señora de ottocha unter vielen Ceremonien sich exorcisiren ließ. Wenn dieses der Fall ist, so muß man die geistreiche Gewandtheit bewundern, mit welcher der Dichter seinen Gegenstand ins hellste Licht des Lächerlichen zu stellen, und es dabey dennoch zu vermeiden wußte, sich verfänglich zu machen. Auch ist an dem H. p. f. noch etwas Anderes zu loben. Der Held des Stückes ist allerdings ein Pinsel; aber es ist doch etwas von Schnellkraft in ihm, was dem ganzen Stücke zu Gute kömmt, und dem Komischen zum Relief dient. Gewöhnlich wissen aber die Dichter, wenn sie es darauf abgesehen haben, einen Pinsel als Hauptperson auf die Bühne zu bringen, diesen nicht pinselhaft genug darzustellen, wobey selbst gut angelegte komische Situationen ihre Kraft verlieren, weil sich dem Wohlgefallen daran immer etwas von Ekel und Verachtung beymischt. Die totale Verstandesschwäche ist eben so wenig dramatisch, als die totale Narrheit.

El Domine Lucas, von Don José de Cañizares. Wie es eine Poesie für Geist und Gemüth gibt, so gibt es auch eine Poesie des Widersinns, und sogar des Unsinns. Ref. wüßte nicht, wie er ein ihm bekanntes spanisches Stück: Pagarse en la misma flor, anders, als auf die letztere Weise bezeichnen sollte. Vom ersten bis zum letzten Worte ist darin alles Unsinn, aber Unsinn, der den Leser fortwährend zu lachen zwingt, ein wahres Saturnalienfest der tollsten Laune! Ueberhaupt sind die spanischen Dichter auch in der Behandlung des Widersinnigen und des Unsinns oft wahre Meister; und die Kunst ist gar nicht leicht, wie leicht es auch ist, Widersinn und Unsinn für Poesie zu geben. Denn der Dichter, dem es damit glücken soll, bedarf nicht bloß eines scharfen und energischen Verstandes, sondern

auch einer eben so energischen Phantasie und Erfindungsgabe; des ersteren, weil der Widersinn nur im Reflex des gesunden Verstandes zur Erscheinung kömmt — Aristophanes ist in diesem Genre nur darum so vortrefflich, weil er der gesundeste politische Kopf seiner Zeit war —: der letzteren, weil der Widersinn, wenn er nicht keck (felici audacia) herausgestellt ist, leicht jenes Mißbehagen und jenen Ekel erregt, den Verstandesschwäche und Aberwitz in der Wirklichkeit zu erzeugen pflegen.

Der Domine Lucas des Cañizares ist keine Posse im gewöhnlichen Sinne; der Dichter hat sich in der Behandlung des Widersinnigen durchaus als ein Meister gezeigt. Daß er dem Helden ein wenig natürliches Ehrgefühl und eine, wenn auch kleine Dosis gesunden Verstandes gelassen, ist ihm hoch anzurechnen Köstlich ist Donna Melchiora, und die Scene mit den Hühnern könnte auch einen Sterbenden zum Lachen bringen.

El Picarillo en España. Ebenfalls von Cañizares. Auch hier ist alles glückliche Kühnheit; die Intriguen am Hofe Juan's II.; das abenteuerliche Wagniß ritterlichen Muthes; das schöne Wagniß eines edlen weiblichen Gemüthes in der entschlossenen Hingebung an die rasch entstandene Neigung; der gewaltige Don Alvaro de Luna und der drollige Gracioso Bambute — Alles hingezeichnet mit kecken Strichen, und dabey mit wie viel Feinheit und mit wie viel poetischer Besonnenheit! Man begreift nicht, was der Herausgeber will, wenn er bedauert, daß der Dichter keine besseren Mitbewerber gehabt habe, und nur überall seiner Laune (capricho) gefolgt sey. Wie lange war es denn her, seit Calderon todt war, und worin folgte denn Cañizares in diesen P. e. E. gerade nur seiner Laune? Ref. wollte, die deutsche Bühne hätte recht viele Stücke vom Gehalte des vorliegenden, und unsere Dichter hätten alle so viel Besonnenheit, als Cañizares hier unstreitig bewiesen hat. Eine geschickte Bearbeitung — ein Dichter von mittelmäßiger Gewandtheit dürfte sich nicht daran wagen — würde ein entschiedener Gewinn seyn.

El delincuente honrado, von Don Gaspar Melchor Jovellanos. Die spanischen Kritiker überschütten dieses Drama mit Lobsprüchen, ein recht klarer Beweis, wie das Mißverstehen der Forderung, daß das Theater eine Schule der Sitten seyn solle, das Urtheil verwirre, und die Unbefangenheit desselben aufhebe. Und um die Wahrheit zu sagen: sind unsere Dichter und Kunstrichter schon über die betreffende Frage mehr klar geworden als jene? Nicht im Geringsten. Die Kunstrichter haben auf das sogenannte weinerliche Lustspiel und, was bey uns so ziemlich damit zusammenfällt, auf das Familienstück geschmäht,

und dabey meistens das Kind mit dem Bade verschüttet: die Dichter aber haben selten durch die That bewiesen, sie hätten auch nur eine Ahnung davon, in welchem Sinne die Bühne eine Schule der Sitten seyn solle und könne, oder daß sie es verstünden, Moral und Lebensweisheit auf die rechte Weise, das heißt, als Dichter und durch die Handlung selbst zu lehren, oder die Darstellung von Lebensverhältnissen, wie sie das sentimentale Drama zu behandeln liebt, durch Eigenthümlichkeit der Auffassung, durch ein scharfes Ausprägen der Charaktere und einer sicher erfaßten und klar hingestellten Lebensansicht, und durch heitere Schlaglichter in die poetische Sphäre hinaufzuheben. Davon aber ist im Delincuente honorado eben so viel als nichts zu finden. Moral wird allerdings genug gepredigt, was aber der Strick ist, womit alle Dichter solcher Dramen die Poesie und sich selbst erwürgen: worin aber die Moral des Stückes bestehen soll, dürfte schwer zu sagen seyn. Im Gegentheil muß die Vermählung des Mörders mit der Gattin des Ermordeten, und daß diese beyden höchst tugendhaften Personen es damit so leicht nehmen, als ob es eben gar nichts wäre, auch für ein nicht übertrieben strenges sittliches Gefühl anstößig seyn. An Rührstoff fehlt es nicht, aber man wird dabey unaufhörlich an das:

Unsern Jammer und Noth ꝛc.

erinnert; und wenn das Pathos gleich nie eigentlich schwülstig ist, so besteht es doch guten Theils aus Phrasen. Am verwerflichsten ist am Schluß die Armensünderscene, man glaubt ein französisches Melodram zu lesen. Jovellanos war einer der edelsten und trefflichsten Menschen seiner Zeit, der die strengsten Grundsätze der Tugend und der Ehre im Leben wie in seinen Schriften bewährte: aber eben sein Beyspiel beweist, wie der Ernst und die Strenge, mit welcher der Dichter die Grundsätze der Moral erfaßt hat, als Dichter ihm immer Abbruch thun werden, wenn sie sich in seinem Gemüthe so zu sagen nicht gänzlich poetisch verklärt haben.

Raquel, Tragedia, von Don Vicente Garcia de la Huerta. Wenn eine Nation die ihr eigenthümlichen heimatlichen, und darum die ihr allein entsprechenden Elemente des geistigen Lebens, statt das Kernhafte darin zu bewahren, das schadhaft Gewordene nach dem veränderten Bedürfniß der Zeit umzugestalten, sich dem Fremden zuwendet, und ihre Erneuerung und Wiedergeburt von der Nachahmung desselben erwartet: so wird gegen eine solche Verkehrtheit, früher oder später, sich immer eine entschiedene Reaction bilden, wenn der Nation überhaupt zu einer solchen Kraft genug übrig geblieben ist. Fast nie

aber sind diejenigen, welche in einem solchen Kampfe zuerst auftreten, zugleich berufen, ihn zu leiten, und ihn zu einem gediegenen Ergebniß zu führen. Meist sind es tüchtige Schreyer, gleich geeignet, durch den leidenschaftlichen Ton, welchen sie anstimmen, auf die Masse zu wirken, und durch die Entschiedenheit, mit welcher sie das richtig, aber nur unklar und unvollständig Erkannte geltend zu machen suchen, ihre Gegner zwingen, auf den Streit einzugehen, aus dem in der Folge ruhige Besonnenheit befriedigendere Resultate zu Tage fördern mag. Ein solcher Schreyer war auch Garcia de la Huerta. Seine leidenschaftliche Polemik gegen die Gallicisten ward, wie verworren sie sich auch zeigte, eine sehr ersprießliche; und durch die Herausgabe seines Teatro Hespañol, wie einseitig er dabey auch verfuhr, trug er nicht wenig dazu bey, das Interesse für den alten Nationalgeschmack aufs Neue zu beleben. Wie unklar übrigens er dabey über das, was zu behalten und wegzuwerfen sey, sich selbst gewesen, beweist nichts besser als diese Raquel, und der unglückliche Versuch, den er in ihr machte, die Forderungen des alten Nationalgeschmacks mit jenen der Gallicisten auszugleichen. Es ist hier weder der Raum dazu, noch lohnt es sich der Mühe, auf das Einzelne einzugehen. Man vergleiche mit dieser recht innerlich matten Tragödie die India de Toledo des Lope de Vega. Alfons ist schülerhaft schlecht gezeichnet, Rachel und Ruben (treffend hat ihn Bouterwek einen Stockjuden genannt) nicht besser, nur in Garceran Manrique und in ein paar Nebenpersonen ist Charakterzeichnung zu finden. Die Diction ist rein, und es fehlt ihr theilweise nicht an rhetorischer Schönheit. Gelegenheitlich begegnet es dem Dichter, aus dem tragischen Menuetschritt zu fallen, und mit der größten Naivetät vollkommen lächerlich zu werden.

Rub. Que motivo asi te precipita?
Manr. El ganar albricias de la nueva.
De que ya está Toledo sosegada;
Y el, que antes era todo turbulencia
Ya es teatro de aplausos. *Rub.* ¿Pues qué causa
Pudo mover pasiones tan opuestas?
Manr. El haber ofrecido Hernan Garcia
De Raquel el destierro y tu cabeza.
Rub. ¿Mi cabeza Manrique? *Manr.* No lo dudes.
Rub. ¿Que dices etc.

Manolo, von Ramon de la Cruz. Es wäre sehr zweckmäßig gewesen, und würde gewiß den Dank der Leser des Teatro español verdient haben, wenn Hr. Ochoa ein paar andere Dramen ausgelassen, und dafür mehrere Sayuetes und Zarguelas von Ramon de la Cruz aufgenommen hätte. Denn nach

dieſem Manolo allein wird ſich kein Leſer weder von der Eigenthümlichkeit des Dichters, noch dieſer bey den Spaniern ſo vielgeſtaltigen Gattung von Schauſpielen einen Begriff bilden können. Sie ſchließt den tragiſchen Ernſt eben ſo wenig aus, als die Darſtellung poſſenhafter Vorfälle aus der niedrigſten Sphäre des Lebens. Bald ſind es regelmäßige kleine Luſtſpiele; bald begnügen ſie ſich, einen Vorfall, eine Situation, einen Charakter in wenigen Scenen zu ſchildern; manchmal beſtehen ſie auch bloß aus einer einzigen Scene. In manchen dieſer kleinen Zwitterdramen iſt mehr Geiſt, mehr Witz, mehr Laune, mehr Lachſtoff und ſelbſt mehr Verſtand, als in einem ganzen Bande von gewöhnlichen Luſt- und Schauſpielen, die Anzahl der ſpaniſchen Saynetes, Entremeses und Zarzuelas aber iſt eine durchaus unüberſehbare. Wenn unſere Dichter dieſe überreiche Miene auszubeuten verſtünden, ſo würden ſie in nicht wenigen dieſer Compoſitionen den Stoff zu den trefflichſten regelmäßigen Luſtſpielen und zu den trefflichſten Poſſen finden. Nichts wäre geſchickter, uns von dem Geſchmeiß dieſer ein- und zweyaktigen franzöſiſchen Piecen zu befreyen, die das ächte Luſtſpiel wie das Trauerſpiel von der Bühne faſt verdrängt haben, den Sinn für das eine wie das andere verſchließen, und mit ihrer bald witzigen, bald langweiligen Frivolität und dem ewig wiederkehrenden Thema der Intrigue auf die Sitten eben ſo verderblich einwirken, als auf den Geſchmack. Eine mit Einſicht getroffene Auswahl der beſten Saynetes und Entremeses aus dem unerſchöpflichen Ramon de la Cruz (der Herausgeber zählt in ſeinem Kataloge über dritthalbhundert Stücke auf) und Anderen, in einem oder zwey Bänden, wie die des T. e. ſind, würde Herrn Ochoa gewiß den Dank aller Liebhaber der dramatiſchen Poeſie erwerben, und billige Anerkennung finden.

Zoraida, von Don Nicaſio Alvarez de Cienfuegos. Unter den übrigen Tragödien des Dichters (ſeine Biographie ſ. in Ferd. Wolf's Floresta) noch immer bey weiten die beſte. Cienfuegos war nicht ohne bedeutende Anlagen zum tragiſchen Dichter, und würde für jeden Fall Ausgezeichnetes geleiſtet haben, wenn er nicht durchaus in dem Sinne hätte claſſiſch ſeyn wollen, welchen dieſer Ausdruck bey den Galliciſten des verfloſſenen Jahrhunderts hatte. Bedeutender und eigenthümlicher iſt ſein Verdienſt als lyriſcher Dichter.

El Si de las Miñas. Unter den neueren Erzeugniſſen der dramatiſchen Poeſie in Spanien hat kein einziges in Deutſchland ſo viel Kredit gewonnen, wie dieſes in Proſa geſchriebene Luſtſpiel des Don Leandro Fernandez de Moratin. Es iſt von den deutſchen Kunſtrichtern faſt nicht weniger gerühmt

worden, als von den spanischen. Ein sorgfältig, nicht bloß in allen seinen Theilen, sondern in jeder Zeile und fast in jedem Worte durchgedachtes Werk zu seyn, kann man dieser dramatischen Leistung Moratin's unmöglich absprechen. Damit ist aber auch Alles, oder doch das Beste gesagt, was sich zu ihrem Lobe vorbringen läßt. Die Handlung ist ohne sonderlichen Aufwand von Erfindungsgabe ersonnen; die Idee, welche dadurch zur sinnlichen Anschauung gebracht werden soll, weder neu, noch tief geschöpft, noch durch Feinheit bedeutend; die Charaktere, es ist wahr, sind mit fester Hand gezeichnet und vortrefflich gehalten, aber wenigstens ohne lebhaft ansprechende Eigenthümlichkeit; die Wirkung des Komischen endlich ist eine sehr geringe. Die Diction ist klar, natürlich, fließend und gediegen in jeder Zeile; aber sie ist fast überall — wahre Prosa. Von dem lebendigen Hauche der Poesie, der uns auch aus den minder gelungenen Compositionen Lope de Vega's und Calderon's, Tirso de Molina's und Cañizares anweht, ist hier wenig zu finden. Im ganzen Stücke wird nichts gesagt und gethan, was man nicht, wenn es sich gerade trifft, tagtäglich in jedem honetten Bürgershause hören oder erleben könnte.

— — — — Uns selbst
Suchen und finden wir hier.

Um Poesie war es Moratin auch gar nicht zu thun, sondern um recht ehrenhafte, praktisch brauchbare Gesinnungen; um die verständigste Verständigkeit, die natürlichste Natürlichkeit; gebessert sollten die Leute aus dem Schauspielhause gehen, wie aus der Kirche, und klüger, wie aus einem Hörsaale: denn das Theater sollte vor Allem — eine recht gründliche Schule der Sitten seyn. Des eigentlichen Moralpredigens enthält sich zwar Moratin so ziemlich, allein wo sich eine besonders günstige Gelegenheit zu einer schönen Epanorthosis zeigt, wie Act 3, Scene 3, verfällt er auch in diesen Lieblingsfehler seiner Schule.

Pelayo. Tragedia. Von Don Manuel José Quintana. (Ausführliche Nachrichten über Moratin und Quintana s. in Ferd. Wolf's Floresta de Rim. Mod. Cast. T. II. p. 118 und 186.)

Unter den drey hier mitgetheilten Tragödien neuerer Dichter würde Ref. nach diesem Pelayo gewiß zuletzt greifen. Man muß sich eben daran erinnern, wie der Herausgeber, der den Honrado Hermano und den Nuevo Mundo de Colon »comedias descabelladas« nennt, bey einem ihm nicht abzustreitenden natürlichen Sinne für poetische Schönheit, dennoch in den Ansichten einer Schule befangen ist, um es begreiflich zu finden, wie er diese durchaus mißlungene Tragödie eine prueba incotestable

nennen konnte, daß einem eminenten Talente für die tragiſche Poeſie derzeit in ſeinem Vaterlande die verdiente Anerkennung zu Theil werde. Die Anſprüche an eine ſolche ſind hier eben nicht ſehr groß. Die Handlung iſt nichts weniger als gut angelegt, und eben ſo wenig gut durchgeführt. Man hat geſagt, der Heroismus für ſich allein bringe auf der Bühne nur eine erkältende Wirkung hervor; doch nicht der Helden- und Glaubensmuth eines Pelayo, und nicht bey den Spaniern! Nur mußte der Dichter dieſen Heldenmuth uns an der Entſchloſſenheit zeigen, mit welcher er Alles hinwarf, was ihn anging, um die letzten Trümmer ſeines zuſammenſtürzenden Vaterlandes zu ſtützen, und die Erneuerung desſelben vorzubereiten; er mußte uns die Glaubensſtärke zeigen, die denſelben dabey aufrecht erhielt, und durch die er Andere aufriß; er mußte die gegebenen hiſtoriſchen Momente benützen, und andere zweckmäßig erfinden, um durch ſie den Charakter ſeines Helden zu entfalten: nicht aber den ganzen Heldenmuth desſelben an den Verdruß und der Plage abhaspeln, welche ihm die Vermählung ſeiner Schweſter mit dem Mohren Munuya verurſacht. Das war in einer Tragödie von franzöſiſchem Zuſchnitt nicht leicht zu leiſten. Wer hieß aber auch dem Dichter ſeiner Tragödie gerade dieſen Zuſchnitt geben. An einzelnen rhetoriſchen Schönheiten fehlt es nicht: dennoch fehlt im Ganzen jene höhere Energie des Styles, welche hier für den Mangel weſentlicherer Vorzüge, zum Theil wenigſtens, entſchädigen konnte.

La Niña en casa, y la Madre en la mascara, von Don Francisco Martinez de la Roſa.

Die Anſicht, daß die Bühne eine Schule der Sitten ſeyn ſolle, hat dem Verfaſſer in ſeinen kritiſchen Abhandlungen ſo arge Streiche geſpielt, daß man überraſcht iſt, in der Ausübung bey ihm weit mehr Unbefangenheit und richtigen Tact zu finden, als man ihm ſeinen theoretiſchen Grillen nach zutrauen ſollte. Auf eine moraliſche Sittenſchilderung iſt es zunächſt auch hier abgeſehen; allein der Dichter bewegt ſich dabey ſo frey und unbefangen, daß ſich ihm der Vorwurf proſaiſch nüchterner Verſtändigkeit und Pedanterie durchaus nicht machen läßt. Vortrefflich und voll Lebens iſt beſonders der erſte Akt. Nachtheilig wirkt der ſentimentale Anſtrich, welchen der Dichter der Liebe der Donna Ines gegeben hat. Bey der Löſung des Knotens im dritten Akte mußte nicht gerade alles holter polter zur Conſolation der gemüthlichen Seelen abgemacht werden. Die Leichtigkeit und natürliche Anmuth des Dialogs und der Diction verdienen Anerkennung.

Indulgencia para todos, von Don Manuel Eduardo Goroſtiza.

Der Dichter wurde im Jahre 1790 zu Vera Cruz geboren. Sein Vater war dort Gouverneur dieser Stadt, und seine Mutter ein Abkömmling der heiligen Theresia. In Madrid trat Gorostiza zuerst in den Jahren 1815 oder 16 mit Beyfall als dramatischer Dichter auf; bald aber vertauschte er diesen Beruf mit einem ernsteren, indem er von der Regierung seines Vaterlandes an die europäischen Höfe geschickt wurde, um die Anerkennung der Unabhängigkeit desselben zu bewirken. Während dieser Zeit schrieb er sein berühmtes Lustspiel: Contigo pan y cebolla, welches wahrscheinlich Scribe die Idee zu seinem Une chaumière et son coeur gegeben hat.

Ein bedeutendes Talent zur Charakterschilderung ist in dieser Leistung des Dichters allerdings sichtbar; nur fehlt es diesem Talente offenbar an Reife, und der Diction an jener Anmuth, Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, an welche man bey den besten dramatischen Dichtern der Spanier so sehr gewöhnt, oder vielmehr verwöhnt wird.

Muerete ¡y veras! von Don Manuel Breton de los Herreros. (Sein Leben in Ferd. Wolf's Floresta, II. Bd.)

Wenn von den 130 Stücken, womit der Verfasser nach dem Zeugnisse des Herausgebers die Bühne seines Vaterlandes in weniger als zwey Decennien bereicherte, auch nur der zehnte Theil den Werth des gegenwärtigen Lustspiels hat, so kann man seinem Vaterlande zu einem so glänzenden Talente nur Glück wünschen. Allerdings ist dieses M. y. v. nicht mehr als ein Scherz; allein es ist ein so heiterer und so trefflicher Scherz, daß er den Leser wie den Zuschauer gleich lebhaft ansprechen muß. Dabey sind die Charaktere mit fester Hand gezeichnet. Insbesondere hat der Dichter über den Charakter der zärtlichen Isabel so viel heitere Anmuth ausgegossen, daß man durch diesen Charakter allein einen vollständigen Begriff von der Weichheit und Sicherheit seines Pinsels erlangt. Die Leichtigkeit, Natürlichkeit und das Gracejo des Dialogs und der Diction sind über alles Lob. Das Ganze ist eben nur hingehaucht. Die patriotischen Sympathien, welche der Dichter mitunter etwas energisch ausspricht, wird ihm wenigstens niemand übel nehmen — der sie theilt.

Ueberhaupt ist es wohl zu hoffen, daß wenn die edle, und fast mehr als irgend ein anderes Volk mißhandelte spanische Nation endlich einmal zur innern Ruhe gelangt, sie auf dem Felde der dramatischen Poesie den alten Ruhm aufs neue glänzend bewähren werde.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß der Herausgeber diesem Bande ein Verzeichniß aller vom J. 1700 bis zum J. 1825 erschienenen Schauspiele beygegeben hat. M. Enk.

Art. III. 1) A dissertation on the nature and character of the chinese system of writing, in a letter to John Vaughan, Esq., by *Peter S. de Ponceau*, L. L. D., president of the American philosophical society, of the historical society of Pennsylvania, and of the Athenaeum of Philadelphia; corresponding member of the institute of France etc. etc.; to which are subjoined, a vocabulary of the Cochinchinese language, by Father *Joseph Morrone*, R. C. missionary at Saigon, with references to plates, containing the characters belonging to each word, and with notes, showing the degree of affinity existing between the Chinese and Cochinchinese languages, and the use they respectively make of their common system of writing, by M. *de la Palun* late consul of France at Richmond in Virginia, and a Cochinchinese and latin dictionary in use among the R. C. missions in Cochinchina; published by order of the American philosophical society, by their historical and literary committee. Philadelphia. 1838. 375 Seiten Großoctav.

2) Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord; ouvrage qui, à la séance publique annuelle de l'institut royal de France le 2 Mai 1835, a remporté le prix fondé par M. le comte de Volney, par M. *P.-Et du Ponceau*, LL. D. président de la société philosophique Américaine, de celle d'histoire de Pennsylvanie et de l'Athénée de Philadelphie, correspondant de l'institut de France et de la société de géographie de Paris, membre de plusieurs académies et sociétés savantes en Europe et en Amérique. Paris 1838. 464 Seiten Octav.

Zwey nicht nur allein für die Kenntniß einzelner oſt- und weſtindiſcher Sprachen, ſondern auch für die allgemein vergleichende Philologie ſehr wichtige Werke, deren Verfaſſer der ehrwürdige achtzigjährige Präſident der philoſophiſchen Geſellſchaft zu Philadelphia, Hr. Peter du Ponceau. Ein geborner Franzoſe, war er in ſeinem achtzehnten Jahre Sekretär des berühmten Sprachforſchers Court de Gébelin, begleitete dann den deutſchen Offizier, Freyherrn von Steuben, nach Amerika, wo er in dem Befreyungskriege der vereinigten Staaten vier Feldzüge machte, und nach dem i. J. 1783 geſchloſſenen Frieden als Unterſtaatsſekretär im Kriegsdepartement, das damals auch zugleich das Departement der auswärtigen Geſchäfte war, ſeine politiſche Laufbahn antrat. Er verließ dieſelbe, um ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit und der Advokatur zu weihen, und machte ſich durch verſchiedene juridiſche, literariſche und philologiſche Schriften als Schriftſteller einen Namen, wel-

cher ihm vor zwölf Jahren (am 4. Jänner 1828) die Ehre verschaffte, zum Präsidenten der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia gewählt, und seitdem als solcher alljährlich bestätigt zu werden. Ein Jahr früher als seine erste Wahl war die von ihm übersetzte Grammatik des Missionärs Zeisberger, eines gebornen Mährers, über die Sprache der Lenni Lenape oder Delaware, welche schon früher von der amerikanischen philosophischen Gesellschaft in dem dritten Bande der neuen Reihe ihrer Denkschriften kund gemacht worden, in einem besonderen Quartbande mit einer 34 Seiten starken, für den Philologen höchst belehrenden Vorrede erschienen [1]). Seit einem Jahrzehend ist sein Name als Schriftsteller in Europa nicht nur durch seine in den Denkschriften der philosophischen Gesellschaft, die er seit ihrer Gründung vor siebzig Jahren unter Franklin (2. Jänner 1769) er der siebente präsidirt (seine sechs Vorfahrer waren: Franklin, Rittenhouse, Jefferson, Wistar, Patterson, Tilghman), niedergelegten Abhandlungen, sondern auch durch einzelne ökonomische, historische und philologische Schriften bekannt geworden, dergleichen: seine Berichte über den Seidenbau und die Geschichte desselben in den vereinigten Staaten, wo er denselben zuerst angeregt, befördert zu haben das große Verdienst hat [2]); eine historische Denkrede der Landung William Penns [3]); eine literarische Rede über die Nothwendigkeit und die Mittel, die amerikanische Literatur von der englischen unabhängig zu machen [4]); eine Denk-

---

[1]) Grammar of the language of the Lenni Lenape or Delaware Indians, by *David Zeisberger*, translated from the german manuscript of the author by Peter Stephen du Ponceau, with a preface and notes by the translator. Philadelphia 1827.

[2]) An historical review of the rise, progress, present state, and prospects of the silk culture, manufacture and trade in Europe et America. Philadelphia 1831. Aus der amerikanischen Quartalschrift, Dezember desselben Jahres besonders abgedruckt, und dann noch vor drey Jahren: The history of the silk bill in a letter from Peter S. du Ponceau to David B. Warden, Esq. Philadelphia 1837.

[3]) Historical discourse delivered before the society for the commemoration of the landing of William Penn 24. October 1832 being the one hundred and fifthieth anniversary of that event by Peter Stephen du Ponceau, LL. D. vice president of the society. Philadelphia 1832.

[4]) A discourse on the necessity and the means of making our national literature independent of that of Great Britain, delivered before the members of the Pennsylvania library or foreign literature and science on Saturday. Febr. 15. 1834. by Peter S. du Ponceau Senior, Vice President of the executive board of the association. Philadelphia 1834.

ſchrift über den berühmten William Penns mit den Lodiaos unter der Ulme von Schackamaron i. J. 1682 abgeſchloſſenen Vertrags *). Aus den Daten dieſer nach Europa gekommenen Schriften erhellt, daß Hr. Peter du Ponceau erſt ſeit einem Jahrzehend als ökonomiſcher, hiſtoriſcher, philologiſcher und literariſcher Schriftſteller in Europa bekannt, erſt wie der weiſe Saadi in ſeinem Greiſenalter als Schriftſteller, und mit den zwey größten und wichtigſten ſeiner Werke, nämlich mit den beyden vorliegenden, erſt in ſeinem achtzigſten Jahre auftrat; möge derſelbe wie Saadi die äußerſte Gränze menſchlichen Alters thätig und glücklich erreichen!

Das Eigenthümliche der in dem engliſchen und franzöſiſchen vorliegenden Buche insbeſonders behandelten Sprachen, nämlich: die in dem erſten kundgemachten beyden Vocabularien der kotſchinſineſiſchen Sprache, und die in dem franzöſiſchen enthaltene Grammatik der algonquiniſchen Sprachen und das vergleichende Vocabular der algonquiniſchen und ierokeſiſchen liegen außer dem Bereiche, wenn nicht dieſer Jahrbücher, doch wenigſtens der Kenntniß des Recenſenten, welcher alſo bloß über den allgemeinen philologiſchen Theil, welcher in beyden Werken dem beſonderen vorausgeſchickt iſt, aus dem Geſichtspunkte vergleichender Philologie Bericht erſtatten kann, zu welcher eine erſchöpfende Kenntniß aller Sprachen der Erde keineswegs erforderlich, weil ſonſt, wie Hr. P. d. P. ſehr richtig bemerkt, bey der Beſchränktheit menſchlicher Faſſungskräfte das Studium comparativer Philologie zu Ende wäre. In der engliſchen Abhandlung über die chineſiſche Sprache und Schrift bekämpft Hr. P. d. P. vorzüglich das bisher nicht nur unter Profanen, ſondern ſelbſt unter Philologen und endlich ſelbſt bey Sinologen eingewurzelte Vorurtheil, daß die chineſiſche Schrift nur Ideen und nicht Worte bezeichne, während er den Satz durchzuführen bemüht iſt, daß die chineſiſche Schrift nur die Worte als geſprochene Laute und nicht als gedachte Begriffe dem Auge bezeichnet, und daß es wenigſtens in dem allgemein angenommenen Sinne nicht wahr ſey, daß die chineſiſche Schrift auch von Völkern verſtanden werde, deren Sprache eine von der chineſiſchen verſchiedene, und die weder chineſiſch ſprechen noch verſtehen. Er bemüht ſich in beyden Werken, den unter Philologen noch immer herrſchenden Traum von der Möglichkeit, einer allgemeinen, allen Völkern gleich verſtändlichen Sprache, oder einer, Völkern verſchiedener Sprachen

*) A Memoir on the history of the celebrated treaty made by William Penn with the Lodiaos under the elm tree at Shackamaxon in the year 1682 by Peter S. du Ponceau and J. Francis Fisher. Philadelphia 1836

gleich brauchbare, ideographiſchen, paſigraphiſchen Schrift zu vernichten. Wenn die Unmöglichkeit der dermaligen Einführung einer ſolchen philoſophiſchen Sprache und einer Paſigraphie ſich für den Verſtand aus praktiſchen und hiſtoriſchen Gründen überzeugend darthun läßt, und Rec. hierin dem Verfaſſer beypflichtet, ſo hat dieſer ihn doch keineswegs von der theoretiſchen Unmöglichkeit einer ſolchen univerſellen Sprache und Schrift, in welcher die Begriffe ohne Bezug auf den Wortlaut ausgedrückt würden, überzeugen können. Hr. P. d. P. geht ſicher zu weit, wenn er ſelbſt bey den Aegyptern das Daſeyn rein ideographiſcher hieroglyphiſcher Schrift läugnet. Man höre ihn ſelbſt (im engliſchen Werke S. 46):

»Das graphiſche Syſtem der Aegypter iſt, ungeachtet der wichtigen Entdeckungen Young's, Champollion's, Salt's und anderer Gelehrten, noch in tiefes Dunkel gehüllt, und der Zuſammenhang desſelben iſt nur theilweiſe entwickelt. Aber ich bezweifle nicht, daß ſie zuſammenhängen, und daß die hieroglyphiſchen Figuren nicht abſtracte Ideen, ſondern die Wörter des mündlichen Idioms vorſtellen. Ich weiß es, daß ich a priori argumentire, aber dieſes iſt manchmal geſtattet, wenn nämlich der gegentheilige Satz nicht nur unwahrſcheinlich, ſondern unmöglich. Ich kann die Möglichkeit des Daſeyns eines ideographiſchen Schriftſyſtems nicht begreifen, und ich hoffe beweiſen zu können, daß das der Aegypter eben ſo wenig ein ſolches war, als das der Chineſen.«

Hierauf entgegnen wir, daß ſich gerade a priori das Syſtem einer philoſophiſchen univerſellen Sprache und ideographiſchen paſigraphiſchen Schrift ſehr wohl begreifen und aufſtellen läßt, und daß, wenn der Verfaſſer auch darthut, daß die chineſiſche Schrift keine ideographiſche, er dieß doch keineswegs von der hieroglyphiſchen der Aegypter dargethan. Zwar beſchränkt er ſelbſt drey Seiten weiter die obige Aeußerung durch die folgende:

»Wenn ich von Hieroglyphen ſpreche, ſo will ich darunter nicht die Anaglyphen oder die hieroglyphiſche Schrift der Denkmale begriffen wiſſen, deren Champollion als einer geheimen Prieſterſchrift erwähnt; dieſe mochte vielleicht elliptiſcher als die übrige, eine Art von abkürzender (shorthand) lapidariſcher und bis auf einen gewiſſen Punkt änigmatiſcher Schrift ſeyn, deren Verſtändlichkeit die Prieſter durch die Ueberlieferung gelehrt worden. Hierin iſt nichts Außerordentliches, und wir wiſſen zu wenig davon, um uns in Erörterungen einlaſſen zu können. Dieſe Schrift ſollte vielleicht nicht laut geleſen, ſondern nur durch die Eingeweihten verſtanden werden. Ueber dieſen Gegenſtand ſind wir gänzlich der Vermuthung preis gegeben.«

Nicht ſo ganz wie der Verfaſſer glaubt, der hier ſelbſt zum Theil zugibt, was er ſonſt durchaus beſtreitet, daß nämlich eine Schrift die Begriffe ohne Bezug auf den Wortlaut ausdrücken, und ohne ausgeſprochen zu werden verſtanden werden könne. Er fährt fort:

»Selbſt der erlauchte Champollion iſt von dem Vorurtheile, das ich bekämpfe, nicht frey. Er bezieht die ägyptiſchen Charaktere immer auf Ideen und nicht auf Worte, ausgenommen wenn dieſelben als Buchſtaben eines elementariſchen Alphabets (phonetiſch) gebraucht werden. So wenn Horapollo uns klar genug ſagt, daß wenn die Aegypter (das Wort) Mutter ſchreiben, ſie die Figur eines Geyers malen, was mir eben ſo viel zu ſeyn ſcheint, als wenn geſagt wäre, daß Geyer die Orthographie des Wortes Mutter ſey, ſo drückt hier Champollion eine ganz verſchiedene Meinung aus, indem er ſagt, daß er gefunden, daß der Geyer immer ſymboliſch, und die durch das Wort Mutter bedeutete Idee vorſtelle) (l'idée mère); aber er gibt kein Beyſpiel, daß der Geyer anders, als um dieſes Wort vorzuſtellen, gebraucht werde, wodurch ich allein überzeugt bin, daß es ſo, und nicht als irgend ein zuſammengeſetztes oder abgeleitetes oder anderes Wort, welches ſich auf die abſtracte Idee der Mutterſchaft bezöge, geleſen werden müſſe, deren Bedeutung Horapollo aber gewiß nicht in dem von Champollion hineingelegten Sinne geſagt.«

Hier iſt Rec. aus dem Arabiſchen, in welchem ſich, ſo wie in der Lehre des Islams, ſo viele altägyptiſche Vorſtellungen (die Folterengel, die Gerichtswage, der Lebensbaum, die Gerichtsfahnen, die Flüſſe und Stufen des Paradieſes u. ſ. w.) erhalten haben, ein Wort mitzuſprechen befähigt. Der Name des Geyers (vultur percnopterus) iſt auf arabiſch Rachm, was, wie das ägyptiſche Bild, auch ein ſymboliſch übertragener Ausdruck, indem die Wurzelbedeutung die von Liebe und Sanftmuth, und Rachmet Barmherzigkeit und Liebe (deren ſchönſte die mütterliche) bedeutet [1]). Da Rachmet und Rahmet ganz dasſelbe, ſo weiſet auch das letzte Wort der allbekannten arabiſchen Anfangsformel aller Suren: Bismillah er-Rahman er-Rahim, darauf hin, daß der Geyer bey den alten Aegyptern auch als göttliches Eigenſchaftswort ſymboliſirt, dem Aegypter in einer ähnlichen Formel, die ſich vielleicht noch irgendwo in den Hieroglyphen vorfinden wird, den Begriff Gottes in der Eigenſchaft des Allbarmherzigen vorſtellte, was alſo rein ſymboliſcher Begriff und Ausdruck, welcher von der bekannten Liebe des Geyers für ſeine Jungen hergenommen iſt. Das hier vom Geyer Geſagte dürfte auch vom Habicht gelten, welcher, wie wir aus Plutarch [2]) und aus Diodor von Sicilien wiſſen, das Symbol der Gottheit und der heilige Vogel, welcher das mit einem Purpurfaden gebundene heilige Geſetzbuch den Prieſtern nach Theben brachte, weßhalb die Hierogrammaten einen purpurnen Lappen und eine Habichts-

[1]) Freitagii lexicon arabico-latinum II. 135 und Peyron lexicon linguae copticae p. 126.

[2]) Iside et Osiride 32.

feder auf dem Kopfe trugen. Als Symbol der Gottheit galt der Habicht, theils seines scharfen Gesichtes, theils hohen Fluges wegen, so daß er also zwey andere der in der moslimischen Liturgie üblichen Eigenschaftswörter Gottes ausspricht, nämlich el-Baßir, d. i. der Allsehende, und el-Aala, d. i. der Allerhöchste. Aus Demiri wissen wir, daß der Habicht das Sinnbild des höchsten Adels, und in den folgenden, von ihm als Belege angeführten Versen findet sich sogar ein Anklang auf die ägyptische heilige Sage, welche den Habicht zum himmlischen Boten des Gesetzes machte:

Soll Wissenschaft vor andrer dir gefallen,
So wähl' Gesetzgelehrsamkeit vor allen.
Wie Vieles duftet nicht! doch nichts als Moschus reiner;
Wie Viele fliegen nicht! doch wie der Habicht keiner.

Der Falke ist dem Araber aber nicht nur das Bild des höchsten Adels und Ruhmes, sondern auch des gemeinsamen Vereines von Kräften zur Erreichung hoher und nützlicher Zwecke. Das arabische Sprichwort: Kann der Falke wohl ohne Flügel steigen! bezieht sich, wie Demiri sagt, auf Kräfteverein und gegenseitige Hülfe, und ein Dichter sagt hierüber:

Den Bruder acht! den Bruder acht!
Denn wer den Bruder nicht beachtet,
Ist wie der Mann, der in der Schlacht
Zu siegen ohne Waffen trachtet.
Die Vettern eines Mannes sind,
Vernimms! die Flügel in dem Leben;
Wie könnte Falke sich geschwind
Zur Höhe ohne Flügel heben.

In dem Geiste dieser morgenländischen Symbolik, die noch heute im Arabischen fortlebt, kann der Habicht bey den alten Aegyptern also entweder eines der drey Eigenschaftswörter des moslimischen Rosenkranzes, nämlich el-Aala, d. i. der Allhöchste, oder el-Baßir, d. i. der Allsehende, oder el-Naßir, d. i. der Allhelfende, oder auch alle drey zugleich bedeutet haben, ohne daß derselbe phonetisch gelesen ward. Wenn wir also an die ideographische heilige Schrift der alten Aegypter glauben, so haben wir uns doch durch Hrn. P. d. P.'s englische Abhandlung überzeugen lassen, daß die chinesischen Charaktere nicht unmittelbar Ideen, sondern gesprochene Worte, und durch diese erst die Ideen ausdrücken:

»Die Chinesen, als sie ihr Schriftsystem erfanden, befanden sich im Besitze einer ganz aus einsylbigen Wörtern bestehenden Sprache, in welcher jede Sylbe ein Wort, so daß sie durch einen und denselben Charakter ein Wort und eine Sylbe zugleich ausdrücken konnten Sie fanden, daß jedes dieser Worte einen Gegenstand oder einen Begriff vorstellte, so daß sie durch das Auge dem Fassungsvermögen zugleich eine

Sylbe, ein Wort und einen Begriff vorstellen konnten. Es ist daher nicht zu wundern, daß sie sich nicht weiter umsahen, und daß ihre erste Bemühung dahin ging, jedem Worte ein Zeichen anzuheften, durch welches sie sich zugleich die Idee ins Gedächtniß riefen; doch die Idee war nur Nebensache, sie hing an dem Worte, und konnte von demselben nicht getrennt werden.«

Hr. P. d. P. durchgeht die sechs Klassen chinesischer Charaktere nach der von Morrison und Remusat gegebenen Klassifizirung, und zeigt, daß die zweyhundert vierzehn Schlüssel der chinesischen Schrift die willkürlichen Zeichen von eben so vielen Wörtern den Kern der ganzen Sprache bilden, deren übrige Wörter durch eine unbestimmte Zusammensetzung der Grundcharaktere ausgedrückt werden. Der Zweck, welchen sich Hr. P. d. P. bey dieser Abhandlung vorsteckte, war zu behaupten: 1) Daß das chinesische Schriftsystem nicht ideographisch, sondern, weil die Charaktere Wörter vorstellen, lexigraphisch; 2) daß die ideographische Schrift nur für sehr beschränkte Zwecke bestehen kann, und also den Namen einer Schrift nicht verdient (worüber wir unsere gegentheilige Meinung in Betreff der Hieroglyphen schon ausgesprochen haben); 3) daß alle Schrift redebegabter Menschen eine unmittelbare Vorstellung der gesprochenen Sprache seyn müsse (was abermals die vorhergehende Ausnahme erleidet); 4) daß alle Schrift entweder ganze Wörter oder Sylben, oder die einzelnen Laute derselben ausdrückt; die erste Schriftart nennt der Verfasser lexigraphisch, die zweyte syllabisch, die dritte alphabetisch oder elementarisch; 5) daß die lexigraphische Schrift der Chinesen auf eine vielsylbige Sprache mit grammatikalischen Biegungen und Formen keine Anwendung leidet, daß kein Beyspiel davon vorhanden, und daß dieß höchstens theilweise gelegenheitlich und auf mangelhafte Weise Statt finden kann; 6) daß die chinesische Schrift zwar auf eine einsylbige, nach dem Muster der chinesischen eingerichtete Sprache angewendet werden könne, aber nothwendigerweise Modifikationen und Abänderungen erleiden müsse; 7) daß Völker, deren Sprachen, wie die der Bewohner von Japan und der Lutschu-Inseln, vielsylbig, mit grammatischen Beugungen und Formen, wenn sie auch chinesische Charaktere in ihrem Alphabete gebrauchen, doch deßhalb unmöglich chinesische Bücher verstehen können, wenn sie nicht zuvor chinesisch gelernt, und daß selbst Völker, deren Sprachen einsylbig, und die sich der chinesischen Charaktere lexigraphisch bedienen, die Schrift der Chinesen ohne Kenntniß ihrer Sprache nur in einem sehr beschränkten Grade verstehen können. In der Durchführung des letzten Satzes bekämpft Hr. P. d. P. auf gutem Grunde Dr. Marshman's Behauptung, daß die chinesischen Mundarten des Volkes nicht geschrieben, auch

nicht schreibbar seyen, und verstärkt die Gründe seines Hauptsatzes durch Remusat's Ausspruch in Feruſſac's Bulletin über Windischman's Werk; R. sagt nämlich, daß dieser (W.) im Irrthume, wenn er glaube, daß die chinesische Schrift eine pasigraphische, und von der ganzen Welt ohne Kenntniß der gesprochenen Sprache verstanden werden könne. Remusat, der einige Jahre früher gesagt, daß die Einwohner von Japan Tonquin, Kotschintschina und der Lutschu-Inseln, wiewohl sie sich im Sprechen nicht verstünden, dennoch schriftlich mit einander verkehren, und dieselben Bücher lesen könnten, hatte also nach reiferer Kenntniß seine Meinung geändert, und sagt ungefähr dasselbe, was Hr. P. d. P. in der vorliegenden Abhandlung behauptet.

Die vom Verfasser in seiner englischen Abhandlung durchgeführten Sätze kehren im zweyten ausführlicheren und wichtigeren französischen Werke, welches i. J. 1835 den von Volney ausgesetzten philologischen Preis davon getragen, wieder. Die ausgesetzte Preisfrage war: »Den grammatischen Charakter der unter dem Namen der Beni-Lennape, Mohegan und Tschippaway bekannten nordamerikanischen Sprachen zu bestimmen. Das vorliegende Werk besteht, nebst der 73 Seiten starken, erst zwey Jahre später geschriebenen Vorrede, aus zwey Theilen, deren erster die gekrönte Denkschrift selbst, der zweyte eben so starke Anhang ein vergleichendes Vocabular der algonquinischen und irokesischen Sprachen, sammt den vom Verfasser schon vor zwanzig Jahren an den geschichtlichen Ausschuß der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia über den allgemeinen Charakter und die grammatischen Formen der amerikanischen Sprachen erstatteten Berichte. In diesem Berichte schon hatte Hr. P. d. P. nach ehrenvoller Würdigung der Verdienste Adelung's, Vater's und Heckwelder's die drey folgenden Sätze vorgetragen: 1) Daß die amerikanischen Sprachen reich an Wörtern und grammatikalischen Formen, und daß in ihrem verwickelten Baue die größte Ordnung und regelmäßigste Methode herrscht; 2) daß die polysynthetischen Formen in allen Sprachen von Grönland bis nach Cap Horn sich vorzufinden scheinen; 3) daß diese Formen von denen der alten und neuen Sprachen der anderen Hemisphäre wesentlich verschieden. Die in diesem Berichte verglichenen Sprachen waren: von den nordamerikanischen, das in Grönland von den Esquimaux gesprochene Karlit, die delawarische und irokesische; von den mittelamerikanischen die in der Landschaft Quatemala gesprochene Poconchi-Sprache, das Merikanische und die tarasquische Mundart; von den südamerikanischen endlich die karaibische und araukanische. In

allen diesen Sprachen wird das polysynthetische System, welches die verschiedenen Redetheile, so sich in den asiatischen und europäischen Sprachen von einander getrennt finden, in ein einziges Wort zusammenschmelzt, nachgewiesen. Vater hatte durch die Vergleichung des Verbums in den drey Sprachen der Basquen, Tschuktschi und der Bewohner Congos die polysynthetische Aehnlichkeit dieser Sprachen mit den amerikanischen darzuthun sich bemüht; aber außerdem, daß die Sprache der Tschuktschi nur eine Mundart des Karalit, und folglich eigentlich eine amerikanische Sprache, ist das Baskische, welches unter allen europäischen Sprachen einzig dasteht, auch wesentlich von den amerikanischen darin verschieden, daß diese der Hülfszeitwörter Seyn und Haben gänzlich entbehren, während dieselben im Baskischen die Hauptrolle spielen. Von der Congosprache wird aber zugestanden, daß trotz wesentlicher Verschiedenheiten ihre synthetischen Formen sich denen der amerikanischen Sprachen nähern. Aus den diesem Berichte zum Grunde liegenden Gesichtspunkten geht auch die gekrönte Preisschrift und die derselben vorausgeschickte Vorrede aus. In dieser wird, nach kurzer Erwähnung dessen, was in der Sprachvergleichung seit der ersten Anregung derselben durch Katharina's Vocabular, von Adelung, Vater und Klaproth geleistet worden, die Vermuthung aufgestellt, daß der Bildung der verschiedenen Sprachsysteme ursprünglich kein allgemeines Gesetz zum Grunde gelegen, sondern daß einige Völker zum Ausdrucke ihrer Begriffe die analytische Methode, andere die synthetische, der größte Theil eine aus beyden gemischte vorgezogen. Der Verfasser hält es für unmöglich, daß alle heute bestehenden Sprachen von einer einzigen abstammen sollen, und daß die Vergleichung des Sanskrit, des Chinesischen und des Koptischen allein hinlänglich, die Hypothese einer Ursprache, welche diese drey so sehr von einander verschiedenen entstammt seyn sollen, niederzuschlagen. Hr. P. d. P. glaubt, daß die Zeiten vorbey, wo sich die Philologen mit der Aufsuchung der primitiven Sprache und mit der Erfindung einer philosophischen beschäftigt haben:

»Eine philosophische Sprache, guter Gott! was ist eine philosophische Sprache? Die Natur hat die Sprachen wie die Blumen und Früchte hervorgebracht, indem sie dem Menschen und den Pflanzen die Macht und die Mittel sie zu bilden verlieh. Sie hat dieselben in ihren Lauten und Formen varirt nach dem Willen des Allmächtigen und aus Gründen, die zu erkennen uns versagt ist. Und wir schwache Sterbliche, wir wollten die Werke der Natur und des höchsten Wesens übertreffen! Eine philosophische Sprache! Und warum nicht eine Welt, eine ganze Schöpfung von der Hand und der Fassung der Philosophen. Ihr wollt, sagt ihr, eine philosophische, alle übrigen übertreffende Sprache erfinden,

und ihr glaubt, ihr seyd dieß zu thun im Stande. Werft, Philosophen, mit dem Mithridates in der Hand, eure Blicke auf alle Sprachen, deren Grundsätze darin entwickelt sind, und sagt mir, welcher der Typus, den ihr annehmen werdet! Wird eure Sprache eine einsylbige elliptische grammatischer Formen entbehren, wie das Chinesische? wird sie vielsylbig symmetrisch mit Biegungen und Endungen geschmückt seyn, wie das Sanskrit? oder wird sie polysynthetisch von Wörtern, welche durch die Verbindung und Einschaltung scheinbar unbedeutender Sylben gebildet sind, überfließen, wie das Irokesische, Algonquinische und Mexikanische? Ich finde, daß die Frage in Verlegenheit setzt. Der Pater Lamy wollte, daß man die Sprache der Mongolen zum Muster nehme, von welcher er nur aus Thevenot's Sammlung von Reisen einige oberflächliche Kenntniß haben konnte; aber die meisten haben sich an ihre Muttersprache und an die im Collegium gelernten gehalten. Das ist freylich viel leichter, und es ist übrigens eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß das, was wir wissen, dem, was wir nicht wissen, bey weitem vorzuziehen. Wenn man eine nur für Gelehrte allgemein gebräuchliche Sprache will, warum hat man das Lateinische aufgegeben, das diesen Zweck durch so viele Jahrhunderte erfüllte? Dieß rührt daher, weil die Gelehrten von der Mehrzahl gelesen werden wollten, und in unserem Jahrhundert die größte Zahl der Leser nicht lateinisch versteht. Dasselbe würde der angeblichen philosophischen Sprache widerfahren, selbst vorausgesetzt, daß sie alle gewünschten Eigenschaften hätte.«

Wider die selbst von Sinologen ersten Ranges behauptete Meinung, daß die chinesische Schrift Ideen ohne Wortlaut vorstelle, erhebt sich der Verfasser mit eben solchem Eifer, als wider die Idee der allgemeinen philosophischen Sprache, deren Möglichkeit sich doch eben so wenig, als die einer allgemeinen, bloß Begriffe bezeichnenden Schrift läugnen läßt, wenn gleich aus physischen und historischen Gründen die Ausführbarkeit derselben für immer problematisch. Der Verfasser findet die Ursache der drey verschiedenen Schriftsysteme, nämlich des lerigraphischen, syllabarischen und alphabetischen, einzig in der Verschiedenheit der Sprachen, zu deren Ausdruck dieselben dienen; er sagt:

»Ich nehme als Grundsatz an, daß die Schrift, wie der französische Dichter sagt, erfunden worden, um das Wort zu malen und zu den Augen zu sprechen; das Wort wollte man malen, und nicht die Idee. Um mich einer Metapher zu bedienen, welche ich nicht für zu gewagt halte, sage ich, daß die Ideen den Erfindern der Schrift als Malern zum Porträt gesessen, aber unter den betastbaren Formen der Wörter, womit die Ideen schon von den Malern in ihrer Sprache früher bekleidet worden. Da diese Formen nicht dieselben in den verschiedenen Idiomen, mußte man zur Darstellung derselben für die Augen ihnen verschiedene Schriftsysteme anpassen. So stelle ich mir die Absicht der ersten Erfinder der Schrift vor.«

Dieß wird nun durch Beyspiele erläutert. Da das Chinesische meistens aus einsylbigen Wörtern besteht, war es natürlich, für jedes Wort einen Schriftzug zu erfinden.

»Das Chineſiſche hat eine unendliche Menge homophoner Worte, die leicht mit einander zu vermengen. Um die Verwirrung zu vermeiden, glaubte man jedem in einem verſchiedenen Sinne genommenen Laute einen beſonderen Schriftzug beylegen zu müſſen; ſo ſchreibt man im Franzöſiſchen: cens, cent, sang, sans, sens, sent, wiewohl dieſe Worte gleich ausgeſprochen werden; dieß heißen wir Orthographie. Die Form der Schriftzüge iſt die Orthographie der Chineſen. Man wird vielleicht ſagen, daß weil die homophonen Worte leicht im Geſpräche verſtanden werden, dieß auch wenn ſie geſchrieben werden der Fall ſeyn müſſe; aber die Sprache hat Aushülfsmittel, wie den Ton, die Geberde, den Blick, welche der Schrift fehlen; auch iſt es leicht, im Reden eine Phraſe zu verbeſſern und ein zweydeutiges Wort zu erklären, aber die Schrift iſt bleibend, und der Verfaſſer des Buchs oder der Handſchrift ſteht dem Leſer nicht zur Seite, um Zweydeutigkeiten zu vermitteln. Dieſe Art, die Laute für den Blick zu unterſcheiden, erleichtert die Verſtändlichkeit des Geſchriebenen; wir fühlen dieß in unſerer eigenen Orthographie, wir würden im Leſen ſehr verlegen ſeyn, wenn sans foi und cent fois gleich geſchrieben wären, das Auge hat ſein Bedürfniß wie das Ohr.«

Eben ſo weiſet Hr. P. d. P. nach, daß die ſyllabariſchen Alphabete für die Sprachen taugen, die damit geſchrieben werden, weil dieſe nicht von Conſonanten ſtarren, und daher ihre Sylben wenig zahlreich. Das alphabetiſche Schriftſyſtem iſt das den Sprachen, welche mit Conſonanten, beſonders mit verdoppelten und auf einander folgenden, überladen ſind, das angemeſſenſte, weil die Zahl ihrer Sylben ſo groß, daß kein Gedächtniß die Geſammtheit der zu ihrem Ausdrucke erforderlichen Zeichen behalten könnte. Bey der Verſchiedenheit, mit welcher die Sprachen in ihrer Bildung zu Werke gegangen, können (nach dem Verfaſſer) allgemeine Grammatiken nicht für alle Sprachen der Welt, ſondern nur für eine gewiſſe Klaſſe von Sprachen gelten. Dieß kann Rec. nur ſo verſtehen und gelten laſſen, daß die vorhandenen allgemeinen Grammatiken, weil den Verfaſſern derſelben nicht alle Sprachſyſteme gehörig bekannt waren, nur als Stufen und Vorarbeiten zu einer künftigen allgemeinen Grammatik im höheren Sinne zu betrachten ſind, welche, alle Sprachſyſteme umfaſſend, den in der Bildung derſelben vom menſchlichen Geiſte beobachteten Gang und die verſchiedenen Formen derſelben unter allgemeine Geſetze aus dem Standpunkte der Vernunft reſumiren wird. Die Anwendung dieſes Ausſpruchs findet ſich gleich und leicht auf die vom Verfaſſer gegebenen Beyſpiele von Sonderbarkeiten der algonquiniſchen Sprachen, in welchen dieſelben dem Franzoſen bizarr erſcheinen, während er an dergleichen, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, in ſeiner eigenen Sprache gewohnt iſt. In den algonquiniſchen Sprachen iſt das Fürwort dem Hauptworte immer als Affixum angehängt, und von demſelben untrennbar, ſo daß die Kenner dieſer Sprache

behaupten, man könne mein Vater, dein Vater, aber nie Vater allein sagen. Aehnliches findet sich in den altfranzösischen Formen: m'amie, m'amour statt mon amie, mon amour, und in der heutigen Sprache monseigneur und madame, womit ganz ein anderer Begriff verbunden wird, als mit: mon seigneur und ma dame, während man mon prince, mon général u. s. w. nie verbunden schreibt, und nicht wie die beyden Wörter zu einem einzigen, von der getrennten Sprech- und Schreibweise verschiedenen Begriffe verschmelzt. Warum sollte die allgemeine Grammatik diese verschiedene Stellung und Einwirkung des Possessivs nicht in ein allgemeines Gesetz durch den einfachen Satz formuliren können: »Das Possessiv ist von dem Substantiv bald getrennt, wie in den germanischen und romanischen Sprachen, bald mit demselben verbunden, wie in den semitischen und mehreren anderen asiatischen und amerikanischen Sprachen; in dem letzten Falle bezeichnet es entweder die Aneignung im individuellen Sinne, wie die Affixe der semitischen Sprachen, oder im concreten, wie in den oben gegebenen Beyspielen von m'amie und madame.« In diesen Beyspielen, so wie in monsieur und monseigneur, steht die engere Anschließung der Form gerade im Widerspruche mit der innigeren Aneignung des getrennten mon seigneur und ma dame; in den getrennten Formen tritt das Verhältniß des Herrn und der Frau zu dem Sprechenden deutlich hervor, während die zusammengezogene Form von monseigneur und madame zum bloßen Titel der Courtoisie herabgesunken, wie der très humble serviteur, welcher dem damit insgemein im Sprechen verbundenen Begriffe zufolge eben so bequem als richtig in Einem Worte trèshumbleserviteur geschrieben werden könnte. Hr. P. d. P. bemerkt in einer Note, daß man heute dem Zeitgeiste zufolge nicht mehr mon prince und mon général, sondern bloß prince, général spricht und schreibt, und in einer anderen, daß sich die Wörter affixe, préfixe und suffixe nicht in der neuen Ausgabe des Wörterbuches der französischen Akademie befinden; das erste findet sich aber in der Ausgabe derselben v. J. 1802. Hr. P. d. P. gebraucht préfixe für das vorn angehängte und suffixe für das hinten angehängte Affixe, welches beyde in sich begreift. Alle algonquinischen Sprachen haben (wie das Türkische) die negative Form des Zeitworts zur Seite der positiven, sie haben eine Art des Plurals, welche alle ausschließt, von denen nicht insbesondere die Rede, nämlich wie man im Französischen nous autres, vous autres sagt. Die Zahlwörter dieser Sprache sind bis auf fünf von einander verschieden, so daß jede Zahl durch ein von dem anderen verschiedenes Wort ausgedrückt wird, statt sechs aber sagen sie fünf und eins, statt sieben

fünf und zwey u. ſ. w. Der Verfaſſer bemerkt, daß die Römer zwar nicht im mündlichen, aber im ſchriftlichen Ausdrucke ihrer Zahlen dieſelbe Methode befolgten, indem ſie VI, VII, VIII ſchrieben, und Rec. bemerkt noch hiezu, daß durch dieſen beſonderen Gang der Zählung das Sprichwort: er kann nicht über fünf zählen, vollkommen beleuchtet wird. Der Verfaſſer bemerkt weiter, wider den Grammatiker Beauzée, daß die delawariſche Sprache in ihrem Particip durch Beugungen die doppelte Beziehung ſowohl der handelnden als leidenden Perſon ausdrücke; ſo wird z. B. vom Verbum wulamaleſcheen, d. i. beglücken, das Particip wulamaleſſohaluwed, d. i. beglückend, gebildet, hieraus mit Bezug auf die Perſon wulamaleſſohalid, d. i. der mich Beglückende, und im Vocativ wulamaleſſohalian, d. i. o du mich Beglückende! ein Wort, ſagt Hr. P. d. P., das Tibull wohl zu verwenden gewußt hätte, wenn es ſich im Lateiniſchen fände. Wir begnügen uns mit dieſen der Vorrede entnommenen Bemerkungen, und verweiſen die Philologen auf die Denkſchrift ſelbſt, welche in ein und zwanzig Hauptſtücken den Charakter der algonquiniſchen Sprachen ausführlich entwickelt, und überall reichen Stoff zur Vergleichung mit anderen Sprachen beut. Rec. erlaubt ſich nur als Belege dieſes Urtheils einen einzigen Punkt aus dem eilften Kapitel, welches vom Artikel handelt, herauszuheben. Hr. P. d. P. zeigt, daß die algonquiniſchen Sprachen den Artikel haben, wiewohl frühere Grammatiker, wie Zeisberger in der vom Verfaſſer herausgegebenen Grammatik der Lenni Lenape- oder Delaware-Indier und Elliot in ſeinen Bemerkungen über die Sprache von Maſſachuſetts den Artikel gar nicht bemerkt, und deßhalb nicht davon geſprochen haben. Erſt neuere Indianologen [1]) haben die Entdeckung gemacht, daß derſelbe in einer concreten Form verborgen, in welcher denſelben, weil er mit dem Worte verbunden, frühere Beobachter nicht entdeckt hatten. Rec. freut ſich, hier in den amerikaniſchen Sprachen dieſelbe Erſcheinung wieder zu finden, auf die er zuerſt (in dieſen Jahrbüchern) die Aufmerkſamkeit der deutſchen Grammatiker gerufen, ohne daß dieſe jedoch, ſo viel er weiß, bisher davon Kunde genommen haben; er hat nämlich in dem der Anzeige des Siebenmeers beygegebenen Verzeichniſſe perſiſcher, mit germaniſchen verwandter [2]) Wörter gezeigt, daß ſowohl der unbeſtimmte

1) Remarks of the Indian languages of North Amerika by John Pickering from the encyclopedia Americana, volume VI, published in 1831. Reprinted 1836.

2) Band XLIX und L.

germaniſche Artikel (das engliſche a) als der beſtimmte (das engliſche the) ſich in perſiſchen Wörtern mit denſelben verſchmolzen findet, als z. B. Abad, habitatio, mit weggeworfenem A als Artikel a-Bad, ſo viel als ein Bau, oder wie der Oeſterreicher noch ſagt a Bau; Abile, pustula, das A als Artikel weggeworfen a-Bile, eine Beule; Aram mit weggeworfenem A a-Ram, d i. ein Raum; Areng, modus, a-Reng, d. i. ein Rang; Aſchich, spurcities, ohne A, ſchiech (das Landſchaftliche für häßlich); Aſprig, ramus, engl. a sprig; Awiſche, sapiens, mit weggeworfenem A: a-Wiſche, d. i. ein Weiſer; Ahol, fossa subterranea, engl. a hole; Tebandſch, pellex, mit getrenntem T, woraus der Artikel the (der, die, das) ward, engl. the wench; Tebu, poenitentia, die Buße; Terfend, dolus, der Fund; Tekin, audax, engl. the keen, der Kühne; Tehal, cavea, die Höhle; Tehmiſche, nomen sylvae, mit weggeworfenem Teh (the), das Mais oder Maß, öſterreichiſch für junger Wald u. ſ. w. Der Artikel war alſo in allen Sprachen, die denſelben beſitzen, nach aller Wahrſcheinlichkeit urſprünglich mit den Wörtern verbunden, und hat ſich erſt ſpäter von denſelben als beſonderer Redetheil getrennt.

Nicht minder belehrend, als die Abhandlung über den Charakter der algonquiniſchen Sprachen, iſt das im Anhange gegebene vergleichende Vocabular der algonquiniſchen und irokeſiſchen Sprachen durch fünf und vierzig Wörter durchgeführt; die Etymologie aſiatiſcher und europäiſcher Sprachen kann ſich daraus aber keiner großen Ausbeute erfreuen, doch tauchen hie und da helle Lichtpunkte für die Etymologie, und beſonders für die Syngloſſe auf. Manche derſelben dürften wirklich als Reſte phöniziſcher Landungen oder aſiatiſcher Einwanderungen angeſehen werden, ſo heißt Iſis in einigen dieſer Sprachen ſowohl die Sonne als der Mond, eben ſo Mannanok, welchem das perſiſche Man (ein Name des Mondes) zum Grunde liegt. Die Wörter Teppicat, Tepetſchke, Topk, welche kalt und todt bedeuten, ſind augenſcheinlich mit *Taφos* verwandt, das ſich im Namen der Gräberſtadt Theben, ſo wie in den indiſchen und türkiſchen Grabhügeln Depe und Top erhalten hat. Nepan oder Nipan, ſchlafen, ſchließt ſich an das deutſche Napfezen und das arabiſche Nefese an; das aus dem Schahſpiel allbekannte Mat (er iſt geſtorben) heißt hier Metſina und ſterben Matſiena. Inin, der Mann, heißt im Perſiſchen Wehklage; die Familie Ickwe oder Itſchkwe erinnert an das arabiſche Iſchk, die Liebe; ſonderbar genug heißt auch der Name des Weibes, Niwe, im Perſiſchen Wehklage, wie Inin; der

Vater heißt Or und Nos; hiezu sey bemerkt, daß Os im Arabischen die Grundfeste heißt, und Nos als das griechische νυς auch den Gnostikern als Vater gilt; die Mutter heißt Nigah, Ana und Nanna. Nikjah heißt auf arabisch Heirat, Ana auf türkisch die Mutter und Nanna auch neugriechisch kindlich, so wie Nenne Großmutter; das Wort Sain, der ältere Bruder, findet sich in den tatarischen Sprachen in der Bedeutung als gut; an dieses tatarische Wort schließt Rec. zum Schlusse dieser Anzeige die Bemerkung an, daß wenn sich dasselbe auch durch irgend einen Zufall aus Asien nach Amerika verirrt haben sollte, nirgends in den amerikanischen Sprachen eine Spur, um dem von John Ranking in einem dicken Octavbande ans Licht gestellten Roman *) von der Eroberung Peru's und Mexiko's im dreyzehnten Jahrhundert durch die Mongolen irgend einen historischen Glauben zu verschaffen; daß es aber doch weit wahrscheinlicher, daß Nordamerika in früheren Jahrhunderten von Asien, als daß, wie Jefferson meint, ganz Asien von Amerika aus bevölkert worden.

Hammer-Purgstall.

Art. IV. Spicilegium Vaticanum, Beyträge zur näheren Kenntniß der vatikanischen Bibliothek, für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bey St. Gallen. Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyel, 1838.

Der gelehrte Hr. Verfasser wird unsern verehrten Lesern mit dieser seiner vatikanischen Aehrenlese im Gebiete der Sprach- und Geschichtsforschung keineswegs als ein Neuling erscheinen, da er sich mit seinem ersten Versuche dieser Art bereits einen ausgebreiteten Ruf erworben hatte. Dieses Werk führte den Titel: Scotigenae apud S Gallum, sive Scotorum qui in coenobio S. Galli quondam floruerunt Annales et Anecdota — worin er die Geschichte sowohl, als auch die literarischen Denkmale der altschottischen oder irischen Mönche von Comgell, dem Abte von Banchor (570), bis Failan, dem letzten Irländer zu St. Gallen (993), niederlegte. Die gegenwärtige Schrift entstand in Folge eines schmeichelhaften Auftrages, den der Verfasser von Seite seines ausgezeichneten Freundes, des Herrn Carl Purton Cooper, Sekretär des Board of Records in London, erhielt, nach Rom zu reisen, um die dortigen Sammlungen für die mehrbe-

*) Historical researches on the conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century, by the Mongols, by John Ranking. London 1827.

nannten Zwecke zu untersuchen. Während andere Gelehrte vor ihm große Schwierigkeiten gefunden, die Vaticana zu durchforschen, und für literarische Zwecke zu benützen, standen unserm Verf. gleich Anfangs keine bedeutsamen Hindernisse entgegen; er fand allenthalben, namentlich bey Monsignore Mezzofanti und dem Hrn. Abbate Laureani gütige Aufnahme, unbedingtes Zutrauen und offenen Zutritt zu allem, was er sich zu benützen vorgenommen. Er schreibt selbst von herzlichem Danke durchdrungen: »Ich erhielt nach und nach freye Einsicht in alle Handschriftenverzeichnisse, und verwandte, unter so günstige Auspicien gestellt (v. J. 1834), dritthalb Jahre für die Abfassung einer: »Bibliotheca Vaticano-Britannica,« worin ich von Anfang bis zur Reformationsperiode alles, was sich auf der Vaticana oder in den übrigen Bibliotheken zu Rom für brittische Literatur und Geschichte vorfand, 1) in Katalog-Auszügen, 2) in Beschreibung und Vergleichung der Handschriften, und endlich 3) in Abschriften von ungedruckten Denkmalen zu bearbeiten versuchte!

Dem Gesagten zu Folge ist also das vorliegende Buch eigentlich nur als ein Segment jener Forschung und Bemühungen zu betrachten, welcher der Verf. während seines Aufenthaltes in der ehrwürdigen Siebenhügelstadt angestellt hat; nichts desto weniger ist auch dieses Abschnitzel ein überaus schätzenswerther Beytrag zur vaterländischen Literatur und Geschichte, und somit allen Freunden derselben eine sehr willkommene Spende. Es werden uns ja in dieser Aehrenlese einige bisher noch ungedruckte Denkmale aus dem Bereiche deutscher Poesie des Mittelalters geboten, wie wir unten sehen werden, und was die Verzeichnisse vatikanischer Handschriften betrifft, so sind uns noch in keinem Werke so reichhaltige geliefert worden.

Der Verf. beschreibt S. 11 u. f. f. die Gründungen und Schicksale der merkwürdigeren Büchereyen Roms, und beginnt mit der sogenannten Heidelberger Bibliothek, wo er sagt: Diese (auch Palatina oder pfälzische genannt) war die erste unter den drey übrigen, welche mit ihren Schätzen die Vaticana bereichert. Nach der Erstürmung Heidelbergs nämlich durch Tilly (16. Sept. 1622) fiel die ganze Palatina dem Churfürsten Maximilian von Bayern als Siegesbeute zu, der sie schon im darauffolgenden Jahre Papst Gregor XV. zum Geschenk nach Rom sandte. Papst Pius VII. hat bekanntlich im J. 1817 fast alle altdeutschen Handschriften der alten Palatina wieder nach Deutschland zurückgegeben, und sie bilden jetzt wieder den Hauptschatz und die Zierde der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. — Mehreres ist aber doch hievon in Rom zurückgeblieben, wie unser Verf. nummerisch angibt. Ueber das, was zurückgestellt worden ist, hat der Gelehrte Wil-

ken einen Katalog abgefaßt mit einer beschreibenden Geschichte der ganzen Sammlung.

Die Bibliotheca Urbinas enthält, nebst vielen vortrefflichen Werken, auch mehrere Handschriften deutscher Klöster am Rhein. — Die B. Alexandrina oder Christina, von ihrer früheren Besitzerin Christina Alexandra, Königin von Schweden, also genannt, kam im J. 1699 unter Alexander VIII. in die Vaticana. Sie war bereichert durch die Siegesbeuten, die Gustav Adolph aus Würzburg, Prag, Böhmen und Deutschland mit nach Schweden gebracht; Christina selbst ließ (1650 bis 1654) durch Isaak Voß und Nic. Heinsius in Deutschland und Frankreich Handschriften aufkaufen u. s. w. Man kann also von dieser Bibliothek sagen (schreibt der Verf. S. 14), daß sie, nächst der Vaticana, alle übrigen Sammlungen an Bedeutsamkeit und Wichtigkeit übertrifft. Er erwähnt hier des bekannten Melch. Goldast, der ein eifriger Handschriftensammler, nebenher auch ein gefürchteter Bücherdieb war; so wußte er sich theils durch Kauf, theils durch List und Unterschlagung eine Menge Handschriften aus den Schweizerklöstern, namentlich von St. Gallen, und besonders aus der Privatsammlung Schobingers und Vadians zu verschaffen. Die Sammlung handschriftlicher und gedruckter Bücher kam nach Frankfurt a. M., von da durch Ankauf nach Bremen, und endlich in die Hände Christinens. Die Bibliotheca Ottobuoniana war endlich die letzte große Sammlung, welche der Vaticana unter Benedict XIV. (1740—1758) zu Theil wurde. Unter vielen andern schätzbaren Werken enthält diese Abtheilung mehrere Handschriften des Klosters Fulda, und darunter den berühmten Nekrolog von Fulda aus dem zehnten und eilften Jahrhundert.

Die Gesammtzahl der Handschriften der vatikanischen Bibliothek läßt sich, sagt der Verf., nur auf approximative Weise bestimmen. Melchiorri gibt sie in seinem Guida di Roma p. II auf 24,277 an, doch scheint unserm Verf diese Zahl etwas zu hoch angesetzt, und er glaubt nach einer nummerischen Tabellirung die Summe bestimmter auf 22,924 angeben zu können.

Hierauf gedenkt der gelehrte Verfasser noch verschiedener anderer Bibliotheken Roms und Italiens, z. B. der Barberiniana, der Casanatensis, des Collegio Romano, der Sessoriana, der zu Frascati, Montecassino ꝛc.. Dann geht er zweytens über auf das Verzeichniß und die Beschreibung altdeutscher, lateinischer und französischer Handschriften der Vaticana und anderer röm. Bibliotheken, die sich auf die deutsche Literatur des Mittelalters beziehen. Er führt 110 derselben an, läßt sich über die wichtigeren weitläufiger aus, und begleitet sie vielfach mit Stellen und Citaten aus dem Original, von den meisten jedoch gibt er

bloß die inſchriftlichen Titel mit der Angabe des Ortes und der Katalognummer. Den Anfang macht er mit dem Concilium Lifticiense (vel Lipticiense prope Camaracum) in cod. membr. Dieſer wichtige Pergamentcoder befindet ſich in der Palatina (fol. 577), und gehört dem neunten Jahrhundert an. Von noch größerer Wichtigkeit für die deutſche Etymologie iſt Nr. II das Fragmentum Glossarii Theutonici — in cod. collect membr. 4. aus der Abtheilung Chriſtina 566. Dieſe Handſchrift iſt aus verſchiedenen Pergamentblättern des neunten, zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts zuſammengeſetzt, und enthält ein Bunterley von hiſtoriſchen und religiöſen Gegenſtänden. Der Herausgeber iſt der Meinung, dieſes Bruchſtück rühre ohne Zweifel von einem Mönche her, der aus dem innern Gallien nach Deutſchland gereiſt iſt; wir wollen einen kleinen Auszug aus dem Vocabular machen, das er vom Blatte 181 herausgehoben hat.

Surculus zui, ſpäter zwi, zwik, d. i. zweig — folia, laup — folium, plat, — cippus, stoch, d. i. Baumſtock — ascellus, scaide von skeidan, σχίζειν, daher noch Grabſcheit, das Scheit Holz, d. i. das geſpaltene — recidere, drumon, d. i. abhauen, noch jetzt im Oberdeutſchen das Trumm, ein abgehauenes Stück — rectus, rechti — curvus, crump — curvatus, gapogan — ortus, garidan, — der Verf. hält ortus für einen Schreibfehler ſtatt tortus, d. i gedreht, gewunden, und meint garidan von ridan heiße torquere, altd. raid crispus; wir ergänzen die Etymologie aus dem oberdeutſchen Dialecte, wo raideln drehen und Ridel ein Flachsbündel heißt; alle dieſe Wurzeln hängen mit Rad, rota ꝛc. zuſammen; volutus, gauuntati, d. i. gewunden; materia — zimbar, d. i. Zimmer; — domus, huus: — palatium, phalanze, ſpäter phalze, Pfalz; — templum, huus za petonne, d. i. Haus zum Beten; — columna, sili, ſpäter suli; — parietas, uuanti, Wand (paries) trapi — gebretta, Bretter; — culmes, Firſt (φέριτος); — laterculi, scintiliu, d. i. Schindeln, von scindere, ſchneiden, ſchinden, σχίζειν ꝛc.

III. Zwey angelſächſiſche Stellen und Runen im Cod. Bibl. Christ. Nro. 338. Dieſe Pergamentſchrift ſtammt aus dem zehnten Jahrhundert, und auf dem Bl. 68 iſt folgende Stelle in angelſächſiſcher Sprache und Schrift beygefügt: this man seal thid gedrif thritan ou vreom leac bladan; his naman thaer mid — d. i. dieſer Mann ſoll gegen das Fieber ſchreiben auf drey Lauchblätter, und ſeinen Namen damit. — Es war alſo ein ſympathetiſches Recept gegen das Fieber.

Viel wichtiger und intereſſanter iſt wieder Nr. IV, nämlich: Carl der Große oder die Roncevaller Schlacht, von dem Stricker

und Gregor auf dem Steine von Hartmann von der Aue. Dieser Coder gehört dem dreyzehnten Jahrhundert an. Ueber diese oft besungene Rolandsschlacht hat kürzlich der gelehrte Ideler in seiner Vita Caroli Magni nach Eginhard (Einhard) treffliche Daten und Belegstellen für den Historiker aus Urkunden gesammelt. Siehe hierüber im LXXXVII. Bande dieser Jahrbücher. — Die belobte Handschrift, welche Scherz und von der Hagen nach weniger correcten Copieen benützt haben, enthält auf dem Blatte 107 einige Minnelieder, von denen wir ein kürzeres, unter dem Titel: Frauengruß (Vrowengruzz), entlehnen wollen:

Ich grvzz die vil lieben vrowen alle gemein
Doch ist mir men vrowe dev libist alein
Si cunegin, si morgenstern
Ich wil ir imer dinen gern;
Si meienzit, si rosenplud (v)
Si nimt mir swer vnd al men mvd
Si ostertach, si cron ob alen weiben
Vil gerre bei der liben wil beleiben
Si veial smach, si muschgat plved
Herzen traut men cunegin lat (gved)
Men vrowe dev had gvet vol
Men vrowe der ich dinen sol
Der gan ich aller eren wol
Si can mir vrevden vil gemahen
Und can wol truren swahen.
Amen.

Der Herausgeber erklärt fast alle schwierigen Originalstellen und Wörter zum besseren Verständnisse und Genusse für Laien, und thut hieran allerdings recht wohl; wir haben nur dagegen zu bemerken, daß seine oft spärlichen Commentare das Wörterbuch eines Ziemann ꝛc. doch nicht immer entbehrlich machen, und daß seine Auslegungen, etymologischen Deductionen und Varianten nicht überall unsere unbedingte Zustimmung erhalten. Im Uebrigen beurkundet er eine Gründlichkeit und Tiefe in der Philologie wie in der Geschichte, und dabey einen Eifer und Fleiß, daß er der hohen Achtung eines jeden Gelehrten, und somit auch des Beyfalls für seine schätzbare Schrift im voraus versichert seyn darf. Wenn ihm nun derselbe, wie sich gar nicht bezweifeln läßt, von Seite eines Jak. Grimm, Bopp, Rinne ꝛc. gezollt werden wird, so mag er immerhin von Seite der Tageskritik ein Wörtchen des Tadels hinnehmen, denn diese läßt einmal nicht ab von ihrer Gewohnheit der Mückenfängerey und Splitterrichterey, und macht so gerne Gebrauch von einem Rechte, das sie sich selber angemaßt hat.

In der benannten Nummer befindet sich auch: Gregor

auf dem Steine, doch werden wir, weil zuletzt die ganze Handschrift folgt, später wieder darauf zurückkommen.

V Dieser vatikanische Coder enthält von Bl. 3 bis 107 die moralischen Gedichte des Stricker, und sie stimmen in ihren Anfängen vollkommen mit jenen überein, welche Graff in seiner Diutisca bekannt gemacht hat. Graff hat sie aus der Pergamenthandschrift des Klosters Melk (nicht Moelch) herausgehoben. Einen andern Coder dieser Gedichte hat Friedr Adelung nach der Dresdner Bibliothek näher erörtert

Den Schluß dieser überaus wichtigen Handschrift machen: Die Stufen des beschaulichen Lebens, wie folgt: Sich het ein gvet mensch veraint an sinem gebet. vnd pat got daz er chvnt taet swaz im liebist waere. ob er von im reden solt oder nach im gedenchen solt, als er ellende gie auf ertreich oder ob er in ansehen solt, ob er hie an dem chreutz mit jamer seines hertzen oder ob er nach im trachten solt, als er ist in dem himel mit cherubim and seraphim.

Do antwort er im und sprach: Swer von mir redet ze pezzervnge seinem ebenchristen, den wil ich enzunden mit dem fiuwer der gottlichen minne. Swer an mich gedenchet als ich ellender gie auf ertreich des minnet mich vnd svchet mich vnd vindet mich vnd vindet an mir das ewig leben. Swer aber mich ansiehet als ich an dem chreutz hie mit meiner Muoter vnd Johanne mit andacht seines hertzen. dem wil ich alle seine svnde vergeben. vnd wil in waschen mit dem wazzer, daz auz meinem hertzen flotz, vnd wil mein pild in seiner sele lazzen, vnd wil in edelen in meinem pluet. vnd wil in chronen vor meines vaters angesicht.

Swer nach mir trachtet als ich bin mit cherubim vnd seraphin, den wil ich erlevchten mit dem lieht meiner gotheit vnd wil in edelen mit meiner weishait. vnd wil in hoehen in meinem gewalt vnd wil im meinen wunder zaigen. Vnd wil mein haimleich mit im tragen. So er mich je lenger ane siht, so er mir ie gleicher wirt. daz mag niemen getven wan den ich zevch.

Der Herausgeber hatte es allerdings nicht mehr nöthig, diese mitteldeutsche Originalstelle mit einem erklärenden Commentar zu begleiten, allein es wundert uns, daß er keine sprachliche Kritik darüber angestellt hat. Ueberhaupt bemerken wir, befaßt er sich nie gerne mit Dialectologie, welche doch bey so verschiedenartigen Schriftproben ungemein viel Materialien zur Untersuchung und Vergleichung darböte, und für die altdeutsche Sprachforschung von großem Belange wäre. Ueber Gregor auf dem Steine hat er größeren Fleiß verwendet.

VI. Das Buch der Betrachtungen vom heil. Bonaventura. Dieſer Pergamentcodex, der ſich in der Palatina befindet (Nr. 396), gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, und iſt in der gothiſchen Schrift mit den gewöhnlichen Abbreviaturen abgefaßt; er beſteht aus 87 Blättern. Das Buch der Betrachtungen beginnt mit Bl. 41 und reicht bis 80. Hieraus eine Schriftprobe:

Ich piug meniu kniei zv dem vater meins herren Jesu Christi. von dem alle vaterschaft im himel vnd in erden wirt genennet. daz er euch geb nach dem reichtvem seiner glory craft daz ir gestercket wert mit seinem gaist in dem innern menschen. daz christus Ihesus won in ewren herzen in der minne gewverzelt vnd gepawt. daz ir mvegt begriffen mit allen hailligen, waz sey die lenge die prait die höeh die tieff vnd daz ir auch kvennet die vbertreffente min der kuenst christi daz ir erfuellet werdet in alle schoenigkait gotz. Paulus de zwelf pot ain vaz der ewigen erwelveng ain sagrer der goetlichen heilichkait; ain spigel vnd ain pilder der obersten beschawounge weiset vens in den obgeschriben worten der vebung dez innern gemvets drei sach den vrsprunch daz wider werfen an die frvht wan die vebung des innern mvets sol sie sein gvet vnd hailber, so mvez si haben ain vebernatverlich craft die sie sterke ain weishait die si ordenlich riht vnd ain gvetekait die si troest u. ſ. w.

Dieſer Codex iſt in Kleinquart, und hat auf jeder Seite zwey Linienreihen. Bey dieſem beſchränkten Raume war nun der Abſchreiber genöthigt, häufig abzubrechen; er liefert uns aber hier ein ſprechendes Beyſpiel, daß die Alten in der gehörigen Sylbentrennung und Abtheilung eben ſo unbehülflich waren, als ſie in der Orthographie ſorglos und mit ſich ſelbſt in beſtändigem Widerſpruche geweſen ſind. Man betrachte hier einige Beyſpiele von unſtatthafter Wort- und Sylbentheilung: rei-chtvem, mve-gt, th-ron, wiczi-clichen u. ſ. w. Der Herausgeber hat ſeine Copie dem Urterte völlig getreu niedergeſchrieben.

VII. Gebete zu Maria. Dieſe Handſchrift (Vat. 4763) beſteht aus 153 Pergamentblättern, iſt in goth. Majuskeln, und gehört dem vierzehnten Jahrhundert an. Das Bl. 107 enthält das folgende Gebet:

Diz heilige vers unde diz heilige lobsprechen ich dir herro ze lobe unde zêren (ze eren) diner heiligen gotheide unde diner heiligen driveldicheide unde deine heiligen cruce unde dir frowa sancta Maria in das selbe gedinge unde in di selbe era so dich der engel gruezda do du in impinge so gruezen ich dich unde loben dich unde minnen dich genedicke frowa daz du dich gewvrdigen wollest dinen heiligen

sun ze bidene uber mich sundigen menschen dez du mich notdurftic wizzes zu selen unde zu libe. Amen.

Wenn wir nur einen flüchtigen Blick der Vergleichung auf die zwey letzteren Sprachproben werfen, so sehen wir, daß sie, obschon sie demselben Jahrhundert angehören, doch unter sich dialectisch ganz verschieden sind. Wollen wir ihnen zur sprachlichen Vergleichung eine Stelle aus dem Chronikenschreiber Twinger von Königshofen (nämlich das Münster in Straßburg) an die Seite setzen:

Unser Frowen Muenster; die hoheste stift zu Strosburg, wart zum ersten mole angevangen vnd gestifftet in hoher wurdekeit vnd friheit von eime Kuenige von Frangrich, genant Clodoveus, do man zalte noch Gotz geburte funf hundert vnd zehen johr, also davor in deme vierten capitul ist gesait by den Kuenigen von Frangrich. Donoch was (waz) das muenster, do es zum ersten mole gemachet wart, nuet also groz vnd also kostber an gebuwe, als es itzenan ist; wan hievor machte men hette nuet not umb costbere steine vnd umb groze Gezierde. Do nu das muenster gestant uf funf hundert jor, do kom ein groz uebel wetter mit tunrende vnd blitzen zu Strosburg, vnd von dem selben tunren verbrant unser Frowen muenster.

Twinger von Königshofen gehörte wohl auch noch dem funfzehnten Jahrhundert an, da er im J. 1420 starb, doch ist seine Sprache im Vergleiche mit den vorigen Schriftproben beynahe noch dieselbe, und nur hie und da grammatikalisch von derselben verschieden. Die vorzüglichsten Prosaiker des vierzehnten Jahrhunderts waren außerdem noch: Joh. Tauler, Heinr. v. Nördlingen, Herm. v. Fritzlar und Otto v. Passau — hiezu kann man auch die »goldene Bulle« Carl's IV. rechnen. — Von dem Style dieses Zeitalters sagt Mundt im Allgemeinen vortrefflich: »Die Sprache des Waldes, der Liebe, der Träume, der Nachtigallen war mit Conrad von Würzburg in Deutschland verklungen; da erhob sich die Sprache der stillen Zelle, der Andacht, der mystischen Gottinnigkeit Die christliche Mystik wurde der bewegende Inhalt, der nicht nur die Prosa zu einer höhern Kunst ausbildete, als es die deutsche Kanzley vermochte, sondern auch an der Sprache ganz neue und höchst bedeutsame Elemente entwickelte. Dieß war das speculative Wesen der Sprache, das plötzlich in ihr zu schaffen anhob. Die irdische Schönheit in den Minnesängern, die alle sinnliche Blüthe der Sprache hervorlockte, verging vor den trockenen Augen der Mystiker in der Anschauung des Unsichtbaren, an das sich die hingebende Seele mit ihrer ganzen inneren und äußeren Existenz verlor. Die Sprache wurde

zum ersten Male in ihren Grundkeimen angerührt, und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für den Gedanken und das Gefühl!«

Die Wahrheit des Gesagten beurkundet sich auch fast in all den Bruchstücken, welche der Herausgeber des vorliegenden Werkes aufgenommen; man findet entweder die weichere Sprache des gottseligen Glaubens und der frommen Gemüthlichkeit, oder den schlichten Chronikstyl; in den Wortformen herrscht viel Wechselndes, und jeder Aufsatz trägt, nebst dem Stempel seines Jahrhunderts, auch den Typus der Provinz mit sich, wo er entstanden ist. Viele Wörter und Flexionen sind dem Lateinischen abgeborgt, doch findet man auch wieder viele Triebe und Geschosse aus dem echt deutschen Stamme hervortreten, und die germanische Eiche in ihren Aesten, Zweigen und Laubschmuck um vieles bereichert. — Ueber die mannigfaltigen Bildungen, Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache wie ihrer Mundarten haben Meister Petersen und neuerlich Dr. Rinne treffliche Untersuchungen angestellt. So charakterisirt sich z. B. der fromme gemüthvolle Joh. Tauler am Eingange des benannten Jahrhunderts als einen überaus sinnreichen und productiven Wortbildner, und Dr. Künzel sagt mit Recht von ihm: »So schwankend auch seine Grammatik im Einzelnen war, ein so festes und eigenthümliches Gepräge hatte ihr geistiges Wesen, das sich dem Mystischen und Abstracten mit nicht geahnter Fügsamkeit anschmiegte.« Seiner Feder entflossen zuerst nachbenannte Wörter: Befindlichkeit, Empfänglichkeit, Liebmuthigkeit, Unvorsichtigkeit, Ungeschaffenheit, kurz sehr viele Ausdrücke mit den Endsylben heit und keit, wodurch er besonders innere Zustände, abstracte Begriffe andeuten wollte — viele von ihnen haben sich bis auf unsere Tage erhalten, und wieder neue Triebe angesetzt, manche sind aber verdorrt, und von dem alten Stamme abgefallen, um anderen Trieben Platz zu machen. Solche waren z. B. Gutdunkenheit, Dankarmigkeit, Innerheit, Ingossenheit, Verhaftigkeit u. s. w. — Vergleichen wir nun die oben angeführten Schriftproben des vierzehnten Jahrhunderts mit diesem belobten Meister, so sehen wir in Inhalt und Form eine große Uebereinstimmung, und überall ein sichtbares Hinneigen zur hochdeutschen Mundart, die ihre stärkste, tiefste Wurzel auf oberdeutschem Boden geschlagen hat.

Um nun wieder zu unserm Autor zurück zu kehren, bemerken wir, daß er die meisten der folgenden Nummern nur kurzhin bespricht, und oft nichts mehr als die bloßen Schrifttitel anführt. Auch befinden sich manche der benannten Bücher und Handschriften nicht mehr in der Vaticana, sondern sind (wie oben bemerkt) nach Deutschland (Heidelberg) zurückgestellt worden, wobey

dann in dem betreffenden Katalog bemerkt wird: restituto ai tedeschi.

Mit der Nummer XXXV beginnen lateinische und altfranzösische Handschriften; ferner Gedichte und Sagen aus dem caroliniſchen Zeitalter. So enthält Nr. XXXVII des Pseudo-Turpin Geschichte von Carl dem Großen und der Roncevaller Schlacht, oder dem Kriege gegen die Sarazenen, welche den Mittelpunkt so vieler Dichtungen und Sagen dieses Kreises bildet. Dr. Ideler, der uns kürzlich mit einer Vita Caroli Magni beschenkt, und über diesen Glanzpunkt der deutschen Geschichte und seiner Zeit Vortrefflicheres als alle seine Vorgänger geliefert hat, entlarvt diesen Turpin, wie er es verdient, und schreibt in Bezug auf die Roncevaller Schlacht I. Bd. S. 142: »Der Zug Carl's gegen die Longobarden hat zu eben so vielen Fabeln Veranlassung gegeben, wie der gegen die Sarazenen in Spanien, wenn ihnen gleich nicht dieselbe Verbreitung zu Theil geworden ist, wie den Sagen über die Kämpfe gegen die Ungläubigen. Es fehlte ihnen der epische Mittelpunkt, welchen in Bezug auf den Krieg mit den Sarazenen das religiöse Element bildete. Solcher Fabeln und Mährchen findet man mehrere im Chron. Novaliciense III. 9 ff., bey Muratori, Script. rer. Halicar. Tom II. P. II. p. 517 ff. — Ueber den Turpin und sein Werk vergleiche ferner: G. J. Voß, de historicis lat. l. II. c. 32. Melch. Goldast in Script. rer. alem.; Eichhorn, Handbuch der deutschen Literatur S. 158 — 160; über die franz. Dichtungen, wie den Roman: De Roncevaux — les faits et gestes de Charlemagne, Roland et autres braves gaulois contre les infidèles, vergleiche: Le Long bibliothèque historique de la France 326; Bibliothèque des Romans, Tom. IV. 7 — 41; über die englischen Umarbeitungen: Warton, history of the english poetry, Tom. I. p. 104, über den Stricker, Conrad und andere mitteldeutsche, niederdeutsche und dänische Bearbeitungen dieser Heldensagen siehe v. d. Hagen Grundriß S. 164 — 170. Ausgaben von Turpin's Historia Caroli Magni siehe: Sim. Schardii Germanic. rer. 4. vetustior. chronograph. Francofurt. 1566. Fol., und in Reuberi script. rer. Germ. T. I. p. 67. Ueber den muthmaßlichen Verfasser siehe die Abhandlungen von Le Beuf und Caylus im zehnten und eilften Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions. Endlich siehe die reichhaltige Urkundensammlung, welche Dr. Ideler über Carl d. Gr. und sein Zeitalter mit dem benannten Werke (II. Bd.) herausgegeben hat.

Die folgenden zwey Nummern: Carmina ad Carolum magnum, dürften für Historiker von einigem Belange seyn, nicht aber Nr. XL: Carmen Caroli magni ad Warnefridum (Pau-

lum Diaconum), welches ohne allen Zweifel ein Apokryph ist, da es sich nirgends historisch nachweisen läßt, daß Carl, wie man vorgibt, eine poetische Correspondenz mit Warnefried geführt habe. Unser Autor drückt sich selbst hierüber so aus: »Daß selbst das erste Gedicht (denn er citirt mehrere) Carl d. Gr. zugeschrieben werden müsse, von dem bekanntlich bezweifelt wird, daß er des Schreibens kundig gewesen (diese Behauptung würde aber seinen ersten Biographen Eginhard Lügen strafen), ist durch den bloßen Titel: Carmen Caroli ad Paulum Diaconum, noch nicht erwiesen genug, da der Titel am Rande von weit späterer Hand geschrieben ist, und in dem Inhalte des Gedichtes nichts vorkömmt, was auf das Exil Warnefrieds und seine Aussöhnung mit Carl (gegen welchen er bekanntlich eine Verschwörung angezettelt hatte) irgendwie anspielte, und darum könnten diese Verse eben so gut Carl dem Kahlen zugetheilt werden.« — Wir fragen aber, welche Beweise der Verf. für diese seine letzte Behauptung vorzubringen vermögend wäre?

Nunmehr folgen mit Nr. XLII Chronique du roy d'Artus — Dichtungen aus dem Sagenkreise von Arthus und seiner Tafelrunde.

König Artus oder Arthur, der Heldensohn des brittischen Königs Uther und der würdige Zögling des Sehers Merlin, machte sich mit seiner Tafelrunde, dem ersten Ritterorden, durch die Galanterie der Paladine, durch die hartnäckigen Kämpfe gegen die Angelsachsen, namentlich gegen Vortigern, König von Gent, und Iwa, König von Northumberland, durch die (angedichteten) fabelhaften Abenteuer, Irrfahrten und Wunderthaten zu Wasser und zu Lande — hundert und tausendmal zum Gegenstand der ältern und wohl auch der neuern lyrischen, romantisch-epischen und auch der dramatischen Poesie in England, Frankreich, Deutschland und Italien. Alle diese Lieder und Gesänge haben für den Geschichtsforscher denselben Werth, welchen die Epopöen Homer's und Virgil's für die griechisch-trojanische und römische Nationalgeschichte haben; dagegen sind sie aber für die pragmatische Geschichte der Poesie von Bedeutung und Wichtigkeit, und für die Sprachforschung von Werth und Interesse — Die benannte Handschrift enthält 194 Blätter, und ist in der französischen Sprache des funfzehnten Jahrhunderts, wie der Herausgeber versichert, mit recht vielem Fleiße verfaßt. Er exponirt eine Blattseite hindurch den Eingang dieses Romans, und sagt zuletzt: »Der Roman, weichlich in seiner Haltung und bis zum Ueberdrusse wässerricht in seiner Durchführung, schließt endlich mit der Erzählung des Todes von König Emendus, Artus, und der schönen Florenza: Mais sur tous autres le faisoit (sav. deuil) le roy gouvernaus et en la fin convint il quil le

laissat a faire et le confortat alixandre le filz le roy Artus quil luy avoit laisse en garde. Et il fut si maistre de luy quil estoit tout maistre et Sire de luy et du petit. Mais plus ne parle le conte, ains se taist. (Ein ungemein naiver Schluß!)

Sprachlich richtiger dürfte wohl die Handschrift Nr. XLIV seyn, unter dem Titel: La table ronde de Arture — denn sie gehört einer frühern Zeit, dem dreyzehnten Jahrhunderte, an. Unser Auto hat den Anfang derselben herausgehoben. Der berühmte Paladin Lancelot vom See und Tristan scheinen in diesem Romane besonders wichtige Heldenrollen zu spielen.

Die folgenden zwölf Nummern enthalten nichts mehr als bloße Titel.

Mit Nr. LVII, d. i. Merlini Britanni historia auctore Ptolomaeo de Irrlandia. — Italice. cod. in cart. bombyc. fol. Pal. 949 beginnen: die Weissagungen des Zauberers Merlin. Die darauf folgende Nummer betitelt sich: Vaticinia Merlini Britanni in cod. collectan. membr. 8. Chr. 807. Saec. XIII — und hier schreibt der Herausgeber: »Die Sybillen erscheinen überall (als würden die Völker an das Daseyn eines prophetischen Sinnes oder eines Sinnes für die Zukunft in der menschlichen Natur glauben) — an großen geschichtlichen Wendepunkten, wie Janus mit dem Doppelangesichte Vergangenheit und Zukunft überschauend und verkündend. Die Sybille von Troja besingt den Fall des heiligen Ilions; die von Cumä bietet beym Beginne der römischen Weltherrschaft dem König Tarquin ihre zwölf geheimnißvollen Tafeln; die Sagen des römischen Mittelalters, die Cencius uns niedergeschrieben (Cencii liber privilegiorum S. ecclesiae Romanae, in der Chronik des Martinus Polonus und den gestis Romanorum), führen zur Zeit der Erscheinung Christi die tiburtinische Sybille zu Kaiser Augustus auf das Capitol und den Palatin; die erythreische hat zu Babylon, die hispanische in Iberien dieselbe Stellung. Diese gleiche merkwürdige Erscheinung nehmen wir auch in der Britten Geschichte beym Untergange des altbrittanischen Reiches wahr« — nämlich mit Merlin, dem begeisterten Seher.

Eine ausgezeichnete Darstellung hierüber finden wir unter andern auch von J. Görres in der Einleitung zu seinem Lohengrin. Die beste Quelle für die Ethnologie dieses interessanten Zeitraumes aber ist Gaufried von Mounmouth, der uns den ganzen Sagenkreis von Arthur und seiner Tafelrunde im vierten Buche seiner Geschichte der altbrittischen Könige von Brutus bis Vortigern überliefert hat.

Von gleicher Wichtigkeit ist die unter Nr. LXII angeführte

Handschrift mit dem Titel: Merlini prophetia cum expositione Joannis Cornubensis — cod membr. 8. Ottob. 1474. Die Weissagungen des großen Merlin, welche uns in der vorgenannten Schrift durch Gaufrid bekannt gemacht werden, erscheinen hier in ihrer ergänzenden Fortsetzung. Der verehrte Herausgeber theilt uns in nuce den Inhalt dieser alten Poesie mit, hierauf läßt er 140 lateinische Hexameter, welche J. v. Cornubien auf den Auftrag des Bischofs Robert v. Oxford (1160) aus dem altbretonischen Grundtexte übertragen hatte, mit einem trefflichen Commentare folgen. Wir wollen zum Behufe der Vergleichung den Eingang dieses Gedichtes exponiren:

Eure tuum nostris exstirpat germen ab hortis.
Auster et exemplum decimantis habet decimatum;
Transvehitur ligno fangens indutaque ferro,
Militat in campis defensa trilicibus armis
Gens in bella furens in stragem saxonis ardens etc.

Die folgenden Nummern enthalten die Weissagungen der kumanischen, erytheischen, hispanischen und tiburtinischen Sybille, worauf die Visionen folgen, beginnend mit Nr. LXVIII, d. i. Bedae presbyteri visiones de historia gentis Anglorum. Nr. LXXIII führt den Titel: Visio S. Fursaei et narratio de eodem — wobey der Herausgeber bemerkt: »Diese longobardische Pergamenthandschrift befindet sich auf der Bibliothecâ Sessoriana in s. cruce in Gerusaleme zu Rom; sie ist aus dem neunten Jahrhundert, und enthält, außer Ruperti abbatis Tuitensis libri de divinis officiis, auch (Bl. 185 — 199) die Vita oder Visio S. Fursaei monachi et narratio de eodem Ich habe beyde (fährt er fort) mit der Bolland. Ausgabe im Allgemeinen verglichen, und die größte Verschiedenheit zwischen beyden wahrgenommen, leider aber aus Mangel an Zeit in eine nähere Vergleichung nicht eintreten können, welches dieser alte Codex allerdings verdiente.« — Hiemit wäre von ihm, und hier wieder durch uns der Wink gegeben einem jeden Gelehrten, der einmal die günstige Gelegenheit fände, die heilige Tiberstadt zu erreichen, daß er die angedeutete Spur hier und da weiter verfolge, und das fortsetze und vollende, was seine Vorgänger nicht zu Stande zu bringen vermochten.

S. 110 schreibt der Herausgeber: »Einen andern großen Kreis von Dichtungen, welche sich an diese Visionen anschließen, bilden die Sagen und Erzählungen:

Von dem Purgatorium des heil. Patricius — worüber sich eine Menge lateinischer und französischer Handschriften auf der Vaticana befinden; die vorzüglichsten davon sind: LXXVIII De purgatorio S. Patricii tractatus; LXXIX Purgatorium S. Pa-

tricii — gallice; LXXX De S. Patricio Hyberniae apostolo etc.

Den Schluß der Handschriften-Citate machen S. 132 die geistlichen Lieder. Nr. XCV führt den Titel: Hymnorum ecclesiasticorum collectio antiqua — wobey unser Autor bemerkt: »Diese höchst wichtige Sammlung alter Kirchenhymnen ist aus dem karolingischen Zeitalter, und kann leicht viele bisher unbekannte enthalten.« — In Folge dessen glauben wir manchem unserer verehrten Leser, die C. Greith's Werk nicht in die Hände bekommen, zum Behufe der Nutznützung einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die Titel und weiteren Angaben dieser Handschriften bekannt machen, die da sind: XCVI. Cantica spiritualia antiqua cum notis musicalibus. Cod. membr. Urbin. 393. XCVII. Antiphonarium antiquum cum notis. Codex antiquus. Urb. 602. XCVIII. Walafridi Strabonis carmina spiritualia. Cod. membr. Chr. 356. XCIX. Walafridi Strabonis augiensis abbatis carmina. Cod. membr. 469. C. Ejusdem de S. Mamnete et aliis Sanctis carmina. Cod. membr. Chr. 421. CI. S. Edmundi Cantuariensis archiepiscopi psalterium beatae Mariae Virginis carminice. Cod. membr. 8. Vat. 4757. Saec. XIV. Diese letztgenannte Handschrift dürfte von besonderer Wichtigkeit seyn; sie ist ein Breviarium eines Minoriten aus England, besteht aus 260 Pergamentblättern, ist sehr zierlich in der gothischen Minuskel geschrieben, und mit schönen Miniaturen und Arabesken ausgemalt. Das Psalterium (wie der Herausgeber versichert) beginnt (Blatt 8) mit Beatus vir, und besteht aus drey großen Gedichten, wovon jedes funfzig Strophen enthält. Das Metrum des ersten ist jenes vom Stabat mater — und gleich diesem in einem einfachen, gemüthvollen poetischen Style abgefaßt; der Eingang lautet:

Ave virgo, lignum vitae
Quae dedisti fructum vitae
Saluti fidelium;
Genuisti Christum Jesum
Sed pudoris non est laesum
Nec defluxit folium etc.

Das größte Verdienst um die vaterländische Literatur hat sich der Herausgeber dieses Werkes durch den zweyten Theil desselben erworben, welcher den Titel führt: Gregorius uf dem Steine — in tvosche getihtet von dem hern hartman von ôwe. — Hiezu gehört das bildliche Facsimile, welches getreu nach einer Antike copirt, und diesem Buche voran geheftet ist. Der Herausgeber sagt S. 165: »Die älteste Handschrift vom Hartmann'schen Gregor auf dem Steine, die bis jetzt zum Vor-

ſchein gekommen, iſt die vaticaniſche der Bibliotheca Christina Nr. 1354 (ſiehe oben Nr. IV). Außer der genannten gibt es noch vier authentiſche Handſchriften, jedoch aus ſpäteren Zeitaltern, und unter ſich vielfach abweichend. Der Wiener Handſchrift will unſer Autor wenig Lob ertheilen. S. 178 führt er an, daß dieſe Sage ſchon vielfach in deutſcher Proſa bearbeitet worden ſey. Um die Abweichung des vaticaniſchen Coder von der Wiener Handſchrift, wie ſie Lachmann (und Benecke) benützt haben, zu zeigen, ſtellt er einige Verſe, die ſelbſt wieder nummeriſch abweichen, zur Vergleichung vor Augen.

Lachmann V. 2200:	Cod. Vat. V. 2228:
Nu thue mir ettlichen ratt	Nv tv mir Etlichen rat
Seyt das er mirs verswigen hatt	sit daz er michs verswigen hat
Wie das ich laid also ervar	wie ich sin laeit ervar
Das ich doch sein hulde webar	daz ich mich doch an ihm bewar
Ich furcht ob ich mich sagen pitte	ich foerh ob ich mirz sagen bite
Ich verliesz in do mite.	ich verlieze in damite.

V. 2265:	V. 2291:
Sy gedacht daz sy fur war	Si gedahte daz si fvor war
Zu der helle were geporn	zv der helle waere geborn
Vnd got het verlorn — — —	vnd got hat erchorn
	ir herzlichez riwen.

Die Sprache der beyden Handſchriften gehört, wie dialectiſch und orthographiſch ſie auch verſchieden ſeyn mag, doch immerhin dem dreyzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an, wie ſich der Laie durch Vergleichung mit andern Schriftproben aus dieſer Zeit alſogleich ſelbſt überzeugen kann. Von den graphiſchen Eigenheiten, dem Vocal- und Conſonant-Verhältniſſe der vaticaniſchen Handſchrift ſpricht der Herausgeber S. 53 mit tiefer Sprach- und Sachkenntniß. Den Inhalt des Gedichtes liefert er S. 151 mit dem ſinnigen Eingange: »In Gregor finden ſich alle tragiſchen Züge der griechiſchen Löſung mit der reinen Ethik der hebräiſchen und chriſtlichen Weltanſchauung vereint. — Wir glauben es vorausſetzen zu dürfen, daß unſere verehrten Leſer mit dieſer altdeutſchen und dem grauеſten Alterthume nachgebildeten Sage vertraut ſeyn werden, da ſie ſchon die Federn vieler Schriftſteller beſchäftigt hat. Unſer Autor läßt ſich hierüber mit tiefgedachten ſalbungsvollen Worten (S. 153) vernehmen: »Wenn wir nun die Frage über den Urſprung dieſer Sage und ihre genetiſche Ausbildung im chriſtlichen Abendlande aufwerfen, ſo führen uns alle Radien derſelben auf das griechiſche Alterthum zurück, und der (ſchauerliche) ſchöne Mythos von Oedipus erſcheint uns als die alte Wurzel, woraus dieſer friſche Zweig unter

der Sonne des Mittelalters, in christlicher Form verjüngt, hervorgewachsen ist – und für diese Ansicht sprechen sowohl allgemeine als auch besondere Gründe. — Durch die beyden Volksmähren zieht sich der rothe Faden der Blutschande, den eine finstere fatalistische Macht als eine unzerreißbare Fessel um die Freyheit des Menschen schlingt, und ihn unbewußt und willenlos in den Gräuel der Verbrechen zerrt. Der Umgarnte wird ein Sclave der blinden Nothwendigkeit, er kann ihr nicht mehr entrinnen, er kann auch nach den Begriffen des griechischen Alterthums und seiner Weltanschauung das ewige Verhängniß nicht anders mehr, als durch ein schmähliches Ende sühnen; viel edler und trostreicher für den sündigen und unglücklichen Menschen ist dagegen die christliche Lösung, denn sie führt zuletzt die Verbrecher voll Reue und Bußeifer wieder zusammen, und läßt sie vereint als begnadigte Kinder Gottes noch manch ein frohes Jahr auf der Bahn der Tugend fortwandeln, und sich durch frommen Wandel, durch keusche Liebe und aufrichtige Bußwerke das Verdienst und den Anspruch auf ewige Seligkeit erwerben, die sie schon verloren zu haben befürchten mußten. Unser Autor schreibt (S. 153): Diese erhebende Trostlehre fügt der Dichter noch am Schlusse seiner Mähre bey: — bey dieser guten Mähre von den drey Sündern (Bruder, Schwester, Sohn), wie sie nach großer Schuld wieder Gottes Gnade erwarben, soll kein sündiger Mensch böses Beyspiel nehmen; hat er aber Gott beleidigt, so sey er unverzagt und froh, und lerne aus dieser Geschichte, daß auch er dem Fluche (dem ewigen Tode) noch nicht verfallen sey, sondern durch wahre Reue (und Buße) Gnade bey dem Herrn finde.

Wir wollen nun als weitere Schriftproben Anfang und Ende dieser poetischen Sage mittheilen, und sodann ein Wort über die vorliegende Commentirung derselben sprechen.

Hie hebet sich Gregorius an.

Der dise rede berihte
In tvosche hat getihte
Daz was von ovwe hartman
Hie hebent sich von erste an
Die seltsaeme mere
Von ainem gvoten svondere.
Ez ist ein waelchs lant
Equitania genant
Verleit von dem mere vnverre
Des selben ein richer herre
gewan bi sinem wibe
Zwei chint, div an ir libe
Niht schoner mochten sin,
Einen svn unde ein tohterlin.

Der chinde mvter starp.
Do si in daz leben vol erwarp.
Do die chint chomen waren
Vnce zehen iaren,
Do ergreif den vater der tot.
Do er im sin zvchvonft enbot
So daz er in-geleite
Do er von siecheite
Sich des totes enstvont,
Do tet er sam die wisen tvont.
Ce hant er besande
Die besten von dem lande
Den er getrowen wolde
Vnde den er bevelhen solde
Sin sele unde siniv chint.

Schluß.

Daz hat si geleistet gar,
So daz ir niht daran war
Swaz si ovch iare ist hat vertriben
Sit si ze rome ensamen beliben,
Div waren in beiden
Ze got also bescheiden,
Daz si nv iemmer mere sint
Zwei vzzerwelten gotes chint.
Ovch erwarp er sinem vater daz
Daz er den stvol mit im besaz,
Dem niemer vrevde zergat;
Wol im derz in besezen hat.
Bi disen gvoten mêren
Von disen svondêren
Wie si nah grozen schvolde
Ervvorhen gotes huolde,
Da ensol niemer an
Dehein svondiger man
Genaemen bosez bilde;
Si er got wilde,
Daz er iht gedenche also:
Nvo wis dv vrevel vnde vro!
Wie soldest dv verwazzen wesen
Sit daz dise sint genesen
Nach ir grozen meintat
So wirt dîn als gvot rat.

Von dieſem Gedichte in allgemeiner Hinſicht und Würdigung ſchreibt der Herausgeber und Commentator S. 165: »Die Abfaſſung des Gregor auf dem Steine ſcheint in die Jugendzeit des Dichters zu fallen, denn nicht nur iſt die Sprache im Gregor noch weniger weich und gefügig, als ſie in ſeinem ſpäteren Iwain erſcheint, die ganze Darſtellungsweiſe, die Gedanken und Bilder, die er wählt, deuten auf ein jugendliches lieberfülltes Gemüth hin. Die freye Schilderung der unerlaubten Liebe zwiſchen

Bruder und Schweſter und ihrer Folgen hätte der reifere Hartmann ernſter gehalten, als es im Gregor geſchieht; in der rührenden Schilderung der Standeswahl, welche das Gemüth des jungen Gregor in ſich theilt, ſcheint der Dichter den Kampf des eigenen Herzens, den er innert (?) den Kloſtermauern der Reichenau ausgeſtritten, dargethan zu haben; er ſchildert mit Herzenswärme die Schönheit des Ordenslebens, ohne ſeine Gefahren zu verſchweigen; aber ungleich reizender ſpricht ihn das freye Leben des Ritters an, der die Laufbahn der Ehre und des Ruhmes betritt, und mit jugendlichem Feuer ſchildert er die Ritterſpiele und Turnübungen damaliger Zeiten.«

In Bezug auf das Linguiſtiſche ſagt er: »Die Hand bleibt ſich im Gregor nicht immer gleich, ſie iſt ſchöner zu Anfang als in der Mitte, und beſſert ſich wieder dem Ende zu. Was die Vocale betrifft (wie wir uns zum Theil aus der angeführten Probe überzeugen können), ſo ſchwankt die Handſchrift zwiſchen a und e, während im »armen Heinrich« nach der Grimm'ſchen Ausgabe, und im Iwain nach der Lachmann'ſchen Ausgabe, das e immer über das a, beſonders aber bey Doppellauten, vorherrſchend iſt — Die Diphthonge aei, ai und ei, ſo wie auch ie, iv. uo und ev, ſind durchaus ohne feſten Halt, wie denn überhaupt bey jeder werdenden Sprache die Vocale, d. i. die Seele des Wortes, gleich flüchtigen Wellen ſind, die ſich innerhalb ihrer feſten Ufer, d. i. der Conſonanten, mit jedem Lufthauche verändern. Dem zu Folge geſchieht der Gebrauch der Mitlaute faſt durchgehends nach beſtimmteren Tonregeln und Geſetzen, und die Conſonant-Umlaute werden, wie auch unſer Autor angibt, beſonders bey den Vollwörtern in dieſer Handſchrift genau beobachtet; ſo geht b in p, v in ph über z. B.:

15 Der chinde mvoter starp — von ſterben,
16 Do si in daz leben vol erwarp — von erwerben.

Die Buchſtaben c, s und z wechſeln oftmals unter ſich, und das ſelbſt in gleichen Wörtern; ch ſteht gewöhnlich ſtatt k, auch öfter ſtatt h, z. B. vnce und unz, swas und swaz, chint ſtatt kint oder kind, naht ſtatt nacht u. ſ. w. Was die Richtigkeit und Reinheit des Reimes betrifft, wäre zu wünſchen, unſere neuen Poeten möchten eben ſo ſtreng und gewiſſenhaft auf die Tonharmonie ihrer Endſylben der Verſe ſehen, denn in dem vorliegenden Gedichte wird man in dieſer Hinſicht ſelten auf einen Verſtoß gerathen. Der Vers ſelbſt iſt in der Regel der vierfüßige Jambus, doch vielfach mangelhaft und hinkend.

In der fortlaufenden Commentirung beurkundet der Herausgeber, wie ſchon angedeutet, eine gründliche Gelehrſamkeit in

Sprache und Geschichte, und verdient noch überdieß darin ein besonderes Lob, daß er comparativ zu Werke geht, und seinen Autor vielfach mit übereinstimmenden oder coincidirenden Stellen und Wörtern aus andern Schriftproben vergleicht, und bald historisch, bald linguistisch, bald berichtigend untersucht und zusammenstellt.

Was nun die Schriften Hartmann's überhaupt betrifft, so ist über ihn das kritische Urtheil stereotyp geworden: daß er an sprachlicher Gewandtheit, Rundung und Anmuth der Rede von wenigen Dichtern seiner Zeit erreicht worden ist, so wie er in sinniger Bedeutsamkeit seiner Dichtungen keinem nachsteht. In Betreff der geschichtlichen Quellen zu Gregor schreibt unser Autor S. 156: »Für eine historische Begründung der Erzählung vom Gregor finden sich im Gedichte selber keine Anknüpfungspunkte; nur wenige Winke deuten auf gewisse Ereignisse des Mittelalters, welche auf die weitere Ausbildung und Umarbeitung der alten Sage im Abendlande eingewirkt haben mögen. Die Handlung geht im sagenreichen Aquitanien oder Anjou vor sich; dort fand auch Kyot, der alte Meister, die Sage von dem Graal; der Held im Titurel ist Herr von Anschowe, und auch Gregor ein Sohn des Herrn dieses schönen Landes. — Außer den gesta Romanorum enthalten auch zuweilen die lateinischen Legendarien des Mittelalters die Erzählung von Gregor auf dem Steine, besonders die Incunnabular-Legendensammlungen bis zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, während sie in allen Ausgaben späterer Zeit, wo die historische Kritik alle derartigen Sagen als fabelhaft und lächerlich abzuweisen gewohnt war, ausgelassen worden ist. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß Hartmann seinen Stoff aus irgend einer lateinischen Bearbeitung genommen, und mit den Bildern der eigenen Phantasie verschmolzen habe. Mehrere Völker des Abendlandes besitzen, wie schon Grimm angegeben hat, einen Gregor in ihrer Sprache; namentlich besteht eine sehr alte französische Bearbeitung, und W. Scott gedenkt auch einer altenglischen, von welcher er in der Vorrede zu seinem Tristem (3. edit. p. 108) einige Stellen citirt hat.

Ueber des Dichters Heimat und Geschlecht gibt uns der Herausgeber zureichendere Aufschlüsse, als wir bisher über ihn gehabt haben. Er ward zu diesem Ende auf das vortheilhafteste unterstützt durch Herrn Baron von Laßberg zu Eppishausen, welcher ihm aus dem reichen Schatze seiner Forschungen über das Leben der mitteldeutschen Meister- und Minnesänger eine vortreffliche Abhandlung mitzutheilen die Güte gehabt hat. — »Was den wichtigsten Aufschluß über Hartmann's Vaterland gewährt,«

ſchreibt unſer Autor S. 162, »iſt das beſtimmte Wort: dienstman was er zuo owe — ſonach Dienſtmann eines der drey ſchwäbiſchen Klöſter: Reichenau, Weißenau oder Mererau. Der Abt von Reichenau, zugleich ein Fürſt des Reiches, hatte einen Lehenhof von mehr denn dreyhundert Dienſtmannen, während Mererau und Weißenau weder reiche noch fürſtliche Klöſter waren. Das Kloſter Reichenau hieß damals und heißt noch im Munde des Volkes vorzugsweiſe die Aue, was aber bey den beyden übrigen Klöſtern nie der Fall war.« S. 162—163 wird von Hartmann's Wappen geſprochen, welches den obigen Aufſchluß in ein noch helleres und beſtimmteres Licht ſetzt.

Die Lebenszeit Hartmann's fällt, ſo viel ſich bisher ermitteln ließ, zwiſchen 1150—1220; er hielt ſich eine geraume Zeit in Franken auf, und ſcheint ſeine Jugendtage wenig in der Heimat zugebracht zu haben. Die Kloſterſchule, welche er im Gregor beſchreibt, ſoll er laut hiſtoriſchen Daten in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts beſucht, und ſie gegen das Ende desſelben verlaſſen haben. Nach einem längeren Aufenthalte in Franken nahm er das Kreuz; wahrſcheinlich wenige Jahre nach dem Tode des Königs Philipp von Hohenſtaufen, und zwar zu dem vierten Kreuzzuge, der im J. 1216 durch Ungern nach dem Morgenlande zog, ob er ihn jedoch wirklich mitgemacht, wo er ſonſt noch hingekommen, was aus ihm geworden, und wann und wo er geſtorben? das iſt uns alles unbekannt!

Sonach haben wir von dem vorliegenden Werke auszugsweiſe alles geſagt und angedeutet, was es des Wichtigen und Trefflichen enthält, und ihm im Verlaufe unſerer kritiſchen Beleuchtung ſo viel des gebührenden Lobes gezollt, daß wir uns eines weiteren Preiſes enthalten können. Derſelbe wird über ein ſo verdienſtliches Werk von Seite einer gerechten Kritik noch oft genug ausgeſprochen werden, und wir wünſchen dieß ſehnlich, damit der gelehrte Verf. durch eine ermunternde Anerkennung und beyfällige Würdigung ſeines Fleißes und Eifers um ſo lebhafter angeregt und geſpornt werden möge, uns bald wieder mit einer ſo intereſſanten und gediegenen Ausbeute ſeiner Studien bekannt zu machen. — Auch die Correctheit und übrige Ausſtattung des Buches hat uns vollkommen zufrieden geſtellt

Joſ. A. Moshamer.

Art. V. 1) Observations on the oriental plague and on quarantines as a means of arresting its progress addressed to the british association of science assembled at Newcastle in August 1838, by *John Bowring*. Edinburgh 1838. Octav, 45 Seiten.

2) اتحاف المنصفين والادبا بمباحث الاحتراز عن الوبا d. i. Darbringung der Billigen und Gebildeten in den Streitfragen über die Behutsamkeit gegen die Pest, arabisch, und:

3) ترجمهٔ اتحاف الادبا, d. i. Uebersetzung der Darbringung der Gebildeten, türkisch. Beyde in Einem Octavbande von 139 Seiten, gedruckt zu Konstantinopel im halben Dschemasiulewwel 1254, d. i. Anfangs August 1838.

Eine seltsame gleichzeitige Erscheinung von zwey Werken über die gegen die Pest zu beobachtenden Maßregeln, wovon (dem bisher beobachteten Systeme des Orients und Occidents ganz zuwider) das in der Christenheit erschienene wider die Quarantainen ankämpft, das in der Türkey gedruckte hingegen die Nothwendigkeit derselben vertheidigt; schon in so weit ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, in welcher die Wirkung und Gegenwirkung des Orients und Occidents auf einander so lebendig ins Leben tritt. Diese Auswechslung und Verwechslung bisheriger Gewohnheiten und Vorurtheile des Ostens und Westens gibt sich in unserer so vielfältig bewegten Zeit auf mehr als Eine auffallende Weise kund. Wie bisher so viele Reisebeschreiber von Bjornstáhl an bis Urquhart sich die Mühe gegeben haben, die Contraste in Sitten und Gebräuchen der Morgen- und Abendländer einander gegenüber zu stellen, so finden dieselben schon jetzt Stoff genug zu einem contrastirenden Gemälde der im Laufe dieses Jahrhunderts von Europäern und Asiaten gegen einander ausgetauschten Begriffe, Vorurtheile, Trachten und Gewohnheiten. In dem Maße, als der Turban in der Türkey verschwand, kam derselbe bey europäischen Damen in die Mode, und die conservativen Frauen sprachen sich für dieses Symbol des erhaltenden Princips schon aus ästhetischen Gründen aus; in dem Maße, als die sich europäischer Bildung zuneigenden Türken ihre Bärte stutzend verkleinern, lassen dieselben unsere Stutzer wachsen, und geben sich das Ansehen der sonst so verschmähten Juden; während bey uns unter den Gebildeten das Weintrinken täglich mehr aus der Mode kömmt, und in manchen Gasthäusern statt des Weines das Wasser (von Schönbrunn) käuflich, ergeben sich die gebildeten Türken mit wenigen Ausnahmen (unter welche des

unlängst hier gewesenen Botschafters Rifaatbeg Excellenz gehört) dem Weintrinken, und betrachten dasselbe als die erste Stufe europäischer Bildung und politischer Reform; unsere Fracks und Capots haben in der Türkey das Bürgerrecht erhalten, und dafür haben, wenigstens zur Morgentoilette, die Kaftane als Schlafröcke und die türkischen Pantoffel bey unseren Eleganten Gnade gefunden; und so geht es nun auch mit den Quarantainen, zu deren Einführung der Sultan eine eigene Commission ernannt hat, und zu deren Gunsten die vorliegende arabische Abhandlung sammt ihrer türkischen Uebersetzung durch den Druck verbreitet worden ist, während sich die englische Schrift wider die Unzweckmäßigkeit unserer Quarantainegesetze in ihrer bisherigen Ausdehnung erhebt. Der Verfasser, der durch seine Uebersetzungen klassischer Gedichte aus europäischen Sprachen, namentlich aus dem Russischen und Ungrischen, rühmlichst bekannte Dr. Bowring, dermaliges Parlamentsmitglied, hatte mit dem Auftrage der englischen Regierung, den gegenwärtigen Zustand und die wahrscheinliche künftige Entwicklung brittischer Handelsverhältnisse im Osten zu untersuchen, die Levante bereist, und auf dieser Reise natürlicher und nothwendiger Weise seine Aufmerksamkeit den Quarantainegesetzen zugewandt: »welche den Handel »mit ungeheuren Auflagen beschweren, welche Reisende Untersu»chungen und Einschließungen (the most capricious and the »most despotic) unterwerfen, und welche fast in jedem Staate »Behörden hervorgerufen haben, welche mit unverantwortlicher »Autorität über Personen und Eigenthum begabt, diese Autori»tät in größter Willkür ausüben, und den Gekränkten weder »Appellation wider die Unbill, noch Vergütung des erlittenen »Unrechts gewähren.« Der Geist und der Zweck von Dr. B.'s Schrift spricht sich sogleich auf der zweyten Seite auf das allerstärkste im folgenden Absatze aus:

»Die Geldkosten der Quarantainen können auf Millionen von Pfund Sterlingen geschätzt werden in Aufschub, Vertagung, Verlust von Interessen, Verschlimmerung von Waaren, Zuwachs von Ausgaben, Schwanken der Marktpreise, und anderer berechenbarer Elemente; aber das Opfer von Glückseligkeit, die Abmüdung, die verlorene Zeit, die ertodtende Langeweile, die durch die Quarantainegesetze zugefügten Leiden, diese können nicht berechnet werden, und übersteigen alles Maß. Nur die Voraussetzung, daß sie eine Sicherheit wider die beunruhigendste Gefahr, daß sie unbezweifelten Schutz für die öffentliche Gesundheit gewähren, konnte die Auferlegung derselben rechtfertigen. Das Resultat meiner Erfahrung ist nicht nur allein, daß dieselben nutzlos für den Zweck, der zu erreichen vorgegeben wird, sondern daß dieselben durchaus verderblich, daß sie die Uebel, wider welche sie verwahren sollen, vermehren, und das Elend, welches sie mindern oder zu entfernen vorgeben, noch vermehren.«

Auf diese Weise stellt sich der Verfasser gleich Eingangs seiner Schrift auf den Standpunkt, aus welchem er die Pest betrachtet, und welcher mehr ein statistischer als medizinischer; er beginnt mit dem Angriffe auf die Glaubwürdigkeit der levantinischen Berichte über die Ansteckung der Pest:

»Ich fand im Verfolge meiner Untersuchungen in der Levante gar bald aus, daß ein großer Theil der in der öffentlichen Meinung über die Ansteckung der Pest herrschenden Evidenz einen sehr wenig Zutrauen verdienenden Charakter an sich trug, daß dieselbe meistens von Personen ausging, welche mit Gesundheitsbehörden und Quarantaine-Anstalten verbunden, in dieser Frage ein Geldinteresse hatten. Wenn ich im Stande war, einen Bericht zu seiner ersten Quelle zu verfolgen, den ersten Augenschein einer als gewiß versicherten Thatsache zu erreichen, fand ich größtentheils bewährt, daß in dem Verlaufe der Erzählung kein kleiner Theil von Uebertreibung und Verdrehung zugewachsen. Ich fand, daß mehrere der kühnsten Versicherungen der Contagionisten ganz grundlos und falsch, wie z. B. daß die Beobachtung einer strengen Quarantaine Sicherheit wider das Eindringen der Pest gewähre; ich fand auf jedem Schritte, daß die Ansteckung immer voraus als die Grundlage aller Erörterungen angenommen ward, und daß man zu den lächerlichsten Erfindungen die Zuflucht nahm, um das Ausbrechen der Pest in solchen Fällen zu erklären, wo jede Vorsicht Statt gefunden, um die Berührung mit menschlichen Wesen oder mit Gegenständen zu vermeiden, deren Ansteckung oder Ansteckbarkeit vorausgesetzt ward. Wo ich immer die Gelegenheit hatte, von der Einführung oder dem Fortgange des Uebels Zeuge zu seyn, hatte ihr Erscheinen von freyen Stücken Statt (spontaneous); es war einheimisch, endemisch, und sein Fortgang konnte nie von einem Kranken zum anderen nachgewiesen werden; es brach in ganz von einander entlegenen Districten, zwischen welchen keine Mittheilung Statt gehabt, aus, und während mich meine eigene Erfahrung auf der einen Seite mit tausend und zehntausend Fällen umgab, in welchen der innigste Verkehr mit Personen, die an der Pest gelitten oder gestorben, das Wohnen in ihren Häusern, das Tragen von ihren Kleidern, das Schlafen in ihren Betten nicht die geringste Unpäßlichkeit in was immer für einer Gestalt zur Folge hatte, wurde ich auf der anderen Seite aufgefordert so kindische, so lächerliche Histörchen als augenscheinlichen Beweis von der Ansteckung der Pest anzuhören, daß nur orientalische Leichtgläubigkeit damit abgespeist werden konnte. Die Thatsachen, die vielfältigen Thatsachen, die Massen augenscheinlicher Thatsachen standen dem levantinischen Volksglauben entgegen, und bald schien mir der ganze Glaube größtentheils auf Histörchen oder Theorien zu beruhen, über deren Charakter gehörig zu urtheilen ich (die Leser) befähigen werde. Die Pest bricht in einem Hause aus, worin die strengste Quarantaine gehalten worden, sogleich wird die Erfindungsgabe auf die Folter gelegt, um zu entdecken, wie das Uebel eingetreten; in Fällen, die mir zu Kairo und Alexandria erzählt wurden, wo man nicht vorgab, daß die Pest durch das Thor einging oder Verbindung mit der Stadt Platz gefunden, ward ihr Erscheinen auf die folgende Weise erklärt. Zuerst in einem Beyspiele, wo ein sehr furchtsamer und aufgelärmter Contagionist von der Pest befallen und gestorben war, hatte sich's gefunden, daß der Sohn zur Unterhaltung von dem Dache des Hauses einen Papierdrachen hatte

aufsteigen lassen, und es ward angenommen, daß die Schnur des Drachens von einem Vogel berührt worden, welcher von einem angesteckten Quartier der Stadt gekommen; die Pest rann in das Haus den Faden des Papierdrachen herunter, und der Vater des Sohnes fiel als ihr Opfer In einem anderen Falle, wo die Pest in ein in der strengsten Quarantaine gehaltenes Haus eindrang, hatte man eine Katze in einem von dem Waschhause zurückkehrenden Kleiderkorbe und aus demselben in das Fenster des Hauses springen sehen; man sagte, die Kleider gehörten einer Familie, welche vermuthlich von der Pest befallen gewesen, aber in jedem Falle war die Katze der einzige Eindringling, welcher den Cordon durchbrochen, und deßhalb die Pest eingeschleppt haben mußte. In einem dritten Falle hatte eine Negerin ein Hemd zum Trocknen zum Fenster hinausgehangen; das Haus ward von der Pest befallen, und man sagte mir, es könne kein Zweifel seyn, daß Jemand im Vorbeygehen das Hemd berührt, und so die Ursache des Eindringens der Pest geworden. Oft habe ich gehört, daß man ihr Erscheinen herumstreifenden Hunden, Katzen, Ratten und selbst Fliegen zuschrieb. Und nun kömmt eine natürliche Frage: wenn die Pest so einführbar, welche Quarantainegesetze können dawider bewahren? müssen dieselben nicht ganz und gar unnütz seyn gegen einen so arglistigen und allgewärtigen Feind? Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß M. Estienne, einer der letzten Schriftsteller über die Pest, die Einführung derselben zu Livorno einer Mumie zuschreibt, welche, nachdem sie zwanzig Jahrhunderte im Grabe gelegen, dort entrollt wurde Er führt auch Fälle an, in welchen nach der Eröffnung eines Ballens von Baumwolle der Träger desselben plötzlich todt zu Boden fiel.«

Wenn alles dieses seine Richtigkeit hätte, so wären freylich alle Quarantaine-Anstalten höchst überflüssig; allein Hr. B. geht zum Behufe lebendiger Darstellung seiner individuellen Ueberzeugung gewiß eben so viel zu weit, als die Contagionisten in ihrer übertriebenen Furcht, welche ganz gewiß wie in anderen ansteckenden Krankheiten oft der nächste Anlaß, denselben zu unterliegen. Die Chilias von Beyspielen, in welchen das Wohnen in verpesteten Häusern, das Schlafen in verpesteten Betten, das Tragen von verpesteten Kleidern keine Ansteckung zur Folge gehabt haben soll, ist gewiß eben so übertrieben, als das Erklären des Einzuges der Pest, die auf der Schnur des Papierdrachens einreitet. Rec., welcher sowohl zu Konstantinopel einige Monate und in Aegypten einige Wochen von Pest erlebte, hat wohl auch dergleichen Histörchen, andrerseits aber so viele andere Falle von wirklichen Ansteckungen gehört, daß er wenigstens für seine Person an der Ansteckung der Pest nicht im Geringsten zweifeln kann, abgesehen von dem Zeugnisse so vieler Jahrhunderte und von dem so vieler Aerzte, welche (wie Hr. B. von der Nichtansteckung der Pest überzeugt) ein Opfer ihrer luftigen Ueberzeugung gefallen. Hr. B. will aber selbst sich nicht derselben als Hebel zum Umsturze aller bisherigen Quarantaine-Anstalten bedienen, und Jedermann wird ihn beystimmen, wenn er sagt:

»Alles, was zu wünschen, ist, daß eine uneigennützige, fleißige, verständige, weitumfassende Untersuchung angestellt, und daß das Beyspiel der französischen Regierung von anderen, besonders von der englischen, befolgt werden möge.«

Hr. B. beruft sich auf das Zeugniß von Aerzten Nichtcontagionisten, und setzt dem Ausspruche Frank's: daß wer immer die Pest nicht für ansteckend halte, von allen öffentlichen Aemtern ferne zu halten sey, die Autorität des französischen Arztes und ägyptischen Protomedikus Clotbeg entgegen, welcher nächstens seine wider die Ansteckung gerichteten Beobachtungen kund machen werde; Gaetanobeg, der Leibwundarzt Mohammed Ali's, sey derselben Meinung. Er verwirft den Ausspruch aller bey Gesundheitsbehörden angestellten Aerzte als verdächtig, weil bey der Aufhebung von Quarantainen und dem Glauben an die Nichtansteckung der Pest ihr Interesse gefährdet wäre, und legt großes Gewicht auf die mit Erstaunen schlagende Thatsache (astounding fact), daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, kein Mensch der moslimischen Bevölkerung, unter welcher die Pest die größten Verheerungen anrichte, an die Ansteckung derselben glaube. Diese beyden Gründe gehören wohl nicht unter die stärksten von Hrn. B.'s Belegen seines aufgestellten Paradoxes. Ueber die allen Aerzten als Beamten von Gesundheitsbehörden zugemuthete Bestechlichkeit aus Geld-Interesse mögen sie selber mit ihm rechten, aber was die moslimische Bevölkerung des Orients betrifft, so wird von Hrn. B. die Resignation, womit sich der Moslim in die Pest ergibt, mit Unrecht als Ueberzeugung von Nichtansteckung derselben angesehen; daß die Moslimen nicht nur seit kurzem, sondern schon von jeher an die Ansteckung der Pest geglaubt, wird sich am besten aus den ältesten Ueberlieferungen über dieselbe weiter unten bey Anzeige der obigen arabischen Schrift und ihrer türkischen Uebersetzung herausstellen. Schon der von Hrn. B. selbst in der Note angeführte Text des sultanischen Fermans, welcher die Errichtung von Quarantaine-Anstalten befiehlt, setzt die Ansteckung derselben als unbezweifelt voraus. Gleiches Gewicht mit der Anklage aller Gesundheitsbeamten: daß sie durch ihr Interesse bestochene Zeugen für die Ansteckbarkeit der Pest seyen, hat die wider die Regierungen gerichtete: daß Quarantaine-Anstalten größtentheils nichts anderes, als Werkzeuge, schreckliche Werkzeuge der Diplomatie und Staatspolizey seyen!

»Unter dem Vorwande von Rücksicht für öffentliche Gesundheit werden alle Briefe geöffnet, alle Reisenden angehalten und eingekerkert, alle Gemächlichkeiten den unverständlichsten, kostspieligsten und plagendsten Reglements unterworfen. Ich war einmal in einem Lazarette an der osterreichischen Gränze zugegen, wo die ganze Correspondenz des

Ostens mit England den Behörden übergeben, jeder Brief geöffnet, untersucht, geräuchert, wieder zugesiegelt und abgesendet ward.«

Wohlan! wir berufen uns auf Hrn. B.'s eigenes Zeugniß; hat er denn nicht selbst gesehen, daß jeder Brief mit Zangen angefaßt, über die Rauchpfanne gehalten, und nach gehöriger Durchräucherung ungelesen wieder zugesiegelt ward? Aber gesetzt, Hr. B. wolle entgegnen, dieselben möchten wohl ohne Zeugen gelesen werden, so fragen wir ihn, ob Regierungen, welche Briefe öffnen wollen, des ganzen kostspieligen und langweiligen Apparates einer Quarantaine-Anstalt bedürfen, um damit brieferöffnende Logen der ganzen Welt bekannt zu geben? Hierauf läugnet Hr. B., daß durch Quarantainen die Pest wirklich abgehalten werde, und führt das jüngste Beyspiel von Odessa an, wo trotz der strengsten Quarantaine-Anstalten die Pest doch ausgebrochen. Solche Ausnahmen haben aber gerade in der Vernachläßigung der Strenge ihren Grund, und daß seit der schon über ein Jahrhundert dauernden strengen Handhabung der Quarantaine-Anstalten Europa von der Pest frey geblieben, während dieselbe in der Levante und selbst in den nächsten Gränzländern der österreichischen Monarchie (in der Moldau und Wallachey) grassirte, ist eine allkundige historische Thatsache, wodurch das obige Raisonnement ganz und gar zu Boden geschlagen wird. Selbst in Fällen, wo bey vernachläßigter Strenge die Pest eingebrochen, wie jüngst zu Odessa und vor einigen Jahren in Siebenbürgen, ward der Verbreitung derselben nur durch die strengste Handhabung der Quarantaine-Anstalten ein Ziel gesetzt. Daß die i. J. 1831 zu Alexandria errichtete Quarantaine den Ausbruch der Pest i. J. 1834 in Aegypten nicht hindern konnte, ist wohl sehr natürlich, eben weil in ganz Aegypten keine andere Quarantaine als zu Alexandrien, und diese ja nur die Gesundheit des Harems sichern sollte und konnte. Wer übrigens den Charakter der Morgenländer überhaupt und den der Türken insbesondere kennt, wird nie an die strenge Aufrechthaltung von Quarantaine-Anstalten glauben, zu denen Araber oder Türken verwendet werden müßten. Was Hr B. über die Unausführbarkeit europäischer Quarantaine-Anstalten in der Levante sagt, ist leider nur zu wahr.

»Können die strengsten Quarantainen dem Araber der Wüste verbieten, zu wandern wohin er will? Werden der abenteuerliche Kurde, der wandernde Turkmane, der nach Geld lüsterne Jude, der fanatische Pilger, der mächtige Scheich in ihren Wanderungen durch die Dazwischenkunft der Quarantaine aufgehalten werden? Ist bey dem allgemeinen Systeme von Bestechung und Bestechlichkeit, welches im ganzen Osten obwaltet, sich auf irgend einen Beamten zu verlassen, daß er vollkommene Unterwerfung unter die Gesundheitsverordnungen auferlege und

einschärfe? Wenn dieses nicht zu erhalten, so ist alles andere Posse. In Aegypten und Syrien ist alles dafür geschehen, was von einer starken Regierung erwartet werden konnte, aber die Unausführbarkeit des Quarantainesystems ist offenbar. In den türkischen Provinzen, besonders zu Konstantinopel, sind jüngst Versuche gemacht worden, Gesundheitsbehörden und Lazarethe im europäischen Style einzuführen. Die vis inertiae des Widerstandes hat bisher ihrer Errichtung entgegen gestanden, aber da ihre Einrichtung gewissen Parteyen große Besoldungen und großen Einfluß zuwegebringen kann, so werden diese zweifelsohne alles aufbieten, um ihre Annahme durchzusetzen. Diese Anstalten werden unzählige Hindernisse in den Weg freyer Mittheilung werfen, werden aber, fürchte ich, nichts zur Verminderung der Pest helfen. Unter den reformirenden Türken sind zweifelsohne einige, welche gerne Quarantainen einführen möchten, weil dieselben in Europa bestehen, und weil sie gehört, daß diese Quarantainen die Ursache der Abwesenheit der Pest; aber ein schlimmerer Dienst als ihre Einführung könnte der Levante nicht erwiesen werden. Wenn im westlichen Europa, wo einiges Gefühl von Verantwortlichkeit, einiger Schrecken vor der öffentlichen Meinung selbst den Quarantaine-Anstalten eindringt, wenn selbst hier so viel Plackerey, Despotismus, Plünderung und Mißbrauch, was würden die Reisenden zu leiden haben, welchen Gefahren würde das Eigenthum ausgesetzt seyn in der östlichen Welt!«

Der Verfasser setzt wenig Werth auf persönliche oder häusliche Abgeschlossenheit, und gibt nur so viel zu, daß Klugheit, Mäßigkeit und Ruhe Hülfsmittel zur Selbsterhaltung zur Zeit sey, wo die Krankheit wüthet, und daß es närrisch wäre, die Districte, wo die Epidemie grassirt, nicht lieber zu vermeiden als aufzusuchen. Diese praktische Lehre ist etwas unerwartet nach allem, was früher über die Nichtansteckung der Pest gesagt worden, und ist ganz im Geiste des Propheten, der, wie wir weiter unten sehen werden, den Gläubigen einschärfte, eine verpestete Stadt, wenn sie sich darin befänden, deßhalb nicht zu verlassen, aber sie auch ermahnte, dieselbe nicht aufzusuchen. Hr. B. nimmt seine Schilderungen der Gräuel des Quarantaineweſens aus den Zeiten der ägyptischen Pest her; ohne dieselben läugnen zu wollen, bemerken wir nur, daß dieselben bey einem besser eingerichteten Quarantaineweſen, als das ägyptische, größtentheils vermieden worden wären. Ueber die von den Doctoren Clot, Bulard und anderen gemachten Versuche, die Pest sich und anderen zu inoculiren, die so oft ganz ohne allen Erfolg geblieben, bemerkt Hr. B. mit Recht, daß es vor Allem darauf ankäme, zu untersuchen, ob die Pest jemals so wie die Pocken durch das virus allein mitgetheilt worden. Er bemerkt weiter, daß in der großen ägyptischen Pest i. J. 1834 — 1835 nur Ein Nichtcontagionist starb, während dieselbe mehrere Contagionisten, und darunter gerade die behutsamsten und sorgsamsten dahinriß. Wenn diese, wie es scheint, auch die furchtsamsten waren, so

ist es natürlich, daß sie früher hingerafft worden, weil bey allen ansteckenden Krankheiten die Furcht vor denselben das sicherste Mittel, darein zu verfallen. Er gibt Mr. Abbot's, eines der englischen Flottenärzte Mohammed Ali's, Antworten auf zehn vom Verfasser vorgelegte Fragen, deren Resultat das folgende: 1) Die Pest ist in Aegypten einheimisch, und die Angabe, daß dieselbe durch die Pilgerkarawane eingeschleppt wird, ist nicht richtig. 2) Es gibt Beyspiele von Pestanfällen ohne alle vorhergehende Verbindung mit verpesteten Personen oder Berührung verpesteter Dinge. 3) Das einzige Gute, was die Pestcordone in Aegypten bewirkten, war, daß die Kranken aus ihren ungesunden und feuchten Lehmhütten in gesündere und luftige Wohnorte gebracht wurden. 4) Die Fälle sind zahlreich, in denen, trotz wiederholter Berührung und enger Nachbarschaft verpesteter Personen, keine Ansteckung erfolgte. 5) Viele Aerzte haben Leichname von Verpesteten, ohne das Geringste davon zu erleiden, zergliedert, und manche derselben sind viel später, und als die Quarantaine schon aufgehoben war, an der Pest gestorben. 6) Der freyen Lüftung ward der gute Gesundheitszustand des mit tausend Köpfen vollgedrängten Kriegsschiffes Abukir zugeschrieben, so daß keine Ursache anzunehmen, daß der Peststoff sich durch die reine Luft mittheile. 7) Leute, welche Zimmer betraten, die seit Pestfällen, so darin Statt gefunden, nicht gelüftet waren, wurden von der Pest befallen. 8) Ein Neger, der im Junius zu Jaffa am Bord des Abukirs gekommen, und das Schiff nicht wieder verlassen, starb erst im Dezember an der Pest. 9) Beyspiele sind nicht selten von Säugammen, die an der Pest starben, während die Kinder gesund blieben; von Weibern, welche von der Pest ergriffen worden, ohne daß ihre Schlafgenossen derselben als Opfer gefallen. 10) Von einem bestimmten Falle, wo die Kleider eines Verpesteten ohne Nachtheil wären angezogen worden, wußte Dr. Abbot nichts zu sagen, doch sey es wahrscheinlich, daß unter den vielen, ohne Räucherung vom Markte an Bord gekommenen Kleidungsstücken sich auch solche befänden, welche Verpesteten gehörten. Das Merkwürdigste dieser zehnfachen Auskunft ist die Bestätigung der von Vielen bestrittenen Erfahrung, daß die Pest in Aegypten einheimisch, und daß dieselbe immer irgendwo im Lande, wenn auch nicht in ihrer heftigsten Form, grassire; daß das eingeimpfte Eiter öfters die Pest nicht mitgetheilt, und Aerzte nach Zergliederung Verpesteter von der Pest nicht befallen wurden, bestätigt nur die schon früher zu Pestzeiten gemachte Erfahrung, daß die Leichname Verpesteter nicht anstecken, und daß die Ansteckbarkeit mit der Wärme des Leibes erstirbt, daher zur Pestzeit das Geschäft

des Todtengräbers ein weit minder gefährliches, als das des Arztes. Daß außer der Furcht noch andere Ursachen der Empfänglichkeit zur Aufnahme des Peststoffes, kann hier eben so wenig, als bey anderen ansteckenden Krankheiten, bestritten werden, von denen mitten unter den größten Gefahren der Ansteckung so viele wunderbar befreyt bleiben, bloß weil sie durch ihren damaligen Gesundheitszustand zur Aufnahme des Krankheitsstoffes nicht geeignet sind. Der Mangel eines Zeugnisses für einen einzelnen Fall, wo Kleider eines Verpesteten ohne Nachtheil von einem Gesunden getragen worden wären, so wie die bestätigte Erfahrung, daß die verpestete Luft in lange nicht geöffneten Gemächern, in welchen Verpestete gestorben, die Pest mittheile, sprechen nur für die Contagionisten wider die von Hrn. B. vertheidigte Nichtansteckung der Pest. Nicht ganz derselben Meinung mit Dr. B. ist Dr. Laidlaw, der in einem zum Schlusse der Schrift des ersten angehängten Schreiben den Verlauf der Pest des Jahres 1833 — 1835 und des Wüthens derselben trotz aller Quarantaine-Anstalten erzählt; er verneint keineswegs gänzlich die Verbreitung der Pest durch Contagium (this, I by no means deny in toto), und meint nur, daß dieselbe übertrieben, und daß, weit davon, daß alle der Berührung mit Verpesteten ausgesetzten Personen immer davon befallen werden, dieß vielmehr als Ausnahme betrachtet werden müsse; er schreibt die vergleichungsweise Ausnahme von der Pest, deren die englische Schiffsmannschaft genoß, dem Umstande zu, daß dieselben besser genährt, am Bord der Schiffe schliefen, ferne von den verpesteten Ausdünstungen des Landes (away from the miasmatic exhalations of the land). Man sieht hieraus, daß die beyden glaubwürdigen Zeugen, die Herren Doctoren Abbot und Laidlaw, die Ansteckung der Pest keineswegs im Ganzen läugnen, und daß beyde die Ansteckung durch die Miasmen der Luft durch Beyspiele der Erfahrung bewähren. Dieß ist freylich nichts Neues, und Rec. hat zur Zeit der Pest, die er zu Konstantinopel und in Aegypten erlebte, oft genug gehört, daß Personen, welche beym Vorübergehen eines Verpesteten den Dunstkreis desselben eingeathmet, von der Pest befallen worden, während andere dieselbe ohne Nachtheil gerochen (so hat Rec. zu Rom vor Sonnenaufgang die Malaria gerochen, ohne deßhalb vom Fieber befallen zu werden). Wenn also kein Zweifel daran, daß die Pest aus Mangel an Lüftung sich durch Miasmen mittheilt, so wird auch wohl weiter nicht zu läugnen seyn, daß diese auf der Haut des Kranken gehäuften oder von den Kleidern desselben eingesogenen Miasmen die Pest durch die Berührung verbreiten, mit Einem Worte, daß die Pest contagios.

Wir wenden uns nun von dem engliſchen Antiquarantainiſten zu dem osmaniſchen Quarantainiſten, welcher ein geborner Araber, drey und ſechzig Jahre lang an der afrikaniſchen Küſte gelebt, im Verkehre mit den Franken viermal ſelbſt Quarantaine gemacht, mehrmal Zeuge der Peſt geweſen, und ſich alſo durch ſich ſelbſt oder durch die Regierung berufen fühlte, ſeine Anſichten von der Peſt und den Quarantaine-Anſtalten zum Beſten aller Moslimen durch den Druck kund zu geben; beſcheiden genug haben ſich weder der arabiſche Verfaſſer noch der türkiſche Ueberſetzer genannt, ſo daß der Leſer in den Verdacht gerathen könnte, es ſey das Werk eines konſtantinopolitaniſchen Geſetzgelehrten, der im Sinne der Regierung dieſe Abhandlung arabiſch ſchrieb und türkiſch überſetzte; indeß iſt dieſes nicht der Fall, und der Verfaſſer und der Ueberſetzer ſind wirklich zwey verſchiedene Perſonen. Die Literatur morgenländiſcher Peſtſchriften iſt bisher von den Orientaliſten ganz unbeachtet geblieben; außer den Abſchnitten, die ſich über die Peſt in den mediziniſchen Werken der Araber, Perſer und Türken befinden, iſt die Frage: ob es erlaubt oder nicht erlaubt ſey, ſich vor der Anſteckung der Peſt zu flüchten, ſchon vor Jahrhunderten von moslimiſchen Geſetzgelehrten behandelt worden; hiedurch wird die aus der Luft gegriffene Behauptung Hrn Bowring's, daß in der ganzen moslimiſchen Bevölkerung des Morgenlandes Niemand an den anſteckenden Charakter der Peſt glaube, am beſten widerlegt [1]). Der aus den Werken der Morgenländer ſelbſt genommene Beweis von dem allgemein herrſchenden Glauben an die Anſteckung der Peſt iſt hier in Bezug auf die Entkräftung der obigen Behauptung Dr. Bowring's ein zu wichtiger, als daß wir denſelben nicht durch die Aufzählung und Inhaltsanzeige der uns hierüber bekannten Werke vervollſtändigen ſollten. Das uns dem Datum nach bekannteſte älteſte Werk hierüber iſt: 1) Die Verwendung des guten Werkes in der Peſt [2]), vom Scheich Schihabeddin Ahmed Ben Hadſchr el-Askelani, welcher darin alle auf die Peſt ſich beziehenden Ueberlieferungen geſammelt und ausgelegt, verfaßt 1. J. d. H. 833 (1429), alſo ſchon vor mehr als vierhundert Jahren. 2) Der große Polyhiſtor und Polygraph Svjuti, geſt. 911 (1505), kürzte dasſelbe ab, und 3) Scherefeddin Jahja el-Menawi brachte es in einen Auszug. Das Werk und die Abkürzung finden ſich auf der Leyd-

[1]) That among the Mussulman population — nobody believes in its contagious character.

[2]) بذل الماعون فی الطاعون

ner Bibliothek unter den Nummern 753 und 751. Auf ihn folgte 4) der Scheich Merii el-Mokaddesi, d. i. der von Jeruſalem, deſſen Werk: Bewährung der Meinungen in den Kunden der Peſt [1]), von dem Verfaſſer der vorliegenden arabiſch-türkiſchen Abhandlung gekannt und benützt ward. Abhandlungen (Risalat) über die Peſt ſchrieben auch: 5) Der Scheich Tadſcheddin es-Sobki, 6) der Scheich Monedſchi und 7) der Scheich Bedreddin eſ-ſerkeſchi. Wir gehen nun von den Arabern zu den Osmanen über, deren Abhandlungen aber ebenfalls alle arabiſch geſchrieben ſind, und wovon nur die vorliegende gedruckte von einer türkiſchen Ueberſetzung begleitet iſt. Die erſte und berühmteſte iſt die des großen Geſchichtſchreibers Idris von Bidlis, der i. J. 917 d. H. (1511) auf ſeinem Rückwege von der Wallfahrtsreiſe hörte, daß zu Kairo die Peſt ausgebrochen, und ſtatt, wie er ſollte, ſich dahin zu begeben, ſich gerade nach Konſtantinopel einſchiffte; deßhalb von den Geſetzgelehrten angefeindet, ſchrieb er zwey Abhandlungen über die Peſt zur Vertheidigung der Flucht vor derſelben; die erſte: 8) Ueber die Vermeidung der Oerter, wo die Peſt [2]); die zweyte: 9) Ueber die Peſt, und daß es erlaubt ſey, vor derſelben zu fliehen. Unter demſelben Titel beſtehen auch noch zwey andere Abhandlungen osmaniſcher Rechtsgelehrten: 10) die Moßliheddin's [3]) und 11) Ewhaddedin's von Jarhißar, geſt. i. J. 911 (1505). In ihre Fußſtapfen trat der große Rechtsgelehrte Kemalpaſchaſade, von deſſen vier und zwanzig geſammelten Abhandlungen die neunzehnte den Titel: 12) Ueber die Peſt, führt. Nach ihm ſchrieb der große Encyklopädiker Taſchköpriſade, geſt. i. J. d. H. 996 (1586), unter dem Titel: 13) Abhandlung über die Heilung und die Arzneyen wider die Peſt; dieſe Abhandlung findet ſich auf der Leydner Bibliothek unter Nr. 752, wo aber der Name Taſchköpriſade ganz irrig als Taskiriſade geleſen iſt. Ebenda befindet ſich unter Nr. 754 die Abhandlung Kemalpaſchaſade's, der dort ebenfalls irrig Kemalpaſcha genannt wird, d i. der Vater ſtatt des Sohnes. Der vollſtändige Titel derſelben iſt: Ruhe der Geiſter zur allgemeinen Abwehrung der Leiber [4]); ſie beſteht aus einer Einleitung und drey

---

1) رسالة آلابا عن مواقع آلوبا 2) تحقيق آلظنون فى اخبار آلطاعون

3) رسالة فى آلطاعون ، جواز آلفرار عنه

4) راحة آلارواح فى دفع العامة آلاشباح

Hauptstücken, das erste von den Eigenschaften der Verse des Korans, der Namen Gottes und der Gebete als Abwehrungsmittel wider die Pest; zweytens von den geheimen Tugenden der Zahlen: drittens von den geheimen Tugenden der Pflanzen, Thiere und Minerale zur Abwehrung derselben. Da uns von den oberwähnten nur diese zugänglich (sie befindet sich sowohl auf der kaiserl. Hofbibliothek [1]), als auch in unserer Sammlung [2]), und uns auch bis auf den heutigen Tag keine spätere bekannt, so lohnt es sich der Mühe, hier eine kurze Anzeige ihres Inhalts zu geben, weil aus dem Vergleiche der Inhaltsanzeige dieser vor dreyhundert Jahren geschriebenen Abhandlung mit der folgenden vierzehnten am besten sich der Abstand zwischen beyden herausstellen wird. Die Einleitung erörtert die Ueberlieferung des Propheten, vermög welcher es nicht erlaubt, von einem verpesteten Orte sich zu entfernen, wenn man schon darin, und nicht erlaubt, denselben zu betreten, wenn man noch nicht da (weil das Herausgehen Mangel an Vertrauen und Ergebung, das Hineingehen Mangel an Vorsicht und vernachläßigte Pflicht der Selbsterhaltung wäre). Augenscheinlich hat Mohammed als Feldherr und Gesetzgeber seines Volks die Nothwendigkeit, sein Heer zusammenzuhalten (damit durch die Flucht aus verpesteten Städten dieselben nicht der Besatzung entblößt würden), und die, das Leben zu schonen, gleich dringend fühlend, bey diesem mündlichen Gebote die Erhaltung der Plätze mit der Erhaltung der Soldaten zugleich im Auge gehabt. In der Einleitung wird zuerst die Ueberlieferung gegeben: »Gott hat keine Krankheit gesendet, mit der er nicht auch Heilung gesendet hätte; auf die Kenntniß der Krankheit, auf die Kenntniß der Heilung folgt mit der Unkenntniß der ersten auch die Unkenntniß der zweyten.« Kein übles Prinzip für moslimische Diagnose! »Alle Kenntniß der Heilkunde wird dann von dem Propheten, Heiligen oder den Philosophen abgeleitet, welche die Früchte der Kräfte und Tugenden der Dinge von dem Baume der Untersuchung und Erfahrung gepflückt.« Die Propheten erhalten diese Kenntniß durch Offenbarung, wie Daniel; die Heiligen durch Anschauung, wie Aßaf, der Sohn Berchia's, der Wesir Salomon's; die Philosophen endlich auch durch Träume, analogische Schlüsse

---

1) Unter Nr. 273 mit der Inschrift auf dem ersten Blatte: 1569 hab ich dieses Buch bey Weißenburg bekommen den 20. May, in der Sammlung der 24 Abhandlungen Kemalpaschasade's.

2) S. Bd. LXXXV Anzeigeblatt S. 58 dieser Jahrbücher.

oder unmittelbar vom Propheten, wie z. B. Lokman, welcher tausend Jahre gelebt, und tausend Propheten frequentirt hatte; durch Träume, wie der Herr der Weisen Belinas (Apollonius von Tyane), oder durch Untersuchung und Erfahrung, wie Aristoteles, welcher auf diese Art das Buch über die Kräfte und den Nutzen der Steine geschrieben, worin er sagt, daß wer einen Rubin als Siegelring trägt, eben so wenig von der Pest als vom Blitze berührt wird. Hierauf folgt die Ueberlieferung des Propheten, um welche sich hauptsächlich alle diese Schriften drehen, wodurch der Prophet den Moslimen sowohl einen verpesteten Ort, wo sie sich schon befänden, zu verlassen, als sich nach einem solchen zu begeben verboten Des ersten Hauptstücks erster Abschnitt gibt die Verse des Korans an, welche, als Talismane getragen, die Pest wie andere Krankheiten überhaupt vom Gläubigen abwehren, sind die letzten Verse der LIX. Sure, welche der Prophet herzusagen pflegte, wenn er mit Auflegung der Hände Kranke heilte; der letzte lautet: »Er ist Gott der Schöpfer, Hervorbringer, der Bildner; Sein sind die Namen die schönen, Ihn preiset was im Himmel und auf Erden, Er ist der Allgeehrte, der Allweise.« Die schönen Namen, deren hier Erwähnung geschieht, sind die neun und neunzig Eigenschaftswörter, welche mit Allah den moslimischen Rosenkranz von hundert Korallen bilden; so sind der 56ste und 57ste Vers der VI. Sure auf Papier geschrieben, und den Kindern an den Hals gehängt, ein Abwehrungsmittel wider alle Krankheiten. Diese zwey Verse sind: (56) »Ich vertraue auf Gott, meinen Herrn und eueren Herrn; es kriecht kein Thier auf Erden, das er nicht beym Stirnenhaare faßte; mein Herr wandelt den geraden Weg.« (57) »Wenn ihr euch abwendet, so habe ich euch doch gekündet, weßhalb ich zu euch gesendet worden; Gott wird euch ein anderes Volk zum Nachfolger geben, dem nichts schaden wird, denn mein Herr ist über alle Dinge der Allbewahrende.« Hier liegt der Zauber der Heilkraft in dem letzten Worte: der Allbewahrende, wie oben: in den schönen Namen. Die größte Kraft haben der erhabene Vers des Thrones (der 256ste der III. Sure) und die sieben Verse der ersten, welche die Eröffnende heißt; wenn diese auf Papier geschrieben, und das Papier in dem Trinkwasser des Kranken geweicht wird, fühlt sich dieser erleichtert. Rec. bemerkt hiezu, daß die zwey Koransverse, welche vormals einzeln oder auch beysammen den talismanischen sogenannten pastilles de Serail aufgedruckt waren, während denselben heute höchst lächerlich fränki-

sche Wappen und dergleichen aufgedruckt sind, die folgenden aus der XVIIten (die nächtliche Wanderung) und der LXVIIIsten (die Feder) genommen; die erste handelt von dem Wunder der nächtlichen Himmelfahrt, worauf Mohammed so ernst als einem Beweise seiner göttlichen Sendung bestand. Die drey talismanischen Verse sind: 81) »Sag: Herr führe mich hinein den Eingang der Wahrheit, und führe mich hinaus den Eingang der Wahrhaftigkeit, und stehe mir bey mit hülfreicher Macht;« (82) und sag: »Die Wahrheit ist gekommen, das Eitle ist verglommen, denn das Eitle ist verglimmend;« (83) »und wir senden vom Koran, was Heilung und Barmherzigkeit den Gläubigern wird gewähren, und den Drängern das Verderben vermehren;« hier ist das Wort Heilung der Kern des Amulets. Das Wort Heilung findet sich nur viermal im Koran, und auch die vier anderen Verse, in denen es sich befindet, sind Krankheit abwehrende, nämlich der 57ste der X. Sure: »O ihr Menschen! Ermahnung ist euch gekommen von euerem Herrn, und Heilung des Uebels in der Brust, und Leitung und Barmherzigkeit für die Gläubiger;« dann der 69ste der XVI. Sure: »Dann iß von allen Früchten, und wandele die Pfade deines Herrn leicht; aus dem Inneren derselben fließt Saft verschiedener Farben, worin Heilung den Menschen.« Hierauf gründet sich die moslimische Arzneykunde, die Vorliebe für kühlende Sorbete. Der 43. Vers der XLI. Sure: »Sag denen, die glauben: der Koran ist Leitung und Heilung.« Auf diesen letzten Vers gründet sich der Glaube auf die heilende Kraft der Lesung des Korans überhaupt. Der letzte Vers endlich der LXVIII. Sure, welcher die Feder (des Looses) betitelt, ist das eigentliche Abwehrungsmittel wider alle Wirkungen des bösen Auges: »Wenig fehlte daran, daß die Ungläubigen dich nicht aus der Fassung brachten mit ihren Blicken, nachdem sie gehört die Erwähnung des Korans; sie sagten: dieß ist Wahnsinn; er ist aber nichts als eine Ermahnung für die Welten.« Wir kehren nun zur Abhandlung Kemalpaschasades zurück, in welcher die Ziffertalismane, welche die Pest abwehren, angegeben werden; diese bestehen in der Umsetzung eines Namens Gottes oder einer anderen Formel in Zahlen, indem die Buchstaben des arabischen Alphabets zugleich Zahlenwerth haben; z. B. die Formel: Gott ist huldvoll für Seine Diener. So auch die Wiederholung der Eigenschaftswörter Gottes: der Gläubige, der Hei-

lende. Diese Wörter auf Papier geschrieben, und dieses in Oehl geworfen, womit die Kranken eingesalbt werden, ist Verwahrungsmittel wider die Pest.

Der dritte Abschnitt handelt von den Gebetformeln, welche hundert sechs und dreyßigmal des Tages wiederholt, die Pest und andere Krankheiten abwehren sollen, und deren üblichste die folgende: »Im Namen Gottes, in dessen Namen nichts schadet auf Erden und im Himmel; Er ist der Allhörende, der Allwissende.« Zweytes Hauptstück, von den Zahlengeheimnissen, mit Angebung eines talismanischen Zahlenquadrats. Drittes Hauptstück, von den Tugenden und Kräften der Thiere, Pflanzen und Mineralien, in drey Abschnitten: im ersten wird als der beste Aufenthalt zur Pestzeit ein Haus, worin ein Bad, angerathen; »ein Bewohner eines solchen Hauses ist sicher vor dem ansteckenden Winde und der verpesteten Luft« *). Bedarf es eines klareren Beweises wider Hrn. B.'s Behauptung, daß im ganzen Morgenlande Niemand an die Ansteckung der Pest glaube? Im zweyten Abschnitte werden die Mittel aus dem Pflanzenreiche angegeben: unreife, bittere Datteln, Scherbet von saueren Granaten, Linsen mit Essig und Knoblauch; im dritten Abschnitte wird unter den Arzneymitteln aus dem Mineralreiche Siegelerde aus Lemnos und armenischer Thon (bolus armeniacus) anempfohlen, sowohl äußerlich aufgestrichen als innerlich, indem derselbe im Wasser und Essig aufgelöst getrunken wird; dann Theriak, sowohl äußerlich als innerlich. Der Imam Schafii empfahl als das wirksamste Mittel wider die Pest Veilchenöhl zu trinken; das wirksamste Mittel aber, welches Galenus in der großen ägyptischen Pest, die an Einem Tage 20,000 Menschen hingerafft, empfohlen, sey: ein Theil reiner Myrrhe, ein Theil Safran und zwey Theile der besten Aloe von Socotora in Rosenwasser und Essig vermischt, als Verwahrungsmittel nüchtern getrunken. Aus diesem Auszuge ersieht man zur Genüge, auf welchem Grade die Heilkunde der Pest im osmanischen Reiche vor dreyhundert Jahren stand. Kemalpaschasade, der gelehrte Mufti, war der größte Gelehrte seiner Zeit, mit dem, wie das in Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln im Sterbejahre desselben 941 (1536) gegebene Chronogramm sagt: die Wissenschaften insgesammt zu

---

*) فان اهل ذلك البيت يامنون من ريح السمكة و من الهواء الوبائي

Grabe gingen *). Drey Jahrhunderte früher wollte man auch den äußeren und inneren Gebrauch der Henna (Lawsonia inermis) als Mittel wider die Pest erprobt gefunden haben. Bey der Belagerung Girdkuhs (Gürtelkure), eines der mächtigsten Schlösser der Assassinen, erzählt der Geschichtschreiber Reschideddin, erhielt Jedermann eben so viel Henna als Salz, »denn wie»wohl es nicht in den Büchern geschrieben, daß Henna ein Mit»tel wider die Pest, so hat man doch die Erfahrung gemacht, daß »bey der Hochzeit der Tochter eines Emirs, welche sich die Hände »und Füße mit Henna gefärbt, keiner derer, welche von dem »Wasser getrunken, worin das Henna aufgelöst worden, an der »Pest gestorben sey.« Dieß ist im Kurzen was uns aus arabischen und persischen Schriftstellern vor der Erscheinung der obigen, in zwey Sprachen zu Konstantinopel gedruckten Abhandlungen über die Pest bekannt gewesen. Gleich Eingangs, wo der Verfasser davon spricht, wie er zwanzig Jahre lang von dem Verderben, welches die Pest zu Algier angerichtet, Zeuge gewesen, findet sich ein höchst sonderbares Raisonnement, in welchem der Vorzug der Franken vor den Moslimen in Künsten und Wissenschaften vorzüglich dem Umstande zugeschrieben wird, daß jene die Pest durch Vorsicht von sich abwehren, und von ihr nicht wie diese hingerafft, stäteren Fleiß verwendend, die erworbene Kenntniß so sicherer ihren Nachkommen zu vererben im Stande sind. Hier folgen die Worte des Verfassers im Türkischen (S. 63):

»Da dieses« (die Verheerung Algiers durch die Pest aus Mangel an Vorsicht und Anstalten wider dieselbe) »eine ausgemachte Sache, die Franken aber, weil sie sich hüten, und ihre Länder von der Pest nicht angesteckt werden, durch ihre gute Einrichtung die volle Bahn ihres natürlichen Lebens durchlaufen, so benützen sie diese Ruhe, erwerben die wichtigsten Künste als Erbtheil einer von dem anderen, so daß die Nachfolgenden sich immer als größere Meister auszeichnen, und daß dadurch sowohl ihr Heerwesen als ihr Handel, welche der Hauptzweck ihrer Regierungskunst, den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, während wir, indem wir unsere gelehrten Männer nicht bewahren, sondern dieselben verlieren, so daß nach und nach es nicht einmal noth thut, daß uns die Franken weiter bekriegen. Ey! Ey! was für Leute sind wir denn, daß wir unser eigenes Haus verwüsten, daß wir nur in unserer Schwäche stark, daß wir Einbildungen, die betrüglich wie der Wasserschein der Wüste, für nährende Lebensmittel halten, und so in verschiedene Unglücke verfallen. Da sich nun keine edle Person eines wie der Imam Ali von Gott begünstigten Leiters vorfinden, so hat dieser Arme, hierüber ganz erschreckt, sich gegürtet, und die ihm bekannten Streitfragen über die wider die Verhütung der Pest nothwendigen Maßregeln in einer Abhandlung gesammelt.«

*) Irtahale el ulum bil Kemal.

Höchſt freymüthig iſt die Aeußerung, daß ſich dermalen in der osmaniſchen Regierung kein wie der Imam Ali von Gott begünſtigter Leiter vorfindet; im Arabiſchen heißt es bloß: es iſt kein Ebu Hasan vorhanden. Ebu Hasan iſt der Vorname Ali's, welcher, wie bekannt, der Vater Hasan's und Huſein's. Das Türkiſche iſt übrigens keineswegs eine wörtliche Ueberſetzung, ſondern, wie die meiſten türkiſchen Ueberſetzungen, eine Umſchreibung des arabiſchen Textes, weßhalb auch dieſe nur 56 Seiten, jene aber 83 füllt. Zur richtigen Beurtheilung des Verhältniſſes von beyden folge die obige Stelle auch aus dem arabiſchen Texte (S. 4) wörtlich überſetzt:

»Die Franken unterwerfen ſich großer Behutſamkeit, ſo daß ſie das natürliche Leben zu erreichen wähnen, und ihrer Ruhe pflegen. Sie vererben ihre wichtigen Künſte, und der letzte vermehrt das Erbe des erſten. Ihre Heere und ihr Handel, welche ihre beyden Hauptſtützen, ſind angewachſen, und nach und nach iſt es dahin gekommen, daß ſie ſich mit dem Mangel unſerer Behutſamkeit ſtatt des Kampfes mit uns begnügen, während unſere Kräfte geſchwächt und unſere Männer ausgerottet. O ſeltſames Volk (das unſerige), das ſeine Häuſer verwüſtet, ſich mit ſeiner Schwäche als Stärke brüſtet, und den Waſſerſchein im Felde für ſolide Nahrung hält. Ich nahm mich dieſer Schwierigkeit an, indem nicht vorhanden ein Ebu Hasan, und ſammelte in meiner Lage, was vorhanden über dieſe Frage.«

Wie bündig das Arabiſche, wie weitſchweifig das Türkiſche, und wie abweichend ſogar im Sinne! Ebu Hasan wird als die edle Perſon eines von Gott begünſtigten Leiters umſchrieben: »ſie (die Franken) begnügen ſich,« ſagt der arabiſche Text, »unſerer wenigen Behutſamkeit, ſtatt ſich mit uns zu ſchlagen« [1]). In der türkiſchen Ueberſetzung heißt es mit Hinweglaſſung des Mangels an Behutſamkeit: »die Franken finden es weiter nicht nothwendig, mit uns Krieg zu führen« [2]) Da die Regierung eigentlich die türkiſche Ueberſetzung für die Belehrung des Volkes gemeint hat, ſo halten wir uns nur an dieſe. Beſcheiden ſagt der Verfaſſer: man möge, was er geſammelt, gütigſt aufnehmen, und nach dem Sinne des Sprichworts: den Knoblauch eſſen, ohne zu fragen, von welchem Acker er kömmt. Er theilt ſein Werk in neun Reden (Makalat), eine Einleitung (Mokaddemet), in drey Hauptſtücke und eine Schlußrede (Chatimet) ein. Eine arabiſche Kaßidet des Originals iſt in der Ueberſetzung fünfzeilig gloſſirt, ſo daß je das erſte Hemiſtich

---

[1]) فاكتفوا بقلة خزمنا عن قتالنا

[2]) فرنكلرك برنمه جنك ايتمكه حاجتلري قالمدي

jedes Distichons durch vier andere umschrieben, und das zweyte Hemistich dann diesen vier als Schluß angehängt wird. Nach der türkischen Uebersetzung dieser arabischen Glosse beginnen (S. 75) die neun Reden oder Fragen: 1) Wiewohl alles von der Vorsicht Gottes vorausbestimmt ist, so schließt die Lehre der Vorherbestimmung den Gebrauch der Arzneyen nicht aus, denn als man den Propheten in Bezug auf diese Lehre der Vorherbestimmung fragte, ob denn, da alles vorausbestimmt, nicht die Arzneyen überflüssig? antwortete er, daß auch diese vorausbestimmt seyen. 2) Wiewohl nur Gott der eigentliche Handelnde in der Welt, so sind doch die Handlungen der Menschen durch Ursache und Wirkung bedingt, so daß ohne Ursache keine Wirkung erfolgen kann, wie z. B. kein Kind ohne Begattung. Nun werden alle Koransverse, wodurch (trotz der Lehre der Vorherbestimmung) den Gläubigen das Selbsthandeln und das Ergreifen der Mittel, wenn sie den Erfolg wollen, anempfohlen wird, aufgeführt; es sind die folgenden Stellen: Nehmet behutsam eure Maßregeln (im 101. Verse der IV. Sure); Rüstet wider sie was ihr vermöget an Kraft und an Pferdewachen, um Schrecken einzuflößen den Feinden Gottes und euren Feinden und anderen beseits noch (VIII. S. 63. V.). Und stürzt euch nicht mit euren Händen ins Verderben (II. S. 196. V.). Nicht ihr habt sie getödtet, sondern Gott hat sie getödtet; nicht du hast sie geworfen, als du sie niedergeworfen, sondern Gott hat sie geworfen (VIII. S. 60. V.). Sag: uns wird nichts treffen, als was uns Gott zugeschrieben, Er ist unser Herr, und auf Gott selber vertrauen die Gläubigen (IX. S. 53. V.). 3) Der letzte Koransvers wird noch durch das mündliche Wort des Propheten verstärkt: Was dich treffen soll, wird dich nicht verfehlen, und was dich verfehlt, hat dich nicht treffen sollen. Hierauf baut der große Imam Ghasali in seinem Werke der Wiederbelebung der Wissenschaften im Buche von dem Vertrauen auf Gott die folgende dreyfache Eintheilung der schadenabwendenden Ursachen: erstens allbekannte, wie z. B. Wasser, das den Durst stillt; zweytens für erprobt gehaltene, wie das Arzneyeingeben und Aderlassen der Aerzte; drittens eingebildete, wie z. B. die Heilung durch Cauterien oder Beschwörungsformeln. Wer den Durst stillen wollte, ohne zu trinken, würde sich am Vertrauen auf Gott versündigen; wer erprobte Arzneyen gebraucht, handelt dem Vertrauen auf Gott nicht zuwider. Das Vertrauen auf Gott verwehrt nur die Zuflucht zu verbotenen Mitteln, wie die

Beschwörungsformeln, und nicht zu den erlaubten, wie Arzneyen. 4) Wiewohl es nicht zu läugnen, daß die gänzliche Hingebung ins Vertrauen auf Gott den Heiligen eigen, so ist dieses doch nicht Jedermanns Sache, und selbst der Prophet nahm hierin die Belehrung seiner Gefährten an; indem er ihnen von dem Vertrauen auf Gott predigte, führte er ihnen das Beyspiel der Palmen an, von denen die unbeschneitelte so wie die beschneitelte Frucht trägt. Die Gefährten entgegneten ihm hierauf ehrfurchtvollst, daß die unbeschneitelte und ungepflegte Palme nur schlechte Datteln trägt, welche die Araber Scheiß nennen, und er antwortete ihnen hierauf: Ihr kennt die Geschäfte der Welt besser, sonach mögen wohl Heilige, welche Wunder wirken, sich ohne Mundvorrath und Wasser auf Reisen durch die Wüste begeben, aber nicht gewöhnliche Menschenkinder. Der Verfasser glaubt hier zwey Ermahnungen nothwendig; erstens daß die gänzliche Hingebung ins Vertrauen auf Gott nur von der Nichtanwendung verbotener Mittel, wie die Zauberformeln, aber nicht von der Ueberflüssigkeit der erlaubten zu verstehen ist. Zweytens daß hier nur von der Anwendung verbotener Zauberformeln die Rede, und nicht von den Formeln der Namen Gottes und den Versen des Korans. 5) Die Heilung bewirkenden Ursachen sind entweder durch Offenbarung eingegebene oder durch Erfahrung erprobte. Auf diese beziehe sich das mündliche Wort des Propheten: Es hat nichts auf sich, sich an die Erfahrungen der Araber zu halten; und wieder: Die Weisheit ist wie ein verloren gegangenes weidendes Thier, der Besitzer nimmt es, wo er es findet. 6) Die Ursachen bringen nicht immer dieselbe Wirkung hervor, weil manches dieselbe hindern kann; so z. B. ist es für den Moslim Pflicht, Aussätzige zu meiden, dennoch mischen sich einige darunter, ohne mit dem Aussatze behaftet zu werden, sey es, weil sie keine Empfänglichkeit für den Aussatz haben, sey es, weil andere, die Ansteckung mindernde und hindernde Umstände eintreten. 7) Die Einbildung, daß die mathematischen Wissenschaften und die Künste das ausschließliche Eigenthum der Franken, ist eine nichtige; sie bekennen selbst, daß sie die Arithmetik und Arzneykunde aus den Büchern der Araber gelernt, sie haben dieselben nur erweitert und mit Zusätzen vermehrt; daß sie hierin die Moslimen übertreffen, ist kein Wunder nach dem Sinne des Koranstextes: »Sie kennen das Aeußere des Lebens der Welt. Schon der Imam Ghasali sagt: Es sey eine große Schändlichkeit, wenn Moslimen das Entstehen der Sonnen- und Mondesfinsternisse durch das Voreinander der Sonne und des Mondes mit der Erde läugnen, aus dem Grunde,

weil die Erklärung dieser Erscheinung der Philosophie und nicht den Glaubenswissenschaften obliegt. Wenn die Philosophen Einiges gefehlt, so ist deßhalb nicht Alles, was sie gesagt, Irrthum; so z. B. wenn die Ungläubigen Unrecht haben, das Prophetenthum Mohammeds zu läugnen, so würde es doch Unrecht seyn, einen Ungläubigen zu Lügen zu strafen, wenn er sagte: Es ist kein Gott als Gott, und Jesus ist der Prophet Gottes. Ali, der Sohn Ebi Thalib's, sagte: Erkenne Gott, daß du die Männer Gottes erkennen mögest. Ghasali's obiges Wort wird durch den arabischen Spruch erläutert: Der Mann ist ein Feind dessen, was er nicht kennt. 8) Unwissenheit, welche sich nicht belehren will, hat keine Entschuldigung, denn im Koran (XVI. S. 33 V.) heißt es: Fragt die, welche etwas wissen, um Rath. Das Ehles-sikr, welches Maraccius mit Familia commonitionis übersetzt, und darunter Juden oder Christen versteht, wird hier schlichtweg mit Bilür kimesneler, d. i. Leute die etwas wissen, wiedergegeben, und wenn die Ausleger des Korans ehemals unter den Leuten der Erwähnung Juden und Christen verstanden, so wird dieß hier zunächst auf die Franken bezogen, bey denen sich die Moslimen belehren, und nicht in ihrer Unwissenheit verharren sollen. 9) Wird erklärt, was die Franken unter der Quarantaine verstehen, unter deren Anstalten sie sich vor der Pest bewahren. Sehr naiv heißt es (S. 86):

»Da diese Vorsichten in den islamitischen Ländern nicht üblich, so gibt es außer dem fränkischen Namen Quarantaine keinen moslimischen, und deßhalb, daß die Benennung schon früher von den Franken gebraucht worden, kann dieselbe nicht verwerflich oder verboten seyn.«

Im arabischen Texte (S. 16) heißt es bloß:

»Die Sache hat keinen moslimischen Namen, sondern nur die fränkische Benennung; sie stützt sich auf kein gesetzliches Gebot, und wir werden das Wort auf diese Weise gebrauchen durch Gottes Macht und Kraft, bey Gott! Er ist der Allwissende.«

Man sieht aus diesem gegebenen Beyspiele abermals, daß das Türkische nichts weniger als eine treue Uebersetzung, sogar die letzte Formel ist im Türkischen unübersetzt geblieben, und statt desselben steht bloß: Wallah el-muwaffik, d. i. bey Gott! Er ist der mit Vorsicht Leitende. Uebrigens gehört diese Aufnahme des fränkischen Namens statt eines dem Wortsinne und der Sache entsprechenden arabischen oder türkischen unter die nichts weniger als löbliche neue türkische Sprachmengerey, welche die größte Unwissenheit kund gibt, indem sie selbst Wörter, die aus dem Morgenlande nach Europa eingewandert, lieber in der

neuen fränkiſchen Form aufnimmt, ſtatt dieſelben auf die urſprüngliche zurückzuführen. Nachdem Jahrhunderte lang im osmaniſchen Reiche die Kanzleyen des großen und kleinen Tagebuches (Rufname) beſtanden, wird heute ſtatt deſſen durchaus Journal gebraucht; der Tarif, der nichts als das arabiſche Taarif, wird durch das italieniſche tariffa erſetzt, und ſtatt Magazin, welches vom arabiſchen Machſen ſtammt, welches auch nichts anderes als Vorrathskammer oder Speicher bedeutet, wird Magatſchina oder Magaſina gebraucht; ſo geht es hier auch mit der Quarantaine; weder der arabiſche Verfaſſer der Abhandlung, noch der türkiſche Ueberſetzer hatten eine Ahnung, daß Quarantaine von der Zahl Vierzig ſtammt, denn ſonſt hätte ihnen ja beyfallen müſſen, daß das Wort und ſogar auch die Sache im ascetiſchen Sinne ſchon längſt und früher im Morgenlande, als die Geſundheits-Quarantaine in Europa vorhanden geweſen. Vierzig heißt auf arabiſch Erbaain, und ſo heißen die ascetiſchen Quarantainen der Derwiſche, welche vierzig Tage dauern [1]). Dieſe ascetiſche Quarantaine wird auch insgemein mit dem perſiſchen Namen Tſchille, d. i. Vierzigerin, benannt [2]). Dieſes Wort wird aber nicht allein von der ascetiſchen Quarantaine der Derwiſche, ſondern auch von der des ſtrengſten Froſtes und von der der Kindbetterinnen gebraucht, wie am beſten aus dem folgenden Artikel des Ferhengi Schuuri (I. Bl. 349) erhellt:

»Tſchille, mit zwey l, hat dreyerley Bedeutung; die erſte: vierzig Tage der Zurückgezogenheit in die Einſamkeit der Ssofi; ſo ſagt der philoſophiſche Dichter Chakani:

In dreyßig Jahren ward ich zum erfahr'nen Mann,
So daß mir das Tſchille des Scheichs nichts lehren kann [3]).

Zweytens: die vierzig Tage der ſtärkſten Kälte; ſo ſagt Saadi:

Winter iſt es und der Weg voll Schnee,
Reiſen iſt's nicht gut in der Tſchille.

Drittens: die vierzig Tage, welche nach der Niederkunft als die zur Reinigung der Kindbetterin erforderlichen angeſehen werden; ſo ſagt der Meiſter Asdſchedi (der Zeitgenoſſe Firdewsi's):

So nimmt das Kind die Bruſt der Mutter im Tſchille.«

---

1) Les plus dévots observent quelquefois ce pénible régime pendant quarante jours de suite, ce qu'ils appellent *Erbaïnn*. Mouradjea d'Ohsson de l'empire ottoman IV. 660.

2) Ils appellent ces pratiques *Tschillé*. Es ſcheint, daß d'Ohſſon irrig dieſes Wort für etwas anderes, als die perſiſche Ueberſetzung des arabiſchen Erbaain hielt.

3) Hier iſt eine doppelte rhetoriſche Figur, erſtens der Contraſt zwiſchen dreyßig Jahren und vierzig Tagen, und zweytens das Wortſpiel von Dersi, welches, ſo geſchrieben, eine Lection, getrennt aber (Der si) in dreyßig bedeutet.

Da Tſchille ſchon die Reinigungszeit der Kindbetterinnen bedeutet, ſo iſt die Anwendung desſelben Wortes auf die vierzigtägige Reinigung der Peſtanſtalten um ſo unabweislicher, als vielleicht der Grund der bis auf vierzig Tage erſtreckten Reinigungszeit vermuthlich kein anderer, als der der vierzigtägigen Faſte. Als die Genueſer die erſte Quarantaine im J. 1348 zu Genua ſtifteten, erhielt die Anſtalt den Namen Quarantana, ſo wie gleichzeitig im gelobten Lande der ſteile Berg, welcher auf dem öſtlichen Abfalle des Gebirges von Jeruſalem gegen Jericho ſich erhebt, mit dem Namen Quarantania benannt ward, welchen derſelbe noch trägt, weil auf demſelben Jeſus vom Satan verſucht worden ſeyn ſoll. »Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefaſtet hatte, hungerte ihn« (Matthäus, 4. Kap. 2. Vers). Die Zahl Vierzig iſt aber von jeher im Morgenlande und beſonders unter den Moslimen eine heilige geweſen, ſo daß dieſelbe wie die Tauſend für unbeſtimmte Größe gilt, weßhalb die Ruinen von Perſepolis Tſchihil sutun, d. i. die vierzig Säulen, genannt werden. Vierzig war die Zahl der Jahre, welche die Israeliten in der Wüſte irren mußten; im Koran (V. 32): Vierzig Jahre lang war ihnen dieſes Land (das gelobte) verboten; vierzig Tage und Nächte zog ſich Moſes in die Einſamkeit zurück, ehe er als der Befreyer ſeines Volkes vor dem Pharao auftrat: Wir verließen den Moſes dreyßig Nächte, und vervollſtändigten ſie mit, und ſo ward die Zeit ſeines Herrn vollendet in vierzig Nächten (VII. 142); Vierzig endlich iſt auch im Koran als die Giebelzahl des männlichen Alters im höchſten Flore angegeben (XLVI. 15): »Bis er ſein feſtes Alter erreicht von vierzig Jahren.« Das vierzigſte Jahr gilt in der Ueberlieferung des Morgenländers für das Jahr der Prophetengabe, indem Mohammed (wie früher vor ihm Moſes und der ägyptiſche Joſeph) im vierzigſten Jahre die erſte Sendung von Gott erhielt Dergleichen alte und mittelalterliche Ideen ſcheinen bey der Beſtimmung der für die Peſtverdächtigen nöthigen Reinigungszeit vorzüglich die leitenden geweſen zu ſeyn, und die Gegner der Quarantaine-Anſtalten, in Betreff der zu langen Dauer des Termins von vierzig Tagen, behalten ſicher Recht in der Behauptung, daß ſich mediziniſch nicht erweiſen läßt, warum nach einmal durchgegangener Reinigung noch gerade vierzig Tage zugewartet werden ſoll, um zu ſehen, ob die Peſt dennoch nicht ausbricht. Uebrigens haben die beſtehenden Quarantaine-Anſtalten ſelbſt in dieſer Hinſicht ſchon ſehr Vieles durch die Abkürzung der Friſten im Sinne ihrer Gegner zugegeben.

Erſtes Hauptſtück: Von den Koransterten und Ueberliefe-rungen, welche die Behutſamkeit wider die Peſt dem Moslimen zur Pflicht machen. Hier werden zuerſt die ſchon in der Einlei-tung vorgekommenen Koransterte, welche Behutſamkeit vor jeder Krankheit anempfehlen, wiederholt, dann erzählt, wie unter dem Chalifate Omers bey dem Ausbruche der Peſt zu Damaskus unter den zur Berathung zuſammenberufenen Mohadſchirin (Emigrirten) und Anßar (Alliirten) ſich Verſchiedenheit der Mei-nung ergeben, indem einige trotz der Peſt hineinziehen wollten, andere davon abriethen. Ebu Obeide Ben El-Dſcherah, der Feldherr und rechte Arm Omers, unterſtützte die Meinung der erſten mit der Frage: ob dieſe Scheu nicht Flucht vor gött-licher Vorherbeſtimmung ſey? Omer antwortete ihm: O Ebu Obeide! das hätte ein anderer ſagen können als du! Wir fliehen vor Gottes Macht zu Gottes Macht. Wenn du deine Kamehle in einen Thalgrund führſt, wo auf der einen Seite gutes Futter wächſt, während die andere öde; ob du deine Kamehle auf die fruchtbare oder unfruchtbare Seite führſt, ſo handelſt du doch in beyden Fällen nach Gottes Vorherbeſtimmung. Abderrah-man Ben Auf, der eben dazu kam, führte das ſchon oben vorgekommene Wort des Propheten an, daß man verpeſteten Ort nicht verlaſſen ſolle, wenn man ſich ſchon da befindet, aber ſich nach keinem verpeſteten Orte zu begeben. Omer pries ihn, und gab den Zug auf. Ein anderes Wort des Propheten iſt: El-karef et-telef, d. i. die Vermiſchung mit An-geſteckten bringt Verderben. Er ſagte auch: Der, deſſen Herde noch krank, tränke dieſelbe nicht mit geſunder Herde. Ebu Horeire, d. i. der Katzenvater, einer der erſten und angeſehenſten Gefährten des Propheten, iſt Gewährsmann dieſer und auch der folgenden Ueberlieferung, die freylich ſich ſelbſt zu widerſprechen ſcheint: Es gibt keine An-ſteckung und keine Vorbedeutung des Vogelflugs, und keine über das Grab in Geſtalt eines Vogels fliegende Seele (Hammet), und keine die Rippen (beym Bauchgrimmen) benagende Schlange (Ssafer); fliehe vor dem Ausſätzigen wie vor dem Löwen. Hier ſteht der Anfang, daß es keine Anſteckung gibt, in geradem Widerſpruche mit dem Ende, welches die Ausſätzigen zu fliehen gebeut. Als Moaaf Ben Dſchebel, einer der erſten Feld-herren des Islams, an der Peſt ſtarb, und Amru Ben el-Aaß ſeine Stelle übernahm, begann er ſeine Anrede an die ver-ſammelte Gemeine mit den Worten: »O Menſchen! die Peſt iſt ein flammendes Feuer, zerſtreut euch ins Gebirge!« Ebu Wail el-Heſeli (der Haſelirende) ſagte ihm! »Du, der du mit der

Geſellſchaft des Propheten beehrt worden biſt, du biſt ſchlechter als mein Eſel.« »Bey Gott!« antwortete Amru dem Ebu Wail, »dieſes Wort entgegne ich nicht; laßt uns in verpeſteten Orten nicht weilen.« Sie zerſtreuten ſich ins Gebirge, und blieben von der Peſt verſchont. Als Omer dieſes gehört, fand er wider die Zerſtreuung ins Gebirge nichts einzuwenden, und ſagte: Da Amru Ben el-Aaß öffentlich von der Kanzel ſprach (Chutbede iken), ſo that er wohl, ihm nichts zu antworten, und ſich an den Vers des Korans zu halten: »Die Diener des Allmilden wandeln beſcheiden auf der Erde, und wenn Unwiſſende ſie anreden, ſagen ſie: Heil!« (Kalu selamen). Dieſer Koransvers (der 63ſte der XXV. Sure), deſſen Ende ganz dem engliſchen my complements to them! entſpricht, iſt wirklich die beſte, unwiſſenden Kritikern zu gebende Antwort; damit, wie der türkiſche Text ſagt, »die Entgegnung ſo ſchlechter Lebensart nicht zu Schmähen und Schimpfen Anlaß gebe« *), iſt's am beſten, auf die Grobheiten eines Ebu Weil zu ſagen: Heil! Daß ein ſo ſtrenger Handhaber der Gebote des Islams, als der Chalife Omer, die Flucht vor der Peſt nicht mißbilligte, iſt, ſagt der Verfaſſer, die beſte Vertheidigung dieſer Anſicht. In dieſem Sinne ſagte zu Tharik Ben Schihab einer der erſten und größten Geſetzgelehrten des Islams, Ebu Musa el-Eſchaari, zu jenem, der ſich in ſeinem Hauſe zu Kufa befand: »Es hat nichts auf ſich, wenn ihr während der Peſt euch auf der Straße oder im Freyen befindet, nur iſt's verwerflich zu ſagen, wenn man ſich ſchon an einem verpeſteten Orte befindet: o wäre ich hinausgezogen, ſo würde mich die Peſt nicht erreicht haben!« Es verhält ſich alſo, ſagt der Verfaſſer, mit der Flucht vor der Peſt, wie mit der vor dem Feuer und dem Löwen. Vorſichtsmaßregeln ſind zu ergreifen, ohne Rückſicht auf die Vorherbeſtimmung, weil ſelbſt der vor dem Feuer und dem Löwen Fliehende doch verbrannt und gefreſſen werden würde, wenn es ihm vorherbeſtimmt wäre. In der Ueberlieferungsſammlung Ibn Buchari's findet ſich folgende Ueberlieferung aus dem Munde Aiſche's über die Peſt: »Der Prophet ſagte: Die Peſt war vormals für andere Völker eine Strafe Gottes, aber für dieſes Volk iſt ſie Erbarmung und Ermahnung.« Der Scheich Merii commentirt in ſeiner obengenannten Abhandlung über die Peſt dieſes Wort in dem Sinne, daß die Peſt unbezweifelt eine Strafe Gottes in der Welt, Erbarmung und Huld

*) S. 91: سوء ادبك قرشولغي سبب ، شتم مآل بولمسون

nur für die andere Welt sey Der Verfasser führt nun aus dem Werke Ibn Merii's die verschiedenen widersprechenden Meinungen der ersten Imame und Gesetzgelehrten über die obige Ueberlieferung des Propheten an, und kömmt endlich zu dem Resultate der folgenden Auslegung: Im Allgemeinen seyen die Krankheiten nicht ansteckend, wohl aber der Aussatz; die Pest sey hier zwar nicht namentlich ausgenommen, aber die anderen oben angeführten Ueberlieferungen sprächen dafür, daß der Prophet sie für ansteckend gehalten. Unter den nach Ibn Merii angeführten, diesen Gegenstand behandelnden Werken führt das des Scheichs Mohammed Ben Ahmed den sonderbaren Titel: Manna und Wachteln über die Ueberlieferung: es gibt keine Ansteckung. Die anderen Autoritäten sind das Mefhem, d. i. der Verständlichkeitsort des Imam Kortobi; die Werke des Imam Newewi, des Hafis Ibn Hadschr und des Richters Ajadh, des Verfassers des Schifaa (der berühmten Biographie des Propheten). Zweytes Hauptstück. Hier werden die Menschen in Bezug auf die gegen die Pest zu beobachtenden Maßregeln in drey Klassen getheilt: in der ersten stehen die Heiligen und Propheten, welche sich eben so wenig vor der Pest, als vor anderen Gefahren zu fürchten brauchen, welche auf den Fluthen einhergehen, welchen das Feuer nicht schadet, welche Wüsten ohne Mundvorrath durchziehen, und welche unbeschädigt aus Löwengruben hervorgehen; für diese hat der Prophet nicht gesprochen, sondern für die große Menge der Menschen, die schwach und hülflos, und denen alle Mittel zur Rettung zu erleichtern sind. In diesem Sinne sind die folgenden Worte des Propheten gesprochen: 1) Macht alles leicht und nicht schwer 2) Sprecht zu den Menschen nach Maßgabe ihres Verstandes. 3) Bemeßt eure Schritte nach denen der Schwachen und Reichen. Die Zweyten halten sich streng an das oft berührte Wort des Propheten, indem sie aus verpesteten Orten nicht fliehen, aber auch in solche nicht ziehen; die Dritten fliehen die Pest in jeder Hinsicht, und für diese sind Quarantaine-Anstalten errichtet, und der Verfasser bezeugt für seine Person, daß er während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes zu Algier nur durch strenge Absperrung sich und seine Familie von der Pest frey erhalten habe. Der Verfasser kömmt hier auf die oben angeführten Ueberlieferungen zurück, und setzt dem Worte: es gibt keine Ansteckung, die andere Ueberlieferung, welche verbietet, daß man gesunde Thiere mit kranken tränke, entgegen. Da der Prophet auf diese Weise seine Vorsorge den Thieren zugewendet, und um sie vor Ansteckung zu bewahren die nöthige Vorsicht anempfohlen habe,

um wie viel mehr gelte dieses nicht von dem Menschen. Nun geht es an die Widerlegung der Einwürfe, von denen der erste und letzte eben so seltsam, als ihre Widerlegung. Einwurf: Wenn die Pest durch Ansteckung verbreitet wird, von wem ward denn der erste Kranke angesteckt? Antwort: Es handelt sich um die Verbreitung, und nicht um die Entstehung; wenn es gewiß ist, daß Kinder nur durch Begattung erzeugt werden, so bleibt doch auch noch die Frage, woher kommt der erste Mensch? übrig. Zweyter Einwurf: Wie viele gibt es, welche sich vor den Pestkranken nicht hüten, die Todten waschen, ihre Kleider anziehen, in ihren Betten schlafen, so nicht von der Pest befallen werden? Antwort: Wir behaupten nicht, daß jeder, der sich mit Verpesteten vermischt, durchaus angesteckt werden müsse, wohl aber, daß durch diese Vermischung die Pest am häufigsten verbreitet wird. Es geht hier wie mit der Seekrankheit, deßhalb, weil nicht alle davon befallen werden, sind die Ursachen derselben doch vorhanden. Dritter Einwurf: Wenn nach der Ueberlieferung (des Propheten) der Tod durch die Pest Märtyrthum und göttliche Huld ist, wie ziemt es denn einem Musulman, sich vor so guten Dingen zu hüten? Antwort: Dieser Einwurf ist schon oben durch die Erklärung beseitigt worden, daß die Huld sich nur auf das andere Leben beziehe, daß in diesem aber die Pest wirklich eine Strafe Gottes sey. Als das größte Martyrthum ist, wie bekannt, durch das Wort Gottes (den Koran) der Tod auf dem Schlachtfelde erklärt, während das Martyrthum des Pesttodes sich nur auf eine wenig bekannte Ueberlieferung stützt; ungeachtet des weit größeren Verdienstes jenes größten Martyrthums nehmen die Musulmanen, wenn sie in den heiligen Kampf ziehen, Panzer und Schild, um jenes größte Martyrthum hintan zu halten; warum sollte es also unter der Würde eines Musulmans seyn, sich wider dieses kleine Martyrthum zu verwahren? Dort sind die Feinde menschliche, hier dämonische (Dschinnen); wenn man wider jene anwendet, was Erfahrung und Gebrauch gelehrt, warum denn nicht auch wider die Dschinnen? Vierter Einwurf: Bekannt ist die folgende Ueberlieferung und das Gebet des Propheten: O mein Gott! wenn du mein Volk vernichten willst, so gib ihm den Rest durch den Speerstoß und durch die Pest (Thaan we thaaun): sie sagten: O Prophet Gottes! wir wissen was der Speerstoß ist, aber was ist die Pest? Er antwortete: Sie ist eine Beule, wie die Beule, an der die Kamehle sterben, und welche die Menschen nur an den zartesten Stellen ergreift. Durch dieses Gebet flehte der Prophet die Pest sogar

vom Himmel herab; wie könnte es also erlaubt seyn, sich vor etwas, warum der Prophet zu Gott gefleht, zu hüten? Antwort: Die Gesetzgelehrten haben diese Stelle nicht vernachläßigt, sie ist das Seitenstück zu der, wo es heißt: Mein Volk ist ein Volk, dessen sich Gott erbarmt, welches in der anderen Welt von jeder Pein befreyt, in dieser die Pein der Unruhe (des Bürgerkrieges), des Erdbebens und des Todtschlages erleidet. Der Prophet sagte das Obige in der Voraussicht des Bürgerkrieges, welcher nach dem Morde Osman's entstand, und flehte den Himmel an, sein Volk lieber in offener Schlacht und durch die Pest, als durch innere Unruhen zu vernichten. Fünfter Einwurf: Da es der Sage nach nicht erlaubt ist, um die Abwendung der Pest zu beten (welche der Prophet sogar vom Himmel herabgefleht), wie kann es denn erlaubt seyn, sich davor zu hüten? Antwort: Die Meinungen der Gesetzgelehrten sind hierüber verschieden, indem einige die Pest nicht wie eine allgemeine Noth an Wasser zum Gegenstande öffentlicher Gebete der versammelten Gemeine geeignet halten, während andere der entgegengesetzten Meinung sind; dieser Meinungsunterschied ist kein wichtigerer, als der Zusatz der Formel: Ena lek kanitun (o Gott, wir sind dir mit Andacht ergeben!), welche die Moslimen der beyden Ritus Malik's und Schafii's dem Morgengebete zusetzen, während die beyden anderen der vier orthodoxen Ritus, nämlich: Ebu Hanife's und Ibn Hanbel's, dieselbe auslassen. Sechster Einwurf: Da die Gesetzgelehrten die Nothwendigkeit der Verwahrungsanstalten wider die Pest bisher nicht besprochen, so dürfte dieß wohl ein neues Gebot des dreyzehnten Jahrhunderts der Hidschret seyn? Antwort: Wird durch die in der Einleitung angeführten Koransverse, welche im Allgemeinen Behutsamkeit anempfehlen, und sich ins Verderben zu stürzen verbieten, widerlegt. Siebenter Einwurf: Da die Pest von den Dschinnen herkömmt, welche sogar die Zinnen des Himmels erklettern, um dort die Gespräche der Engel zu vernehmen, und dann wieder (als Sternschnuppen) herabstürzen, die also bald fern, bald nahe, wie ist es möglich, sich vor ihrer Einwirkung zu bewahren. Antwort: Es läßt sich nicht läugnen, daß die Pest das Werk der Dschinnen, allein diese halten sich eben am liebsten an Orten auf, wo faule Luft, und wo, nach der einstimmigen Meinung der Aerzte, mittels der Sonnenhitze die Pest erzeugt wird. Es ist möglich, daß diese faule Ausdünstung der Hauch der Dschinnen ist, welche, wie allbekannt, aus Feuer erschaffen worden, und also die Luft mit giftiger Hitze verpesten. Da Adam die Dschinnen von der Erde vertrieben, so ist ihre Feindschaft wider das Menschengeschlecht klar; wiewohl ei-

nige von ihnen Musulmanen ſind, ſo ſind doch Dſchinnen wie Schemheruſch, der mit frommen Scheichen umging, eine Ausnahme Wie ſie mit Gottes Erlaubniß über die Menſchen Gewalt erhalten, iſt nicht bekannt, und dieß zu wiſſen, iſt auch nicht nöthig, wenn man nur weiß, daß man ſich durch Vorſichtsmaßregeln wider ihre Einwirkung verwahren kann, wie durch Panzer und Schild wider Hieb und Stoß.

Das dritte Hauptſtück gibt nun über die europäiſchen Quarantaine-Anſtalten und die Eintheilung der einer Quarantaine zu unterwerfenden Perſonen und Waaren oberflächliche Auskunft, und wiederholt (S. 125), was ſchon geſagt worden, daß, da für die Peſtreinigungsanſtalten kein anderer Name als der der Quarantaine beſtehe, Moslimen ſich deßhalb an dem fränkiſchen Namen nicht ſtoßen dürften. Dieſem Einwurfe iſt aber auch ſchon durch die in der Staatszeitung vom 4. Ssafer 1255 (19. April 1839) kundgemachte Peſtverordnung begegnet, indem im fünften Abſatze derſelben die Quarantaine mit einem aus einem arabiſchen und perſiſchen zuſammengeſetzten Worte als Tehafuſ-chane, d. i. Verwahrungshaus, erklärt wird. Der Schluß (Chatimet) iſt in fünf Makßad, d. i. Zweckpunkte, untergetheilt: 1) Der Einführung der Quarantaine-Anſtalten ſey eine Behörde und ein Rath nothwendig, an deren Spitze ein in der Kunde der moslimiſchen Länder wohlerfahrener Mann als Aufſeher ſtehe, und mit geſchickten Aerzten umgeben ſey, denn nach dem Ausſpruche des Propheten iſt die Wiſſenſchaft eine zweyfache: die Wiſſenſchaft der Rechtsgelehrſamkeit für die Geiſter und die der Arzneykunde für die Leiber, und ſchon der Imam Ghaſali habe in ſeinem berühmten Werke: Die Wiederaufweckung der Glaubenswiſſenſchaften, die Arzneykunde für eine dem Moslim wie die Rechtsgelehrſamkeit als Pflicht obliegende Wiſſenſchaft erklärt. 2) In allen Häfen ſey die Errichtung von Quarantainen und Aufſeherſchaften nöthig; dieſe heißen auf arabiſch Naſaret, was, den Laut des erſten Buchſtabens abgerechnet, ganz wie Lazareth klingt. 3) Am Bosporos und an den Dardanellen ſeyen Hauptquarantainen zu errichten, deren Beamte zu beeidigen, und wenn ſie ſich irgend eines Unterſchleifs ſchuldig machten, auf das ſtrengſte zu beſtrafen. 4) Es habe nichts auf ſich, ſich über Quarantaine-Anſtalten mit den Franken zu berathen, denn wiewohl die Behutſamkeit wider anſteckende Krankheiten durch die obigen Ueberlieferungen der Moslimen anempfohlen worden ſey, ehe noch die Franken daran gedacht hätten, ſo hätten jene doch die ihnen vorgeſchriebenen Maßregeln aus allzugroßem Reli-

gionseifer vernachläßigt [1]). Wenn es auch keine vollkommene Pflicht (Wadſchib) ſey, von den Franken Unterricht zu nehmen, ſo ſey es doch löblich (muſtehabb), und ſo hätten die Moslimen, die ſich zur Zeit des Propheten der Pfeile und Lanzen bedient, von den Franken Pulver und Feuergewehr überkommen. 5) Während der Verfaſſer ſeine Abhandlung geſchrieben, habe er gehört, daß vormals ein kühler Einſiedler (Sahidi barid) eine Abhandlung über denſelben Gegenſtand geſchrieben, in welcher er alle, die ſich den Quarantaine-Anſtalten fügten, für Ungläubige (Kjafir) erklärt. Dieſe ſey ihm zwar nicht zu Geſicht gekommen, aber eine ſolche Verketzerung rühre von craſſeſter Ignoranz (Dſchehli murekkeb, d. i. zuſammengeſetzte Unwiſſenheit) her. In der Ueberlieferung heißt es: Wer vor der Peſt flieht, iſt wie der, der vor dem Anſtürmen der Feinde flieht; Niemanden ſey es noch eingefallen, einen, der vor anſtürmendem Feinde flieht, als einen ſchlechten Menſchen (Faſik) zu verſchreyen; wer kein ſchlechter Menſch, könne auch nicht Gjaur (Kjafir) genannt werden. Nach dem Ausſpruche dieſes kühlen Einſiedlers müßten alſo die erſten Gefährten des Propheten, und ſelbſt der Chalife Omar, welcher den Rückzug Amru's vor der Peſt billigte, als Gjaure gebrandtmarkt werden; vor ſolcher Kühnheit müſſe man ſich zu Gott flüchten, und hier ſey der Vers des Korans (übertreibt nichts in eurer Religion) [2]) und die Eintheilung, welche Ghaſali von den Unwiſſenden gemacht, anzuwenden: Die, welche nichts wiſſen, und wiſſen, daß ſie nichts wiſſen, ſeyen zu unterrichten; vor denen, welche nichts wiſſen, und nicht wiſſen, daß ſie nichts wiſſen, müſſe man ſich wie vor dem Satan hüten. In ſolcher doppelten Unwiſſenheit ſeyen auch diejenigen befangen geweſen, welche i. J. 1244 (1829) bey der Einführung der neuen Kleiderreform zu Algier wider dieſelbe Geſchrey erhoben, und auf die Ueberlieferung hin: Wer ſich einem Volke anähnelt, iſt von demſelben, die Einführer der neuen Kleiderordnung als Ungläubige verſchrieen, weil ihre doppelte Unwiſſenheit zwiſchen Aehnlichkeit und Anähnlichung keinen Unterſchied gemacht [3]). Der Unterſchied zwiſchen einem, der einem anderen bloß ähnelt, und einem, der ſich einem anderen ähnlich macht, ſey ſo groß, wie der Unterſchied zwiſchen Himmel und Lümmel [4]).

---

[1]) Taaſsabün ghalebesiden ihmal ettiler.

[2]) Im 169. Vers der vierten Sure und im 86ſten der fünften.

[3]) Muschabehe ile teschebühun farkine warmadukklerinden dür.

[4]) Sema wes-semek, Himmel und Fiſch, wäre hier untreu überſetzt, weil der ganze Witz nur in der Alliteration beſteht.

Man sieht, wie die Koransterte und Ueberlieferungsstellen auf die Folter gelegt werden, um den Sultan als den Urheber der Reformen und besonders der Kleiderordnung vor der Verschreyung als Ungläubiger zu bewahren. Deßhalb, daß man einem Ungläubigen ähnle, gehöre man noch nicht zu den Ungläubigen, und nur wer sich denselben ähnlich macht, sey ihnen zuzuzählen. Ganze Völker hätten in den ersten Zeiten des Islams denselben angenommen, ohne an ihrer Kleidung etwas zu ändern, und seyen deßhalb nicht weniger gute Moslimen gewesen, weil sie dieselbe Kleidung mit den Ungläubigen fortgetragen. Solchen Gegnern der Reformen wirft der Verfasser am Schlusse die beyden folgenden Koransterte an den Kopf (II. 276): Die den Wucher fressen, werden aufstehen aus ihren Gräbern wie vom Satan besessen, und dieß, weil sie gesagt: Verkauf sey Wucher; Gott hat euch den Verkauf erlaubt und den Wucher verboten; wer sich an die Ermahnung seines Herrn hält, dem wird das Vorhergehende vergeben, und sein Geschäft ist vor Gott, die aber dazu zurückkehren, sind Genossen des Feuers, und werden darinnen ewig bleiben. (277) Gott wird den Wucher seines Gewinnes berauben, und diesen den Almosen zuwenden; bey Gott! er liebt nicht die Ungläubigen, die Ungerechten. (279) O ihr, die ihr glaubt, fürchtet Gott, und gebt auf, was vom Wucher übrig, wenn ihr Gläubige seyd! (280) Wenn ihr dieß nicht thut, öffnet die Ohren dem Kriege, der euch angesagt von Gott und seinen Propheten; wenn ihr es bereut, so werden euch eure Kapitale bleiben, ihr werdet nicht ungerecht handeln und ungerecht behandelt werden! Der Verfasser wendet diesen Koransvers zunächst auf den kühlen Einsiedler an, als einen von Dschinnen Besessenen; da die Dschinnen, d. i. die Genien (denn Dschinn und Genius sind ein und dasselbe Wort), nach der moslimischen Ueberlieferung die eigentlichen Urheber der Pest, so sey es dem Rec.'en erlaubt, sein Urtheil über die beyden hier angezeigten Werke in zwey Worte so zu formeln, daß die arabisch-türkische Abhandlung das Werk gesunden praktischen Verstandes, dem nichts Dämonisches innewohnt, die englische hingegen der Ausfluß genialischen Kiels.

Art. VI. Italienische Skizzen, von Carl Czoernig. Mailand, Pirotta, 1838. (Schluß.)

Will man die Zustände eines Volkes richtig beurtheilen, so ist es nicht genug, dessen Alltagsleben und die regelmäßige Wiederkehr herkömmlicher Ergebnisse erforscht zu haben; auch die größeren Bewegungen und Uebergänge, die sich im Leben der Staaten wie der Individuen nur in mehr oder minder langen Zwischenräumen folgen, müssen nach sorgfältiger Prüfung in Anschlag gebracht werden.

Nach dem Jahre 1838 ist es unmöglich, über Ober-Italien ein Urtheil auszusprechen, ohne des Kaiserzuges dahin und der letzten lombardischen Krönung zu gedenken, und wie die Erscheinungen, welche bey diesem Anlasse Vielen unerwartet auftauchten, nur in ihrem Zusammenhange mit der historischen Gestaltung und politischen Gliederung des Landes verstanden werden können, so ist es wiederum billig, daß bey Schilderung dieser letzteren auch jener jüngsten Festzeit Erwähnung geschehe, weil sie aus diesen Zuständen herausgewachsen, und als deren schönste Frucht betrachtet werden muß.

Unser Verfasser sagt nichts über die Krönung, sein Werk verließ eben damals die Presse, doch gibt er im Vorhinein über manches Aufschluß, was bald darauf zum Vorscheine kam, und von dem Fremden und Uneingeweihten als ein ungeahntes und unverhofftes Glück, als eine Art politischen Wunders aufgenommen wurde. Und doch hatte Alles seinen regelmäßigen und natürlichen Verlauf, und wie eine jegliche Erscheinung dem kundigen Auge als die Folge einer vorausgegangenen Ursache erkenntlich wird, so konnte auch in dem großen Festdrama diese innere Verkettung nicht fehlen. Nur kam es darauf an, von der Entwicklung der oberitalienischen Verhältnisse seit der Rückkehr des Landes unter den Zepter des Kaiserhauses einigermaßen Kenntniß zu haben. Diese fehlte nun aber freylich den Meisten. Unter den tausend und aber tausend Fremden, welche Schaulust und die Gewohnheit der Reise im September 1838 nach Mailand geführt hat, wie Wenige mögen ihrer gewesen seyn, welche von dem Verhältnisse des Kaisers und der österreichischen Regierung zu den lombardischen Unterthanen auch nur halbwegs eine richtige Vorstellung hatten!

Allerdings kann dieß Niemanden zum Vorwurfe gereichen; denn wie wenig ist geschehen, um das öffentliche Urtheil über die österreichische Herrschaft in Italien aufzuklären *). Von

*) Als ein lobenswerther Versuch, die österreichische Regierung gegen die gehässigen Anklagen der Revolutionspartey zu vertheidigen,

Reisenden und Publicisten weit mehr zu dessen Beirrung als Aufklärung, von der Regierung, die es von jeher verschmäht hat, mit ihren Gegnern in die Schranken zu treten, und ihre Entschlüsse dem Richterspruche der öffentlichen Meinung zu unterwerfen, geradezu gar nichts. Und dennoch fehlte es nicht an Versuchen, die Absichten dieser Regierung in Mißkredit zu bringen. Mit den Waffen der Lüge war sie seit dem über die Verschwörer des Jahres 1821 gehaltenen Strafgerichte vielfach bekämpft worden. In den verschiedensten Abstufungen, von der groben Verleumdung Andryanne's und Consorten bis zur fein angelegten Täuschung in der süßlich milden und frömmelnden Weise Silvio Pellico's finden wir diese Taktik befolgt. Und allen diesen Angriffen setzte die Regierung nichts entgegen, als ein tiefes, unverbrüchliches Schweigen. Kein Wunder, daß Europa mit großer Spannung dem Schauspiele entgegen sah, welches alsbald beginnen sollte. Italien ward mit Reisenden überschwemmt, die großen Organe der Presse sandten ihre Correspondenten ab, die politischen Leidenschaften erwarteten ein weites und üppiges Feld der Ausbeute. In der That konnte kein schicklicherer Augenblick gewählt werden, um die vermeintlichen Gebrechen der österreichischen Verwaltung in Italien an die große Glocke zu tragen. Das Urtheil hierüber hatten nun freylich Viele bereits gesprochen. Keines der neueren Bücher über die Halbinsel war in letzterer Zeit eifriger gelesen worden, als Valéry's Reisebeschreibung. Mit französischer Oberflächlichkeit bricht dieser Schriftsteller über die dortigen Zustände den Stab. Mit kühnen Pinselstrichen entwirft er ein betrübendes Bild. Nun sollte sich zeigen, ob er Wahrheit gesprochen. Die französischen Zeitblätter zumal rüsteten sich zum Feldzuge. Jules Janin, der Feuilletonist der Debats, war der erste am Kampfplatze. Mit Postpferden war er von Paris nach Turin geeilt, und mit ähnlicher Hast durchflog er Piemont, das genuesische Gebiet, die Riviera di Levante und Toskana. Nicht ohne Erwartung sah man seinen Berichten entgegen. Aber wie kläglich endete diese Mission. Nachdem er sich umsonst bemüht, den viel beschriebenen Gegenden, die er durchflog, eine neue Seite abzugewinnen, nachdem er uns gemeldet, daß Turin im weiten Kreise von den Alpenzügen umragt,

---

verdient hier die Schrift eines Ungenannten: Semplice verità opposta alle menzogne di Enrico Misley, welche in Paris erschien, genannt zu werden. Dem Verfasser fehlt es nicht an guten Gesinnungen, noch an der hinlänglichen Kenntniß seines Gegenstandes. Dennoch dürfte sich das etwas schwerfällig geschriebene Buch wohl kaum je eines großen Kreises von Lesern zu erfreuen haben.

daß Genua eine stolze Stadt der Palläste; nachdem er in Florenz, einiger vorlaut absprechender Kunsturtheile wegen, mit den Künstlern dieser Stadt in ärgerliche Händel gerathen war, zog er es vor, das Feld zu räumen, ehe es noch zur eigentlichen Action gekommen war. Er hatte die Alpen wieder hinter sich, als noch der kaiserliche Zug das Stilferjoch nicht überschritten hatte. Herr Janin mochte gefühlt haben, und dieß gereicht seiner Urtheilskraft zur Ehre, daß dort nichts für ihn zu thun sey. Ein Blick in das Land, welches er bisher nur aus Büchern gekannt, ließ ihn alles anders finden, als er gedacht hatte. Er überzeugte sich, daß gegen Thatsachen mit bloßem Geiste im französischen Sinne des Wortes nicht aufzukommen sey, und so ergriff er den klügsten Theil, indem er sich von einem Schauplatze, der für ihn ein dürrer Boden war, so eilig, als er gekommen war, zurückzog. Nicht als ob das Journal des Débats, das ihn gesandt, in entschieden feindseligem Sinne gegen Oesterreich auftreten wollte; aber selbst für ihre gemäßigte Ansicht war wenig Ausbeute zu hoffen. So sah sich denn das geachtetste Organ der französischen Presse zum Schweigen gezwungen; merkwürdig genug, aber aus denselben Gründen erklärbar, ging es den übrigen Pariser Journalen im Allgemeinen nicht besser. Die Kraft der Wahrheit feyerte einen glänzenden Triumph.

Am Morgen des 23. August, unter heftigem Regen und Schneegestöber, gelangte der Kaiser auf die Höhe des Stelvio, und langsam stieg der Zug herab nach den gepriesenen Ebenen der Lombardey. Am folgenden Tage wurde der Como-See, am Morgen darauf die Stadt, die ihm den Namen gibt, erreicht. Halb Mailand war hinausgeströmt, um seinen Kaiser um einige Tage früher zu begrüßen. Dieß war die erste Huldigung. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte im königlichen Schlosse zu Monza betraten die Majestäten am Morgen des 1. Septembers die Hauptstadt im feyerlichen Einzuge. Am dritten empfing der Kaiser die Huldigung des Landes, und drey Tage darauf ward er im Dome zum Könige gesalbt, und seine Stirne mit der eisernen Krone geschmückt. Die Feyerlichkeit war prachtvoll und großartig. Der dem erlauchten Kaiserhause eigenthümliche Charakter prunkloser Einfachheit drang nun doch inmitten des Gedränges durch, und verlieh der ganzen Feyerlichkeit einen mit Worten nicht wohl zu beschreibenden Ausdruck von Würde und historischer Größe. Ein Akt kaiserlicher Gnade sollte diesen denkwürdigen Tag verewigen. Schon während der Kaiser, umgeben von seinen Ministern und Räthen, in Monza verweilte, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Begnadigung der mindest gravirten politischen Verbrecher der Ankunft des Monarchen vorangehen würde.

Nun erschien das kaiserliche Handschreiben an den Vicekönig. Der Tag war bereits im Sinken, als es zur Kenntniß des Publikums gelangte. Gnade ward geübt und im reichlichen Maße. Den in Untersuchung gezogenen und noch im Straforte befindlichen Staatsverbrechern ward die noch übrige Strafzeit nachgesehen, die gegen Anwesende wegen politischer Umtriebe von den Gerichten des Königreichs anhängigen Untersuchungen sollten niedergeschlagen, und keine neuen Untersuchungen über vorangegangene Vergehungen eingeleitet werden. Wer an bestimmte Orte wegen ähnlicher Vergehungen confinirt war, trat unmittelbar in den Genuß der Freyheit; das Precetto politico hörte auf, den Flüchtlingen ward die Wahl zwischen straffreyer Rückkehr oder Auswanderung zugestanden, sobald sie sich um die eine oder andere Gnade beworben hätten. Nur auf die in contumaciam zum Tode verurtheilten Verbrecher, acht an der Zahl, und die nach Amerika deportirten (gleichfalls acht), als bürgerlich todt, fand dieser Gnadenakt keine Anwendung. Mit gerührtem Herzen vernahm Mailand den Erlaß. Trotz dem strömenden Regen durchwogte das Volk die Straßen der Stadt, und machte seiner Freude durch lauten Jubel Luft. Die Kunde hievon durcheilte Europa. In diesen Berichten der öffentlichen Blätter hat es nun aber doch nicht an Uebertreibungen gefehlt. Würde man ihnen unbedingten Glauben schenken, so wäre die Zahl der Begnadigten Legion. Die Listen, welche zum Bedarfe der mit Vollstreckung des Gnadenaktes beauftragten Behörden angefertigt wurden, beweisen das Gegentheil. So beläuft sich die Zahl der landesflüchtigen Inquisiten auf 71, jene der bloß conpromittirten Flüchtlinge auf 46. Die meisten von ihnen sind seither nach dem Vaterlande zurückgekehrt, und nur wenige, durch später geknüpfte Bande im Auslande zurückgehalten, zogen die Auswanderung vor. Der Krönungstag wurde zu einem Freudenfeste für Alle: für die Verirrten, denen er Gnade brachte, für das Land und die Monarchie, dessen Herrscher zum Glanze der höchsten Würde den noch weiter erglänzenden Schmuck der Großmuth gefügt hatte. So und nur so ward das kaiserliche Handschreiben vom 6. Sept. von dem Volke verstanden, und nur so war es zu verstehen. . . »Wie der Eingeborne,« schreibt ein öffentlicher Berichterstatter, »die eigenen Zustände fühlt und beurtheilt, offenbarte sich bey dieser Gelegenheit; doch würde man sich irren, wenn man glaubte, die Anwesenheit des Kaisers habe in den Volksgeist und den Gang der hiesigen Verhältnisse eine neue Richtung gebracht oder bringen sollen. Seit Carl VI. unter österreichischem Zepter, haben Herkommen und Gewohnheiten jenen Verhältnissen längst ihre Sanktion gegeben. Die Segnungen der weisen und milden Re-

gierung der Kaiserin Maria Theresia waren durch die französische Revolutionszeit unterbrochen worden. Als das Land, nach dieser Episode, zu seinem Fürstenhause zurückkehrte, nahm die Regierung den zerrissenen Faden wieder auf, und in derselben Richtung bildeten sich die alten Zustände fort. Dieser Standpunkt allein gewährt eine richtige Beurtheilung der Haltung des Volkes während des kaiserlichen Besuches. Bey seinem Eintritte in Italien war der Kaiser als Herr und Landesvater mit Ehrfurchts- und Freudenbezeugungen empfangen worden, doch knüpften sich weder überspannte Erwartungen, noch außerordentliche Aufregung an seine Erscheinung. Man fand es natürlich, daß der Fürst sein Land besuche, und bereitete einen würdigen Empfang vor. Als der Kaiser den gestrigen Tag, als den seiner Krönung, auch zu einem Tage der Uebung seiner Gnade ausersehen hatte, erkannte das Volk hierin den Geist der Milde und väterlichen Gesinnung, dessen Aeußerungen es von allen Fürsten dieses Hauses durch fast anderthalb Jahrhunderte zu erwarten und zu empfangen gewohnt war. Der Jubel, der sich bey Bekanntmachung der Begnadigungen kund gab, obgleich diese nur einen in nummerischer Beziehung verschwindend kleinen Theil der Nation betreffen, war der Ausdruck der Anerkennung jener Gesinnung; Niemand war überrascht, aber Alles erfreut und gerührt. Die Anwesenheit des Kaisers war für das Land ein Feyertag, und was die Beschäftigung des alltäglichen Lebens in gewöhnlichen Zeiten nicht zur Aeußerung gelangen läßt, sprach sich nun unverhohlen und ungezwungen aus. Ueber den Akt der kaiserlichen Gnade herrscht nur Ein Urtheil; in der Menge der mit der Lebhaftigkeit des Südens allenthalben ausgesprochenen Aeußerungen der Zufriedenheit und Anerkennung ließ sich auch nicht Eine Stimme der Kritik oder getäuschten Erwartung vernehmen. Man freute sich, daß der Kaiser den Krönungstag zu einem großen Festtage, zu einem Tage gemacht hatte, an welchem Alle froh seyn können in seinem Lande.«

Eine Beschreibung der feyerlichen Handlungen und Freudenbezeugungen jener Festzeit liegt außer den Gränzen dieses Aufsatzes. Die Materialien hiezu finden sich theils in den abgerissenen Berichten, welche die öffentlichen Blätter gaben, theils in den Archiven der lombardischen Behörden. Eine zusammenhängende, aber nicht erschöpfende Schilderung hat ein deutscher Schriftsteller in einem Werkchen auf verdienstvolle Weise gegeben. Ihrer ist bereits in diesen Jahrbüchern Erwähnung geschehen. Es wäre zu wünschen, daß eine umfassende Darstellung aus ämtlichen Quellen bearbeitet, und der Nachwelt überliefert würde; denn hierüber darf man sich nicht täuschen: Jener friedliche Kai-

ferzug des Jahres 1838 hat eine tiefe historische Bedeutung, und folgenreich, wie er für das Land ist, muß ihm die Geschichte eine bleibende Stelle einräumen.

Die Krönung eines Königs führt die ununterbrochen fortlaufende religiöse Weihe der irdischen Gewalt als eine verkörperte Tradition in dem Rituale vor die Augen des Volkes, einem Rituale, in welchem die symbolische Handlung alles, was im Laufe der Zeiten die Herrschergewalt von den Sagen der Völker und dem Segen des Glaubens empfangen hat, zusammendrängt. Halbgebildete mögen in den Krönungsfeyerlichkeiten leeren Prunk oder höchstens einen Akt der berechnenden Staatsklugheit zu finden glauben; dem gesunden Verstande des Volkes, der sich, beyläufig gesagt, nirgends frischer und unversehrter bewahrt hat, als in dem so häufig verkannten, bald geschmähten, bald vornehm bemitleideten Italien, entging der Sinn und die tiefe Bedeutung der Krönung nicht.

Wirft man einen Blick auf die äußere Erscheinung der Lombardey, und namentlich der Stadt Mailand, so wird das Auge durch die Fülle von Leben, Glanz und Reichthum, die in dieser Hauptstadt ihren bleibenden Sitz haben, während jener Festzeit aber sich in ganz besonderer Weise entfalteten, recht eigentlich geblendet. Wir könnten, da wir selbst als Augenzeuge uns an den buntwechselnden Scenen erfreut, und aus dem sprudelnden Quell der Lust getrunken haben, ein sonniges Bild jener Tage entwerfen. Wir könnten den Leser durch die gefüllten Straßen führen, zum königlichen Schlosse hin, an dessen Eingänge vom frühen Morgen bis zum Abend festlich gekleidete Gruppen aus dem Volke des Anblicks des Monarchen harrten: oder am Corso hin, unter wogenden Tapeten, unter Oleanderbüschen und luftigen Balkonen, nach den Wällen der Stadt, wo Wagen an Wagen rollt; nicht Paris, nicht London haben mehr Pracht an stattlichen Pferden und modischen Fuhrwerken aufzuweisen — oder nach der Scala, oder hinaus ins Freye, unter hohe Zelte, wo Hunderte von Gästen beym Festmahle sich des südlichen Himmels mit Tanz und Gesang erfreuen; auf den Waffenplatz, zum königlichen Schauspiele, in die Prunksäle der Burg, zu den glänzenden Festen. Dreyßigtausend Familien werden in dieser Stadt gezählt, die ein Einkommen von dreyßigtausend österreichischen Liren und darüber besitzen. So reihte sich Fest an Fest, nicht Einzelne gaben sie — außer dem Hofballe wurde ein solches nur von dem Herrn Gouverneur Grafen v. Hartig in seinem Pallaste veranstaltet — auch hiebey schlug das korporative Element durch. Ein Gleiches geschah in den anderen Städten — die Adeligen, die Bürgerschaft bestritt die Kosten. Für Feste, für Akte der Wohl-

thätigkeit, für Bauten, Gründung von Instituten hat die Lombardie allein acht Millionen Lire in jener Festzeit verausgabt! In der offiziellen Gazzetta di Milano wurde hievon ein summarischer Ausweis veröffentlicht: aber eine in das Einzelne gehende Uebersicht ward nicht gegeben, und dennoch hat diese ein großes Interesse, indem sie einen Blick in die Verhältnisse des Landes gestattet. Wir lassen daher hier die Tabellen folgen, wie sie vor der Krönung von der Mailänder Centralcongregation verfaßt wurden. In der Folge kam noch manches hinzu, so die eben genannte Summe wohl noch um ein Beträchtliches anschwellen mochte. Für Leser, welche in die Verhältnisse des lombardisch-venetianischen Königreichs nicht eingeweiht sind, wird hier zum Verständnisse der Benennung Centralcongregation Folgendes bemerkt: Die Repräsentanten des Reiches — la rappresentanza del Regno — sind weder ständische Abgeordnete im germanischen Sinne, noch Volksvertreter, wie das neue französische Staatsthum dieß versteht, sondern die Sommitäten der Administration und des Besitzes; die Glieder der beyden Centralcongregationen, der Mailänder und venetianischen, der Provinzialcongregationen und der Municipalität der Städte. Jede Provinz beschickt die Centralcongregation mit einem Deputirten für die adeligen, einem für die nichtadeligen Besitzer, und einem für jede königliche Stadt. In ähnlicher Weise werden die Grundbesitzer in den Provinzialcongregationen repräsentirt. Der Grundbesitz ist in diesem Lande die erste Bedingung, um zum Antheile an der Verwaltung zu gelangen. Ueber die geschichtliche Entstehung und Ausbildung dieser Verfassung hat Herr Czoernig einen trefflichen Aufsatz geliefert, auf den wir weiter unten zurückkommen werden. — Um die Gegenwart zu fassen, muß man sich mit der Vergangenheit vertraut gemacht haben. In sofern hat sich Herr Czoernig ein großes und bleibendes Verdienst und eine ehrenvolle Stelle unter den Geschichtsforschern unserer Zeit erworben.

Hier folgen die erwähnten Tabellen, welche wir der Gefälligkeit eines Freundes, der selbst bey deren Abfassung thätig war, verdanken.

A. Uebersicht der von den lombardischen Städten zur Feyer wiesenen

Name der Städte.	Festlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Festlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
Mailand . 1.	Errichtung eines Prunkgerüstes vor der Porta Orientale zum feierlichen Einzuge J. J. M. M.		
2.	Erleuchtung der Stadt, der Theater u. s. f., am Tage des Einzuges.		
3.	Vertheilung von 30,000 Lire als Aussteuer an 150 Mädchen, jede zu 200 Lire	—	30,000
4.	Ball in der Scala.		
5.	Fest in der Arena.		
6.	Corso notturno, Erleuchtung der Piazza d'Armi, des alten Forums, des Friedensbogens, der Caserne und des Amphitheaters 2c.	215,000	—
7.	Volksfeste.		
Bergamo . .	Festlichkeiten, Theater, Erleuchtung der Stadt	40,000	—
	Fürtrag .	255,000	30,000

der Anwesenheit Sr. Majestät in ihren Mauern ange-
Beträge.

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
Erweiterung des Domplatzes, namentlich des Campo Santo hinter dem Dome, so wie auch des Platzes vor der Hauptfassade.			Dieser kolossale Plan war bereits in früheren Jahren zur Sprache gekommen, dann aber als zu kostspielig beseitigt worden. Bei Gelegenheit der Krönung wurde er wieder in Anregung gebracht, und in etwas beschränkteren Verhältnissen angenommen. Dennoch ist der beiläufige Kostenanschlag so beträchtlich, daß selbst die reiche Stadt Mailand einer Reihe von Jahren zu dessen Ausführung bedürfen wird.
1. Errichtung einer Lehrkanzel der Chemie und angewandten Mechanik. Mit Darlegung eines dießfallsigen Planes ist eine Commission beauftragt worden . .	—	5,000 jährlich.	
2. Herstellung einer leichteren Verbindung der Stadt mit den Vorstädten	208,000	—	
3. Blinden-Institut	—	3,000 jährlich.	
	208,000	8,000	

Name der Städte.	Feſtlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Feſtlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	255,000	30,000
Brescia . . .	Zuweiſung von 50,000 Lire an die Municipalkongregation, für	50,000	—
	1. Freudenfeſte, nächtliche Erleuchtung der Stadt, und Errichtung eines erleuchteten Schaugerüſtes.		
	2. Theatraliſche Vorſtellungen.		
	3. Bewohnung des Allerhöchſten Hofſtaates.		
	4. Reſtauration des Theatergebäudes.		
	Fürtrag . . .	305,000	30,000

Digitized by Google

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen	
	208,000	8,000	
1. Jährliche Dotation von 14,000 Lire für die pia Casa d'Industria .	—	14,000 jährlich.	
2. Erweiterung und Verbesserung des zum vaterländischen Museum (Museo patrio) führenden vicolo Erculeo .	5,000	—	
3. Subvention für das Atheneum (Ateneo di Brescia) zum Behufe der Vollendung und Veröffentlichung der Zeichnungen und Illustrationen des vaterländischen Museums, wovon ein Exemplar Sr. Majestät bei Allerhöchstdessen Anwesenheit zu überreichen ist . . .	—	7,000	Außer der bereits genannten von dem Gemeinderath der Stadt Brescia ausgeworfenen Summe, haben die Handelskammer und die Institute für öffentliche Wohlthätigkeit folgende Beträge zu folgenden Zwecken angewiesen: 1 Zwölf Ausstattungen eine jede zu 300 L., von der Handelskammer für ehrbare unbemittelte Töchter von Handwerkern . . . . L.A. 3600 2. Aussteuer für 15 arme Jünglinge zu 50 Lire . . . 750 3. Unterstützung der Pia Casa d'Industria Seitens der
			Fürtrag . 4350
	213,000	29,000	

Name der Städte.	Feſtlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Feſtlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	305,000	30,000
Lodi . . . 1.	Errichtung einer Triumphpforte vor dem Thore, durch welches Ihre Majeſtäten die Stadt betreten werden.		
2.	Theatraliſche Vorſtellungen.		
3.	Nächtliche Erleuchtung der Stadt.		
4.	Almoſen an die Armen und an die Casa d'Industria, desgleichen an die Scuola infantile di carità	8,000	—
	Fürtrag . .	313,000	30,000

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
	213,000	29,000	L. A. Uebertrag . 4350 Congrega apostolica . . . . . 3000 4. Durch dieselbe Aussteuer von 30 armen Mädchen, zu 50 Lire . . . . 1500 5. Unterstützung der Pia Casa d'Industria Seitens des Monte Vecchio di Pietà jährlich mit . 6000 6. Rückstellung von Pfändern im Werthe von 1—4 L., so auf dem genannten Monte in Versatz, im Gesammtbetrage von 1000 7. Dotirung von 10 Mädchen, jede mit 500 L. von Seite des Frauenhospitals . 500 Zusammen . 16,350
Errichtung einer neuen Caserne, im ungefähren Betrage von . . .	104,000	—	
Erweiterung (Rettifilo) der Strada della Rosa, mittelst Ankaufes eines theilweise abzutragenden, und sodann als Kinderschule zu verwendenden Hauses	14,000	—	
Vollendung des öffentlichen Spazierganges innerhalb der Stadt . .	6,000	—	
Errichtung eines Sr. Majestät gewidmeten Obelisken	7,000	—	
	344,000	29,000	

Name der Städte.	Feſtlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Feſtlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	313,000	30,000
Cremona . .	Errichtung einer Triumphpforte, Erleuchtung der öffentlichen Gebäude, Theater, Ballfeſt ꝛc.	15,000	—
	Geſchenk fur die unter der Leitung des Prieſters Manini ſtehende Knabenanſtalt . . .	—	2,000
	Vertheilung von 32 Ausſtattungen, eine jede zu 150 Lire, die ſich dieſer Wohlthat im Laufe des Jahres am meiſten würdig machen werden, wobei auf vier Mädchen aus jeder der acht Pfarren der Stadt, Bedacht zu nehmen iſt	—	4,800
	Verdoppelung der Almoſen, welche an die Armen des Instituto Elemosiniero gewöhnlich vertheilt werden, während der Woche, in die der Beſuch des Kaiſers fällt, ſodann am Tage der Ankunft J. J. Majeſtäten, Verabreichung einer Lire an die »Giornaliere« der Casa d'Industria	—	5,000
Como	Triumphpforte mit Inſchriften; nächtliche Erleuchtung der Stadt und der ſie umgebenden Anhöhen; theatraliſche Vorſtellung, deren Erträgniß zur Ausſteuer von zwölf armen Mädchen, mit 80 Lire, verwendet,		
	Fürtrag . .	328,000	41,800

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
	344,000	29,000	
1. Regulirung des Erdgeſchoſſes des Palazzo civico, um für den Wochenmarkt ein angemeſſenes und gedecktes Locale zu erhalten, ſodann Verſchönerung deſſelben, fortan Sr. Majeſtät gewidmeten Gebäudes	60,000	—	Die Municipal-Congregation von Cremona hat in ihrer Eigenſchaft als Adminiſtration der Società del Naviglio civico die Allerhöchſte Bewilligung nachgeſucht, zum Andenken an den Beſuch des Kaiſers, Sr. Majeſtät die großartigen Werke widmen zu dürfen, welche ſie zur Hebung der Waſſer im beſagten Canale begonnen hat, und die in ſofern von großer Wichtigkeit für die ganze Provinz ſind, als dieſer Canal den AgroCremonese bewäſſert, und dergeſtalt zur Fruchtbarkeit deſſelben weſentlich beiträgt. Die Koſten wurden anfangs auf 500,000 L. angeſchlagen; ſpäter jedoch fand ſich, daß ſie ſich auf eine Million Lire belaufen werden.
2. Regulirung der Straßen Natali, Peschiera Vecchia, Occa S. Erasmo, Fabbrica del vetro und piazza S. Erasmo	60,000	—	
3. Ankauf des Hauſes Lanfranchi am Hauptplatze, und Erweiterung dieſes Platzes durch theilweiſe Abtragung jenes Hauſes	6,000	—	
4. Jährliche Anweiſung von 500 Lire für die barmherzige Kinderſchule, während ſechs Jahren	—	3,000	
Wiederaufbau der Porta Sala, und Verlängerung des öffentlichen Spazierganges bis an den See	105,000	—	
	575,000	32,000	

Digitized by Google

Name der Städte.	Festlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Festlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	328,000	41,800
	und der Ueberschuß an die Casa d'Industria und des Instituto Elemosieniero abgeführt wird	30,000	—
Mantua . . .	Erleuchtung der Stadt, des Municipalpallastes und anderer öffentlicher Gebäude, Corso notturno ꝛc.	2,500	—
	Vertheilung von sechzehn Ausstattungen zu 150 Lire an junge arme Mädchen; dieselbe soll auf der Piazza Virgiliana bey Musik und mit feyerlichem Gepränge Statt finden	—	4,000
	Volksbelustigungen . . .	600	—
	Theatralische Vorstellung von ausgezeichneten Künstlern . .	2,000	—
Pavia	Triumphbogen	4,000	—
	Erleuchtung der Communalgebäude und öffentlichen Spaziergänge	6,000	—
	Außerordentliche Schenkung an die Pia Casa d' Industria .	—	1,500
	Fürtrag . .	373,100	47,300

Gemeinnützige Werke. wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
	575,000	32,000	
Erweiterung des Portico del Broletto, Errichtung eines Denkſteines zur Erinnerung an die Anweſenheit des Kaiſers	34,022	—	Dieſe Summe von 30,000 Lire erwies ſich als unzureichend. Der Stadt Como koſtete die Erleuchtung der Seeufer in der Stadt, nebſt allen dazu gehörigen Feſtivitäten, über 100,000 öſterreichiſche Lire!
Erweiterung der Strada del giardino, durch welche J. J. M. M. ihren Einzug halten werden, mittelſt Ankaufs und Abbrechung des Hauſes Bastia . . .	6,000	—	
Ankauf des Pallaſtes Taxis, gegenwärtig Bondus, zur Errichtung eines der Brüderſchaft der Fatebeni anzuvertrauenden Hoſpitals, in welchem 26 Arme Aufnahme finden . . .	—	27,000	
Beitrag zum Ausbau und zur Verſchönerung der Porta Pradella .	8,000	—	
1. Vollendung der Barriere bei der Porta S. Vito, und Errichtung zweier bronzener Fanale daſelbſt	2,600	—	Die für die Casa d'Industria und den Monte di Pietà ausgeworfenen Summen von 30,000 und 10,000 L., wovon urſprünglich für die Sr. Majeſtät zu ver-
2. Schenkung an die Casa d'Industria . .	—	30,000	
	625,622	89,000	

Name der Städte.	Festlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache	
		zu Festlichkeiten	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	373,100	47,300
Sondrio . . .	Freudenbezeugungen, öffentliche Vergnügungen ꝛc. . . .	3,000	—
Casalmaggiore	Ausstattung von zwanzig armen Bräuten, einer jeden mit 50 Lire	—	1,000
	Vertheilung von 400 Lire als Almosen an unheilbare Kranke	—	400
	Geschenk an die Kinderschule	—	100
Monza . . .	Triumphbogen, Nächtliche Erleuchtung, Musik, Feuerwerk	3,766	—
	Fürtrag . .	379,866	48,800

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
	625,622	89,000	
3. Item an den Monte di Pietà	—	10,000	anstaltende theatralische Vorstellung bestimmt. Die Gesellschaft des Theaters von Pavia, übernahm jedoch selbst die Kosten dieser Vorstellung sammt Verschönerung des Theaters, ohne Beitrag der Gemeinde, und verausgabte hierauf die Summe von 52,000 Lire.
4. Errichtung einer Zeichen- und Kupferstecherschule, an dem Institute der schönen Künste, in dem von dem verstorbenen Marchese Malaspina der Stadt hinterlassenen Hause, mit	—	2,000 jährlich.	
Geschenk von 8000 L. an das eben im Entstehen begriffene Hospital, zum Behufe der Vollendung der Baulichkeiten und Errichtung eines Denksteines zur Erinnerung an die Durchreise Sr. Majestät . . .	—	8,000	
Herstellung des alten Gemeindehauses, und Einrichtung zu einem Amts-Locale, sodann an einem abgesonderten Platze Errichtung eines Monuments mit dem Brustbilde des Kaisers	40,426	—	
Erweiterung der Gassen, durch welche die neue Militärstraße führen wird, die Hauptstraße wird den Namen Sr. Majestät führen.			
	666,048	109,000	

Name der Städte.	Festlichkeiten und mildthätige Schenkungen zu Ehren und bei Anlaß der Anwesenheit und Krönung Sr. Majestät.	Im Betrage von Lire austriache	
		zu Festlichkeiten.	zu mildthätigen Schenkungen.
	Uebertrag . .	379,866	48,800
Crema . . .	Für öffentliche Belustigungen, Freudenbezeugungen u. s. f. .	3,000	—
	Vertheilung an zwölf Ausstattungen zu 50 Lire an arme durch das Los zu bestimmende Bräute	—	600
	Vertheilung von Fleisch, Brot und türkischem Weizenmehl an arme Familien	—	1,000
Varese . . .	. . . . .	—	—
	Summe . .	382,866	50,400

Gemeinnützige Werke, wohlthätige und andere Stiftungen zum Andenken an die Anweſenheit und Krönung Sr. Majeſtät.	Im Betrage von Lire Austriache		Bemerkungen.
	für öffentliche Werke.	zu mildthätigen u. andern Stiftungen.	
	666,048	109,000	
Beſtändige, nächtliche Straßenerleuchtung .	10,620	—	
Einrichtung eines Theiles des Locals von S. Domenico für die Elementarſchulen für Knaben	26,000	—	
Errichtung eines Gebäudes für die öffentlichen Schulen . . .	50,000	—	
	752,668	109,000	

	Lir. A.	C.
Dieſe Summen geben einen Geſammtbetrag von .	382,866	—
	50,400	—
	752,668	—
	109,000	—
	1,294,934	—
Fügt man hiezu die Beiträge und Schenkungen anderer moraliſcher Körper, mit	1,095,470	—
Hiezu die Beyträge der Communi foresi, im Betrage von	5,693,853	22
Zuſammen . .	8,084,257	22
Rechnet man hiezu die Capitalien der jährlichen Leiſtungen (zu 5 Procent berechnet), ſowohl der in dem Proſpekt angeführten Städte, als der Landgemeinden, ſo ergibt ſich die fernere Summe von . .	587,991	95
Mithin die Geſammt-Summe von	8,672,249	17

öſterreichiſchen Lire, oder 2,890,749 Gulden, 43 Kreuzer Conv. Mze.

B. Ueberſicht der von den Diſtrikten der verſchiedenen Behufe der Feyer der Krönung und des Beſuches Sr. Wohlthätigkeit und Werken

Namen der Provinz.	Diſtrikte.	Für Freudenbezeugungen und Feſte.		Für Akte der Wohlthätigkeit.	
		Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.
Bergamo	I. von Bergamo.	1,180	—	2,135	—
	II. » Logno. .	—	—	—	—
	III. » Trescorre	—	—	200	—
	IV. » Almenno.	—	—	200	—
	V. » Ponte S. Pietro.	—	—	—	—
	VI. » Alzano.	—	—	—	—
	VII. » Caprino.	—	—	—	—
	VIII. » Piazza.	—	—	—	—
	IX. » Sarnico.	—	—	—	—
	X. » Treviglio.	—	—	400	—
	XI. » Martinengo	1,000	—	—	—
	XII. » Romano.	—	—	300	—
	XIII. » Verdello.	1,900	—	960	—
	XIV. » Cheſone.	—	—	—	—
	XV. » Gandino.	—	—	350	—
	XVI. » Lovere. .	—	—	400	jährl.
	XVII. » Breno. .	—	—	—	—
	XVIII. » Edolo. .	—	—	—	—
Brescia	I. » Brescia.	2,900	—	1,380	—
	II. » Oſpitaletto	1,692	—	695	—
	III. » Bagnolo.	800	—	630	—
	IV. » Montechiari	—	—	—	—
	V. » Lonato.	—	—	—	—
	VI. » Gardone.	—	—	820	—
	VII. » Bovegno.	—	—	—	—
	VIII. » Chiavi.	—	—	—	—
	IX. » Adro. .	—	—	—	—
	X. » Iſeo. .	—	—	—	—
	Fürtrag . .	9,472	—	8,470	—

Provinzen der Lombardey ausgeworfenen Summen zum Majestät mittelst öffentlicher Belustigungen, Akte der von bedeutendem Nutzen.

Für gemeinnützige öffentliche Zwecke.		Für Gründung oder Unterstützung öffentlicher Anstalten.		Bemerkungen.
Lire aust.	Cent.	Lire aust.	Cent.	
64,000	—	—	—	
108,800	—	700	jährl.	
31,190	—	—	—	
34,375	—	—	—	
61,918	—	—	—	
33,380	—	—	—	
27,959	—	250	jährl.	
21,000	—	—	—	
59,498	74	—	—	
111,400	—	—	—	
52,442	70	—	—	
57,190	—	—	—	
65,649	13	—	—	
125,279	90	200	jährl.	
82,780	—	—	—	
134,062	33	650	jährl.	
170,866	40	—	—	
38,426	20	5,000 4,000	jährl.	
151,100	—	—	—	
39,418	—	6450	—	
42,050	—	1750	—	
139,339	—	4291	—	
59,840	—	1100	—	
26,900	—	—	—	
41,607	—	496 8,000	33 —	
214,864	—	—	—	
59,830	—	—	—	
84,200	—	—	—	
2,139,365	10	32,887	33	

Namen der Provinz	Distrikte.	Für Freudenbezeugungen und Feste.		Für Akte der Wohlthätigkeit.	
		Lire aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.
	Uebertrag . . .	9,472	—	8,470	—
Brescia	XI. v. Verolanuova	4,000	—	600	—
	XII. » Orzinuovi .	—	—	—	—
	XIII. » Leno . . .	300	—	3,000	—
	XIV. » Salò . . .	—	—	—	—
	XV. » Pargnano .	—	—	—	—
	XVI. » Preseglie . .	—	—	—	—
	XVII. » Vestone . .	—	—	5,250	—
Como	I. » Como [1]) . .	1,800	—	—	—
	II. » Como . . .	—	—	—	—
	III. » Bellaggio .	5,000	—	—	—
	IV. » Menaggio .	—	—	—	—
	V. » St. Fedele .	—	—	—	—
	VI. » Porlezza . .	—	—	—	—
	VII. » Dongo . .	1,200	—	—	—
	VIII. » Gravedona .	2,000	—	—	—
	IX. » Bellano . .	1,080	—	—	—
	X. » Jaceno ora Intro . . .	—	—	—	—
	XI. » Lecco . . .	4,324	—	—	—
	XII. » Oggiono . .	—	—	—	—
	XIII. » Canzo . .	—	—	—	—
	XIV. » Erba . . .	—	—	—	—
	XV. » Angora . .	—	—	—	—
	XVI. » Gavirate . .	—	—	—	—
	XVII. » Varge [2]) .	—	—	—	—
	XVIII. » Cuvio . .	—	—	—	—
	XIX. » Arcisate . .	—	—	—	—
	XX. » Managno .	—	—	—	—
	XXI. » Luceo . . .	—	—	—	—
	XXII. » Tradate . .	—	—	—	—
	XXIII. » Appiano . .	—	—	—	—
	XXIV. » Brivio . .	—	—	—	—
	XXV. » Missaglia .	—	—	—	—
	XXVI. » Mariano, jetzt Cantù . .	—	—	—	—
	Fürtrag . .	29,176	—	17,320	—

Für gemeinnützige öffentliche Zwecke.		Für Gründung oder Unterſtützung öffentlicher Anſtalten.		Bemerkungen.
Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.	
2,139,365	10	32,887	33	
120,560	—	—	—	
121,343	—	—	—	
51,859	—	4,000	—	
174,355	—	—	—	
19,000	—	—	—	
25,000	—	—	—	
68,941	—	—	—	
64,700	—	—	—	[1]) Die Leiſtungen der Provinz Como für gemeinnützige öffentliche Werke und Subventionen für Kirchen und fromme Stiftungen ſind hier in einer und derſelben Kolonne aufgeführt.
109,790	59	—	—	
140,693	71	—	—	
58,262	75	—	—	
59,420	36	—	—	
108,882	35	—	—	
19,300	—	—	—	
49,794	28	—	—	
71,650	—	—	—	
44,313	78	—	—	
82,950	—	—	—	
244,154	64	—	—	
87,198	43	—	—	
86,200	—	—	—	
40,700	—	—	—	
73,359	73	—	—	
59,441	27	—	—	[2]) Hievon iſt die von der Stadt Vareſe bewilligte und auf dem Programm der Städte erſcheinende Summe von 50,000 Lire abgezogen.
24,282	—	—	—	
44,498	35	—	—	
3,880	—	—	—	
50,313	36	—	—	
73,226	26	—	—	
48,944	—	—	—	
50,200	—	—	—	
94,600	—	—	—	
58,676	19	—	—	
4,569,854	57	36,887	33	

Namen der Provinz.	Distrikte.	Für Freudenbezeugungen und Feste.		Für Akte der Wohlthätigkeit.	
		Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.
	Uebertrag . . .	29,176	—	17,320	—
Cremona	V. v. Robecco . .	407	—	200	—
	VIII. » Piadena . .	300	—	300	—
Lodi	I. » Lodi . . .	—	—	975	—
	II. » Zelo Buonpersico	—	—	2,284	—
	III. » St. Angelo .	—	—	375	—
	IV. » Borghetto . .	—	—	986	—
	V. » Casalpusterlengo	—	—	2,100	—
	VI. » Codogno . .	—	—	300	—
	VII. » Pandino . .	—	—	405	—
	VIII. » Crema . . .	—	—	2,850	—
	IX. » Crema . . .	—	—	1,571	—
Mantua	III. » Roverbella . .	500	—	910	—
	VIII. » Marcaria [1]) .	300	—	600	—
	X. » Bozzolo . .	—	—	1,860	—
Mailand	I. » Mailand . .	10,000	—	500	—
	II. » Corsico . . .	—	—	1,920	—
	III. » Bollate . . .	—	—	—	—
	IV. » Savonno . .	—	—	2,010	—
	V. » Barlassina . .	1,940	—	1,135	—
	VI. » Monza [2]) . .	3,080	—	1,990	—
	VII. » Verano, jetzt Carate . . .	500	—	696	—
	VIII. » Vimercate . .	—	—	—	—
	IX. » Gorgonzola .	17	—	930	—
	XII. » Melegnano .	—	—	—	—
	XIII. » Gallarate . .	—	—	—	—
	XIV. » Cuggiono . .	—	—	345	—
Pavia	I. » Pavia . . .	—	—	780	—
	II. » Bereguardo .	1,477	10	800	—
	III. » Belgiojoso . .	630	—	956	—
	IV. » Coste Olona .	2,800	—	220	—
	V. » Rosate . . .	300	—	771	—
	VI. » Binasco . .	650	—	320	—
	VII. » Landriano . .	—	—	612	—
	Fürtrag . . .	52,077	10	47,111	—

Für gemeinnützige öffentliche Zwecke.		Für Gründung oder Unterstützung öffentlicher Anstalten.		Bemerkungen.
Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.	
4,569,854	57	36,887	33	
—	—	—	—	
—	—	12,000	—	
35,300	—	—	—	
—	—	—	—	
3,400	—	—	—	
43,700	—	—	—	
6,400	—	—	—	
113,588	—	—	—	
6,800	—	—	—	[1]) Die Leistung der Stadt Crema, welche im Programm der von den Städten bewilligten Summen erscheint, ist hier nicht mit einbegriffen.
44,600	—	—	—	
18,000	—	—	—	
6,792	52	—	—	
24,000	—	—	—	
16,713	13	150	jährl.	
29,000	—	—	—	
100,000	—	—	—	
—	—	—	—	
—	—	30	—	
—	—	100	jährl.	
88,370	—	—	—	[2]) Die Leistung der Stadt Monza ist hierin nicht mitbegriffen.
		—	—	
—	—			
—	—	—	—	
—	—	—	—	
1,673	70	—	—	
36,000	—	. .	—	
—	—	100	jährl.	
—	—	—	—	
4,100	—	78	jährl	
800	—	—	—	
7,699	—	5,600	—	
930	—	—	—	
1,300	—	44	jährl.	
—	—	—	—	
5,161,020	92	54,989	33	

Namen der Provinz.	Diſtrikte.	Für Freudenbezeugen und Feſte.		Für Akte der Wohlthätigkeit.	
		Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.
	Uebertrag . . .	52,077	10	47,111	—
Pavia	VIII. » Abbiategraſſo .	—	—	—	—
Sondrio	I. » Sondrio . .	1,980	—	—	—
	II. » Ponte . . .	600	—	220	—
	III. » Zirano . . .	—	—	—	—
	IV. » Morbegno . .	1,600	—	600	—
	V. » Traona . . .	1,300	—	—	—
	VI. » Bormio . . .	—	—	—	—
	VII. » Chiavenna . .	—	—	—	—
	Summe . . .	57,557	10	47,931	—

Für gemeinnützige öffentliche Zwecke.		Für Gründung oder Unterſtützung öffentlicher Anſtalten.		Bemerkungen.
Lire Aust.	Cent.	Lire Aust.	Cent.	
5,161,020	92	54,309	33	
37,000	—	150,000	—	
14,540	87	—	—	
20,000	—	—	—	
25,250	—	2,250	—	
3,800	—	6,600	—	
102,000	—	—	—	
5,886	—	—	—	
4,558	—	470	—	
5,374,055	79	214,309	33 *)	

*) Dieſe Summe von 214.309 Lire 33 C. würde jedoch auf 343,667 Lire 60 Cent. ſteigen, wenn, wie dieß von Seite des Venediger Guberniums bey Berechnung der von den venezianiſchen Provinzen votirten Leiſtungen geſchehen iſt, die jährlichen Präſtationen der Gemeinden zu 5% kapitaliſirt wurden, und ſonach in dem vorliegenden Ausweiſe, in Geſtalt einer einzigen Leiſtung vom Kapitalswerthe zu erſcheinen hätten.

Geſammtbetrag.

	Lire Aust.	Cent.
ür Freudenbezeugungen und Feſte	57,557	10
ür Akte der Wohlthätigkeit	47,931	—
ür gemeinnützige öffentliche Zwecke	5,374,055	79
ür Gründung und Unterſtützung öffentlicher Anſtalten	214,309	33
	5,693,853	22
ügt man hiezu die Totalſumme der von den Städten in anderen Körperſchaften bewilligten Leiſtungen von	2,390,404	—
rner werden die jährlichen Leiſtungen der Städte, Korporationen und Gemeinden kapitaliſirt, ſo ergibt ſich noch der Mehrbetrag von . . .	587,991	95
Zuſammen . . .	8,672,249	17
er in Conv. Münze	2,890,749 fl.	43 kr.

C. Ueberſicht der von den Städten und Landgemeinden Sr. Majeſtät

Namen der Städte und Provinzen.	Für öffentliche Freudenbezeugungen.		Für mildthätige Gaben.		Für gemeinnützige öffentliche Werke.	
	Lire.	C.	Lire.	C.	Lire.	C.
Stadt Mailand	215,000	—	30,000	—	—	—
Monte di Pieta von Mailand	—	—	7,000	—	—	—
Stadt Monza	3,766	—	—	—	10,620	
Armenhaus von Monza . .	—	—	83,320	—	—	—
Mailänder Landgemeinden . .	15,537	—	9,526	—	255,043	70
Stadt Bergamo	40,000	—	—	—	208,000	—
Landgemeinden	4,080	—	12,545	—	1,274,217	—
Stadt Brescia	50,000	—	—	—	5,000	—
Andere moraliſche Körper in genannter Stadt	—	—	16,350	—	—	—
Landgemeinden von Brescia .	9,692	—	12,375	—	1,440,206	—
Stadt Como	30,000	—	—	—	105,000	—
Stadt Vareſe	—	—	—	—	50,000	—
Comer Landgemeinden . . .	15,400	—	—	—	1,850,231	75
Stadt Cremona	15,000	—	11,800	—	126,000	—
Geſellſchaft des Naviglio Civico	—	—	—	—	1,000,000	—
Stadt Caſalmaggiore . . .	—	—	1,500	—	40,426	—
Landgemeinden von Cremonna	707	—	500	—	—	—

Digitized by Google

...er Lombardey bey Anlaß und zur Feyer der Krönungsreiſe ...ewilligten Summen.

Für Gründung oder Unterſtützung öffentlicher Inſtitute.		Summe der Leiſtungen der Städte.		Summe der Leiſtungen der Landgemeinden.		Geſammtbetrag der von den Städten, Gemeinden und anderen moraliſchen Korpern bewilligten Summen.		Bemerkungen.
Lire.	C.	Lire	C.	Lire.	C.	Lire.	C.	
—	—	252,000	—					
—	—							
—	—	17,706	—					Hierin ſind die Ausgaben für Waſſerbau nicht einbegriffen, weil hierüber derzeit die nöthigen Nachweiſe fehlen.
—	—							
5,030		—	—	285,136	70	554,842	70	
60,000		408,000	—					Nämlich als die jährliche Leiſtung von 8000 Lire (ſ. Tabelle A) zum Kapital erhoben.
21,000	—	—	—	1,411,842	10	1,819,842	10	
87,000	—	358,350	—					In dieſer Tabelle ſind überhaupt die jährlichen Leiſtungen ſämmtlicher Städte und Landgemeinden zu 5 von 100 kapitaliſirt.
—	—	—	—					
35,511	—	—	—	1,497,784	—	1,856,134	—	
—	—	135,000	—					
—	—	50,000	—					
—	—	—	—	1,865,635	75	2,050,635	75	
3,000	—	1,155,800	—					
—	—							
—	—	41,926	—					
12,000	—	—	—	13,207	—	1,210,923	—	
				Fürtrag . . .		7,492,397	55	

Namen der Städte und Provinzen.	Für öffentliche Freudenbezeugungen.		Für mildthätige Gaben.		Für gemeinnützige öffentliche Werke.	
	Lire.	C.	Lire.	C.	Lire.	C.
Stadt Lodi	8,000	—	—	—	131,000	—
Stadt Crema.	3,000	—	1,600	—	26,000	—
Landgemeinden von Lodi . .	—	—	11,936	—	273,788	—
Stadt Mantua	5,100	—	4,000	—	48,022	—
dto. Landgemeinden . . .	800	—	3,370	—	47,505	65
Stadt Pavia	10,000	—	1,500	—	2,600	—
Vorſtand des Theaters . . .	12,000	—	—	—	40,000	—
Landgemeinden von Pavia . .	5,857	10	4,459	—	51,829	—
Stadt Sondrio	3,000	—	—	—	—	—
Andere moraliſche Körper in Sondrio	—	—	—	—	16,800	—
Landgemeinden von Sondrio .	5,480	—	820	—	176,034	—

Für Gründung oder Unterſtützung öffentlicher Inſtitute.		Summe der Leiſtungen der Städte.		Summe der Leiſtungen der Landgemeinden.		Geſammtbetrag der von den Städten, Gemeinden und anderen moraliſchen Körpern bewilligten Summe.		Bemerkungen.
Lire.	C.	Lire.	C.	Lire.	C.	Lire.	C.	
				Uebertrag	.	7,492,387	55	
—	—	139,009	—					
—	—	30,600	—					
—	—			285,724	—	455,324	—	
27,000	—	84,122	—					
3,000	—			54,675	65	138,797	65	
80,000	—	146,100						
—	—							
58,040	—	—	—	220,185	10	266,285	10	
8,000	—	27,800	—	—	—			
—	—					—		
9,320	—	—	—	191,654	—	219,454	87	
		Summe . . .				8,672,249	17	Die auf mehrere Millionen veranſchlagten Koſten der Erweiterung des Domplatzes ſind hierin nicht inbegriffen.

Diese freywilligen Leistungen stehen mit der Landesbeschaffenheit und mit den Verhältnissen der Population im natürlichen Zusammenhange; sie sprechen daher für sich, und sind gleichsam der Beleg für die Richtigkeit der statistischen Forschungen, welche wir Herrn Präsidial-Sekretär Czoernig verdanken. Ihnen entlehnen wir zum Verständniß der Tabellen Folgendes:

Einer gründlichen Ansicht über die Bevölkerungsverhältnisse muß die Kenntniß ihrer Bedingungen vorausgehen, d. h. der Beschaffenheit des Landes, welche die Früchte des Bodens gedeihen ließ, und der Betriebsamkeit, welche in kluger Benützung der Natur- und Menschenkraft die Mittel des Unterhalts herbeyschafft. Nur wo zureichender Nahrungsstoff vorhanden, vervielfältigt sich, in noch unbekannter Ausdehnung, die Fülle des Menschengeschlechtes, und nur, wo nicht allzuharte Arbeit die dem Volke inwohnende Kraft verzehrt, entwickelt sich in harmonischer Wechselwirkung mit des Körpers edler Gestalt die freye Thätigkeit des Geistes. In jeder dieser Beziehungen gehört die Lombardie zu den bevorzugtesten Ländern Europas. Nicht allein die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, geweckt von der milden Wärme der italienischen Sonne, genährt und erhöht von einem fleißigen und verständigen Geschlechte, ist es, welche dem Lande seinen blühenden Reiz verleiht, und einer zahlreichen Bevölkerung zum nimmer versiegenden Quell einer allen Klassen zugänglichen Wohlhabenheit gereicht; es gesellt sich hiezu auch, dem Gedeihen eines Volkes nicht minder, als dem Einzelnleben förderlich, der nicht genug beachtete Vorzug der vielfach anregenden Mannigfaltigkeit gegebener Verhältnisse in einem beschränkten Umfange. Ungeachtet ihres nur mäßigen Gebietes enthält die Lombardie Raum zu der verschiedensten Gestaltung des Lebens, welches sich hier in voller Benützung der Naturkräfte unter dem Einflusse der entgegengesetzten Anlagen entwickelt. Von den eisigen Gipfeln der schneebedeckten Alpen bis zu den Sumpfniederungen des Po reichend, bietet das Land in hinreichender Ausdehnung die dreyfache Gestaltung der Erdoberfläche zu allen Versuchen einer durch Geldreichthum und hohe Intelligenz ins Wunderbare gesteigerten Kultur dar. — Minder reich an Erzeugnissen, wirkt darum die Bergregion nicht weniger vortheilhaft auf das Gedeihen des Lebens. Die ausgedehnten Alpentriften nähren mit ihren stärkenden Kräutern milchreiches Vieh, das, in steter Wanderung begriffen, des Winters den großen Käsewirthschaften der Ebene zueilt; die Felswände senden aus ihrem unerschöpflichen Schooße trefflichen Marmor zu großartigen Palläſten, körnigen Sandstein für zierliche Bauten, unverwüstlichen Granit, das Grundelement der herrlichen Straßen und felsenfesten Brücken, ergiebige Metall-

adern durchziehen das Gebirge, an dessen Fuße stärkende Mineralquellen hervorsprudeln, tief eingeschnittene Thäler bereiten den Menschen eine wohnliche, vor den Unfällen des Wetters geschützte Unterkunft, großartige Straßenzüge, die Wunder unserer Zeit und der Ruhm unserer Regierung, klimmen muthig die steilen Höhen hinan, gleiten über die Gletscher hin, und rufen dort, wo sonst alles Leben erstarb, einen gewinnreichen Verkehr hervor, durch welchen zwey große Länder in ununterbrochenem Austausche ihrer gegenseitigen Produkte sich freundlich die Hand bieten; kühle Winde, von dort herabwehend, mäßigen die Glut des Sommers, und erzeugen ein jeglichem Leben gedeihliches Klima. Vor allem aber bedingt die Bergregion die Fruchtbarkeit des unteren Landes dadurch, daß aus dem ewigen Schnee ihrer Alpen zahlreiche Bäche und Flüsse entspringen, die, schiffbare Kanäle nährend, zugleich nach allen Richtungen hin mittelst tausend sich durchkreuzenden Wasserleitungen die Fluren bewässern, und, unter dem Einflusse des wärmenden Sonnenstrahls, den unerschöpflichen, zum Sprichworte gewordenen Fruchtsegen der lombardischen Felder erwecken. Am Fuße der Berge öffnen, als Gränzmarken der Hochterrasse, die romantisch freundlichen Alpenseen ihre Becken gegen das angränzende Hügelland, das in mannigfacher Abwechslung sich vermittelnd zwischem dem Gebirge und der Ebene hinzieht. Bald in Massen angehäuft, bald in einzelnen Kuppen sich erhebend, meist aber in gestreckten Höhenzügen sich gegen die Niederung zusenkend, bis sie in die wellenförmig geschweifte Ebene auslaufen, prangen die lieblichen Formen dieser reizenden Gegend in dem Schmucke einer auf das Höchste gesteigerten Kultur, und verkünden allenthalben die Spuren des Reichthums so wie des Kunstsinnes ihrer Besitzer. Der mannigfachste Anbau, des Jahres überdoppelte und mehrfache Frucht liefernd, deckt den von Menschenhand umgrabenen Boden, und gestaltet das grüne Gelände zu einem weiten Garten. Hoch emporschießender Mais, üppig schwellende Weizensaat füllen die Thalgründe, und schmiegen sich, von Rebengehängen durchzogen, an die sanft aufsteigenden Anhöhen, bis die Weinpflanzungen, näher und näher zusammenrückend, in zierlichen Terrassen die Hügel umkränzen. Die Kuppen und Kämme dieser Höhenzüge aber nehmen, in malerische Baumgruppen vertheilt, die Kastanienwälder ein, welche, indem ihr hellglänzendes Laub das Auge erfrischt, der weithin reichenden Rebenkultur die unentbehrlichen Stützpfähle liefern, und durch ihre nahrhafte Frucht dem Landmanne eine gesunde Nahrung verschaffen. Während die bescheidenen Wohnungen zahlloser, durch ein vielfach verschlungenes Netz von Straßen mit einander verbundener Dörfer eine dichtge-

drängte Bevölkerung, welche allein den Gartenbau möglich macht, bergen, und geschmackvolle Villen im vollen Genusse des Lichtes und der balsamischen Luft ihr stolzes Haupt auf den Vorsprüngen und Kanten der Hügel erheben, ruht der Blick, die bunte Matte überschauend, wohlgefällig auf dem jährlich wechselnden Wiesenplane, und verfolgt die geschlängelten Bäche, die zwischen schattigen Ulmen und dichtem Weidengebüsch der Ebene zueilen. Aber so willig der Boden seinen fruchtbaren Schooß öffnet, so leitet das Hügelland doch seinen größten Reichthum aus der reinen elastischen Luft seiner Atmosphäre ab: denn diese ist es, welche das besondere Gedeihen des wohlthätigen Seidenwurmes bedingt, und ihn eben hier seinen feinsten und kostbarsten Faden spinnen läßt. Darum ist jenes Land mit Millionen von Maulbeerbäumen übersäet, welche, in ihrem Fortkommen verhältnißmäßig mehr durch die Beschaffenheit der Luft, als durch die Grundbestandtheile des Bodens befördert, sich zwischen alle Kulturarten eindrängen, und ihnen von ferne das Ansehen eines dichten grünenden Waldes verleihen. — Wesentlich verschieden, aber nicht minder fruchtbar und bevölkert, kündigt sich die ausgedehnte, bis ans Meer sich erstreckende Niederung an, deren lombardischer Theil von den Flüssen Tessin, Po und Mincio, so wie von dem Saume des oberhalb gelegenen wellenförmig geschweiften Flachlandes begränzt wird. Mit geringer Abwechslung und kaum merklichem Gefälle zieht sich die bebuschte und baumreiche, aber waldlose Thalebene des Po dahin, nur durch die überall gleiche üppige Fruchtbarkeit einförmig gemacht Wiesen- und Getreidebau im Großen, mit Wein- und Maulbeerpflanzungen untermischt, machen das Charakteristische dieses Landstriches aus, vor allem aber die befruchtende Kraft und äußerst sinnreich benützte Einwirkung des Wassers auf die Produktion, welchem das Land eine unglaubliche Erhöhung seines natürlichen Ertrages und seine, das ganze Jahr hindurch ununterbrochene Kulturfähigkeit verdankt. Die aus den Bergen herabströmenden Flüsse und die davon abgeleiteten Schiffahrtskanäle, so wie viele am Fuße der Hügel entspringende Quellen spenden hierzu reichlichen Wasservorrath, welcher durch ein künstliches Bewässerungssystem, mit Hülfe der neben, über und quer durch einander laufenden Kanäle, Gräben und Rinnsäle, nach allen Richtungen sich vertheilt. Wo nur der Strahl des befruchtenden Elementes hinreicht, da keimt ein reicher Erntesegen, und willig öffnet der erfrischte Boden seinen Schooß zu den Erzeugnissen einer nimmer ruhenden Triebkraft. Wenn das Hügelland in der Seidenzucht sein gewinnreichstes Produkt findet, so bleibt der Niederung ein nach seinem Ertrage um nichts weniger werthvolles Erzeugniß, der

Käse, eigenthümlich, und zwar sowohl der halbfette Lodigianer oder (wie er auch wohl in Deutschland genannt wird) Parmesan-Käse, Formaggio di grano, als der meist von den wandernden Heerden erzeugte Süßkäse, Strachino oder Formaggio dolce. Diese eben in flüchtigen Zügen geschilderten Hauptabtheilungen des lombardischen Landes lassen aber wieder unter einander zu mannigfaltigen Verschiedenheiten Raum, welche in ihrem Vereine jeder einzelnen Provinz das Gepräge eines eigenthümlichen Charakters verleihen. — Dieses herrliche Land nun ist bewohnt von einem Volksstamme, welcher die natürlichen und durch Kunst herbeygeführten Vortheile seiner Heimat in einer Weise auszubeuten versteht, wie sie in solcher Ausdehnung kaum anderswo wieder gefunden werden mag.

Volkszahl. In der Lombardie zählte man im Beginne des Jahres 1836 dritthalb Millionen (genau 2,472,896) Einwohner, das Militär nicht hinzu gerechnet. Mit dieser Volkszahl nimmt die Lombardie unter den Provinzen der Monarchie den vierten Platz ein, da nur Ungern mit 11½ Million, Galizien mit 4½ und Böhmen mit 4 Millionen ihr vorangehen; betrachtet man aber das lombardisch-venetianische Königreich als ein für sich bestehendes Ganze, so würde es mit seiner 4½ Millionen übersteigenden Einwohnerzahl an die zweyte Stelle rücken. Dieser Bevölkerungszustand der Lombardie gehört unter die günstigsten Verhältnisse; denn als ein solches muß die Bevölkerung von 1 bis 4 Millionen für einen abgeschlossenen Verwaltungskörper angesehen werden.

Steigen wir hinab zu einer umständlichen Betrachtung der Bevölkerung, so müssen wir ihre Zergliederung nach Provinzen, Distrikten und Gemeinden vornehmen. Diese sind die untergeordneten Kreise des Verwaltungsorganismus, welche der wie bekanntlich sehr vervollkommneten lombardischen Administration zur Grundlage dienen, und deren Vorzüge insbesondere darin bestehen, daß sie in ihrer historischen Bildung die seit undenklichen Zeiten vereinigten Gebiets- und Bevölkerungstheile repräsentiren. Nicht die gleichmachende Schere einer von oben herab willkürlich eingreifenden Vertheilung, sondern die im Verlaufe der Zeit von selbst entstandene Aneinanderreihung von Ortschaften nach ihren jedesmaligen Beziehungen ist es, welcher diese Eintheilung meist ihr Entstehen verdankt. Die Provinzen oder Delegationen bildeten ehemals das Contado oder den Landbezirk, welcher nach der herrschenden Stadt den Namen führte; Mailand hatte den Rang eines Herzogthums, Pavia galt als Fürstenthum, die übrigen waren Grafschaften. Die Bezirke aber wurden größtentheils nach der uralten kirchlichen Eintheilung

der Pievi. Landdechanteyen oder Vicariati foranei gebildet, im Gebirge folgten sie zugleich der natürlichen Eintheilung der Thäler. Die Gemeinden endlich, weniger auf das Prinzip des Beysammenwohnens, als auf jenes des Wohnens innerhalb desselben Gemeindegebietes gegründet, bilden als selbstständige Körper das letzte Glied in der Kette der öffentlichen Verwaltung.

Unter den Provinzen ist Mailand, in welcher die gleichnamige lombardische Hauptstadt gelegen, mit 522,397 Einwohnern, die volkreichste; ihr zunächst stehen Como (373,216), Bergamo (336,804) und Brescia (336,804) mit 3- bis 400,000 Einwohnern; zwey Provinzen zählen 2- bis 300,000 Einwohner (Mantua 252,496 und Lodi mit Crema 207,376); zwey andere 150- bis 200,000, Cremona (188,565) und Pavia (157,022), eine hingegen erreicht nicht 100,000 Seelen, jene der Valtellina (90,903).

Die Lombardie umfaßt nicht mehr als $390^{27}/_{100}$ deutsche Quadratmeilen, 15 auf einen Grad gerechnet, und bildet somit die kleinere Hälfte des lombardisch-venetianischen Königreichs. Im österreichischen Länderverbande nimmt sie ihrem Umfange nach nur die zehnte Stelle ein, während sie ihrer Volkszahl nach auf den vierten Platz Anspruch machen darf.

Die Lombardie, als ein Ganzes betrachtet, umfaßt 6341 Menschen auf jeder Quadratmeile, eine Volksdichtheit, die sich kaum in einem andern Lande Europas von nicht ganz beschränktem Umfange wieder finden dürfte. Im österreichischen Staate geht die Lombardie allen übrigen Provinzen in dieser Beziehung voran, und nur Venedig steht ihr an der Zahl der Bewohner auf der Quadratmeile zur Seite. Aber eine eben so große Mannigfaltigkeit, als in den verschiedenen Provinzen der Monarchie, von der Lombardie bis zur Militärgränze, Statt findet, macht sich innerhalb der Lombardie selbst bemerkbar, wenn man die einzelnen Provinzen der Lombardie einander gegenüber hält. Da zeigt sich vorerst die erstaunenswerthe Volksdichtheit von 15,697 Einwohnern in einer ganzen Provinz, in jener von Mailand, welche, selbst abgesehen von dem Einflusse der volkreichen Hauptstadt, nur dort Statt finden kann, wo, wie in dieser Provinz, fast kein Theil der Erdoberfläche der Kultur entzogen, und der Ertrag des ungemein fleißig bearbeiteten und gepflegten Bodens auf das Höchste gestiegen ist. Es kann auffallen, daß Lodi und Crema, vorzugsweise das Wiesenland der Lombardie, mit einer relativen Bevölkerung von 9437 Einwohnern zum Theil unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen Mailand zunächst kömmt, wenn nicht eben der reiche Gewinn der Vieh- und Käsewirthschaft, so wie der bedeutende Menschenbedarf für diesen Zweig

der Landwirthschaft, die Erklärung hierzu lieferte. Pavia, nach seinen Verhältnissen zwischen Mailand und Lodi mitten inne stehend, und seinem größten Theile nach bewässert, hat eine fast nicht minder dichte Bevölkerung, da es nahe an 9000 (8965) Bewohner auf die Quadratmeile zählt. Cremona, durch seine Lage, Fruchtbarkeit und sein Kultursystem sich an Lodi und Pavia anschließend, doch mit nicht so ausgebreiteter Bewässerung, folgt mit einer relativen Bevölkerung von 8301 Menschen; sein Boden, unter allen Provinzen am längsten bebaut, zeigt sich in der langen Reihe von Jahrhunderten immer gleich fruchtbar und unerschöpflich. Daß die reichen Provinzen der Po-Niederung, deren Fläche fast durchaus der sorgsamsten und ergiebigsten Bestellung anheim gefallen, auch in der Dichtheit der von ihnen genährten Bevölkerung voranstehen, ist leicht zu begreifen; merkwürdig aber bleibt es, daß die Alpenprovinz Como, die zur Hälfte von hohen Bergen durchschnitten, in ihrer Volksdichtheit — sie zählt 8261 Menschen auf die Quadratmeile — die ebenen und bewässerten Provinzen erreicht. Diese Erscheinung ist der künstlichen, bey dem Mangel an Fabriks-Industrie nur durch periodische Auswanderung zu erhaltenden Uebervölkerung des Gebirgslandes, und noch mehr der äußerst gedrängten Bevölkerung in der eben so reizenden und gesunden, als an köstlichen Produkten höchst fruchtbaren Hügelgegend der genannten Provinz beyzumessen. Die anderen Provinzen stehen den eben genannten in ihrer Volksdichtheit bedeutend nach. Unter ihnen befinden sich Mantua mit 6232 und Brescia mit 5970 Bewohnern auf die Quadratmeile beynahe in gleichen Verhältnissen. Der nördliche Theil der ersteren und der südöstliche der letzteren Provinz bilden an einander gränzend eine höher gelegene Fläche, welche einen minder fruchtbaren, wenig bebauten und schwach bevölkerten Boden hat. Zwar gleicht in der Provinz Brescia die dichte Bevölkerung der reichen und üppigen Hügelgegend jenes Verhältniß wieder aus, allein der nördliche, in die Bergregion hineinreichende Theil der Provinz zieht mit seiner dünnen Bevölkerung das Gesammtverhältniß auf die obige Ziffer herab. Kaum dürfte sich übrigens bey einer Volksdichtheit von 5- bis 7000 Menschen in andern Ländern die Klage vernehmen lassen, welche in den Provinzen Brescia und Mantua laut wird, daß der Ackerbau dort aus Mangel an Händen darnieder liegt, und nicht vorwärts kömmt. Obwohl eben wegen der unzulänglichen Bevölkerung und den dadurch erhöhten Kosten der Urbarmachung manche bedeutende Strecke brach liegt, so reicht doch bey dem hierländigen Kultursysteme die vorhandene Bevölkerung auch für die bebaute Fläche nicht hin, wie dieß die Schaaren fremder Arbeiter bewei-

sen, welche aus Parma, dem Genuesischen, dem Kanton Tessin und Tyrol jährlich nach der lombardischen Ebene, namentlich aber in die letztgenannten Provinzen herabkommen. Bergamo, deren ebener und hügliger Theil zu den reichsten und bestbevölkertsten der Lombardie gehört, steht demungeachtet in ihrer Gesammtheit fast allen übrigen Provinzen an Volksdichtheit nach, da ihr bey weitem größerer Theil in das mit Feld, Wald und Weide bedeckte, nur einer schwachen Bevölkerung Nahrung gewährende Bergland fällt; sie zählt 4387 Bewohner auf die Quadratmeile. Den Schluß endlich bildet die Provinz Sondrio, die mit Gletschern und hohen Bergen durchzogene, nur im Thalgrunde und in den Berglehnen von armen Bauern und Hirten bewohnte Valtellina; sie gewährt kaum einer dünngesäeten Bevölkerung von 1229 Menschen auf die Quadratmeile Unterhalt, welche Jahrhunderte lang auf noch niederer Stufe, die das Maximum der Jahresfähigkeit ausdrückte, stillstehend blieb, bis die Eröffnung der großen, die Provinz durchschneidenden Straßenzüge in den letzten Jahren den Erwerb und die Bevölkerung vermehrte. Demungeachtet erreicht aber auch gegenwärtig die Volksdichtheit der Valtelliner jene der Provinz Mailand nur zum dreyzehnten Theile, und begründet hiedurch eine Verschiedenheit, die in so beschränktem Raume, wie in der Lombardie, um so merkwürdiger erscheint. Noch mannigfaltiger aber zeigt sich das Verhältniß der Volksdichtheit, welches als der Ausdruck so vieler anderer Zustände erscheint, wenn man sie bis in die minderen Gebietsabtheilungen, bis in die Distrikte, verfolgt. Die Lombardie umfaßt 127 Distrikte, wovon 26 der Provinz Como, 18 Bergamo, 17 Brescia, 17 Mantua, 16 Mailand, 9 Cremona, 9 Lodi, 8 Pavia und 7 der Valtellina angehören. In ihrer absoluten Bevölkerung stufen sie sich von einer Volkszahl von 183,000 Menschen (Distrikt I von Mailand) bis zu jener von 5890 Menschen (Distrikt Bormio in der Valtellina) in ihrem Flächeninhalte von 15,72 Quadratmeilen (Distrikt Chiavenna in der Valtellina) bis zu 1,12 Quadratmeilen (Distrikt Angera in der Provinz Como) ab. Innerhalb dieser Endpunkte erscheinen hinsichtlich der Volkszahl nebst dem erwähnten Distrikte von 183,000 Bewohnern, 1 (Brescia) mit 74,000, 1 (Bergamo) mit 51,000, 3 mit 40- bis 50,000, 7 mit 30- bis 40,000, 29 mit 20- bis 30,000, 63 mit 10- bis 20,000 und 22 mit 5- bis 10,000 Bewohnern; hinsichtlich des Flächenraumes aber nebst jenem von Chiavenna mit 15,72 Quadratmeilen, 1 (Bormio) mit 14,88, 3 mit 13 bis 14, 1 mit 12, 7 mit 5—10, 2 mit 4—5, 20 mit 3—4, 39 mit 2—3, 53 mit 1—2 Quadratmeilen. Die volkreichsten Distrikte sind, wie bemerkt, jene, zu welchen die Städte des

Landes gehören, so wie die in der Umgebung der Hauptstadt: die volkarmsten in den Berggegenden der Valtellina, Como's und Brescia's, ferner auf der schwachbevölkerten mantuanischen Ebene. Das weiteste Gebiet umfassen hingegen die Distrikte in den Thälern der Valtellina und jene des größten und volkreichsten Gebirgsthales der Lombardie, der zur Provinz Bergamo gehörigen Val Camonica; die kleinsten Distrikte aber finden sich zerstreut im Lande, hauptsächlich in den Bergen und der Abdachung der Provinz Como. Im Durchschnitte kömmt auf jeden Distrikt eine Bevölkerung von 19,400 Seelen auf einem Flächeninhalte von 3 Quadratmeilen. Die Volksdichtheit wechselt in den Distrikten nach mannigfachen Abstufungen von 95,040 Bewohnern auf die Quadratmeile, welche der Distrikt I von Mailand enthält, bis zu dem sporadischen Verhältnisse von 400 Menschen, die in dem Alpenlande von Bormio auf die Quadratmeile wohnen, gegen welches sonach der Mittelpunkt des Landes eine 238 Mal dichtere Bevölkerung aufzuweisen hat. Doch auch abgesehen von dieser der volkreichen Hauptstadt zuzuschreibenden außerordentlichen Volksmenge finden sich in der Lombardie Gegenden, welche ohne Stadt eine Bevölkerung von 15- bis 20,000 Menschen in sich fassen. Wie diese Volksdichtheit sich selbst auf große Strecken ausdehnt, beweist der Umstand, daß der südliche Theil der Provinz Mailand, 12 Quadratmeilen groß, 22,000 Menschen auf der Quadratmeile zählt, der nördliche Theil dieser Provinz aber mit der angränzenden Hälfte der Provinz Como, zusammen 44 Quadratmeilen in sich begreifend, eine Bevölkerung von 11,600 Menschen auf jede Quadratmeile umfaßt. Ja selbst die ganze Lombardie, wenn man hievon den gebirgigen Theil ausschließt, zählt 9300 Menschen auf die Quadratmeile. Den einzelnen Distrikten nach gibt es in Ansehung der Volksdichtheit 1 mit 95,000, 2 (Como I, Monza) mit 20- bis 22,000, 1 mit 19,500, 3 mit 18,000, 1 mit 17,000, 1 mit 15,000, 5 mit 13,000, 7 mit 12,000, 4 mit 11,000, 7 mit 10,000, 6 mit 9000, 8 mit 8000, 13 mit 7000, 23 mit 6000, 16 mit 5000, 6 mit 4000, 9 mit 3000, 7 mit 2000, 5 mit 1000, 1 (Chiavenna) mit 832 und 1 mit 400 Bewohnern auf die Quadratmeile. Das mittlere Verhältniß der Lombardie, 6341 Menschen, übersteigen 72 Distrikte, und nur 55 bleiben unter demselben.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung haben Hrn. Czoernig's unermüdliche Forschungen zu interessanten Resultaten geführt. Leider ist ihm nicht gestattet, auf entfernte Epochen hinaufzusteigen, da das Land, nachdem es durch mannigfache politische Veränderungen gegangen, erst 1814 seinen gegenwärtigen Umfang erhielt. Die früheren Gebietseintheilungen waren wesent-

lich von den gegenwärtigen verschieden, und wenn auch jene der unmittelbar vorhergegangenen Epoche, d. i. des italienischen Königreichs, in der Gestaltung der einzelnen Departemente mehr mit den gegenwärtigen Provinzen übereinstimmten, so bieten doch die damaligen Volkszählungen zu mangelhafte und ungenaue Daten (welche fast sämmtlich die Volkszahl zu hoch ansetzten, weil die Klassifizirung der Gemeinden nach der Einwohnerzahl erfolgte) dar, um hierauf genaue Vergleichungen gründen zu können. Selbst in den ersten Jahren nach Wiederkehr der Lombardie unter österreichischen Zepter mögen jene Zählungen noch nicht die Genauigkeit, wie nachher, an sich getragen haben. Er mußte sich demnach an die Epoche von 1822 halten, und damit das Ergebniß desto sicherer sey, den Durchschnitt der Volkszählungen von 1822, 1823, 1824 annehmen (um ihn mit jenem der Jahre 1834, 1835 und 1836 zu vergleichen), wobey sich noch immer ein Zwischenraum von 12 Jahren herausstellt. Die Zunahme der lombardischen Bevölkerung betrug während dieses Zeitraums 8.2 Prozent, somit durchschnittlich im Jahre 0.68 oder $^2/_3$ Prozent Sie war fast dieselbe für das männliche wie für das weibliche Geschlecht; bey ersterem machte sie 8.3, bey letzterem 8.1 Prozent aus.

In den Provinzen ergab sich folgendes Verhältniß der Zunahme im

	männlichen:	weibl. Geschl.:	Total:
Como . . .	11.8	10.9	11.3
Mantua . .	9.1	9.9	9.4
Mailand . .	7.8	9.4	8.6
Bergamo . .	8	8.4	8.2
Pavia . . .	8.5	7.5	8.
Cremona . .	8.8	6.8	7.8
Sondrio . .	9.2	6.4	-.8
Lodi und Crema	6.4	5.3	5.8
Brescia . .	5.6	4.9	5.3

Zwischen den einzelnen Provinzen herrscht eine ziemliche Verschiedenheit in der Volkszunahme; fünf derselben stehen dem Durchschnitte nahe, von welchem sich die vier anderen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen entfernen. So verdankt Como seine bedeutende Vermehrung der Bevölkerung dem stätigen erheblichen Ueberschusse der Geburten über die Sterbefälle, während Mantua, das nur eine mittlere Anzahl von Geburten, aber viele Sterbefälle aufzuweisen hat, seine Volkszunahme zum Theil von außen her durch Einwanderung erhalten haben muß. Eben so wird die geringe Vermehrung der Bevölkerung in Lodi und

Cremona nur eines Theils durch die starke dort herrschende Sterblichkeit, welche sich durch ein günstiges Verhältniß der Geburten wieder ausgleicht, erklärt, während sie in Brescia der starken Sterblichkeit und der geringen Anzahl von Geburten ganz angemessen erscheint.«

So viel über die materiellen Verhältnisse der Lombardie. Ueber manche andere Seiten lombardischer Zustände hat Herr Czoernig werthvolle Aufschlüsse geliefert. Wir erinnern hier nur an seinen statistischen Ueberblick der Unterrichtsanstalten in der Lombardie (1835—1837), welche im Echo, einer in Mailand in deutscher Sprache erscheinenden Zeitschrift, abgedruckt sind, und wenn wir nicht irren, ganz oder theilweise in die Wiener Zeitung übergingen. Aber auch nur die Resultate seiner Forschungen in ihren Hauptzügen hier anzugeben, würde uns über die Gränze dieses Aufsatzes hinausführen, wenn sie gleich der Natur der Sache nach nicht völlig unberücksichtigt bleiben sollten.

Dagegen muß Czoernig's oben erwähnte Schilderung der Entstehung und Fortbildung des lombardischen Gemeinwesens hier um so mehr, ihrem Hauptinhalte nach, eine Stelle finden, als sie allein den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der heutigen Zustände des herrlichen Landes liefert, zu deren Verständniß beyzutragen, die Aufgabe dieser Zeilen ist.

Die Ordnung des lombardischen Gemeindewesens reicht bis zu den römischen Pflanzstädten hinauf, durch deren Einrichtung das corporative Element der Municipalverfassung tiefe, bis auf die letzten Revolutionsstürme reichende Wurzeln schlug, und es ist dieses Element, welches dem italienischen Mittelalter sein eigenthümliches Gepräge verlieh. Mit der germanischen Herrschaft wurde in der nunmehr erst selbstständigen Lombardie das Lehenwesen eingeführt, welches, wie überall, die bestehenden Einrichtungen in sich aufnahm Die großen Lehenträger schlugen ihren Wohnsitz in den Städten auf, der niedere Adel baute seine Schlösser auf dem Lande, unter seinem Schutze lebte ein zu Diensten und Abgaben pflichtiger, doch mit Eigenthum angesessener Bauernstand in geschlossenen Dorfgemeinden. Auf die innere, durch die Körperschaft geleitete Verwaltung der Städte gewann der Wechsel der Oberherrschaft nur geringen Einfluß. Am frühesten nach hergestellter Weltordnung erwachten in diesen Städten Gewerbfleiß und Betriebsamkeit, und begründeten einen gewinnreichen ausgedehnten Handelsverkehr. Auf dem Lande blühte der Ackerbau, und der reiche Segen des fruchtbaren Bodens nährte eine zahlreiche Bevölkerung. Wie die Großen des Reiches am Hoflager, die Vasallen bey ihren Lehensherren, also hielten die Eingesessenen des Dorfes Versammlungen (Convo-

cati) unter sich, zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten, wobey der Meistbegüterte den natürlichen Vorsitz führte, und die Aeltesten (Anziani) und von der Gemeinde Erwählten (Deputati) ihm zur Seite standen, und mit ihrem Rathe in der Verwaltung der Gemeinde unterstützten. Bey größeren Gemeinden kommen, zu Besorgung der häufigen Geschäfte, in späterer Zeit Geschäftsführer oder Sachwalter (Sindaci) und Kanzler (Cancellieri) vor. Bey besonderen Anlässen, wobey das ganze Volk oder eine Klasse desselben interessirt war, versammelte sich die Gesammtheit der männlichen Bewohner (Convocazione generale) ohne Unterschied, ob sie zugleich Besitzer waren oder nicht, oder es versammelte sich bloß jene Gemeinschaft, die es anging (wie z. B. die Convocazione dei personalisti, d. h. die Nichtbesitzer); die eigentliche Entscheidung und Verwaltung in Gemeindeangelegenheiten stand aber dem Convocato der Besitzer zu. Nach außen gewährte der Gutsherr Schutz und Vertheidigung. Allmälich trat in der politischen Gestaltung des Landes eine Aenderung ein, herbeygeführt durch den Kampf der beyden entgegengesetzten Staatsprinzipe, die sich um die Herrschaft stritten. Das eingewanderte Lehensystem hatte das römische Municipalwesen im Lande vorgefunden und in sich aufgenommen. Allein der ursprüngliche Gegensatz der beyden Staatsformen machte keine dauernde Verschmelzung möglich, und führte zu Reibungen und offenem Kampfe, in welchem die durch Sitte und Herkommen befestigte, geld- und machtreichere, so wie durch die Umstände (hauptsächlich durch die Einführung des römischen Rechts) begünstigte Municipal-Institution den Sieg errang über die bestehende Lehensverfassung, welche hier nie jene, alle Verhältnisse durchdringende Ausbildung und das scharfe Gepräge eigenthümlichen Charakters wie in Deutschland erhalten hatte. Folgerichtig ward der Sieg benützt; — nachdem man sich der königlichen Obergewalt entledigt, wurden der Adel und der Bauernstand ihrer Selbstständigkeit beraubt. Jener durch die Reize des Wohllebens gelockt, zog in die Städte, und suchte in den Ehrenvorzügen des Patriziers Entschädigung für die verlorene Unabhängigkeit; der Bauernstand, seines natürlichen Schutzes beraubt, ward gebrochen, aus dem Besitze gesetzt, und löste sich im Verlaufe der Zeit meist in einen untergeordneten Haufen heimatloser Lohnarbeiter auf. Die Städte waren nun übermächtig geworden, aber ohne Gewinn für ihre Freyheit, und mit Verlust der Bürgertugend und des ruhigen Lebensglücks der Einzelnen. An die Stelle der aufgelösten organischen Gliederung trat mechanischer Druck, der sich in den stets wiederkehrenden Fehden zwischen Provinz und Provinz, Stadt und Stadt, zwischen der Stadt und dem Landbezirke (Contado)

äußerte, während er im Innern durch den Zusammenfluß der politischen Parteyen kleine Tyrannen in die Höhe trieb, die einander verdrängten, oder bald wieder einer anarchischen Volksherrschaft weichen mußten. Es ist eine arge Täuschung, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, diese Periode als den Zeitraum bezeichnet, in welchem die Freyheit, das Glück und die Wohlfahrt dieses Landes ihren Höhepunkt erreichten. Denn wie erhebend auch der Anblick seyn mag, welchen tüchtige Persönlichkeiten und Männer von ungewöhnlicher Geisteskraft, die sich in dem Parteykampfe emporschwangen, oder edlere, gegen die seelenlose Masse ankämpfende Naturen gewährten, so wird dieser Eindruck durch die offen dargelegte Niedrigkeit der Gesinnung, durch zahllose Verbrechen, durch ein grausames Spiel mit Menschenglück und Leben, durch Unsicherheit jedes Gutes und ähnliche Erscheinungen, die jene Zeit charakterisiren, bedeutend getrübt. Zu dem Wohlstande aber, welcher damals in den lombardischen Städten herrschte, war der Grund in früheren Zeiten gelegt worden, auch blendete er um so mehr, als in den Städten der Reichthum des ganzen Landes künstlich zusammengedrängt war; die Mehrzahl der Nation hingegen, das Landvolk, blutete unter den Streichen einer im Namen der Freyheit ausgeübten Gewaltherrschaft. Die Gemeinden, der schützenden Obhut ihrer Herren beraubt, mußten nun oft durch den Widerstreit der Interessen in denselben ihre Gegner erkennen, deren Angriffen, so wie den inneren Zwistigkeiten sie um so weniger begegnen konnten, als kein moralisches Band mehr ihre Kraft einte und stählte.

Das Werk der Vernichtung des mit dem Grundbesitze eng verbundenen Bauernstandes, durch das Schwert begonnen, sollte mit Hülfe des Gesetzes zu Ende geführt werden. Dieß geschah im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert durch die ausgesprochene Zerstücklung des Grundeigenthums, durch die Ablösung der Dienst- und Abgabenverhältnisse, durch Theilung des Gemeindegutes und Auseinanderlegung der Wohnsitze in die Feldmarken, kurz durch Zerstörung aller jener Einrichtungen, welche einen auf dauernde Interessen gestützten gemeinsamen Verband begründeten. Bald wurden die Antheile der einzelnen Besitzer kleiner, letztere sahen sich im Augenblicke der Noth gedrängt, ihre Zuflucht zu dem geldreichen Städter, oft ihrem Herrn, zu nehmen, und ihm ihr Eigenthum ganz oder zum Theil zu verpfänden und zu verkaufen. Gewöhnlich blieben sie, nachdem ihr Letztes veräußert war, als Pächter oder Bearbeiter auf dem Gute, wobey sie sich, der Willkür des neuen Eigenthümers Preis gegeben, natürlich die härtesten Bedingungen, welche Niemand im freyen Vertrage übernommen haben würde, gefallen lassen mußten.

Noch aber war die Lebenskraft dieses auf organischer Grundlage beruhenden Standes durch alle diese Angriffe, wenn gleich gebrochen, doch nicht zerstört; hiezu bedurfte es, außer der Auflösung aller moralischen Bande des Gemeinwesens und der Schwächung seines Besitzes, noch der letzten Consequenz des überwältigenden Druckes der Städte gegen das schutz- und wehrlose Land, nämlich aus der ungleichen Vertheilung der öffentlichen Auflagen hervorgegangenen überschwänglichen Belastung der kleinen, auf dem Lande wohnenden Besitzer, d. h. des Restes des Bauernstandes. Um darzustellen, wie diese Belastung eintreten konnte, ist ein Ueberblick der Steuerverhältnisse nothwendig, die damals noch allein die Gemeinden — wenigstens von außen — zusammenhielten. Ueberhaupt gab es in diesem Lande keine andere Einrichtung, die, von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart, einen so unbedingten Einfluß auf alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens gewonnen hätte, als die Steuerverfassung, nicht nur als Regelung des Volks- und Privathaushalts, sondern auch als Stellvertreterin jeder andern organischen Staatsordnung, die schon damals untergegangen war, oder doch ihre Geltung verloren hatte In früheren Zeiten bestritten die Fürsten ihren Aufwand aus den Einkünften ihrer Domainen; nur bey außerordentlichen Anlässen wurde eine Naturallieferung von Wein und Getreide von den Unterthanen geleistet. Diese verwandelte sich im Verlaufe der Zeit in eine beständige Abgabe, Faßzins (Imbottato) genannt, und ward nach wechselndem Ausmaße in Geld erhoben. Um diese Besteuerung gleichmäßig zu vertheilen, veranstaltete die Mailänder Republik schon am Ende des zwölften Jahrhunderts eine Schätzung der Güter und ordnete einen Kataster an. Da aber nach dessen Grundsatze Niemand steuerfrey war, wiegelten die mächtigen Bürger, welche nun gleich den übrigen hätten steuern sollen, das Volk dagegen auf, und das Grundbuch ward erst später (1248), als seine Angaben nicht mehr richtig waren, kund gemacht. Zu den Zeiten der Herzoge Visconti und Sforza entstanden zwey andere Abgaben, die Salz- und Pferdesteuer, die aber ursprünglich nicht diesen Charakter an sich trugen. Der Herzog Francesco Sforza verpflichtete im Jahre 1462 alle Gemeinden seines Staates, ihren Salzbedarf aus der herzoglichen Kammer zu beziehen, und setzte für jede Gemeinde das Ausmaß nach der Zahl der Bewohner und des Viehstandes fest. Zu diesem Behufe ward eine Volks- und Viehbeschreibung vorgenommen, und das Gefällsbuch (tavole del sale) darnach eingerichtet. Im Jahre 1534 hörte die zwangsweise Vertheilung des Salzes auf, und es trat an deren Stelle die Verbindlichkeit der Gemein-

den, für jeden Star nach dem im Gefällsbuche vorgezeichneten Ausmaße 40 Soldi an die herzogliche Kammer zu entrichten, welche Abgabe der Censo del sale genannt wurde. — Zu der Pferdesteuer gab der Umstand Anlaß, daß der Herzog Filippo Visconti im Jahre 1442 seine Reiterey auf das gesammte Land vertheilte, und sie in den verschiedenen Orten einquartirte, wo sich die geeigneten Lokale hierzu vorfanden. Diese Naturalleistung dauerte bis zum Jahre 1493 fort, zu welcher Zeit dieselbe in eine ständige Auflage (tassa dei cavalli) verwandelt wurde, bey welcher weder der Grundbesitz, noch die Einwohnerzahl, noch der Reichthum einer Gemeinde, sondern lediglich der zufällige Umstand zum Maßstabe diente, wie viel Räumlichkeit sich daselbst im Jahre 1442 zur Unterbringung der Pferde vorgefunden hatte. Diese beyden Auflagen blieben die Hauptlasten des Staates, und ihre Bücher dienten auch bey der Vertheilung der spätern Steuern und außerordentlichen Subsidien zur Grundlage. Es ergibt sich hieraus die Folgerung, daß sämmtliche direkte Auflagen die Natur einer Personalsteuer an sich trugen, und daß man die Gemeinden als die steuerpflichtigen Körper betrachtete, auf deren Veränderung an Gut und Leuten man keine Rücksicht nahm, unbekümmert um die weitere Vertheilung der Lasten.

Die häufigen Kriege unter Carl V., welche meist auf dem Boden der Lombardie ausgefochten wurden, erzeugten die gebieterische Nothwendigkeit, von dem Lande größere Steuern zu fordern, und dieß um so mehr, als der (unbedeutende) Faßzins veräußert war, und die beyden andern Steuern, so beschwerlich sie auch ihrer ungleichen Vertheilung und ihrer Erhebungsart wegen dem Volke fielen, mit ihrem geringen Ertrage die Bedürfnisse der Krone nicht zu decken vermochten. Es ward demnach eine Monatsteuer (Mensuale) von anfänglich 12,000 und später (1546) von 25,000 Goldgulden ausgeschrieben. Sie sollte nach vorgenommener Schätzung des allgemeinen Grund-, so wie des Gewerbs- und Handelskapitals, auf das Gesammtvermögen gleichmäßig vertheilt werden. Hiebey fand nun die alte Eifersucht und der Hader zwischen den Städten, so wie zwischen den verschiedenen Volksklassen einer und derselben Stadt neue Nahrung. Jede Stadt betrachtete sich als überbürdet, und wollte einen Theil ihrer Quote der andern zuwenden; im Innern der Stadt aber wälzte die mächtigere Partey die Last auf die Schultern des schwächeren Rivals. So wurde in Mailand von dem patricischen Adel unter dem Vorwande, die Personalisten mit heran zu ziehen, eine Salz-, Mehl- und Fleischsteuer eingeführt, und bestimmt, das dann noch am ganzen Steuerbetrage Fehlende solle auf das Grundeigenthum vertheilt werden; dabey waren

aber jene indirekten Abgaben so bemessen, daß, wenn sie richtig eingezahlt wurden, wenig oder nichts mehr auf das Grundeigenthum umzulegen übrig blieb. Inzwischen nahm, um zu einer billigen und definitiven Vertheilung der Monatsteuer zu gelangen, die Messung und Schätzung aller Grundstücke, so wie die Berechnung des Gewinnes der Gewerbs- und Handelsleute ihren Fortgang. Erstere kam i. J. 1564, letztere aber, durch die darüber ausgebrochenen Streitigkeiten verzögert, erst 1599 zu Stande. Ein großes Werk ward hiermit vollbracht, denn es erhielt dadurch der Grundsatz einer gleichen Vertheilung der öffentlichen Lasten auf das gesammte Vermögen im Lande am frühesten seine praktische Anerkennung, wenn gleich dieser erste Versuch noch sehr unvollkommen blieb Die hierbey untergelaufenen Fehler beziehen sich theils auf die Anlage und technische Ausführung der Steuerbereitung, theils entstanden sie aus dem gänzlichen Mangel einer Verfassung und Unterordnung der einzelnen Bestandtheile des Staates zu einem organischen Ganzen, welche allein ein solches Werk in das Leben des Volkes einführen, und ihm Bestand verleihen kann. Man beging dabey den Mißgriff, dieses Unternehmen als ein bloßes Rechnungsexempel zu betrachten, und glaubte alles mit Maß und Schätzung abgethan zu haben. Die inneren moralischen Gebrechen aber zeigten sich bey der Vertheilung der Steuer, wobey den Umtrieben und Bedrückungen jeglicher Art der freyeste Spielraum geöffnet wurde, und der Steuerpflichtige sich alles gesetzlichen Schutzes beraubt sah. Das Lehenwesen und die ihm eigenthümliche Gliederung des Staatswesens war untergegangen, ohne daß an seine Stelle eine andere Einrichtung getreten wäre, welche die einzelnen Elemente der Gesellschaft zusammenhielt und einander unterordnete. Die Staatsgewalt, noch weit entfernt von der Ausbildung und fügsamen Geschmeidigkeit späterer Zeiten, richtete ihre Aufmerksamkeit fast lediglich auf Schutz und Vertheidigung nach außen und auf eine dürftige Justizpflege; in der inneren Verwaltung füllte sie die Lücke, welche der geschwächte Lehenverband zurückgelassen, nicht aus, und konnte es auch nicht, da ihr die Mittel und Organe fehlten, um sich von dem Zustande der Gemeinden und Einwohner Kenntniß zu verschaffen. Aeußeres Machtgebot vertrat die Stelle geordneter Verwaltung; die Regierung lastete mit ihren Forderungen auf den durch die Städte repräsentirten Provinzen, wofür die Städte sich wieder an den Gemeinden, deren Vorsteher aber an den Bewohnern ihres Landbezirkes zu erholen suchten, — alles nach Willkür, ohne Maß, Aufsicht, Controlle und Verantwortlichkeit. Man schrieb die jährliche Summe von 300,000 Goldgulden aus, und übertrug die Umlage derselben der Con-

gregazione dello Stato; allein diese Versammlung, welche isolirt, und nicht durch Gemeinde- und Provinzial-Einrichtungen unterstützt, nur in einem losen Zusammenhange mit dem durch sie repräsentirten Volke war, mußte ihre Wirksamkeit darauf beschränken, die Steuer, so gut es gehen wollte, auf die Provinzen zu vertheilen. Für eine weitere Unterabtheilung traf man keine Vorsorge, und begründete hiedurch nur schrankenlose Willkür der Steuerbeamten, deren Habgier das Volk durch zwey Jahrhunderte Preis gegeben blieb. Der städtische Steuereinnehmer vertheilte die Steuer auf die Stadt- und die Landgemeinden, in welchen dasselbe von dem Einnehmer der Gemeinden unter die einzelnen Gemeindeglieder geschah. Da die Gemeinde für den ganzen Betrag haftete, und Niemand den auf ihn fallenden Betrag kannte, so hatte der Einnehmer freye Hand, nach voller Willkür, wie es sein Vortheil erheischte, zu schalten; er legte die uneinbringlichen Steuern nach Belieben um, ertheilte aus Privatrücksichten Befreyungen, war fahrlässig in der Eintreibung bey seinen Freunden, und hielt sich dafür bey Anderen schadlos. Die Gemeindevorsteher waren gewöhnlich selbst die Einnehmer, oder übten dieses Geschäft unter anderem Namen aus, oder handelten doch mit den Einnehmern im Einverständnisse. Da ferner die Steuern am ersten Tage eines jeden Monats in die Provinz-, Staats- und von dieser in die Kriegskasse abgeführt werden sollten, und die Gemeindeglieder zu diesen Zeiten nicht immer zahlen konnten, mußte die Gemeinde die Summe gewöhnlich von dem Steuereinnehmer — als dem vermöglichsten oder einzig vermöglichen Manne — zu wucherischen Zinsen, die oft funfzig Prozent erreichten, aufnehmen. Auf dieselbe Weise wurde mit dem Gemeindevermögen gewirthschaftet, denn es bestanden wohl darüber, so wie über andere Zweige der inneren Administration, Verordnungen, aber Niemand wachte über deren Ausführung. Zwar hatten sich wenigstens die Gemeinderäthe (Consigli oder Congregazioni communali) erhalten, allein Jahrhunderte lang isolirt, ohne Stütze, Aufsicht und Schutz gelassen, war ihre Gewalt in die Hände der zwey oder drey reichsten, mächtigsten oder ränkesüchtigsten Mitglieder gefallen, welche als Vorsteher ihrer Willkür keine Gränzen setzten, unter oberflächlich scheinbarer Beobachtung der Gesetze sich alle Betrügereyen erlaubten, und den Bedrückten sogar die Mittel abschnitten, höhere Hülfe dagegen nachzusuchen. Sie ertheilten Befreyungen und Immunitäten, legten dem Einen eine höhere, dem Anderen eine niedere Last auf, und zwangen den Dritten, seine Steuer doppelt zu zahlen, da sie keine Bescheinigung hierüber ertheilten. Gegen alle diese Bedrückungen gab

es keine andere Aussicht auf Abhülfe, als die Berufung auf das Staatstribunal, ein Mittel, welches fast immer den gänzlichen Ruin der streitenden Parteyen und selten den beabsichtigten Erfolg herbeyführte.

Dieser trost- und schutzlose Zustand gereichte aber nicht allein den Privaten, sondern den Gemeinden selbst zum höchsten Nachtheil, da sich andrerseits der Einzelne, besonders der Vermöglichere, eben so leicht jeder Steuerzahlung entheben, und es auf einen Prozeß ankommen lassen konnte, von welchem, wenn ja die Gemeinde sich hiezu entschloß, er hoffen durfte, das Ende nicht zu erleben, und so lange steuerfrey zu bleiben. Waren aber die Gemeindeverwalter streitsüchtig, so fanden sie tausend Ursachen zu Prozessen, die mit bedeutenden Kosten in der fernen Hauptstadt eingeleitet, und von betrügerischen Advokaten (welche schon damals als die größte Landplage betrachtet wurden) gehörig ausgebeutet, die Gemeinden vollends zu Grunde richteten. Den offenen Fehden der früheren Zeit war nun der Streit auf dem Forum gefolgt, und eine wüthende Prozeßsucht hatte sich — meist durch die Steuerangelegenheit genährt — des Volkes bemächtigt, obgleich meist beyde Parteyen den Gegenstand des Streites nicht genau anzugeben wußten. Unzählige Prozesse waren bey dem einzigen Tribunale anhängig zwischen Provinzen und Provinzen, den Städten und der Landschaft, zwischen den Gemeinden unter sich und mit Privaten.

Ein anderes noch verderblicheres Uebel, welchem der Mangel einer wachsamen Aufsichtsbehörde zum Grunde lag, bestand in der mannigfachen Absonderung der Steuerverwaltungen, da die Güter nicht dort, wo sie vorhanden, censirt wurden. Carl V. und später der spanische Hof hatten zwar befohlen, daß die Grundstücke zu jener Landschaft steuern sollten, in der sie lägen, allein man fand immer Mittel, die Vollziehung dieser Befehle zu umgehen, und einen Zustand herbeyzuführen, welcher kaum in einem anderen Lande jemals vorgekommen seyn mag. Sich darauf stützend, daß die früheren Auflagen persönlich gewesen seyen, was von dem Faßzinse ausdrücklich durch ein herzogliches Dekret verordnet wurde, verlangten und erhielten die Mailänder, welche mit den Bürgern anderer Städte nicht eine Körperschaft ausmachen wollten, zuerst die Befugniß, von ihren in andern Landschaften liegenden Grundstücken abgesondert die Steuer zu erheben, und sie an die Provinzialkasse abzuliefern. Dieses Beyspiel ahmten die anderen Städte nach, und forderten, daß die Bürger als städtische Besitzer für ihre in der Landschaft liegenden Grundstücke abgesondert, und nicht mit den ländlichen Besitzern steuern sollten. Hierdurch entstand die unselige Eintheilung aller

liegenden Güter in städtische und ländliche (boni civili e rurali, wovon die ersten ohne Unterschied ihrer Lage in die Stadtkasse, und nur die letzteren in die bezüglichen Gemeindekassen steuern mußten), welche eine von den Stadtern gehörig ausgebeutete Verwirrung aller Eigenthumsbegriffe nach sich zog. Denn wenn es sich um Vertheilung der öffentlichen Auflagen handelte, stellten die Bürger den Stadtbezirk der Landschaft entgegen, obgleich auch von dieser ihnen der größte Theil eigenthümlich gehörte. Der Hauptzweck dieser Absonderung aber war, sich den ständigen sehr bedeutenden Gemeindeauslagen zu entziehen, welche nur die zu der Gemeindekasse steuernden Landbesitzer trafen. Dieses Mißverhältniß, auf dem Landmanne härter als Leibeigenschaft lastend, war es, welches den gänzlichen Untergang des Bauernstandes, wo er sich noch erhalten hatte, nach sich zog, und dadurch die so vortheilhafte Uebersiedlung in die Städte hervorrief. Nicht minder drückend, als die eben angeführten Uebelstände, war die gränzenlose Verwirrung, welche bey Vertheilung der Steuer auf die einzelnen Pflichtigen herrschte. Diese traf nicht sowohl die Städte, wo die Steuer nach der althergebrachten und daher sich gleich bleibenden Weise erhoben wurde, als die Landbezirke, in denen bey Ermanglung eines gleichförmigen Maßstabes die kasuistische Interpretation unzähligen Verordnungen der Willkür der Verwalter Thor und Thür geöffnet hatte, und die Vertheilung der Steuer fast eben so verschieden als verwickelt ward.

Die Folgen dieser tiefen innern Uebel, zu welchen noch die Verwüstungen der unaufhörlichen Kriege und der Pest kamen, führten den gänzlichen Ruin der einst so blühenden volk- und gewerbreichen Lombardie herbey. Seuchen und Auswanderung entvölkerten das Land, der fruchtbare Boden blieb verödet, die Gewerbe standen still. Die Landgemeinden, auf welchen alle diese Uebel mit voller Wucht lasteten, erfuhren dieses traurige Schicksal zuerst: aber auch die Städte, welche in ihrem aus früherer Zeit stammenden Reichthum und den Vortheilen ihrer politischen Stellung ausgiebige Hülfsquellen fanden, konnten ihm nicht entgehen, da der Druck, womit sie auf den Landgemeinden gelastet hatten, auf sie selbst zurückfiel, nachdem die entkräfteten Provinzen ihn nicht mehr zu tragen vermochten. Mehrere Vorstellungen wurden an den Hof gerichtet, aber ohne Erfolg, weßhalb die Stadt Mailand den Marchese Cesare Visconti nach Madrid mit dem Auftrage sendete, eine beredte Schilderung des in der Lombardie herrschenden Elendes zu machen, und Abhülfe dagegen zu verlangen. Er hatte aus einander zu setzen, daß die Kamerallasten sich jährlich auf mehr als 1,700,000 Goldgulden

beliefen, daß die außerordentlichen Einquartirungen von 1603 bis 1623 über vier Millionen Goldgulden betrugen, die für Besoldung der Truppen, als der Staat sie nicht mehr bestreiten konnte, jährlich aufgenommenen Vorschüsse fünf Millionen, und die ungeheuren Schulden jener Einquartirung mehr als 32 Millionen Goldgulden ausmachten. Die Gemeinden waren nach Veräußerung ihrer Güter mit Schulden belastet, die oft den Werth des gesammten Eigenthums überstiegen Die Landleute hatten oft eine Kopfsteuer von 10 bis 20 Scudi zu bezahlen; der Boden war von Auflagen so erdrückt, daß dessen ganzer Ertrag nicht hinreichte, die Hälfte der Lasten zu tragen. Die Auswanderung der Gewerbs- und Ackersleute hatte die Bevölkerung um mehr als ein Drittheil vermindert, und den gänzlichen Verfall der Industrie und des Handels herbeygeführt. Der König, über diese Schilderung gerührt, befahl den Zustand der einzelnen Gemeinden zu untersuchen, und die Mittel zur Abhülfe vorzuschlagen. Nach vielen darüber geführten Verhandlungen kam die Regierung zu dem Entschlusse, zur Erleichterung der so tief verschuldeten Gemeinden, Städte und Landschaften die Zinsen ihrer Schulden von acht auf fünf von Hundert herabzusetzen, allein da hierdurch die Unordnungen der Verwaltung nicht beseitigt wurden, so steuerte die Nation unaufhaltsam einem Staatsbankerotte zu, worauf sich denn auch der spanische Hof im Jahre 1671 vermocht sah, den allgemeinen Bankerott der Gemeinden und Provinzen auszusprechen, indem er die Zinsen aller ausstehenden Schuldforderungen auf drey, dritthalb und endlich auf zwey Prozent (das heißt das Kapital auf ein Viertel des ursprünglichen Werthes) herabsetzte. Ueberdieß wurden sämmtliche Kammergüter, Lehen, die Zölle und Mauthen, die Consumtionssteuer, kurz alles, Regalien und indirekte Abgaben, mit geringen Ausnahmen an Private verkauft. Neue Leiden trafen hiedurch das Volk, welches der Willkür von Personen Preis gegeben wurde, die auf Kosten der Abgabenpflichtigen nur bedacht waren, den höchsten Gewinn aus den verkauften Gerechtsamen zu ziehen.

Im solchem Zustande befand sich die Lombardie, als sie im Jahre 1706 unter den österreichischen Zepter gelangte. Kaum hatte Kaiser Karl VI. das Elend seiner neuen Unterthanen vernommen, als er befahl, alle Mittel aufzusuchen, den Ursachen des Uebels zu steuern, und den Wohlstand des Landes durch weise Einrichtungen zu heben. Die erste Wohlthat bestand darin, daß der damalige Statthalter, Prinz Eugen von Savoyen, alle die verschiedenen militärischen Auflagen, deren Verwicklung der Willkür so großen Raum gab, in eine einzige Abgabe vereinigte.

Diese hieß die Tagsteuer (Diaria), weil zur Unterhaltung des Militärs täglich 22,000 Lire gesteuert werden mußten. Bey deren Vertheilung zeigte sich aber das Mißverhältniß der Umlage aufs neue, und machte den allgemeinen Wunsch nach einer gerechten und gleichmäßigen Steuerordnung rege. Auf mehrere darüber erstattete Vorschläge und Gutachten verordnete der Kaiser im Jahre 1718 eine neue allgemeine Steuerregulirung (Censimento) an, und setzte eine eigene, mit weiten Vollmachten versehene Steuerkommission (giunta del censimento) zu dem Zwecke ein, daß sie eine genaue Beschreibung und Schätzung aller liegenden Gründe veranlasse, und die Auflagen unparteyisch nach einem gleichen und billigen Verhältnisse auf den Werth der Grundstücke umlege, jenen Theil der Steuer abgerechnet, den, nach einem billigen Maßstabe, die Personen und Gewerbe zu tragen hätten. Diese Behörde beschäftigte sich vor Allem damit, die Grundsätze aufzustellen, nach welchen bey dem neuen Systeme der Steuerausgleichung verfahren werden sollte. Es bezogen sich dieselben auf die Vornahme einer allgemeinen Messung und Schätzung der gesammten Oberfläche des Landes, auf deren Revision und nochmalige Umarbeitung nach Orts- und Gebietskarten, nach Grund- und Hauptbüchern (Catastrini und Sommarioni). Hiemit ward der Grund gelegt zu dem berühmten Mailänder Kataster, welcher, vielfach nachgeahmt, noch immer als Vorbild ähnlicher Unternehmungen gilt. Unter den besonderen, damals zuerst angewendeten Vorzügen dieses Katasters, welcher das ganze Gebiet einer gleichmäßigen Besteuerung und einer eben so einfachen als wohlfeilen Steuerverwaltung zugänglich machte, sind die Flurenkarten, wodurch die einzelnen Messungen sicher kontrollirt werden, und die Bonitirung des Grundes, das wesentliche Erforderniß einer gerechten Steuerumlage, vor Allem zu erwähnen. Die Arbeiten der Giunta wurden durch den im Jahre 1733 ausgebrochenen Krieg unterbrochen, in welchem Oesterreich mehr als den dritten Theil der Lombardie (Alessandria, Vigevano, Tortona und Novara) verlor; der edle Kaiser Karl VI. hatte das Ende des von ihm begonnenen Werkes nicht erlebt, und es blieb seiner erhabenen Tochter vorbehalten, ein Unternehmen auszuführen, welches die dauernde Grundlage der nachmals so schnell und hoch sich entwickelnden Wohlfahrt des Landes bildete. — Sie setzte im Jahre 1719 die zweyte Giunta del Censimento ein, welche, mit ähnlichen Vollmachten ausgestattet, den Faden da wieder aufnahm, wo ihn ihre Vorgängerin hatte fallen lassen müssen.

Das drückendste, verderblichste Uebel war früher die unverhältnißmäßig große Belastung des Landmannes, der bedeutende

Steuerantheil, welchen der Grundbesitz auf den Arbeitslohn und den täglichen Erwerb zu wälzen gewußt. Selbst die erste Giunta hatte ihm noch ein Viertheil der gesammten königlichen Auflage zugedacht, die zweyte aber folgte hiebey, nach Vernehmung der Gemeindedeputirten, der billigsten Ansicht, indem sie festsetzte, daß vorerst alle Einwohner der Städte, die mit Verzehrungsauflagen beschwert waren, davon befreyt, und auf dem Lande das weibliche Geschlecht, so wie alle männlichen Personen unter vierzehn und über sechzig Jahren, von der Personalsteuer ausgenommen bleiben sollten. Von der übrigen männlichen Bevölkerung auf dem Lande hatte jeder sieben Mailänder Lire (ungefähr 2 fl. C. M.) jährlich an Personalsteuer zu entrichten, welche, wie die Gewerbsteuer, zu gleichen Theilen der Staats- und der Gemeindekasse zufließen sollten, wonächst das Volk von allen übrigen Lasten befreyt blieb. Aber auch der geringe Betrag von 7 Lire war nur subsidiarisch zu entrichten; reichten die Einkünfte einer Gemeinde zur Bestreitung ihrer Auslagen zu, so fiel der Personalsteuerbetrag von $3^1/_2$ Lire weg, ja es mußte auch ein allfälliger Ueberschuß der Gemeinde-Einkünfte zur Bestreitung des der Regierung zufallenden Antheils der Personalsteuer verwendet werden. Nachdem man so den steuerbaren Grund der Scholle erhoben hatte (er betrug 11,335,121 pertiche steuerbaren Landes, und hatte einen Kapitalwerth von 74,619,683, nach Abschlag der steuerfreyen Güter jedoch nur von 63,840,598 Scudi), schritt man zur Umlage der von dem Ertrage der Gewerb- und Personalsteuer deputirten Auflage auf den erhobenen Steuerwerth. Diese Auflagen hatten eine vierfache Abstufung: a) Die königliche Steuer zur Unterhaltung des im Lande aufgestellten Kriegsheeres; sie betrug 5,106,004 Lire, und es fielen hievon auf jeden Scudo Steuerwerth ungefähr 16 Denare. b) Die Staatsauflage zur Bestreitung der Landesschulden und der (sehr geringen) Verwaltungskosten mit 4 bis 5 Denaren auf den Scudo. c) Eben so hoch belief sich die dritte, die landschaftliche Auflage für die auf jeder Landschaft abgesondert liegenden Schulden. d) Die letzte war endlich die Gemeindesteuer zur Bestreitung der durch eigene Einkünfte nicht gedeckten Gemeindeauslagen und Lasten, die im Einzelnen verschieden, im Durchschnitte einen gleichen Betrag erreichen mochte.

Diese Abtheilung führte auf die Nothwendigkeit eines zusammenhängenden Systems der öffentlichen Verwaltung, um jeder Klasse von Einwohnern bis auf das steuerpflichtige Individuum hinab seinen Antheil an den öffentlichen Lasten nach gerechtem Maße zuzuweisen, so wie um die Schulden und Forderungen der Landschaften und Gemeinden gegenseitig auszugleichen.

Eine der schwierigsten Aufgaben für die Giunta war die vielfach angesprochene Steuerfreyheit; alle Mächtigen und Unmächtigen, welche sich in den Tagen der Willkür und Unordnung mit Recht, List und Gewalt von den Auflagen zu befreyen gewußt, verlangten die Fortdauer dieser Befreyung. Die Giunta kannte aber den unreinen Ursprung der meisten dieser Befreyungen, verwarf sie nach dem Grundsatze, daß jede unbegründete Befreyung des Einzelnen ein Unrecht gegen die Gesammtheit der Steuerpflichtigen sey, und ließ nur da Ansprüche zu, wo sie sich auf einen zu erweisenden Rechtsgrund stützten. Selbst die Befreyung der geistlichen Güter wurde von ihr nicht genehm gehalten, von der Regierung aber durch ein Concordat mit dem heiligen Stuhle im beschränkten Maße zugelassen; dafür erhielt sie das bis auf die altrömische Gesetzgebung zurückgehende, durch die Statuten des Landes zugestandene Privilegium der zwölf Kinder.

So hatte denn zu einer Zeit, wo es der Regierungskunst noch sehr an wissenschaftlicher Begründung fehlte, die lombardische Giunta ein Werk zu Stande gebracht, bey dem man ungewiß ist, ob die tiefdurchdachte Anlage, die standhafte zweckmäßige Durchführung oder die zarteste Berücksichtigung jedes bestehenden Rechtes bey Abschaffung gewaltiger Mißbräuche mehr hervorzuheben sey, welches aber immer eine der schönsten Zierden seines Jahrhunderts bleiben wird. Zwar wurde dasselbe nicht in drey Tagen, sondern kaum in zwanzig Jahren vollendet, aber es ist ein Königsbau, welcher während seines fast hundertjährigen Bestehens manche ephemere Umgestaltung, die zum Theil seine Grundfeste zu erschüttern vorhatte, an sich vorüberziehen sah, dessen Boden nicht mit Blut gedüngt ist, und dessen Mauern nicht durch den Kitt des Unrechtes zusammengehalten werden. Gestützt auf die dauernde Grundlage des Rechtes und des Herkommens, hervorgegangen aus den Bedürfnissen des Landes, hat sich diese Einrichtung mit allen öffentlichen und Privatverhältnissen innig verwebt, und ist ein nicht mehr auszuscheidender Theil des Volkslebens geworden.

Mit dieser Ordnung der Steuerverhältnisse war jedoch die Aufgabe der Giunta noch nicht gelöst; es mußte der kunstreich zusammengesetzten Maschine erst der belebende Hauch eingeblasen, und die Masse ihrer Bestandtheile in einen organischen Zusammenhang gebracht werden. Hiezu bedurfte es bey der gänzlichen Auflösung der Bande des Staatslebens, in welchem alle seine einzelnen Elemente in tödtlicher Isolirung hinschmachteten, nichts Geringeres, als der Erschaffung eines neuen Systems der öffentlichen Verwaltung, ja der vom Grunde aus vorzunehmenden Bildung eines frischen Staatsorganismus.

Um ihrer schwierigen Aufgabe zu genügen, konnte die Giunta kaum einen zweckmäßigeren, als den von ihr gewählten Weg einschlagen, indem sie das Bedürfniß des Volkes und der Regierung genau erforschte, und, belehrt durch die aus früheren mißlungenen Versuchen unter der spanischen Herrschaft gewonnene Erfahrung, demselben durch eine vollständige Ordnung des Staatswesens abzuhelfen strebte. Zu diesem Behufe wurden die noch vorhandenen organischen Bestandtheile, die in chaotischer Auflösung begriffen, wirkungslos schlummerten, klug benützt, und zu einem kunstreichen, auf fester Grundlage ruhenden Bau zusammengefügt. Man faßte dabey einen doppelten Zweck ins Auge: das Volk zum Wächter seiner Interessen zu machen, und ihm die Verfügung über sein Eigenthum in die Hände zu legen, andrerseits aber der Regierung die Aufsicht und die kräftige Einwirkung auf alle öffentliche Verhältnisse zu sichern, die Fäden der Verwaltung nach gehöriger Abstufung zu ordnen, und den gleichmäßigen Gang des Staatslebens in allen seinen Theilen herzustellen. In beyder Hinsicht erschien eine organische Gestaltung und Unterordnung der Massen als das erste Erforderniß. Allein worauf sollte sich dieselbe gründen? Die moralischen Triebfedern waren abgestumpft, und hatten ihre Geltung verloren, die Staatsunterschiede ermangelten der Kraft und Bedeutung, ja selbst in der Familie war kein sicherer Haltpunkt mehr zu finden. In diesem Meere geistiger Verwüstung ragte nur noch ein Felsendamm, der Besitz, unerschüttert und mächtig hervor, und unter den Formen geselliger Einrichtung hatte die freye Communität, als die Besiegerin der übrigen, feste Wurzel geschlagen. Die Giunta mußte demnach ihr neues Gebäude auf den Besitz gründen, und dasselbe nach Gemeinden ordnen und abtheilen, welche doppelte Rücksicht ohnehin dem vordersten Zwecke dieser Einrichtung zunächst lag, da es sich hiebey um die Ordnung der Steuern handelte, die meist auf dem Grundeigenthume lastend, nach Gemeinden erhoben wurden. Die Prefetti dell' Estimo waren bey der, ohnehin nur materiellen Steuerumlage von Oben ausgegangen, und hatten ihre Anordnungen in die Luft gebaut, ohne daß sie den Grund erreichten; die Giunta hingegen beschäftigte sich höchst weise zuerst mit der Ordnung der wichtigsten, das Privatleben zunächst berührenden Verhältnisse, und stützte, nachdem sie dieselben in der Gemeinde zu festem Verbande gemacht, auf diese breite Grundlage ihr vollständiges System der Volksvertretung und Verwaltung nach zweckmäßiger Abstufung in die höheren Vereine der Provinzen und des Staates. Das dringendste Bedürfniß hiebey war die Ordnung des Volkshaushaltes, sowohl für Gemeinde- als für Staatszwecke, und die

Abstellung aller Willkür und jeglichen darauf sich beziehenden Mißbrauches; es darf daher nicht auffallen, daß bey der neuen Gestaltung auf jene im Vordergrunde stehenden Verhältnisse besondere und umfassende Rücksicht genommen, die Formen der Verwaltung aber, bey dem Mangel dießfälliger Erfahrung, nur mit schüchterner Hand vorgezeichnet, und nicht weit über den beschränkteren Gesichtspunkt der Gemeinde- und Steuerkontrolle hinaus verfolgt wurden. Doch hatte diese Gestaltung gleich jeder organischen Einrichtung den Vorzug, daß die einzelnen Bestandtheile derselben einer fortschreitenden Ausbildung und Vervollständigung fähig sind, und jeder solche Fortschritt zugleich fördernd auf das Wohl des Ganzen einwirkt. Da es sich zunächst um die Gemeindeverwaltung und Vertretung handelte, die Städte aber nach althergebrachter Weise, wie es in ihren Statuten vorgeschrieben war, sich selbst regierten, so mußte die schützende Fürsorge der Regierung vor Allem den Landgemeinden zugewendet werden. Ihre Verhältnisse wurden durch das ewig denkwürdige Edikt der Kaiserin Maria Theresia vom 30. Dez. 1755 geordnet, welches unter der Aufschrift: Riforma al Governo ed Amministrazione delle Comunità dello Stato di Milano, erschien, und die Grundlage des gesammten Verwaltungssystems bis auf den heutigen Tag bildet. Hiezu diente als Vervollständigung das Edikt vom 10. Juny 1757, wodurch eine neue Gebietseintheilung (Compartimento generale) festgesetzt ward. Dieser zufolge umfaßte das Land 1492 Gemeinden, deren Gebiete und Gränzen genau bestimmt wurden; jede solche Gemeinde bildete, als letzter Ring in der allgemeinen Gebietsvertheilung, einen selbstständigen und ungetheilten Körper, welchem alle innerhalb seiner Gränzen liegenden Grundstücke sammt der darauf wohnenden Bevölkerung steuerpflichtig waren. Mehrere beysammen liegende Gemeinden wurden zu einem Bezirke (pieve oder delegazione) vereinigt, und jeder derselben der Landschaft oder Provinz, in welcher er gelegen, zugewiesen. Um eine übersichtliche Kenntniß der durch diese Riforma eingeführten Gemeindeverfassung zu gewähren, möge hier das Hauptsächlichste ihrer Bestimmungen folgen.

Der Inbegriff der einer Gemeinde zustehenden Befugnisse koncentrirt sich in der allgemeinen Versammlung aller in die Steuerrolle der Gemeinde eingetragenen Besitzer (dem Convocato generale dei possessori estimati); ihr steht die Berathschlagung und Verfügung über sämmtliche Gemeindeangelegenheiten zu. Die laufende Verwaltung des Gemeindevermögens und das Recht der Vertretung der Gemeinde in allen Vorkommenheiten ist einer Deputation von Gemeindebevollmächtigten, be-

stehend aus drey Deputirten der Besitzer (Deputati dell' Estimo), nebst einem Deputirten des Personal- und des Handelsstandes (letztere beyde mit beschränkten Befugnissen) übertragen, die aber immer unter Abhängigkeit und Verantwortlichkeit gegen das Convocato handeln. Jede Gemeinde hat ferner einen Agenten oder Geschäftsführer (Sindaco), einen Gemeindeboten (Console), einen Steuereinnehmer (Esattore), und steht unter dem Schutze und der Aufsicht des unmittelbar von der obersten Steuerbehörde abhängigen Bezirksvorstehers (Cancelliere). Zur Theilnahme an dem Convocato sind alle berechtigt, die im Gebiete der Gemeinde ein auf ihren Namen eingetragenes liegendes Gut besitzen, und sich im vollen Genusse der staatsbürgerlichen Rechte befinden. Weiber, Pupillen, Curanden, Geistliche und Soldaten können nur, so wie moralische Personen und Abwesende, durch ihre Prokuratoren daran Theil nehmen; Fremde, Schuldner und Rechtsgegner der Gemeinde, ferner die wegen eines Verbrechens Prozessirten sind davon ausgeschlossen. Es werden jährlich zwey ordentliche Convocati gehalten, das erste im Jänner zur Festsetzung der Steuern und des Gemeindebudgets, das zweyte im Herbste zur Wahl der Deputati und der Gemeindebeamten, da diese jährlich austreten. Der Cancelliere bestimmt Tag und Stunde, und wohnt den Verhandlungen bey; ohne seine Unterschrift sind die Beschlüsse ungültig. Jeder Theilnehmer hat, ohne Unterschied seines Besitzstandes, eine einzige und gleiche Stimme, die Stimmgebung ist geheim, und geschieht durch Kugelung; die Deputati des Personal- und Handelsstandes haben, als solche, kein Stimmrecht, und vertheidigen nur die Interessen ihres Standes, wenn sie dieselben durch die Berathschlagungen des Convocato gefährdet glauben. Die drey Deputati dell' Estimo bilden die Gemeinde-Autorität: der erste, welcher den Vorrang unter ihnen hat (il primo Deputato), wird nothwendig unter den drey höchstbesteuerten Besitzern (i primi estimati), die beyden anderen aber werden aus der Gesammtheit der Besitzer durch Stimmenmehrheit mittelst zweyer Scrutinien gewählt, deren letzteres unter den sechs, durch die Mehrheit der ersten Stimmensammlung Bezeichneten vorgenommen wird. Als primo Deputato kann auch eine unter Tutel oder Curatel stehende, so wie eine moralische Person gewählt werden, deren Rechte dann ihr gesetzlicher Vertreter ausübt. Dieß findet keine Anwendung auf die beyden andern Deputati, doch haben sie die Befugniß, einen in der Gemeinde ansäßigen und hiezu tauglichen Substituten zu bestellen. Die drey Deputati führen den Vorsitz in Convocato, und bey deren Abwesenheit die drey Höchstbesteuerten; sie besorgen die Gemeindeangelegenheiten, wachen über deren Rechte,

besonders in Steuerangelegenheiten, und über die Erhaltung ihrer Güter, erwählen den Sindaco, und geben ihm die nöthigen Weisungen. Am Ende des Jahres schließen sie die Rechnung mit dem Steuereinnehmer und dem Sindaco; hiezu kommen auch die neu eintretenden Deputati, welche dem Convocato hierüber Bericht erstatten, und das Gemeindebudget für das eintretende Jahr entwerfen. Das Amt eines Deputato darf, als ein öffentliches, kein Erwählter ohne rechtmäßige Ursache ausschlagen. Zum Behufe der Personalsteuer verfassen die Deputati dell' Estimo jährlich ein Verzeichniß aller Einwohner männlichen Geschlechts von vierzehn bis sechzig Jahren, und machen sie in einer allgemeinen Volksversammlung (Convocazione generale) kund, zu welcher alle in jenem Nachweise aufgeführten Personen den Zutritt haben, und Einwendungen gegen ihre Belastung vorbringen können. Diese Versammlung wählt den Deputato del ruolo personale, welcher die Befugniß hat, allen Convocati und Zusammenkünften der Deputati beyzuwohnen, um die Rechte des Personalstandes zu wahren. Er sorgt hauptsächlich dafür, daß die der Gemeinde zufallende Hälfte der Personalsteuer erspart werde; ferner sieht er darauf, daß die für die Bedürfnisse der Bevölkerung bestimmten Gemeindeauslagen, als für Arzt, Spitäler, Brunnen u. s. w., nicht anders verwendet, oder gar zum Vortheile der Besitzer erspart werden; auch liegt ihm ob, wo gemeinschaftliches Weide- und Holzungsrecht besteht, dasselbe der Bevölkerung unverkürzt zu erhalten. Für die Verzeichnung des Handelsstandes und die Wahl seines Deputirten gelten ähnliche Bestimmungen. Der Sindaco communale, als natürlicher Stellvertreter der Deputati, die nicht immer versammelt und anwesend seyn können, muß in der Gemeinde wohnhaft, und immer anzutreffen seyn; er wird von den Deputati gewählt, und handelt nach ihrem Gutheißen, weßhalb sie auch der Gemeinde für ihn solidarisch verbindlich bleiben. Er empfängt alle obere Befehle, macht sie kund, und wacht über deren Vollziehung; in dringenden Fällen trifft er die unaufschiebbaren Verfügungen, handelt stets als der beauftragte Geschäftsführer der Gemeinde, führt Rechnung über deren Einkünfte und Ausgaben, und ist zugleich ein Diener der Regierung, als welcher er dem Cancelliere unmittelbar untergeordnet ist, und ihm über Alles, was in der Gemeinde vorfällt, Bericht erstattet. Die in der Gemeinde Bediensteten, als der Gemeindebote, der Arzt, Chirurg, Schullehrer, Feldhüter u. s. w., werden im zweyten jährlichen Convocato gewählt; bey derselben Zusammenkunft erfolgt die Wahl der Rechnungsprüfer (Revisori de' Conti), welche am Ende des Jahres die ganze Gemeindeverwaltung und die

Rechnungen des Sindaco, des Einnehmers, so wie das Operat der Deputati prüfen, und dem nächsten Convocato einen umständlichen Bericht darüber abstatten müssen.

Zur Abfassung des Gemeindebudgets versammeln sich am Ende des Jahres die aus- und die eintretenden Deputati dell' Estimo, und entwerfen den Vorschlag für die Gemeindeausgaben und Einnahmen des nächsten Jahres. Zu den ersten werden 1) die von der Gemeinde zu entrichtenden Staats- und Provinzial-Abgaben; 2) die Schuldzinsen; 3) die Besoldungen und andere jährlich wiederkehrende Ausgaben für den Gemeindedienst; 4) die außerordentlichen Ausgaben; 5) die zu tilgenden Schuldbeträge gerechnet. Die drey ersten Rubriken bilden die ordentlichen Ausgaben, welche, einmal festgestellt, und von der Giunta bestätigt, jährlich ohne weiteres Scrutinium auf die Gemeinde-Einnahme angewiesen werden; die beyden letzten, als außerordentliche Ausgaben, unterliegen der jährlichen Bestimmung und Bestätigung von Seite der Gemeinde. Unter den Einnahmen begreift man zuerst: 1) den etwaigen Kassenrest; 2) die ständigen Patrimonial-Einkünfte; 3 — 5) die der Gemeinde zugewiesene Hälfte der Land-, Häuser-, Personal- und Gewerbsteuer. Reichen diese Einnahmsquellen nicht aus, so wird der Rest der aufzubringenden Summe als Zuschlag auf die Grundsteuer vertheilt. Die Deputati machen das Budget der außerordentlichen Ausgaben durch öffentlichen Anschlag kund, damit Jeder davon Einsicht nehmen, und bey dem nächsten Convocato, wo es zur Berathung gebracht, und darüber Punkt für Punkt abgestimmt wird, seine Bemerkungen anbringen könne. Diese Verhandlungen müssen dann der Giunta zur Bestätigung oder Mäßigung der bewilligten Ausgaben eingesendet werden. Der Gemeinde-Einnehmer wird auf drey Jahre bestellt; er treibt alle Staats-, Provinz- und Gemeindesteuern ein, wobey ihm das Privilegium des Fiskus eingeräumt ist, und nimmt alle Gelder von den Schuldnern und den Einkünften der Gemeinde an. Die Pflichtigen haben ihren Steuerbetrag an den Einnehmer bis zum Verfallstermine zu bezahlen; nachher entrichten die Säumigen einen Soldo von jeder Steuer-Lire, d. h. fünf Prozent mehr, und unterliegen, wenn sie vier Tage nach dem Termine verstreichen lassen, noch außerdem der Exekution, deren Kosten aber nicht weitere fünf Prozent übersteigen dürfen. Dafür geht die gesammte Erhebung auf Gefahr und Kosten des Einnehmers, der einen Monat nach dem Verfallstage den vollen Steuerbetrag in die Provinzkasse abliefern muß, mag er ihn eingetrieben haben oder nicht. Zahlt er nicht, so haftet der Regierung zuerst der Einnehmer mit seinem ganzen Vermögen, dann die solidarisch ver-

bindliche Gemeinde, dann die Säumigen, und endlich alle Steuerpflichtigen. Das Amt eines Steuereinnehmers wird (meist für alle Gemeinden eines Bezirks) von der Deputati demjenigen übertragen, welcher in der öffentlichen, deßhalb abgehaltenen Versteigerung die geringste Provision verlangt, welche seine Bezahlung ausmacht. Er muß eine angemessene Bürgschaft leisten, und von der Giunta bestätiget werden; bey Strafe von 1000 Scudi und dem Amtsverluste für immer, darf kein Gemeindebestellter unter eigenem oder fremden Namen an diesem Geschäfte Theil nehmen, auch darf der Einnehmer mit ihnen bis ins vierte Glied nicht verwandt seyn

Die Bezirkseinrichtung bildet die Mittelstufe zwischen der Gemeinde- und Provinzialverfassung. An dem ansehnlichsten Orte des Bezirkes werden die Kataster-Urkunden und Steuerbücher der Gemeinden, um deren Zerstreuung vorzubeugen, in ein Archiv gesammelt, und unter unmittelbare Obhut des für deren Verwahrung verantwortlichen Cancelliere gestellt. An dem Bezirks-Hauptorte versammeln sich auch die Deputati der Gemeinden, um den Abgeordneten (Vocale) zu der Provinzvertretung, welchen jeder Bezirk dahin sendet, zu erwählen, welcher dann der Giunta zur Bestätigung vorgeschlagen wird. Eine andere Bezirkseinrichtung sind die beyden Syndikatoren, die eben so gewählt werden; sie vertreten die kleinen Gemeinden, welche kein Convocato bilden können, revidiren nöthigenfalls die Rechnungen, prüfen die Kosten der Bezirksverwaltung, empfangen jährlich an bestimmten Tagen alle Rekurse gegen den Cancelliere, nehmen Einsicht in alle ämtlichen Verhandlungen und berichten hierüber, so wie über die entdeckten Mißbräuche an die Giunta. Der Cancelliere ist der königliche Abgeordnete, welcher die Verwaltung der Gemeinden seines Bezirkes leitet, ihren Versammlungen beywohnt, über die Befolgung der Verordnungen wacht, den königlichen Dienst besorgt und das Organ bildet, durch welches die Gemeinden mit der obersten Verwaltungsbehörde und diese mit jenen in Verbindung tritt. Seine Attribute wurden meist schon erwähnt; zu den wichtigsten gehört, daß keine Versammlung der Gemeinde oder der Deputati gültige Beschlüsse fassen kann, wenn er derselben nicht beywohnt. In Angelegenheiten des öffentlichen Dienstes ertheilt er unmittelbar seine Aufträge dem Sindaco, an welchen auch alle andern Eröffnungen gehen, da letzterer immer in der Gemeinde anwesend ist. Der Cancelliere wacht über die geheime Stimmgebung und das Erhalten der Ordnung bei den Convocati, und schützt die Rechte der Gemeinde bey entstehenden Streitigkeiten. Seinen von der Giunta festgesetzten Gehalt zahlen ihm die Gemeinden des Be-

zirks, denen auch seine Wahl zusteht; sie erfolgt durch die Deputati nach Stimmenmehrheit unter den Bewerbern, welche sich über die vorgeschriebenen Eigenschaften ausweisen. Der Cancelliere muß übrigens alle drey Jahre in seinem Amte bestätigt werden, was nur geschieht, nachdem er auf den Bericht der Syndikatoren von der Giunta die Assolutoria seiner Amtsführung erhalten hat.

Nach der Ordnung der Gemeindeverwaltung setzte sich die Giunta zur Aufgabe, die Verwaltung der Städte und Provinzen mit jener in Einklang zu bringen. Erstere wurden nach ihren eigenthümlichen, sehr verschiedenartigen Statuten regiert, und hatten ein, wenn nicht gesetzlich ausgesprochenes, doch immerhin der That nach fühlbares Uebergewicht über die nach ihnen benannten Landschaften erlangt. In gewissenhafter Achtung vor dem zur Rechtskraft erwachsenen Herkommen, bestätigte man die Wirksamkeit der Statuten für das innere Stadtregiment, regelte jenen Einfluß auf die Provinzen durch gesetzliche Bestimmung, und erzielte die Gleichförmigkeit des Systems, und die Sicherung des städtischen und Provinzvermögens durch eine, dem in jeder Stadt bestehenden Herkommen möglichst entsprechende Versammlung (Congregazione del patrimonio), welche aus den Abgeordneten der Stadt und der Landschaft bestehend, die Provinz vertrat, und die öffentliche Verwaltung, so wie die Verfügung über das Vermögen der Stadt und Provinz unter Kontrolle der Giunta zu besorgen hatte. Jene Versammlung wählte unter sich einen Ausschuß (Congregazione dei Prefetti al Governo oder del patrimonio), der ihre Befehle vollzog, überhaupt die laufende Verwaltung der öffentlichen Geschäfte übernahm, und die erste Instanz in Streitigkeiten über Steuersachen unter den Gemeinden der Provinz, oder zwischen diesen und Privaten bildete. In beyden Versammlungen waren alle Stände vertreten. Die Decurioni der Stadt repräsentirten die adeligen Patricier-Geschlechter, die Dottori collegiati den sehr angesehenen und einflußreichen, zu einer Korporation (Collegio) vereinigten Advokatenstand, die Deputati del Mercimonio den Handelsstand und die Vocali dei Distretti (deren schon bey der Bezirksverwaltung Erwähnung gethan wurde) den Grundbesitz auf dem Lande. Trotz dieser Verschiedenheit der zur Repräsentation berufenen Stände mußten alle Mitglieder der Provinzversammlung einen bedeutenden Grundbesitz in der Provinz haben, dessen Maß nach Verhältniß der größeren oder minderen Theilung der Güter in der Provinz, von 1000 bis 6000 Scudi Steuerwerth bestimmt ward. Die Mitglieder des Verwaltungsausschusses wurden jährlich erwählt oder bestätigt, jene der Provinzversammlung blieben lebenslänglich. In beyden Versammlun-

gen präsidirte der königliche Abgeordnete (Regio Delegato oder Assistente), welcher über die Vollziehung der königlichen Verordnungen wachte, die Berichte an die obere Behörde erstattete, und das Recht hatte, die Ausführung der in der Versammlung gefaßten Beschlüsse, wenn er sie dem öffentlichen Dienste nachtheilig glaubte, zu suspendiren, um höhere Befehle darüber einzuholen Dem Delegato am Range zunächst kamen die zwey Prefetti togati, deren Aeltester in Gegenwart des Delegato die Verhandlungen leitete.

Die Provinzialversammlung hat in ihrem Wirkungskreise ungefähr dieselben Befugnisse, wie die Convocati in den einzelnen Gemeinden, während die Prefetti del patrimonio den Deputati dell' estimo gleichkommen. Will der Podesta den Versammlungen beywohnen, so hat er nach alt hergebrachter Weise den Ehrenvorzug vor dem königlichen Delegato und den Vorsitz, so wie gleich ersterem das Recht des Veto. Die Congregazione provinziale prüft das von den Prefetti vorbereitete Provinzialbudget, erwählt den Oratore, d. h. den Abgeordneten der Stadt und Provinz zur Staatskongregation, so wie die zwey Sindaci der Provinz, wovon der eine gleichfalls an der Staatskongregation Theil nimmt, und die Rechtsstreite der Provinz oder der Gemeinden bey den Tribunalen in Mailand führt, der andere aber in der Provinzstadt den Vertheidiger der Landgemeinden gegen die Provinz bildet, wenn die Interessen beyder in Konflikt gerathen, oder eine Gemeinde zu sehr z. B mit Einquartirungen belastet wird. Die Provinz-Kongregation erwählt ferner alle drey Jahre den Provinzeinnehmer und zwey Syndikatoren zur Rechnungsrevision. Außer diesen gleichförmigen, doch hie und da modificirten Bestimmungen bleiben die früheren Formen der städtischen Verwaltung unbeirrt, eben so wie die Vereine oder Deputationen, denen die einzelnen Zweige der städtischen Verwaltung übertragen waren. Zuletzt wurde bey der Vereinigung des städtischen und Privatvermögens eine Ausgleichung der beyderseitigen Schulden vorgenommen. Außer den Provinz-Hauptstädten gab es im Lande eine nicht geringe Anzahl von Ortschaften und Bezirken, die von Alters her eine eigenthümliche Verfassung hatten, und deren Statuten eine ungemeine Mannigfaltigkeit, einen seltenen Reichthum an politischen Formen zeigten. Ihrem Grundsatze, zu ordnen und einzurichten, nicht aber zu zerstören, getreu, ließ die Giunta alle diese verschiedenen Arten der Selbstregierung bestehen, und sorgte nur allenthalben für eine gleiche Vertheilung der Steuern und gesicherte Vermögens-Verwaltung. Es wurden demnach die beyden Gemeinde-Institute des Convocato und der Deputazione überall eingeführt, zugleich

aber den bestehenden Formen und Verhältnissen möglichst angepaßt. Dieß geschah dadurch, daß in den größeren, sehr bevölkerten Orten ein Census, wie er meist schon für die Theilnahme an der Ortsregierung bestand, auch für die Mitglieder des (die Stelle des Convocato vertretenden) altherkömmlichen Consiglio generale festgesetzt, die Zahl der Deputati dell' estimo nöthigenfalls vermehrt, und ein Theil derselben aus der seit Alters her bestehenden Repräsentation (Reggenza) gewählt wurde. Der Charakter der bestehenden Verfassung behielt aber dabey sein eigenthümliches Gepräge.

Faßt man die Grundsätze, auf welchen die geschilderte neue Einrichtung des Gemeindewesens beruht, näher ins Auge, so ergibt sich, daß sie, gestützt auf historische Unterlage, eben so dauerhaft, als zweckmäßig und weiterer Ausbildung fähig war. Die Grundlage des ganzen Systems bildet die freye Kommunität, wie sie in den frühesten Zeiten hier herrschend geworden ist, und das öffentliche Leben nach allen Seiten hin durchdrungen und geregelt hat; diese hier einheimische Form war bis zur letzten Konsequenz verfolgt, so daß die Verwaltung der kleinsten, aus weniger Besitzern bestehenden Gemeinde in den Händen eines von derselben gewählten Vereines lag. Im Einklange mit dieser Form stand der weitere Grundsatz, daß alle Steuerpflichtigen Theil an der Vertretung und Verwaltung des Landes nehmen, und jeder Verein zur Wahrung seiner Interessen berufen ist; so halten die Handels- und Gewerbsleute, die Personalisten sogar ihre Versammlungen, und nehmen durch ihre Abgeordneten an der Verwaltung der Gemeinde und der Provinz Antheil. Alle andern Interessen überragt aber in diesem fruchtbaren, wohl angebauten Lande der Besitz von Grund und Boden, er trug fast die Gesammtheit der öffentlichen Lasten, und hatte im Verlaufe der Zeit alle andern gesellschaftlichen Geltungen, von denen er allein noch übrig geblieben, verdrängt, und in sich aufgenommen. Ihm mußte daher auch der Haupttheil an den öffentlichen Rechten und der freyeste Spielraum zu deren Ausübung zugestanden werden; in der That bildete er allein die Repräsentation der Gemeinde, der Provinz, des Landes, und fast ausschließend fiel ihm auch deren Verwaltung anheim. Auch hier reichte die Berechtigung bis auf die unterste Stufe des gemeinsamen Verbandes. Alle Besitzer hatten, ohne Unterschied der Größe ihres Besitzes, eine gleiche Stimme und gleiche Befugniß in der Gemeindeversammlung, und konnten, eben weil das Recht in dem Besitze und nicht in der Person lag, deren Ausübung im Behinderungsfalle einem Stellvertreter übertragen. Doch hatte der große Besitz einige Vorrechte in der Gemeindeverwaltung, — ihm blieb die Stelle

des ersten Deputato vorbehalten, und er vertrat stets die Gemeinde-Repräsentanten in deren Abwesenheit; die Vertretung und Verwaltung in den Städten und Provinzen war ihm ausschließend übertragen. Es ziemt sich, daß der natürliche Einfluß, welchen das Eigenthum im Privatleben gewährt, auch in der Ordnung der öffentlichen Verhältnisse anerkannt und festgestellt werde, eben so wie, daß derjenige, welcher am meisten Interesse an einer zweckmäßigen Verwaltung hat und eine höhere Beysteuer liefert, auch eine gewichtigere Stimme dabey abgeben dürfe. Andererseits aber mochten diese Bestimmungen eben sowohl dahin abzwecken, in jenen Besitzern den nicht sehr regen Gemeingeist anzufeuern, und in ihnen ein Interesse an der Gemeindeverwaltung dadurch zu erregen, daß sie selbst in ihrer Abwesenheit als erste Deputati verantwortlich dafür blieben, und ihr Substitut, so wie der Sindaco, nur in ihrem Namen und auf ihre Gefahr handelten. Aus gleichen Gründen, und weil ihr Eigenthum gewöhnlich in mehreren Gemeinden der Provinz zerstreut lag, wurden sie vorzugsweise zur Bezirks- und Provinzvertretung ausersehen, wo man sich ohnehin meist nur mit den Vorlagen der Gemeinden beschäftigte. Da lokale Interessen vertreten werden sollten, so war es angemessen, die Abgeordneten der Gemeinden, der Bezirke und der Provinz aus den daselbst Angesessenen zu wählen. Das Provinzialregiment, die Vermischung der städtischen und Provinzialinteressen, der bedeutende Einfluß der Stadt auf die Verwaltung der Provinz, war eine natürliche Folge der, auch unter der fürstlichen und königlichen Herrschaft nie gebrochenen Municipalverfassung, welche alle Elemente der Macht und des Reichthums in die Städte zusammengedrängt hatte; übrigens ward eben jetzt das Kommunalleben von deren beschränkenden Einflusse befreyt und selbstständig gemacht.

Das hergestellte Steuerwesen, und mit ihm die Gemeinde- und Provinzverwaltung trat mit dem 1 Januar 1760 ins Leben, und blieb in ungestörter Wirksamkeit bis zur Revolution, während welcher Zeit es sich als vollkommen praktisch ausführbar, wohlthätig und den Verhältnissen angemessen bewährte. Die Erfahrung fand nichts daran zu ändern, mit Ausnahme der Staatsaufsicht und Kontrolle, deren Bande enger zusammengezogen und wirksamer gemacht wurden; denn es zeigte sich, daß die Leitung der Bezirksämter durch die oberste Behörde, beym Mangel einer Lokalkontrolle als Mittelgliedes des Verwaltungs-Organismus, ungenügend war. Man suchte diesem Bedürfnisse zuerst durch die Aufstellung von Visitatori zu entsprechen, die alle Bezirksämter zu bereisen, und den Geschäftsgang zu untersuchen hatten. Doch half diese vorübergehende Untersuchung dem

Mangel einer bleibenden Aufsicht in einem übersehbaren Kreise nicht ab; dieß geschah erst im Jahre 1785 durch die, in Folge der großen Verwaltungsreform des Kaiser Joseph II. vor sich gegangene Einsetzung der Provinzialbehörden, R. Intendenze politiche oder del Censo, welchen im Jahre 1791 bei vollkommener Organisirung die R Delegazioni provinciali nachfolgten, an deren Spitze der Delegat stand. Während des verhältnißmäßig kurzen Bestandes von vierzig Jahren hatte die neue Einrichtung, die sich durchaus nur auf das Gewohnte und Herkömmliche stützte, schon alle öffentlichen und Privatverhältnisse durchdrungen, und höchst wohlthätig auf den Zustand des Landes eingewirkt. Nun erst faßte die Sicherheit des Rechtsbestandes und die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten im Lande Wurzel, welche Sicherheit und Gleichförmigkeit mit dem Grundsatze: daß alle Verbesserungen steuerfrey blieben, den Ackerbau zu einer ungemein hohen Stufe der Vervollkommnung hoben und das Urbarmachen auf Grundstücke ausdehnten, die nie der Benutzung zugänglich gewesen, oder seit lange unter dem Drucke der Zeiten verlassen waren. Im Jahre 1732 enthielt der Mailänder Staat (so hieß die österreichische Lombardie damals) 500,000 und die Provinz Lodi 23,000 Morgen unbebautes Land, i. J 1790 hatten sie sich auf 108,000 vermindert und in der Provinz Lodi waren keine hundert Morgen unkultivirten Bodens mehr zu finden, auch hatten sich daselbst die großen Vieh- und Käsewirthschaften verdoppelt, deren man i. J. 1731 gegen 200, jede zu 120 Kühen zählte Der Kataster machte die unzähligen Prozesse aufhören, ordnete, so zu sagen, durch seinen Einfluß alle öffentlichen Verhältnisse nach billigem und gerechtem Maßstabe, und brachte nebst der gleichen Vertheilung auch eine erhebliche Verminderung der Steuer hervor, wovon man gerade das Gegentheil befürchtet hatte. Ohne der früheren gesetzlichen und ungesetzlichen Kosten der Steuererhebung zu erwähnen, welche für den Unterthan die Last verdoppelten, ergab sich, daß die so vielfach untergetheilten Steuern, die ohne Rücksicht auf die außerordentlichen Steuerzuschläge von 1747 bis 1749 durchschnittlich auf 11,349,13, Lire anstiegen, i. J 1767 nicht mehr als 8,417,873 Lire, mithin drey Millionen weniger betrugen. Die Bevölkerung erholte sich allmälich von ihrem früheren Elende. Wohlhabenheit verbreitete sich unter dem Volke, dessen Zahl, trotz der Dichtheit der Bevölkerung in raschem Zunehmen begriffen war; i. J 1749 gab es in der österreichischen Lombardey 900,000 Bewohner (gegen 4,500 Menschen auf die Quadratmeile); binnen vierzig Jahren hatte sich diese Zahl um die Hälfte vermehrt, und war auf 1,300,000 Bewohner gestiegen. Dieß

waren die Folgen der von der Kaiserin Maria Theresia dem Lande verliehenen wahrhaft segensreichen Institutionen, und in solchem Zustande verließ die österreichische Regierung, von dem Kriegsgeschicke verdrängt, die Lombardie, nachdem sie ihren fast hundertjährigen Besitz durch eine ununterbrochene Reihe von Bestrebungen für des Landes Wohl, durch die sprechendsten Beweise unermüdeter Sorgfalt und durch fortschreitende, von dem besten Erfolge gekrönte Verbesserungen bezeichnet hatte.«

Dieß war der Zustand der lombardischen Gemeindeverfassung, als die Franzosen im J. 1796 das Land besetzten. Eine Periode der Zerstörung begann nunmehr; zwar wurde eine neue Administrationsform eingeführt, aber spurlos verschwand sie, als die Oesterreicher im J. 1799 wieder in die Lombardie vordrangen. Aber schon nach dreyzehn Monaten mußten die kaiserlichen Truppen in Folge der Schlacht von Marengo wieder abziehen Nun ward eine Consulte zur Organisirung der neuen Republik niedergesetzt, die sich vor Allem mit der Regelung der Gemeindeordnung zu beschäftigen hatte. Die Consulte fing damit an, daß sie sich die alte, bewährte Gemeindeverfassung der Kaiserin Maria Theresia, zu welcher das Volk bey der Wiederkehr der Oesterreicher von freyen Stücken zurückgekehrt war, vorläufig als Provisorium gefallen ließ. »Es ist wohl,« bemerkt sehr richtig der Verfasser des Artikels des Berliner Wochenblattes, »ein Beweis von der Trefflichkeit der österreichischen Gemeindeverfassung, daß unter so entgegengesetzten Verhältnissen die Regierung sich genöthigt sah, die gesetzliche Wiedereinführung der Zustände vom Jahre 1755 zu dekretiren.«

Ueber die Lage der Dinge zur Zeit der italienischen Republik, welche man so oft als ein Muster einer volksbeglückenden Administration von gewissen Seiten her anpreisen hört, entlehnen wir dem Aufsatze unseres Verfassers folgende Schilderung.

»Im J. 1802 ward die italienische Republik proklamirt, an deren Spitze Buonoparte als Präsident trat. Obgleich diese Regierung sich vor allen revolutionären Schöpfungen vortheilhaft auszeichnete, indem sie der Anarchie ein Ende machte, die Verwaltung auf feste Gesetze stützte, Ordnung in alle Zweige des Staatshaushaltes brachte, und sich in nationaler Richtung von dem früheren und späteren blinden Nachbeten gallischer Formen und Launen entfernt hielt, so konnte sie doch in der Organisation der Provinz- und Gemeindeverfassung, wo es sich um Anerkennung selbstständiger Rechte handelte, welche mit der revolutionärabsolutistischen Verwaltungsform im Widerstreite lagen, ihren Ursprung nicht verläugnen. Doch auch hier betrat sie den Weg der Vermittlung, indem sie einerseits die scheinbare Theilnahme

an der Souverainität vom Volke auf gewisse privilegirte Klassen übertrug, und andern Theils die selbstständige Gemeindeverfassung zum Theil in der früheren Form fortdauern ließ, jedoch nicht, ohne sich einen überwiegenden Einfluß hierauf zu sichern. Das primitive Organ der National-Souverainität sollte die drey Wahlkollegien der Grundbesitzer (mit wenigstens 6000 Lire Einkommen vom Grundbesitze), der Gelehrten und der Handelsleute bilden. In jedem Departement befand sich eine Präfektur, eine Amministrazione dipartimentale und ein Consiglio generale, in jedem Bezirke ein Cancelliere mit einem Consigliere distrettuale, in jeder Gemeinde eine Amministrazione municipale und ein Consiglio communale. Die Gemeinden wurden nach ihrer Bewohnerzahl, ohne weitere Rücksicht auf alle andere sociale und thatsächliche Verhältnisse, in drey Klassen getheilt, mit 10,000 Einwohnern und darüber, mit 3 — 10,000 und unter 3000 Einwohnern; doch wurden kleinere Gemeinden zu benachbarten größeren geschlagen, und in den Schlund der großen Städte geworfen.

Die Mitglieder der Municipalität und der Gemeinden erster und zweyter Klasse mußten ansäßig und zu den Wahlkollegien wahlfähig seyn, sie blieben drey Jahre im Amte, und wurden durch einen Sekretär und andere Beamte in Besorgung der Geschäfte unterstützt. Die Gemeinderäthe in diesen beyden Klassen bestehen aus 30 — 40 Familienhäuptern, die nothwendig zur Hälfte Besitzer seyn müssen, und alle fünf Jahre jährlich zu $^1/_5$ austreten; der Sekretär führt das Protokoll ihrer Sitzungen. In den Gemeinden dritter Klasse besteht die Municipalität aus drey Mitgliedern, von welchen der erste unter den sechs höchst besteuerten Besitzern, der zweyte unter den Besitzern überhaupt, der dritte aus ansäßigen Nichtbesitzern jährlich gewählt wird; sie erwählen den Agente communale (den ehemaligen Sindaco) und den Cursore, der Cancelliere aber vertritt bey den Sitzungen des Consiglio communale die Stelle des Sekretärs. Dieses Consiglio besteht aus der Gesammtheit aller Besitzer und der nichtbesitzenden Familienhäupter, welche 35 Jahre alt sind, und ein eigenes Geschäft betreiben. Das Consiglio distrettuale, aus einem Municipalitätsmitgliede von jeder Gemeinde zusammengesetzt, berathschlagt über gemeinschaftliche Angelegenheiten, welche die Mehrheit und Gemeinden betreffen, und besorgt die Conscriptionsgeschäfte.

Eine nähere Zergliederung dieser Verwaltungsform führt zu der Ansicht, daß die äußere Anlage derselben der früheren durch die Riforma gegebenen Einrichtung nachgebildet worden, wenn gleich in der Ausführung sich der Unterschied durch die iso-

lirte Stellung der Administratoren zum Volke, durch das weit beschränktere Maß ihrer Befugnisse und durch den fühlbaren Einfluß der Regierungsgewalt auffallend herausstellt. Aber diese Einrichtung sank zur bedeutungslosen Form herab, weil sie sich auf das Grundprincip des revolutionären Systems stützte, und kein selbstständiges Recht, das die Bedingung seiner Existenz nicht in der Willkür der herrschenden Gewalt fände, anerkannte. Den Gemeinden war die Befugniß genommen, ihre Vertreter zu ernennen und ihre Angelegenheiten zu verwalten. Schon der Titel des Gesetzes: Organisation der Administrativ-Behörden, deutete an, daß die Regierung in den Gemeinde-Autoritäten nur Organe ihrer Gewalt sah, über die sie nach Belieben verfügen konnte; daher dieser Druck von Oben nach Unten durch die ganze Beamtenhierarchie, wo der unmittelbare Vorgesetzte immer den untern suspendiren, substituiren und wohl auch absetzen konnte, selbst aber von seinen Höheren ein Gleiches zu gewärtigen hatte; daher der Umstand, daß sich der Wirkungskreis der Provinz- und Gemeinde-Administration in dem Maße, als ihre Befugnisse der Regierung gegenüber beschränkt und prekär wurden, in dem Verhältnisse zu dem Consiglio erweiterten, so daß sie sogar die Gemeindebeamten wählen, ein- und absetzen konnte. Die Regierung nahm zwar noch Anstand, diese direkte Einwirkung zu offenbaren, und suchte durch das Kunststück einer höchst verwickelten Ernennung der Provinz- und Gemeindebehörden das Volk glauben zu machen, als erwählte es selbst seine Bestellten; im Grunde aber hingen die Wahloperationen (wenn gleich zum Theil durch Mittelpersonen geleitet) von der Regierung ab, und auf keinen Fall konnte das Volk oder auch nur der besitzende Theil desselben einen entscheidenden Einfluß darauf nehmen. Die Wahlen geschahen von Oben nach Unten; das Consiglio generale des Departements, welches bey der ersten Einrichtung von der Regierung zur Hälfte ernannt wird, und sich selbst erzeugte, ernannte die Mitglieder der Consigli communali in den Gemeinden erster und zweyter Klasse, die ihrerseits ihre Municipalität wählte; beyde letzteren sandten dann wieder die Gemeinde- und Bezirks-Abgeordneten in das Consiglio generale, um es vollzählig zu erhalten.

Mit der Umwandlung der Republik trat die letzte gehörig vorbereitete Phase des revolutionären Staatsthums ein. In allen Zweigen der Staatsverwaltung machten die aus den Bedürfnissen des Landes hervorgegangenen nationellen Einrichtungen, welche sich durch die sturmbewegte Periode der Revolution erhalten hatten, dem französischen Administrationswesen, der großen geistlosen Maschine Platz, welche durch die Centralisa-

tion in Bewegung gesetzt, mit ihren unzähligen, weit über die richtige Gränze der Regierungswirksamkeit hinausreichenden Hebeln jede Regung des organischen Staatslebens im Keime erstickte. Die Provinz- und Gemeindeverfassung, welche noch Spuren eines selbstständigen Lebens bewahrte, erfuhr zuerst eine dem gemäße Umstaltung. Diese erfolgte mit der neuen Einrichtung der öffentlichen Administration, in welcher sich jene Verfassung verloren, und wurde durch eine abermalige, das Terrain für die neue Verwaltungsart regelrecht zurichtende Gebietseintheilung consequent ausgebildet. Letztere schuf, mit Beseitigung der bestehenden Bezirks- und der uralten, aus den natürlichen Verhältnissen des Beysammenlebens von selbst hervorgegangenen Gemeinde-Eintheilung, nach gallischem Vorbilde Distrikte (Arrondissements, die einen bedeutenden Theil des Departements umfaßten), Kantone und Kommunen, die dadurch gebildet wurden, daß man mehrere benachbarte Gemeinden, ohne weitere Rücksicht auf ihre Lage und Interessen, zu einem Administrativkörper zusammenschlug, um die Volkszahl der Gemeinden zweyter und dritter Klasse auf das Maximum ihrer Klasse zu bringen. Durch diese mit rücksichtsloser Strenge durchgeführte Einrichtung verloren beynahe zwey Drittheile sämmtlicher Gemeinden in der Lombardie Namen und Selbstständigkeit. Die Verwaltung war sehr vereinfacht, alle Zweige derselben centralisirten sich in dem Wirkungskreise des Präfekten, welchem ein Präfekturrath zur Seite stand. Das Consiglio generale des Departements versammelte sich jährlich einmal, um den Stand der Bedürfnisse und die Beschwerden aus einander zu setzen, und an den Minister gelangen lassen. In seinem Distrikte administrirte auf ähnliche Weise der Vicepräfect, und es versammelte sich jährlich einmal das Consiglio distrettuale; ein Cancelliere del censo besorgte in dem Kantone die Volksangelegenheiten und die Steuersachen. Die Communal-Einrichtung stimmte der Anlage nach mit der früheren überein, nur wurden in Folge der Gebietseintheilung die Gemeinden erster und zweyter Klasse sehr vermehrt, jene dritter Klasse aber noch weit mehr vermindert; außerdem schaffte man in letzteren die bisherigen Convocati aller Besitzer ab, und führte dafür Consigli von funfzehn Mitgliedern ein, worunter auch drey Nichtbesitzer seyn konnten. Frauen, Curanden und moralische Personen blieben von allen Municipalfunktionen ausgeschlossen. Die Municipalität bestand in den Gemeinden erster Klasse aus einem Podesta und sechs Savi, die der zweyten Klasse aus dem Podestà und vier Savi, in der dritten Klasse endlich aus dem Sindaco und zwey Anziani. Die Ernennung zu den verschiedenen Stellen der Provinz- und Ge-

meindeverwaltung war gleichfalls sehr einfach: der König ernennt die Präfekturbeamten, die Mitglieder des Consiglio distrettuale und communale in den Gemeinden erster und zweyter Klasse, er ernennt die Mitglieder des Consiglio generale auf den dreyfachen Vorschlag der Departementskollegien, und den Podestà (für drey Jahre) auf den gleichen Vorschlag Die Ernennung der jährlich abtretenden Sindaci und der Consigli communali in den Gemeinden dritter Klasse steht dem Präfekten zu, während die andern Municipalisten in sämmtlichen Gemeinden von den Consigli communali aus den 100, 50 und 25 Höchstbesteuerten erwählt werden. Die Regierung, stark und mächtig geworden, glaubte nicht weiter nöthig zu haben, in der unumwundenen Ausübung ihrer Gewalt sich an lästige Beschränkungen zu binden, und warf auch den Schein ab, als ob sie dem Volke eine Theilnahme an seiner Verwaltung gönne. — Zuerst machte sie sich freye Hand in der Departementsverwaltung, indem sie selbe mit der Staatsadministration verschmolz, und auf ihre Beamten übertrug; das Schattenbild eines von dem Gouvernement ernannten Consiglio generale, ohne alle Einwirkung auf die Verwaltung, war dabey nicht weiter hinderlich. Den willkürlichsten Eingriff in ihre Rechte, die gewaltthätigste Verhöhnung ihrer Interessen erlitten aber die Gemeinden durch die neue Gebietseintheilung, wodurch so viele Landgemeinden der seit ihrer Entstehung bewahrten, auf Besitzansäßigkeit und alle Lebensverhältnisse gegründeten Selbstständigkeit verlustig, und in einem unorganischen Volkshaufen zusammengeworfen wurden. Gewöhnlich sahen hierbey die übrigen, ohnehin armen Gemeinden ihre Interessen jenen der Hauptgemeinden geopfert; auch wurden viele, die sich früher unter dem Schutze der Cancellieri noch einer weniger eingeengten Bewegung zu erfreuen hatten, durch ihre Versetzung in die zweyte Klasse dem Administrationszwange noch mehr unterworfen. Bezeichnend ist es übrigens, daß der Verwalter und gesetzliche Vertreter der Gemeinde mit dieser selbst in keiner Verbindung stand, noch sonst von ihr abhängig oder ihr verantwortlich war. Die Regierung setzte deren Vertreter und eben so deren Verwalter ein: zwar legt letzterer dem Consiglio jährlich Rechnung, auch wird von diesem das Budget geprüft und angenommen, — allein abgesehen, daß das Interesse der hiebey figurirenden Personen mit jenem der Gemeinden nicht immer das gleiche seyn mochte, erschien diese Verhandlung nicht viel mehr als leeres Formenwesen, da ohne vorläufige Bewilligung des Präfekten und des Ministers nichts geschehen konnte, während, was dieser anordnete, unbedingt gethan werden mußte. Die Gemeindeverwalter entbehrten des in-

neren Antriebes, für die ihnen anvertrauten Interessen zu sorgen, und hatten oft auch die Mittel nicht dazu. Da aber die Gewalt derselben, so wie jene der Gemeindebeamten, nach unten hin keiner Kontrolle unterlag, so gab dieses zu Mißbräuchen und Bedrückungen Anlaß, welche die Last der Gemeinden noch vermehrten. Die kleinen Landgemeinden, die große Mehrzahl der Gesammtheit, welche bisher ihre Angelegenheiten in dem Convocato selbst berathschlagt hatten, wurden nun gleichfalls dieser Mühe überhoben, und mit einem vom Präfekten ernannten Consiglio beschenkt.

So war denn die gesammte innere Verwaltung auf französischem Fuße nach dem absolutistisch-revolutionären Grundsatz eingerichtet; es ward Provinz und Gemeinde ihrer eigenthümlichen Verfassung, ihrer selbstständigen Rechte verlustig, und alles Einflusses auf die Gestaltung und den Gang ihres innern Lebens beraubt. Nur eine nationelle Einrichtung hatte sich aus dem allgemeinen Untergange erhalten: die Cancellieri del censo, da diese mit dem trefflichen Steuersysteme in zu inniger Verbindung standen. Sie bewahrten einen großen Einfluß auf die Gemeinden, besonders auf dem Lande, wo sie, als deren Sekretäre, und oft als die einzig tauglichen Personen, ihre meisten Angelegenheiten besorgten. Diese doppelte Wirksamkeit der Cancellieri war aber höchst ersprießlich, sowohl für den Staat — da der Cancelliere, welcher die Gemeinde seines mäßigen Bezirkes leicht übersehen konnte, und mit deren Verhältnissen aus eigener Anschauung auf das Genaueste bekannt war, der Regierung die gründlichsten und umfassendsten Aufschlüsse über die Bedürfnisse der Verwaltung zu ertheilen, und die nöthige Verfügung auf das Zweckmäßigste einzuleiten vermochte, — als für die Gemeinden, da er unter ihnen weilte, ihnen weit näher stand, als die entfernte Präfektur, und ihre ihm anvertrauten Interessen nach allen Seiten hin weit besser zu wahren wußte, als unerfahrene, persönlichen Einflüssen unterworfene Landleute. Aber auch dieser Ueberrest der Verfassung sollte als Anomalie in dem neuen Systeme nicht fortbestehen, und mußte der nivellirenden Consequenz der Nachahmer des französischen Systems weichen; es ward die Wirksamkeit der Cancellieri auf bloße Steuerobjekte beschränkt, und ihnen aller Einfluß auf die sonstige öffentliche und Gemeindeverwaltung entzogen. Der Präfekt und Vicepräfekt traten fortan in unmittelbare Berührung mit den Gemeindevorstehern, und die Gemeinden mußten sich andere Sekretäre wählen. Hiermit waren alle Erinnerungen an das frühere System verwischt, und es erschien die neue Einrichtung, nach Beseitigung alles Fremdartigen, vollständig durch- und ausgebildet;

allein bald erreichte auch sie das Schicksal, welches allen nicht aus dem Volksleben hervorgegangenen, der historisch-organischen Begründung entbehrenden Institutionen bevorsteht, und fast bedünkt es, als hätte der rächende Arm der Vorsehung nur so lange gezögert, als nöthig war, um die verderblichen Folgen dieser Einrichtung nach allen Seiten hin fühlbar zu machen.

Diese Folgen blieben nicht aus, und sie sind den Mitlebenden noch in zu frischem Andenken, als daß die Meinung darüber getheilt seyn könnte. Das streng durchgeführte System der Centralisation vereinigte alle Gewalt der Entscheidung über Gemeinde-Angelegenheiten in den Händen des Ministers des Innern, und die ungeheure Last der Detailverwaltung brachte es mit sich, daß die Behandlung der Geschäfte zum größten Theil in die Hände der untergeordneten Beamten fiel, welche, keiner wirksamen Controlle unterzogen, hierin einen weiten Spielraum ihrer Willkür fanden, und eine eigenmächtige Anwendung der Gesetze besonders dann eintreten ließen, wenn, wie dieß oft geschah, ein Conflikt zwischen den von ihnen gehandhabten Interessen und jenen der Gemeinden entstand. Die Gemeinderäthe bestanden meist aus unwissenden Leuten, die bey dem Wohle der Gemeinden wenig betheiligt, sich nicht viel darum kümmerten. Eben so war es mit der Vermögensverwaltung der Gemeinden bestellt Die Podestà und Sindaci waren meist bloß dem Namen nach Gemeindebeamte; die gesammte Behandlung der Geschäfte blieb, wie das Archiv der Amtskorrespondenz, den Segretari communali anvertraut, die, in ihrer Sphäre durch keinerley Lokalaufsicht beschränkt, Willkür und Bevortheilung um so leichter eintreten lassen konnten, als sie die Mittel besaßen (und vielfach benutzten), die Behelfe zu beseitigen, die einer Anklage gegen sie hätten zum Belege dienen können. Alle diese höheren und niederen Eingriffe auf Kosten der schutz- und wehrlosen Gemeinden zogen deren völligen ökonomischen Verfall nach sich. Die kostspielige Communalverwaltung mit den vielen besoldeten Beamten, die erhöhten Abgaben und vermehrten Truppenmärsche nahmen die Leistungspflicht der Gemeinden in immer steigenden Anspruch, während die Beytragsfähigkeit ihrer Mitglieder sich eher verminderte; daraus nahm die (erleichterte) Veräußerung und Verschleuderung der Gemeindegüter ihren Ursprung, welcher bald eine Schuldenlast folgte. Sehr übel waren die in dem Weichbilde der Stadt gelegenen Landgemeinden daran, welche die gleichen Lasten mit der Stadtgemeinde zu tragen hatten; letztere aber wurde wieder durch die Erhaltung mehrerer Anstalten beschwert, die zum gemeinsamen Nutzen des Staates oder doch der Provinz dienten Auf dem Lande, wo die Mehrzahl

der früher selbstständigen Gemeinden zu Gunsten der Hauptcommunen in ungebührliche Contribution gesetzt wurde, war es nicht besser bestellt, am meisten aber sahen sich die auf Besitz und Eigenthum gegründeten Gemeinschaften, welche aus den ältesten Zeiten her als die Ueberreste der früheren Gemeindeverfassung bestanden, in ihrer Existenz gefährdet. Wenige Jahre hatten hingereicht, diesen trostlosen Zustand herbey zu führen, welcher den entschiedensten Gegensatz mit dem beym Ende der österreichisch-lombardischen Regierung bestehenden bildete; das Unheil würde aber im Verlaufe der Zeit noch weit größer geworden seyn, wenn es dem Lenker der Staaten nicht gefallen hätte, durch einen glücklichen Umschwung der Weltverhältnisse demselben ein baldiges Ziel zu setzen.

So lag denn der österreichischen Herrschaft in der ihr wieder zugefallenen Lombardie nicht minder das Werk der Wiederherstellung ob, als in dem großen Erbtheile, der ihr aus dem Untergange der Republik Venedig erwachsen war; nur mit dem Unterschiede, daß der lombardische Land- und Städtekörper in der Fülle seiner Lebenskraft die Stürme der Zeit, deren wir in Czoernig's meisterhafter Schilderung so eben gefolgt sind, zu überstehen vermochte, während langwieriges Siechthum die Republik Venedig zur Auflösung reif gemacht hatte. Nur eine äußere Veranlassung fehlte; diese ward durch die französische Revolution und deren nächste Folgen in reichlichem Maße gegeben. Es hätte eines solch gewaltigen Stoßes nicht bedurft, um das morsche Gebäude in Schutt und Trümmer zu verwandeln. Durchreist man heute — ein Vierteljahrhundert nach der Wiederherstellung und Befestigung der österreichischen Herrschaft in Ober-Italien — Venedig und seine ehemalige Terra firma, so findet man die Geschichte der Republik und der ihr ehemals zugehörigen Besitzungen des Festlandes in der Physiognomie der Städte unverkennbar ausgedrückt, zumal bey einem Vergleiche mit der Lombardie. Ungetrübter und ununterbrochener Wohlstand, den die Unbilden der Zeit nur auf Augenblicke zu verscheuchen vermochten, sind das charakteristische Kennzeichen der lombardischen Städte. Wie ganz anders sieht es im Venetianischen aus: dort ein ununterbrochener Faden von Reichthum, Betriebsamkeit, Wohlstand und Genuß — hier dasselbe als der Vergangenheit angehörig, abgeschlossen von der Gegenwart, diese minder reich, minder genießend, und dem großen Getriebe, dem industriellen Aufschwunge mehr entfremdet, als Mailand und die Lombardie, aber reicher an historischer Tradition, reicher an Poesie und Kunst, und bey minderem Wohlstande durch den Schatz der Erinnerung entschädigt. In der Lombardie hatte die österreichische Regierung

nur fortzubauen, in Venedig mußte sie ein neues Gebäude beginnen, denn nur Schutt hatte sie gefunden, der freylich in dem Neubau verwendet, diesem noch den Stämpel seiner Herkunft aufdrückte. Dieser Bau ist noch lange nicht vollendet, wie weit er aber gediehen, kann dem unparteyischen Beobachter nicht entgehen. Während jenes kaiserlichen Besuches ward hierzu besonders günstige Gelegenheit. Es gehörte nicht zu den geringsten Genüssen des venetianischen Aufenthaltes, die Urtheile so vieler aus den verschiedensten Städten Europas zusammengekommenen Fremden, welche sich gleich in den ersten Tagen laut und lebhaft ausgesprochen, nun am Ende dieser Festzeit, und nachdem längere Prüfung und vielseitigere Auffassung sie geläutert hatten, zu sammeln, und vergleichend neben einander zu stellen. Das öffentliche Leben Italiens hatte uns unmerklich ergriffen, und die Gelegenheit, welche Oertlichkeit in müßigen Stunden boten, begünstigte freyen Austausch der Gedanken, und lud zu offener Mittheilung ein. Alles stimmte darin überein, daß für den vielfachen Wechsel, für Sinnenreiz und geistigen Genuß, für Pracht und Bequemlichkeit bestens gesorgt war, daß der Aufenthalt in Venedig an heiterem Zusammenleben die gespannteste Forderung übertreffe, und selbst nach den früheren Festen Mailands und der angenehmen Reise der Zwischenzeit als würdiger Schluß nicht genug gepriesen werden könne.

War der erste Eindruck, welchen Venedig auf die Ankommenden hervorbringt, der des Bedauerns über so viele vergangene Größe gewesen, so hatte man nun genug gesehen, geprüft und nachgeforscht, um jenes erste Urtheil bedeutend zu modificiren. Die Kehrseite großer Städte fällt überhaupt den Fremden meistens zuerst in die Augen; so stimmt Rom den Ankommenden fast immer melancholisch, in London vergißt man über den Steinkohlendampf und die weiten Distanzen den großartigen Comfort dieser Weltstadt — Paris, das elegante, schöne, buntreizende Paris, zeigt sich zunächst schmutzig und unwohlhäbig, bis aus dem Straßenkothe sich die Schönheit und Eleganz erst allmälich zu dem Blicke des verstimmten Reisenden emporarbeitet; Venedig bringt vor Allem den Eindruck des Verfalls hervor. Wahr ist es, diese lebendigen Ruinen so mancher verödeter Paläste mit ihren verwitterten Zimmern und bretterverschlagenen Fenstern, durch welche, wo selbst dieser Schutz fehlt, der Blick häufig in leere Räume mit halb verkommenem Schnitzwerk und nacktem Säulenschmuck streift, jene dunkeln und menschenleeren Kanäle, nur selten von einer schwarzen Gondel durchfurcht, und selbst die prachtvollen Kirchen, weil ihre zahllosen Grabstätten und Monumente die Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit zu

lebhaft erneuen, befangen Sinn und Urtheil, und lassen für Erkenntniß der Gegenwart, und was dieser noch Gutes und Schönes geblieben ist, kaum mehr Empfänglichkeit übrig. Zwar hatte dießmal die außerordentliche Veranlassung, neben dem Zusammenströmen so vieler Fremden, auch in die äußere Erscheinung der Stadt ungewöhnliches Leben gebracht: indeß beschränkte sich dieß doch hauptsächlich auf den Markusplatz und die nächste Umgebung, von welchem eine vielgelesene Reisebeschreibung, mehr geistreich als wahr, bemerkt, er sey das Herz eines Sterbenden, welches noch pulsirt, während die Extremitäten bereits erkaltet sind. Hierüber nun einiges Licht zu erhalten, war von vielen als Aufgabe gewählt worden. Die entlegensten Stadttheile wurden besucht, die bestehenden Institute in Augenschein genommen, die gegenwärtigen Zustände mit den vergangenen fleißig verglichen. Am eifrigsten gingen hierin die höchsten Personen voran. Für den Kaiser hatte man ein Programm entworfen, welches alles Sehenswürdige umfaßte; die Kaiserin, die Erzherzoge begleiteten ihn häufig auf diesen Wanderungen, begnügten sich aber nicht mit den offiziellen Besuchen, sondern gingen überdieß allein und mit Muße auf Entdeckungen aus. Wie oft sah ich die Gondel der Kaiserin, durch die vier Ruderer in Hoflivree erkenntlich, an meinen Fenstern vorübergleiten, oder begegnete ihr in den entlegensten Stadttheilen und Seitenkanälen. Gewöhnlich fuhr sie allein von einer Hofdame begleitet; eine zweyte Gondel nahmen der Obersthofmeister und der sie als Cicerone begleitende Vicedelegat ein. Die größte Aufmerksamkeit und gründlichste Prüfung ward den weiblichen Erziehungsanstalten gewidmet; hieran schlossen sich die Wohlthätigkeits-Institute, an welchen Venedig reicher als irgend eine Stadt ist, und die unter dem thätigen Schutze von Oben und gedeihlichen Zusammenwirken von Regierung und Privaten in kräftiger Entwicklung gedeihen. Wirft man einen Blick auf die tabellarischen Ausweise dieser Anstalten, so erstaunt man, daß unter den ungünstigen Verhältnissen der Auflösung der Republik und der folgenden Umbildungsperiode sich die Elemente der Nächstenliebe bey eigenem Elende so rege erhalten konnten; man bewundert eine Regierung, welche diese eben so rasch als glücklich erkannte und zu benützen verstand, und man begreift nur nicht, wie dieß alles so im Stillen, und während die öffentliche Meinung durch gelegentliche Reiseberichte der Keepsake-Touristen auf das ärgste getäuscht ward, geschehen konnte. Venedig besitzt neben seinen höheren Bildungsanstalten und der nahen Hochschule von Padua zwanzig Elementarschulen, davon zehn für den Unterricht der weiblichen Jugend bestimmt. Außer den von Staatswegen be-

triebenen und besorgten Instituten wirkt der Wohlthätigkeitssinn der Bevölkerung thätigst mit. In dem Waisenhause erhalten zweyhundert vier und zwanzig älternlose Mädchen Unterricht und Erziehung bis zum vier und zwanzigsten Jahre, um sodann als Kammermägde und Haushälterinnen ihr Fortkommen zu finden; für den Fall der Verehlichung ist ihnen überdieß eine Mitgift zugesichert. Diese Anstalt wird von der Gemeinde unterhalten. In ihrer Sphäre wirken die Frauenklöster der Salesianerinnen und Kapuzinerinnen mit bestem Erfolge, eben so auch die Gebrüder Grafen Cavanis, beyde Priester, welche ihr ganzes Vermögen der Aufnahme und Erziehung verlassener Kinder gewidmet haben, denn die Tugend der freywilligen Selbstaufopferung ist in diesem Lande noch nicht völlig erloschen. Alle diese Anstalten, so wie die Institute der Abbati Canal, Ziliotta und Sanzogno, und die beyden nach der h. Dorothea benannten Erziehungsanstalten wurden von der Kaiserin der Reihe nach besucht, gründlich geprüft, in allen Details erforscht, und jeder solcher Besuch durch ein Werk der Nächstenliebe, durch kräftigen Beystand in Rath und That bezeichnet. Als eben erst ins Leben getreten und schon in der Entstehung als trefflich bewährt, zogen die Asili di carità per l'infanza, ein unsern Kinderbewahranstalten verwandtes, aber doch unter veränderten Bedingungen gedeihendes Institut, die besondere Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich. Die erste Anstalt wurde vor zwey Jahren im Sestiere di Castello, dem ärmsten Stadtviertel Venedigs, eröffnet; später folgten andere im Sestiere di Dorsoduro und Canal reggio; die letzte, im Bezirk von S. Marcus, trat erst am 1. Sept. 1838 in Wirksamkeit. In diesen vier Häusern werden 850 arme Kinder beyderley Geschlechts von dritthalb bis vierthalb Jahren aufgenommen, und bis zum zehnten Jahre unentgeltlich beaufsichtigt, genährt, zu angemessenen Beschäftigungen angehalten, und in passenden Gewerben unterrichtet. Diese Anstalten besitzen keinen andern Fond, als die christliche Liebe der Bewohner Venedigs. An ihrer Spitze steht als Präsident der einsichtsvolle und thätige Vicedelegat Baron Pascotini, und ein von den Kontribuenten aus ihrer Mitte erwähltes Comité.

Unter solch ersprießlichen Forschungen, zwischen welche die Glanzmomente der verschiedenen Feste, Theater und Volksfreuden als willkommene Unterbrechung traten, gingen die zwölf Tage des kaiserlichen Aufenthaltes zu Ende. Inzwischen hatte sich auch bey den übrigen Gästen ein von dem erst gefällten verschiedenes Urtheil festgesetzt. Man hatte gefunden, daß jener Verfall Venedigs, jenes sprichwörtlich gewordene Absterben der ehemaligen Weltstadt mehr ein scheinbares als wirkliches sey.

Neben den verödeten Palläſten hatte man andere geſehen, die ein neues Gewand angenommen, und aus dem Schutte, der ſie bedroht, oder bereits wirklich umgeben hatte, gleichſam neu erſtanden waren. Auch jenes kaiſerlichen Befehles, daß kein Pallaſt, es drohe denn plötzlicher Einſturz, mehr abgetragen werden dürfe, wurde nun mit Dankbarkeit gedacht. Die Provinzial-Delegation hatte ihn bereits im Jahre 1825 zur Kenntniß des Publikums gebracht, und ſeither waren von der Regierung die kräftigſten Maßregeln ergriffen worden, um ihm Nachdruck und Geltung zu ſchaffen. Zu der nagenden Wirkung der Zeit hatte ſich nämlich unverantwortliche Spekulationswuth geſellt. Den verarmten Eigenthümern wurden ihre alten Wohnſitze zu geringen Preiſen entrungen, ſodann die Fenſterflügel ausgehoben, Klammern und Stützen abſichtlich entfernt, und der Pallaſt, da der rohe Stoff jetzt mehr gilt als das größte Kunſtwerk, einem beſchleunigten Einſturze zugeführt. Dieß erklärt den raſchen Verfall ſo mancher Palläſte, welchen oberflächliche Reiſende ſchlechthin der Wirkung der Zeit, der Armuth der Stadt und der Sorgloſigkeit der Regierung zuſchreiben. Daß dieſe vandaliſche Unſitte gleich nach Auflöſung der Republik zuerſt offen, dann in der bezeichneten Weiſe heimlich geübt wurde, daß die öſterreichiſche Regierung im Jahre 1814 Venedig im eigentlichen Sinne in Schutt und Trümmer fand, und das Werk der Wiedergeburt gleich damals begann, und bis jetzt in unveränderlicher Beharrlichkeit fortſetzt, wurde nun mit großem Erſtaunen entdeckt, und jenes Rieſenwerk der Wiederherſtellung, wovon man bisher nichts geahnt hatte, in gerechter Würdigung geprieſen. Die Venetianer, wo ſie dieſes Staunens der Gäſte inne wurden, wunderten ſich ihrerſeits, wie uns Ultramontanen ſo überraſchend neu ſeyn könne, woran ſie längſt gewöhnt, und was ſich hier im Laufe von vier und zwanzig Jahren täglich erneuere und fortſetze. Erſt der durch die zahlloſen Reiſeberichte verbreiteten Vorurtheile entledigt, ward es ein Leichtes, die Reſtauration, wo man früher nur von Verfall geträumt hatte, zu verfolgen. Jenem Unfuge der Verwüſtung iſt durch wachſame Aufſicht Einhalt gethan worden, viele Palläſte wurden, wie ganz neuerlich der Pallaſt der Dogenfamilie Foscari, von der Regierung angekauft, zu öffentlichen Werken verwendet, und dergeſtalt dem Untergange entzogen; die erweiterten Quais in vielen Stadttheilen, die an dem friſchen Mauerwerk erkenntlichen neuen Brücken, die vertieften Kanäle, früher ſumpfigen Bächen ähnlich, wurden jetzt als ein Werk der Fürſorge der Behörden erkannt. Die großartigen Reſtaurationen der Markuskirche, desſelben Tempels, von welchem der Doge Dandolo, nach der Erſtürmung von Byzanz,

befohlen hatte, daß sie die schönste Kirche der Welt werden solle: »Veh sia parte, che sia fatta la più bella chiesa del mondo!« — jenes Tempels, welchen alle Zeiten ihr Gepräge aufgedrückt haben, und dem auch die gegenwärtige Epoche zum Heile gereichen sollte, — die bereits besprochenen Werke in Malamocco, die Arbeiten auf den Inseln, die Wiederherstellung der Brücke auf Murano, und so vieles andere zeigten den heutigen Zustand Venedigs in einem von den gewöhnlichen Schilderungen verschiedenen Lichte. Es konnte nicht fehlen, daß bey so erfreulichen Beobachtungen, wie sie die Gegenwart, wo man dergleichen am wenigsten gehofft hatte, täglich darbot, der Blick sich der Vergangenheit zuwandte, und die Geschichte Venedigs mit in das Gebiet der improvisirten Forschungen zog. Auch hier wurde bey gefälliger Beyhülfe gebildeter Einheimischer, unter welchen des gelehrten Bibliothekars zu S. Marcus, Don Bettio, mit Dank gedacht werden muß, manch neuer Gesichtspunkt aufgefunden. Als eine merkwürdige Schickung glaubte man zu erkennen, daß Venedig in der Zeit seiner Blüthe und als große Weltmacht des Mittelalters, selbst die Beschützerin des Bestehenden, die Bekämpferin gefährlicher Tendenzen, die Bundesgenossin der Kirche und wesentlich conservative Macht, nun, nachdem die Zeit und lange vorbereitete Stürme sie ihrer Selbstständigkeit entkleidet hatten, im Schirme Oesterreichs, dieser vermittelnden Hauptmacht der Erhaltung im modernen Staatensysteme, von seinen Wunden genesen, und in veränderter Gestalt zu neuem Leben erstehen sollte. Nach den Vorgängen des Jahres 1797, und als der unruhige Geist der Neuerung, was den französischen Waffen nur durch Verrath und Schwäche gelingen konnte, den Weg über die Lagunen gefunden, als die Stimme des edlen Francesco Pesaro ungehört in der Sala del Consiglio verhallt, als der Geist der Unabhängigkeit in den Vätern der Republik so tief herabgestimmt war, daß der Machtspruch eines französischen Gesandtschaftsschreibers den ältesten Staat der Christenheit aus seinen Fugen zu rücken vermochte, war es um die Grundbedingungen der politischen Selbstständigkeit unwiederbringlich geschehen, und das glücklichste Loos traf Venedig, als auch das folgende Scheingebilde von Freyheit im Jahre 1811 sein Ende erreicht hatte. Denn gerade in jenem Zeitraume, unter der Aegide der modernen Republik, welche mit der alten und ächten nichts als den Namen gemein hatte, und von den landesthümlichen Zuständen, von Bedürfnissen und Lebensbedingungen keine Notiz nahm, kamen die großen Familien zu Falle. Mit dem Staate durch Aemter vielfach verbunden und an ihn verschuldet, was sich bey dem alten Zustande in vorkommenden Dienstleistun-

gen wieder ersetzte und ergänzte, wurden sie nun unerbittlich gezwungen, die Rückstände auszuzahlen, was vielen zu gänzlichem Ruin gereichte, fast allen zu Schaden, keinem zum Heile. So darf man sich nicht wundern, daß die kaiserliche Regierung mit Jubel begrüßt wurde: zwar vermochte Oesterreich den Strom der Zeiten nicht aufzuhalten, noch ihm widerstrebend zu dem Quell, aus dem er entsprungen, zurückzuführen. Es konnte alte, abgestorbene Zustände nicht zum Leben erwecken, nicht Byzanz für Venedig wiedergewinnen, nicht den Weg um das Kap verschließen, noch dem alten Löwen, wie er sie einstens besaß, die Herrschaft der Meere zurückerobern. Was eine weise und gerechte Regierung bey vertrauensvollem Entgegenkommen einer ruhigen, verständigen und dankbar erkennenden Nation vermöchte, ist geschehen. Viele Wunden sind geheilt, Anderes sieht der Verbesserung entgegen, das Werk der Erhaltung und Wiederherstellung gedeiht unaufhaltsam, und wenn der heutige Anblick der Stadt und der dem Kaiser im Herbste 1838 dort gewordene Empfang zu einem Schlusse berechtigen, so ist die freudige Erwartung, mit welcher Venedig vor vier und zwanzig Jahren die Rückkehr des Doppeladlers begrüßte, nicht getäuscht worden.

Art. VII. China opened; or, a display of the Topography, History, Customs, Manners, Arts, Manufactures, Commerce, Literature, Religion, Jurisprudence etc., of the Chinese Empire. By the Rev. *Charles Gutzlaff*. Revised by the Rev. *Andrew Reed*, D D. *London* 1838. Zwey Bände. Octav.

Der protestantische Missionär Gutzlaff ist einer der thätigsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Ethnographie und Literatur des östlichen Asiens. G. nimmt, wie wir wissen, vielfachen Antheil an dem chinesischen Archiv (Chinese Repository), welches zu Canton erscheint; er liefert Beyträge zu den Denkschriften und dem Journale der asiatischen Gesellschaft zu London, theilt die Berichte über seine vielfachen Reisen der Oeffentlichkeit mit, und findet im Verlaufe weniger Jahre noch Zeit, eine Geschichte China's, so wie eine ausführliche Beschreibung dieses großen Reiches und aller seiner Dependenzen auszuarbeiten. Und diese Werke, welche in dem gemäßigten Klima Deutschlands den ausdauernden Fleiß eines halben, gut angewendeten Lebens in Anspruch genommen hätten, mußte der Missionär in den wenigen Mußestunden ausarbeiten, welche ihm von seinen wiederholten, gefährlichen Reisen nach Siam und den Inseln des östlichen Archipelagus, nach den Nordostküsten China's und Japans,

so wie von den vielen Berufs- und amtlichen Geschäften als Beamter der ostindischen Compagnie und als Missionär übrig blieben. Man weiß, mit welchem Eifer und unermüdlicher Beharrlichkeit G. sich diesem Berufe widmet, daß er nicht bloß Bibeln und Tractätlein der Bevölkerung China's austheilt, sondern auch Bücher und Abhandlungen über Geschichte, Geographie, Arzneykunde und andere europäische Wissenschaften in chinesischer Sprache schreibt, um die Chinesen aus ihrer Lethargie aufzuwecken, und sie der europäischen Civilisation und dem Christenthume entgegen zu führen. Es wäre höchst ungerecht, wollte man, wie dieß schon hie und da geschehen ist, die literarischen Erzeugnisse eines so vielfach beschäftigten Mannes mit einem streng wissenschaftlichen Maßstabe messen, und, da sie wohl um ein Bedeutendes zu kurz befunden werden möchten, sie alsbald von dem literarischen Markte verweisen. Nehmen wir vielmehr das, was uns geboten wird, dankbar auf; wenn wir auch nicht immer etwas Neues daraus lernen, so werden wir dadurch doch sicherlich an Altes, Längstvergessenes erinnert, das wir bey der stationären Weise des Mittelreiches füglich als etwas Neues gelten lassen können. Dann muß man bedenken, daß ein Missionär auch in seinen, wie es scheinen könnte ausschließend literarischen Werken ganz andere Zwecke im Auge haben kann, als die eigentlich wissenschaftlichen. So ersehen wir aus dem geöffneten China (I. 295), daß Hr. G. bey der Ausarbeitung seiner Skizze der chinesischen Geschichte kein gelehrtes Werk nach den chinesischen Quellen schreiben wollte, sondern bloß die Absicht hatte, dieser alten Nation eine Stelle in unserer Universalgeschichte zu verschaffen, und dann die Aufmerksamkeit der Christenheit auf dieses große Volk hinzulenken, welches noch unter der Knechtschaft der Abgötterey und Unwissenheit seufzt. Man sage nicht, es sey dieß so wenig ein Bedürfniß gewesen, als eine Lobrede auf den Herkules; denn wer hätte jemals die Chinesen aus der allgemeinen Geschichte ausgeschlossen? Füllen sie denn nicht einige Bände in der großen englischen Universalhistorie, gedenken ihrer denn nicht selbst die meisten Handbücher, wie die von Schlözer, Gatterer und Schlosser, bis herab zur neuesten allgemeinen Geschichte in Biographien, wo freylich, sonderbar genug, Fo hi jetzt noch mit Fo, d. h. Buddha, für eine und dieselbe Person gehalten wird? Man wende nicht ein, die Christenheit habe schon seit dem sechzehnten Jahrhundert ihr Augenmerk auf China gerichtet, was die vielen katholischen Missionäre, die dahin gingen und noch dahin gehen, und die protestantisch-chinesische Mission, die bereits 1806 in England errichtet wurde, hinlänglich beurkunden. Ein Schriftsteller zu Singapura und Macao leidet unter man-

nigfachen Nachtheilen, von denen wir in Europa keine Ahnung haben. Hr. G. fand wahrscheinlich in den Handbüchern der Universalgeschichte, die ihm im äußersten Osten zu Gebote standen, China entweder gar nicht, oder nicht so, wie er es wünschte, dargestellt, und die Christenheit kann nicht oft genug auf dieses verlassene Drittheil der Menschheit, welches im Mittelreiche lebt, hingewiesen werden, damit immer mehr Arbeiter in diesen so sparsam angebauten Weinberg des Herrn sich einfinden möchten. Erzählt uns doch Hr. Medhurst, daß die Londoner Missionsgesellschaft in den letzten dreyßig Jahren bloß zwanzig Missionäre nach China gesandt habe, während nach Indien und Polynesien zusammen mehr denn zweyhundert Sendboten ausgingen (Medhurst, China; its state and prospects. London 1838. p 522). Ja auch das geöffnete China scheint vorzüglich den Endzweck zu haben, die Missionäre und Sinologen zu bewegen, sich nach dem Osten zu begeben, und das Ihrige zur Erneuerung der chinesischen Menschheit beyzutragen Denn es verspricht G. (I. 471), jeden, der sich diesem Geschäfte unterziehen möchte, mit offenen Armen aufzunehmen. »Eine gut geschriebene chinesische Abhandlung über die europäischen Wissenschaften,« sagt er, »ist mehr werth, als hundert elegante Uebersetzungen der Geistesprodukte des Mittelreiches. weil nämlich die erstere einen wahren Nutzen verschafft, während die andern bloß die Neugierde befriedigen. Jeder Sinologe, der sein Leben nützlich anwenden will, sollte hierher kommen, um einen Stein beyzutragen zu dem großen Gebäude der Regeneration des chinesischen Volkes. Möge diese Aufforderung an unsere Sinologen nicht vergebens erschollen seyn!« Dann müssen wir bey der Beurtheilung dieses Werkes noch der nachtheiligen Umstände gedenken, unter welchen es erschienen ist. Der Verfasser schickte sein Buch nach London, und wollte es sicherlich, so wie er es schrieb, gedruckt sehen. Der Buchhändler war dem entgegen; er ließ die Handschrift abkürzen, oder richtiger, wir scheuen uns nicht, es geradezu auszusprechen, verstümmeln. Hören wir hierüber den Herausgeber, Seine Ehrwürden, den Herrn Andrew Reed: »Ich fand es nöthig,« sagt Hr. Reed, »auf den Rath des ehrenwerthen Buchhändlers, einen großen Theil wegzulassen, um das Werk zu seinem jetzigen Umfange herabzubringen. Wäre mir die Wahl frey gestanden, so würde ich diese Verantwortung nicht auf mich genommen haben. Ich bestrebte mich, den Sinn und den Zusammenhang des Verfassers treu zu bewahren, und während das Publikum nichts Wesentliches verloren hat, so glaube ich, daß das Buch in gewisser Beziehung dadurch verbessert wurde; denn zwey Bände werden mehr gelesen werden als drey.« Herr Reed hätte wirklich

beſſer gethan, dem Verfaſſer und dem Publikum gegenüber dieſe große Verantwortung nicht auf ſich zu nehmen; er ſcheint dem Geſchäfte, ein Werk über China abzukürzen oder zu bearbeiten, durchaus nicht gewachſen zu ſeyn. Abgeſehen von den zahlreichen, beſtändig wiederkehrenden Druckfehlern — ſo ſteht immer Lean ſtatt Leao tong, Tokien ſtatt Fokien, Hen ſchin ſtatt Hiu ſchin, Tourmont ſtatt Fourmont u. ſ. w. —; ſo finden wir hier ganze Sätze, die unmöglich in der Handſchrift des Hrn. G. geſtanden haben können. Wir haben natürlich dieſe Handſchrift niemals geſehen, glauben aber behaupten zu können, die Periode I. 296 laute darin folgendermaßen: Confucius ſcheint die Chronologie mit Jao anzufangen, während andere mit Fo hi mehrere Jahrhunderte vor Hoang ti beginnen; andere Schriftſteller rechnen noch einen unermeßlichen Zeitraum« u. ſ w. Anſtatt dieſer richtigen Angabe leſen wir aber jetzt daſelbſt: »Hoang ti und einige Schriftſteller rechnen noch« u. ſ. w., wo alſo der alte Kaiſer Hoang ti in einen Geſchichtſchreiber verwandelt wird. Solcher Abenteuerlichkeiten gibt es mehrere in dieſem Buche, und wir müſſen vermuthen, daß die meiſten derſelben nicht dem Verfaſſer, ſondern dem Herausgeber des Werkes zugeſchrieben werden dürfen. Mag dem nun ſeyn, wie dem wolle, wir können nun einmal das Buch, auch auf die Gefahr hin, dem verehrten Verfaſſer hie und da Unrecht zu thun, bloß wie es jetzt vor uns liegt, und das vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus, betrachten und beurtheilen.

Wir andern in Europa ſind ſchon ſeit ſo langer Zeit daran gewöhnt, das Büchermachen als ein bloßes Handwerk oder Geſchäft zu betrachten, daß wir gewöhnlich gar nicht mehr nach der Geſinnung oder dem Standpunkte des Verfaſſers fragen, ſondern das Stück ſogleich in Stücke zerlegen, und nach Recht und Billigkeit oder nach Belieben das eine loben und das andere tadeln. Bey allen Werken aber, worin nicht bloß Einzelnheiten genauer erörtert, ſondern ein Ganzes dargeſtellt werden ſoll, kömmt es vorzüglich auf die Geſinnung an, aus welcher ſie hervorgehen. Wenn wir die Geſchichte einer Nation in Händen nehmen, ſo fragen wir billig vor Allem: mit welcher Geſinnung iſt der Verfaſſer zum Werke gegangen, oder iſt er überhaupt zu einer Klarheit gekommen über ſich ſelbſt und den Stoff, den er zu behandeln ſich vorgeſetzt hat? Hat er alle Nebenrückſichten, hat er alle perſönlichen Verhältniſſe, in welchen er zufällig ſich befindet, entfernt, und ſich bloß an die Sache ſelbſt gehalten? Man wird zwar an einen Miſſionär nicht die Anforderung ſtellen wollen, daß er die Beſtrebungen anderer chriſtlicher Religionsparteyen, daß er die guten Seiten fremder Glaubensſyſteme ohne

Ausnahme mit gerechtem Gewichte abwäge — es läuft dieß der Natur der Dinge entgegen, und wir wollen uns gerne bescheiden. Aber so viel können wir allerdings von einem christlichen Sendboten, wie von einem jeden wissenschaftlichen Schriftsteller erwarten, daß er mit klarem Bewußtseyn zu seiner Aufgabe schreite, daß, wenn er über die Vergangenheit, wie über die gegenwärtigen Zustände eines ganzen großen Volkes seine Mitmenschen belehren will, er alle Umstände erwäge, und schon um seiner selbst willen gewissenhaft zu Werke gehe, damit er sich nicht, wie dieß sonst gar nicht anders möglich ist, in die grellsten Widersprüche verwickle. Wir wollen dieß mit einigen Beyspielen aus dem vorliegenden Werke belegen.

Bey der Darstellung der Vergangenheit wie der Gegenwart des chinesischen Volkes kömmt natürlich Alles darauf an, welches Vertrauen wir zu den Quellen seiner Geschichte und zu den geographischen und statistischen Werken der Nation mitbringen; denn auf diese allein werden wir hingewiesen, wenn wir ein Gemälde nicht bloß China's allein, sondern aller Staaten des chinesischen Kultursystems, des nordöstlichen, nordwestlichen und eines großen Theiles Mittelasiens entwerfen wollen. China lebte immerdar und lebt noch so getrennt von allen andern Nationen der Erde, daß Alles, was uns von außen her zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner geboten wird, gar nicht in Betracht kömmt. Welches Urtheil fällt nun G. über die chinesische Historiographie, und welches Vertrauen schenkte er den Quellen, nach welchen er doch mittelbar oder unmittelbar sein Werk verfassen mußte? »Die chinesische Geschichte,« sagt der Verfasser des geöffneten China's und der Skizze der Geschichte dieses Reiches (I. 294), »ist nicht die Geschichte einer Nation, welche aus der Barbarey sich erhob, blühete, zu Grunde ging, und jetzt nur in den Jahrbüchern des Volkes fortlebt; sondern sie besteht in einer Reihe von Begebenheiten, die von der ältesten Zeit beginnen, und bis auf den heutigen Tag fortdauern. Keine andere Geschichte kann in dieser Beziehung mit ihr verglichen werden. Wenn aber Wahrheit der Maßstab ist, an welchem wir die geschichtlichen Erzeugnisse messen, so wird der Werth der chinesischen Geschichte sehr tief sinken; denn sie wird großentheils von bezahlten Schreibern zusammengetragen, welche die Regierung, deren Geschichte sie beschreiben, bezahlte. Ein Fremder kann aus diesen trockenen Einzelnheiten wenig lernen; anstatt der Geschichte einer ganzen Nation, wird er hier bloß das Tagebuch eines orientalischen Hofes und seiner Günstlinge finden.« Dessen ungeachtet heißt es einige Zeilen später: »Eine gut geschriebene Geschichte China's fehlt uns. Es

würde dieß ein Werk unendlicher Mühe und Fleißes seyn, das niemals ohne die beständige Hülfe einsichtsvoller Eingebornen zu Stande gebracht werden könnte. Die Geschichte eines Drittheils der Menschheit, die Korea, Japan, Anam und die Lieou kieou-Inseln der Barbarey entriß, und heutigen Tages die Mongolen, Tibetaner und östlichen Turkomanen unumschränkt beherrscht, ist ein Gegenstand, würdig der Arbeit und der Forschung eines Geistes ersten Ranges. Wer wird aber seine kostbare Zeit auf einen so undankbaren, gehaltlosen und alles höheren Fundamentes ermangelnden Stoff vergeuden wollen?« »Die Fehler des Annalenbuches« (Schu king), heißt es an einer anderen Stelle (I. 420), »können, da es der erste Versuch der chinesischen Historiographie ist, entschuldigt werden. Die Sprache, in der es geschrieben ist, ist aber dunkel und veraltet, und der Styl desselben äußerst mangelhaft. Wenn ein Charakter den Sinn von vier oder fünf Zeilen enthält, und wenn jeder Leser nach seiner Einbildung (fancy) ihm diesen oder jenen Sinn unterschieben kann; wenn unzählige Ausleger diesen Charakter in verschiedener Weise erklären, und keiner aus dem Zusammenhange des Werkes selbst eines Irrthumes überführt werden kann; so muß doch wahrlich die Darstellung unter schreyenden Fehlern leiden.« Ja, wenn dem in der That so wäre, so würden wir die gelehrten Missionäre Gaubil, Mailla und andere bemitleiden müssen, die auf die ganze oder theilweise Uebertragung dieses Spiegels der chinesischen Staatsweisheit, das sollte dies Werk nach dem Sinne des Kong tse seyn, und keine Geschichte, mehrere Jahre ihres fleißigen Lebens verwendet haben. Sse ma tsien, der älteste der vorhandenen Geschichtschreiber, soll nach diesen dürftigen Materialien seine Geschichte verfaßt, und ihre Mangelhaftigkeit durch seine Erfindungsgabe (ingenuity) ersetzt haben. Und auf diese Weise erhielten wir umständliche Nachrichten über das Alterthum, die der Einbildungskraft der Schriftsteller ihr Daseyn verdanken, die zweytausend Jahre später lebten, als die Begebenheiten sich ereigneten, die sie beschreiben. Der als Staatsmann, Gelehrter und Geschichtschreiber gleich berühmte Sso ma kuang beginne seinen Tsi (nicht Sze) tschi tong kien, d. h. seinen Spiegel der Staatsweisheit, — nur von diesem Standpunkte aus betrachten die Chinesen durchgängig die Geschichte, — erst mit dem Ende des vierten Jahrhunderts, weil er alles Vorhergehende für sehr ungewiß (very uncertain) hielt, und dieser treffliche Forscher sich bemüht hätte, der Nachwelt nur eine authentische Geschichte zu hinterlassen (I. 424). Wer möchte sich noch mit der alten chinesischen Geschichte beschäftigen, wenn dem in

der That so wäre? Daß dieß aber nicht der Fall ist, können unsere Leser schon aus Gaubil (Traité de la Chronologie chinoise p. 157) ersehen. Sse ma kuang schrieb nämlich außer seinem großen Werke noch ein historisches Compendium, Ki ku lu, oder Untersuchung des Alterthums, überschrieben, worin er mit Fo hi beginnt, und die Geschichte bis zum Jahre 1068 herabführt.« »Der Mangel an Wahrhaftigkeit,« heißt es wiederum gegen das Ende des Abschnittes, worin die geschichtliche Literatur besprochen wird (I. 429), »ist ein bejammernswerther Mangel des chinesischen Nationalcharakters, und bey der unumgänglichen Nothwendigkeit, den Patron zu loben, kömmt die Liebe zur Wahrheit sehr zu Schaden. Was Ordnung und Zusammenhang betrifft, sind die Geschichtschreiber dieses Reiches ausgezeichnet. Sie begnügen sich nicht damit, das bekannte Datum der Begebenheiten nach Monaten und Jahren durch den Verlauf ihrer Werke zu geben; fehlt dieses Datum, so weiß ihre Erfindungsgabe es zu ersetzen. Wenn man sie dessen ungeachtet,« so lautet dieses merkwürdige, allem Vorhergehenden zuwider laufende Endurtheil, »mit der Gesammtheit der alten Historiker anderer Nationen vergleicht, so können sie vielleicht eben so wenig einer willkürlichen Dichtung bezichtigt werden, wie irgend einer dieser Geschichtschreiber, und selbst die mythologischen Geschichten der Chinesen haben mehr das Ansehen von Wahrheit, als von bloßen Fabeleyen« (Compared, however, with the generality of ancient historians of other nations, they are perhaps as little guilty of fiction as any of them, and their mythological stories have more the air of veracity than of mere fables. I. 430). »Die schöne Literatur China's enthielte zwar Anlockendes für einen ausgezeichneten Gelehrten: der Alterthümler, der Philosoph, der Geschichtschreiber und der Philolog würden jedoch für ihre Nachforschungen reichlich entschädigt werden, wenn sie sich damit begnügen, nach Dingen zu forschen, welche wirklich existiren, und die Nation so wie ihre Gelehrsamkeit weder überschätzen, noch zu geringe achten.« Noch höher wird aber die Historiographie China's an einem andern Orte (II 486) gestellt, in grellem Widerspruche mit all den früheren Urtheilen. »In enger Verbindung mit dem Han lin oder der Reichsakademie,« heißt es daselbst. »steht der Hof der Historiographen, aus ein und zwanzig Mitgliedern bestehend, welche aus der Akademie gewählt werden, und eigentlich bloß einen Ausschuß derselben bilden. Vier von ihnen begleiten den Kaiser allenthalben in dem Pallaste und außerhalb desselben, und verzeichnen seine Handlungen sorgfältig (carefully); auch sind sie bey den öffentlichen Audienzen gegenwärtig Da ihr Amt

für heilig geachtet wird, so haben sie die Erlaubniß, ihre Meinung frey zu sagen. Ihre Arbeiten werden aber nicht gleich bekannt gemacht, sondern in einem verschlossenen Schreine aufbewahrt, bis die regierende Dynastie zu regieren aufgehört hat. Ihre Bemerkungen bilden nun sammt den öffentlichen Documenten das Material, woraus die Annalen des Reiches zusammengestellt werden.« Hier ist also nicht mehr die Rede davon, daß die Geschichtschreiber des Mittelreiches die Thatsachen und Jahrzahlen durch ihre Einbildungskraft erfunden. Aber auch das Alterthum der historisch-geographischen Documente findet in einer andern Stelle (I. 24) an Hrn. G. einen großen Vertheidiger. Ja er glaubte aus den rohen Karten des Landes, welche Ju, der im drey und zwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung blühte, zugeschrieben werden, schließen zu können, daß der äußerste Osten Asiens damals in physischer Beziehung ganz anders gestaltet gewesen ist, als heutigen Tags. »Die Karten des Ju sind noch vorhanden, und obgleich sie sehr roh und unvollkommen sind, so geben sie uns doch eine Ansicht von China, wie es war, als es kaum aus der Sündfluth hervorging, und theilweise noch litt unter den Folgen dieses schrecklichen Unglücks. Der Lauf der Flüsse und selbst der Zug der Küste ist sehr verschieden von dem heutigen Tags; und obgleich wir einen großen Theil dieser Verschiedenheit der Unwissenheit und Ungenauigkeit zuschreiben müssen, so sind wir dessen ungeachtet versucht zu glauben, daß die physische Beschaffenheit China's während eines Zeitraums von 3000 (soll wohl heißen 5000) Jahren bedeutende Veränderungen erlitten hat. Es ist sehr merkwürdig, daß Ju das Land zu dem Endzwecke eintheilte, um die Abgaben in gehöriger Weise zu erheben, und daß diese nach den natürlichen Erzeugnissen eines jeden Landstriches angeordnet wurden. »Ja es ist in der That außerordentlich merkwürdig, daß man gleich nach der Sündfluth nicht bloß die Produkte eines jeden Kreises genau kannte, sondern daß man nur das unbevölkerte Land (just emerged from the Deluge) überhaupt mit Abgaben zu belegen vermochte. Aber siehe, auch die Gesetze des Reiches stammen ja aus den Zeiten der Sündfluth (II. 45), und China hatte hundert Justinians — Europa nur einen einzigen!!« Wir brauchen wohl jetzt nicht mehr hinzuzufügen, daß bey der particularen Ueberschwemmung einiger Kreise des jetzigen China zu den Zeiten des Schun so wenig an die Sündfluth gedacht werden kann, als daran, daß Jao Noe und Nu na Chava oder Eva seyen. Es sind dieß Träumereyen einiger Missionäre, welche von den Gelehrtesten unter ihnen, wie von den PP. Regis, Gaubil, Noel und andern, mit Recht nicht bloß verworfen,

sondern auch als der Autorität der heiligen Schrift zuwider laufend betrachtet wurden.

Doch gehen wir weiter, und sehen, welches Urtheil G. über die jetzigen Gesetzsammlungen, so wie über die geographisch-statistischen Werke der Chinesen fällt. Es sind aber vorzüglich drey Sammelwerke, welche unter den Mandschu angeordnet, und in Nachahmung der Ming-Dynastie herausgegeben wurden, die für China, und wir müssen sagen für die ganze civilisirte Welt, von großer Wichtigkeit, und zur Kenntniß der chinesischen Lande unumgänglich vonnöthen sind. Wir meinen nämlich die Gesetzsammlung, die geographische und statistische Beschreibung des Reiches, und den Verwaltungsspiegel, oder die gesammelten Satzungen des Chinomandschu-Staates. Die Gesetzsammlung ward auf eine treffliche und geschmackvolle Weise von Staunton übersetzt. Staunton gab uns aber bloß die vierhundert sechs und dreyßig Grundnormen des Reiches; die Zusatzartikel, welche schon im sechs und dreyßigsten Jahre Kien long's (1772) sich auf tausend vierhundert zwey und sechzig beliefen, und jetzt die Summe von zweytausend übersteigen, wurden nicht übertragen. Die vierhundert sechs und dreyßig Grundgesetze sind größtentheils aus den vorhandenen Sammlungen ehemaliger Dynastien entnommen. Die unter den Mandschu nothwendig erachteten Ergänzungen und Zusätze sind in der kaiserlichen Edictensammlung enthalten, welche die Zusatzartikel bilden, und sie sind gerade das Wichtigste zur Kenntniß des heutigen Zustandes des Mandschustaates. Das Zehntafelgesetz, die große Lehre (Hong fan) des Annalenbuches (Schu king) und die Pandecten sind übersetzt; der Coder und die Novellen sind bloß den Sinologen zugänglich. Man findet sie in eigenen Collectionen und auch, wie es scheint, ziemlich vollständig in den gesammelten Satzungen. Der Kleinlichkeitsgeist der Chinesen suchte natürlich für alle erdenklichen Fälle und Vergehen besondere Gesetze zu ersinnen. Die Juristen des Mittelreiches haben noch mehr und mancherley Gesetze und Verordnungen zu studiren, als die unseres deutschen Vaterlandes.

»Die Bevölkerung China's,« sagt G. (I. 287), »war von jeher ein Stein des Anstoßes; es sey deßhalb vor allem vonnöthen, diesen Punkt auf eine befriedigende Weise zu erörtern. Die einzige Weise, in welcher wir die Anzahl der Bevölkerung genau (correcty) erfahren können, ist die, sie aus den statistischen Werken zu entnehmen, welche diese (am Ende des Jahres 1812 hätte hinzugefügt werden sollen), die Mongoley und Tibet ausgenommen, zu 361,693,879 angeben, die auf einem Flächenraume von 1,297,999 engl. Q. Meilen lebt, wo also auf eine englische

Quadratmeile 280 Personen kommen.« G. meint, die Bevölkerung China's sey demnach dichter, als die Englands und Hollands, — was aber nicht der Fall ist. Auch sey es sehr auffallend, daß die Bevölkerung der einzelnen Provinzen so verschieden ist. So soll Sse tschuen mit einem Areale von 160,000 engl. Q. M. bloß 21,000,000 Einwohner haben, während Tsche kiang mit kaum dem vierten Theile dieses Areals 26,000,000 ernähre. Es kömmt aber dessen ungeachtet zu folgendem auffallenden Resultate (I. 289). »Nachdem wir die Sache reiflich erwogen haben, müssen wir bekennen, daß der Census in den gesammelten Satzungen des Reiches im Einzelnen, nach den Kreisen genommen, nicht richtig seyn kann, obgleich der vollständige Betrag von 361 Millionen chinesischer Unterthanen im Ganzen nicht überschätzt ist. Wir haben selbst,« fügt G. hinzu, »die Mühe übernommen, den kaiserlichen Census in einigen wenigen Fällen zu verificiren, und haben ihn immer unter der wirklichen Anzahl gefunden. In allen Kreisen, die wir besuchten, fanden wir eine unermeßliche Bevölkerung, selbst auf dem schlechtesten Boden. Wir erwähnen die große Anzahl nicht, welche ausschließend auf dem Wasser wohnt; wir versichern aber dem Leser, daß die Bevölkerung von 361 Millionen nicht bloß eine Ruhmredigkeit der chinesischen Regierung ist.« Zu welchem Endzwecke sollte die chinesische Regierung ruhmredig seyn? Um vielleicht fremde Barbaren anzulügen? Sie verbietet ja ihren Unterthanen bey Leib- und Lebensstrafe, den Fremden in der Sprache des Mittelreiches zu unterrichten. Daß aber die Bevölkerung der einzelnen Kreise, dieser Name paßt für die administrative Eintheilung China's, wie wir unterscheiden werden, besser als Provinz, höher als der Census befunden wurde, ist ganz natürlich. Die neueste uns Europäern bekannt gewordene Volkszählung ist am Ende des Jahres 1812 vorgenommen worden, und G. reiste in China in den Jahren 1830—35, also zwanzig bis vier und zwanzig Jahre später. So hatte der Kreis Kuang tong 1812 eine Bevölkerung von 19,174,030 und 1830 von 23,000,000 (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 181). Leider nimmt aber der Verfasser später das Zeugniß, das er hier der chinesischen Regierung ablegt, wiederum zurück. Er beschreibt (II. 399) die bekannte Weise, wie die Volkszählungen vorgenommen werden, und fügt dann hinzu: »Daß diese Aufnahme der Bevölkerung sehr genau ist, bezweifelt Niemand; aber man verfährt dabey mit solcher Nachläßigkeit (yet it is done with sooch carelessness), daß man ihr kein unbedingtes Vertrauen schenken kann.« In Betreff des eigentlichen Gegenstandes selbst muß man auf eine Abhandlung in dem ersten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgen-

landes und auf den gleichfolgenden Auszug eines handschriftlichen umfassenden Werkes über China verweisen, wodurch alle Schwierigkeiten und alle Einwürfe, denen die chinesischen Angaben bis jetzt unterworfen waren, vollkommen beseitigt werden. Doch muß hier noch bemerkt werden, daß G. in der Bestimmung des chinesischen Landmaßes von Morrison, Medhurst und den älteren Sinologen, ich glaube mit Unrecht, bedeutend abweicht. Man hat bis jetzt den chinesischen Acker Landes, Meou geheißen, ungefähr für eben so groß gehalten, als den englischen. Nach G. würden aber erst $6^{32}/_{67}$ Meou einen englischen Acker ausmachen, und das ganze angebaute Land demnach bloß 141,622,857 englische Acker betragen (II. 400, I. 57). Der Herr Verfasser rechnet aber ja selbst den ganzen Flächenraum des Reiches an mehreren Stellen seines Werkes (I. 57, 287) mit Barrow auf 1,297,999 engl. Q. M. oder 830,719,360 engl. Acker. Sollte denn von den fleißigen Chinesen davon kaum etwa ein Sechstheil angebaut seyn. Mit Recht sagt dagegen Medhurst (China 26): »China im engeren Sinne des Wortes soll ein Areal von 1,297,999 engl. Q. M. oder 830,719,360 engl. Acker enthalten Wenn wir nun annehmen, es könne bloß die Hälfte des Landes urbar gemacht werden (obgleich einige es von $^2/_3$ behaupten), und jeder angebaute Acker Landes ernähre nur ein Individuum (obgleich einige behaupten, jeder Acker reiche für fünf hin), so hätten wir doch angebautes Land genug, um 415 Millionen Einwohner zu erhalten.« Es ist doch merkwürdig, daß alle diejenigen, welche in neueren Zeiten über die Bevölkerung des chinesischen Reiches geschrieben oder eine Meinung abgegeben haben, nicht daran dachten, die Heberollen oder Steuerlisten von den allgemeinen Bevölkerungslisten zu unterscheiden, wodurch allein Licht, Ordnung und Verständniß in die verschiedenen officiellen Angaben über diesen Gegenstand gebracht werden kann. Wir halten deßhalb es für nöthig, einige hierauf bezügliche Stellen aus dem erwähnten handschriftlichen Werke über China mitzutheilen.

Die Verschiedenheit der europäischen Angaben über die Bevölkerung des Reiches der Mitte erregte das Mißtrauen der Gelehrten und Geographen des Westens. Vorsichtige und kritische Forscher, wie Balbi, hielten es deßhalb für angemessen, wenn von der Bevölkerung des chinesischen Reiches die Rede ist, alles in Zweifel und Ungewißheit zu lassen. Die Chinesen haben freylich, wie oben bereits angedeutet, diese Unsicherheit großentheils selbst verschuldet. Warum haben sie nicht angegeben, wie groß das Reich, während diese oder jene Zählung vorgenommen wurde, nach außen hin gewesen, welche Clane sich im Inneren des Landes unabhängig von dem herrschenden Kulturvolke behauptet haben?

Warum bemerkten sie nicht, welche Familien und Personen in der Zählung aufgenommen, und welche ausgeschlossen wurden? Sie thaten dieß nicht, eben weil sie Chinesen sind, und bloß für China schreiben, wo Vieles als bekannt vorausgesetzt werden kann; sie thaten es nicht, weil sie aller folgerichtigen, wissenschaftlichen Forschung fremd sind.

Die gewöhnlichen Bevölkerungslisten werden zur Erhebung der Geld- oder Naturalien-Abgaben und anderer Verpflichtungen der Unterthanen des Reiches entworfen, weßhalb auch die Volkszählung, welche in andern Staaten zum Wirkungskreise des Ministeriums des Innern gehört, in China zu den Geschäften des Finanzministeriums gezählt wird. Es werden demnach bloß die Personen und Familien, welche zu Abgaben und Dienstleistungen verschiedener Art verbunden sind, darin aufgeführt. Es werden nicht mitgezählt: die Mitglieder der zahlreichen kaiserlichen Familie und der acht Banner, die Militär- und Civilbeamten, die Armee und die Bevölkerung der Militärcolonien, alle Personen männlichen Geschlechtes unter sechzehn und über sechzig Jahren, die Armen, Komödianten, Landstreicher und anderes Gesindel, so wie alle Individuen weiblichen Geschlechtes, und wahrscheinlich auch ein großer Theil der Bewohner der Flüsse. Die Mönche und Nonnen der buddhistischen und Tao-Klöster sind von allen Abgaben befreyt, und werden demgemäß in die zum Behufe der Heberollen verfertigten Bevölkerungslisten ebenfalls nicht aufgenommen. Aus diesem Grunde ward in den Reichsgesetzen bestimmt, daß nicht jeder, um sich allen Staatsverpflichtungen zu entziehen, seine Zuflucht in einem Kloster nehmen könne. Es bedarf hierzu seit der Dynastie der Tang einer eigenen Erlaubniß. Auch hat man Beyspiele in der chinesischen Geschichte, daß Mönche und Nonnen, wenn im Laufe der Zeit ihre Anzahl zu groß geworden, gewaltsam säcularisirt, d. h. den bürgerlichen Gesetzen und Pflichten unterworfen wurden. Neben diesen Heberollen wird auch von Zeit zu Zeit die sämmtliche Bevölkerung des Reiches, die steuerpflichtige wie die nichtsteuerpflichtige, verzeichnet. Man kann sich leicht denken, welch eine furchtbare Verwirrung entstehen mußte, wenn diese zwey Gattungen ganz verschiedener Bevölkerungslisten in eine Klasse zusammengeworfen wurden. Der P. Hallerstein hat schon längst auf diese europäischen Mißverständnisse hingewiesen. Hallerstein hat auch die technischen Ausdrücke, welche bey der Anfertigung der verschiedenen Verzeichnisse gebraucht wurden, erläutert. Dessen ungeachtet wurden doch selbst von Klaproth, der übrigens in diesen Dingen sehr erfahren war, in seiner Zugabe zur französischen Uebersetzung der Reise Timkowski's, die Hebe- und Steuer-

rollen mit den allgemeinen Bevölkerungslisten verwechselt! Die Bevölkerung des Reiches wird im Jahre 1393 auf 16,052,860 tributzahlende Familien oder 60,545,812 Personen angegeben. Im Jahre 1491 auf 9,113,446 Familien oder 53,281,158 Personen. In diesem Jahre waren überdieß im Lande 429,118 Bettler, dann 42,318 buddhistische und Tao-Klöster, welche zusammen 213,148 Mönche und Nonnen enthielten. Juen sse nach der Ausgabe vom Jahre 1760, Buch II, Bl. 8, v. 12, r. 27, v. 31, v. Buch III. 31, r. Im J. 1578 auf 10,621,436 Familien und 60,691,856 Personen [1]). Ueber das Verhältniß dieser Heberollen zu der allgemeinen Bevölkerung des Landes in diesen Zeiten belehrt uns Martini. Dieser gelehrte Missionär sagt nämlich, daß China wohl zweyhundert Millionen Einwohner haben könne, obgleich in den Heberollen bloß 58,914,284 Personen verzeichnet sind [2]).

Fragen wir nun, welche Ansicht G. von dem moralischen und praktischen Werthe des chinesischen Volkes, von seiner Regierung und Verwaltung und der muthmaßlichen Dauer derselben hegt, so stoßen wir hier leider auf dieselben Widersprüche. Das Lob, welches auf der einen Seite über sie ausgeschüttet wird, wird auf der andern wiederum zurückgenommen. Die Chinesen werden, wir glauben mit Recht (I. 8), über alle Völker Asiens erhoben; sie stünden aber im Ganzen genommen unter der Bevölkerung Europa's. Einst waren sie in gleicher Höhe mit Europa; die Chinesen blieben aber stehen, während die Europäer vorwärts schritten. Es gränzen die drey größten Reiche der Erde, England, Rußland und China, in Asien an einander; dessen ungeachtet (I. 14) hat das letztere nichts von den beyden ersten zu fürchten. Die Eifersucht zwischen England und Rußland sey der sicherste Hort für die Selbstständigkeit des östlichen Reiches. Die friedlichen Chinesen haben deßhalb nichts von außen her zu fürchten, und ihr Reich wird, obgleich in einem Zustande des Verfalles, bestehen, bis die mächtige Hand Gottes es vernichtet. »Die Welt,« lesen wir dagegen (I. 368), »hat sich seit der Thronbesteigung des Tao kuang (1820) bedeutend verändert. Aus dem jetzigen Zustande der Regierung, aus dem Verfalle der Dynastie, den fortschrei-

---

1) Ming sse. Abtheilung Tschi, Buch 18, Bl. 3, v. 3, r. Buch 59. Bl. 3, v. Bl. 4, r.

2) Martini bey Thevenot III 6. Gaubil schätzt die sämmtliche Bevölkerung des chinesischen Reiches im Jahre 1740 u. Z. auf 144 Millionen, obgleich die Personen der tributpflichtigen Familien bloß auf 48 Millionen angegeben werden.

tenden Verbesserungen in andern Ländern und der unumgänglichen Nothwendigkeit, mit fremden Mächten in Berührung zu kommen, können wir mit Sicherheit schließen, daß China sehr schnell einer großen Krisis entgegengeht. Es stehen die verschiedensten Nationen (I. 14) unter einer und derselben Regierung, die sie nach Belieben von Peking aus mit magischer Schnelligkeit in Bewegung zu setzen versteht. Keine Entfernung des Ortes, keine Schwierigkeit der Verbindung, keine Verlegenheit ist im Stande, auf eine dauernde Weise ein Rad in dieser großen Maschine still stehen zu machen. Sicherlich, es hätte selbst Napoleon den chinesischen Kaiser wegen dieser wundervoll angeordneten Verwaltung (im Texte steht gouvernement, es soll aber administration heißen) beneiden können.« Aber siehe, schon S. 26 finden wir, daß dies Alles eitel Lug und Trug ist. »Es herrscht in allen Dingen, die von den Chinesen ausgehen, nur eine scheinbare Ordnung; diese Vorkehrungen sind bloß in der Theorie. Die Nomenclatur in den statistischen Tabellen ist richtig; es wird jedoch in der Praxis wenig Rücksicht darauf genommen.«

Wir wollen uns nun von dieser wahrhaft betrübenden Seite des Werkes abwenden, und zu dem Positiven, zu dem Guten übergehen, das uns hier ebenfalls in reichlichem Maße geboten wird. Gerne hätten wir alles das Nachtheilige, das wir von dem geöffneten China gesagt haben, verschwiegen, und wir haben auch Vieles dieses Orts, der Leser möge uns dieß aufs Wort glauben, verschwiegen, wenn wir es nicht, unter den bestehenden Verhältnissen, für eine heilige Pflicht gehalten hätten, auch die schwache Seite des Buches hervorzuheben. Es gibt in Europa nur so wenige Gelehrte, welche sich mit der Geschichte des östlichen Asiens beschäftigen, und unter diesen nur einige, welche die Quellen derselben theilweise — das Ganze, können wir hier mit dem Dichter sagen, ist nur für einen Gott gemacht — aus eigener Anschauung kennen. Gutzlaff hat sich durch die Geläufigkeit, mit welcher er das Chinesische spricht, durch seine Stellung, seine Reisen und den längern Aufenthalt in China bey dem gewöhnlichen Publikum, das ohnedieß den Völkern des östlichen Kultursystems nicht hold ist, eine Art Autorität erworben. Es war deßhalb diesem gegenüber unumgänglich nothwendig, zu zeigen, daß man ein Land vielfach bereisen, und seine Sprache vollkommen sprechen kann, ohne deßwegen im Stande zu seyn, ein vollgültiges Urtheil über die Geschichte, die Literatur und Staatsverfassung desselben abgeben zu können. Es ist dieß überhaupt eine wunderliche Einbildung, zu glauben, es wäre hinreichend, fremde Staaten besucht zu haben, und deren

Sprachen zu verstehen, um sie dann, in einigen Mußestunden, nach allen Richtungen hin, in Leben, Kunst und Wissenschaft begreifen und beschreiben zu können. Um eine solche Aufgabe gehörig zu lösen, bedarf es neben der Grammatik und dem Wörterbuche noch ganz anderer Kenntnisse, noch ganz anderer Studien. Vor Allem aber bedarf es eines gesunden, richtigen Blickes, der Unparteylichkeit und Liebe zur Sache. Wer mit Widerwillen an die Geschichte eines Volkes geht, und ein Widerwille gegen China und seine Institutionen beschleicht natürlich alle Fremden in Canton oder Macao, welche unaufhörlich den Bedrückungen und Neckereyen der chinesischen Beamten ausgesetzt sind, wird niemals etwas Tüchtiges zu leisten vermögen.

Der beste Theil des vorliegenden Werkes ist sicherlich derjenige, welcher die Regierung und Staatsverwaltung des Mittelreiches beschreibt, und die größere Hälfte des zweyten Bandes umfaßt. Man wird zwar auch hier von mehreren auffallenden Unrichtigkeiten und ungegründeten allgemeinen Bemerkungen überrascht, wie z. B., daß das Feudalwesen erst gegen das achte Jahrhundert seine Kraft verloren hat, und daß man hier alle möglichen Staatsverfassungen, Monarchie, Republik, Despotie und selbst Hierarchie (!!!) in einer oder der andern Weise wiederfinde (II. 248, 249); dessen ungeachtet ist dieser Theil doch bey weitem der vorzüglichste. Wir wollen aber jetzt von vorn beginnen, und den Leser mit dem ganzen Inhalte des Werkes bekannt machen.

Wenn man von China spricht, so denkt man gewöhnlich bloß an das chinesische Reich im engern Sinne des Wortes, an das Mittelreich selbst, ohne die großen Länder zu beachten, welche jetzt unter dem Schirme der Centralregierung von Peking sich des Friedens und eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Man denkt nicht an die weithin sich erstreckenden Gebiete der Mandschu, Tungusen, Mongolen, Turkomanen, Coreaner, Tibetaner; man läßt unbeachtet die Bewohner von Tai wan, von den Lieou kieou und andern Inseln der östlichen Meere. Davis, die Edinburger, Pauthier, Medhurst haben bloß in diesem engern Sinne China dargestellt oder darstellen wollen. Schon der alte du Halde hat sich seine Aufgabe, wie es sich geziemt, weit höher gestellt, und in seiner Beschreibung auch alle auswärtigen Besitzungen der Chinesen aufgenommen; ihm folgten Platt in seinem trefflichen, gründlichen Werke und Gutzlaff. Das geöffnete China beginnt demgemäß mit einleitenden Betrachtungen über die Weltstellung China's »Dies Land ist östlich vom Ocean, im Westen und Norden von Wüsten und steilen Gebirgen umgränzt, und deßhalb schon von der Natur zur Abgeschiedenheit bestimmt wor-

den.« Wenn es aber heißt, die Eroberer nahten den Gränzen China's wie einem verbotenen Grund und Boden, so iſt das ungegründet. Im Gegentheile ward wohl kein Land der Erde ſo häufig von fremden Völkerſchaften bald theilweiſe, bald ganz erobert, wie China; es herrſchten hier und herrſchen heutigen Tags noch hunniſche oder mongoliſche, türkiſche, tunguſiſche und tibetaniſche Stämme. China iſt alſo allerdings erobert worden; aber niemals das chineſiſche Kulturſyſtem, welches im Gegentheile alle ſeine barbariſchen Zwingherren unterjochte. Der Leib ward dienſtpflichtig, die Seele des Landes hat ſich aber immerdar frey und unabhängig erhalten. Es werden nun die geographiſchen Verhältniſſe Aſiens, ſeine Sprachen und Religionen ſkizzirt, um als Einleitung zu dienen zu den allgemeinen Bemerkungen über die Geographie, die Geſtaltung des chineſiſchen Reiches und aller ſeiner Dependenzen Es wird behauptet, daß der Umfang des erſtern zu den letztern wie eins zu dreyzehn, die Bevölkerung des eigentlichen China's aber zu ſeinen auswärtigen Beſitzungen wie vierzig zu eins ſich verhält. »Die Mongoley nimmt unter dieſen auswärtigen Beſitzungen den erſten Rang ein; das Land wird durch die Wüſte Gobi zwiefach getheilt. Nördlich derſelben iſt das Land der Chalkas; ſüdöſtlich der Wüſte erſtrecke ſich aber ein anderer Diſtrikt, as far as the country of the Kosacks Kokonor lies between, China. Great Bucharia, Afghanistan and Tibet. Dieß iſt die Eintheilung der Chineſen, who appear to know more about the dreary desert than ourselves« (I. 18). Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man dergleichen in einem Werke lieſt, welches 1838 in England gedruckt wurde! Auf welche Weiſe aber die Koſaken ſüdöſtlich der Gobi durch die böſen Geiſter dieſer furchtbaren Wüſte, von welchen die Chineſen und Polo ſo viel zu erzählen wiſſen*), verzaubert wurden, wird wohl der Leſer ſchwerlich errathen können. Wir wollen ihm auf die Spur dieſes Spukes verhelfen. Die Chineſen theilen nämlich die Mongoley in adminiſtrativer Beziehung in zwey Theile, die äußere und innere Verwaltung, und bedienen ſich hierbey, wie namentlich in den geſammelten Satzungen des Reiches, des mongoliſchen Wortes Dſchaſak, oder richtiger Dſaſſak, welches Verwaltung heißt. Aus dieſem Dſaſſak ſind nun die Koſaken entſtanden. Zur innern Verwaltung (Dſaſſak) gehören vier und zwanzig Stämme, welche neun und vierzig Banner bilden; die Chalkas der äußern Verwaltung zerfallen in ſechs und achtzig Banner. Schmidt hat in ſeiner

*) Vgl. die treffliche Ausgabe des Venetianers vom Grafen Baldelli Boni: Il Milione di Messer Marco Polo. Firenze 1827. II. 93.

Abhandlung, die Volksstämme der Mongolen überschrieben; in den Abhandlungen der Petersburger Akademie vom J. 1834 die mongolischen Stämme der innern so wie der äußern Verwaltung namentlich aufgeführt, und uns nach einem mongolischen, auf Befehl des Kien long verfaßten Werke Einiges aus ihrer Geschichte mitgetheilt.

In dem dritten Kapitel wird uns eine geographisch-ethnographische Beschreibung China's im engern Sinne des Wortes mitgetheilt; es wird dann von den verschiedenen Namen des Landes und seiner Kreiseintheilung, von den Gebirgen, Flüssen und Seen gehandelt. Hierauf folgt eine Darstellung der Erzeugnisse und eine ausführliche Topographie China's, der Mandschurey, Mongoley, der Markgrafschaft Ili und Tibet's. Wir lesen dann einen kurzen, ungenügenden Abriß der Geschichte China's *), Bemerkungen über die Sprache und Literatur, über die Sitten und Gewohnheiten des Volkes. Der zweyte Band beginnt mit einer Geschichte der Künste und Wissenschaften des Mittelreiches, und geht dann über zu der ausführlichen Darstellung der Regierung und Verwaltung, die, wie wir oben bereits bemerkten, der vorzüglichste Theil ist des ganzen Werkes. Wir müßten aber ein Buch schreiben, wollten wir auch hier dem verehrten Verfasser ins Einzelne berichtend und berichtigend folgen. Wir ziehen es deßhalb vor, den einleitenden Abschnitt aus dem handschriftlichen Werke über China mitzutheilen, dem wir schon im Vorhergehenden einige Auszüge entnommen haben. Der kundige Leser wird wohl hieraus, wenn er nämlich das vorliegende Werk zur Hand nehmen, und mit der nachfolgenden Darstellung vergleichen will, am besten ermessen können, in welchem Ver-

*) G. theilt die chinesische Geschichte in alte, mittlere und neue. Er schließt die alte Geschichte mit dem Untergange der Han-Dynastie 263, und die des Mittelalters mit der Vertreibung der Juen oder Mongolen 1367 unserer Zeitrechnung. Es ist zu dieser Abtheilung der Geschichte China's so wenig Grund vorhanden, wie bey der Griechenlands, wo Leo ebenfalls eine solche Eintheilung vorgenommen hat. Sind denn die Perioden der Weltgeschichte, die wir Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit nennen, ersonnen, oder bilden sie nicht vielmehr wirklich große Abschnitte in der Geschichte und dem Entwicklungsgange der europäischen Menschheit? Hat denn nun aber das chinesische oder griechische Volk ähnliche, Epoche machende Begebenheiten in seinem geschichtlichen Leben aufzuweisen, die uns berechtigen könnten, eine ähnliche Eintheilung vorzunehmen? Ist dieß nun nicht der Fall, und daß es nicht der Fall ist, wird uns jeder Kenner zugeben, so haben die aus der allgemeinen Weltgeschichte auf die der einzelnen Völker übertragenen Periodeneintheilungen und die Beziehungen derselben keinen Sinn, und sind bloß eine leere Spielerey.

hältnisse die von dem Schreiber dieses benützte Handschrift steht zu dem neuesten Werke des thätigen und geistreichen Verfassers des geöffneten China's.

Die Mitte ward von den, nach ihren körperlichen Formen sowohl, als nach der geistigen Ausbildung, die sie von außen her erhalten, oder im Laufe der Zeiten sich selbst gegeben haben, verschiedensten Völkern der Erde für etwas Vorzügliches, für etwas Heiliges gehalten. Den Mittel- oder Nabelpunkt des Landes erkor sich die Gottheit, wenn sie sich herablassen wollte hiernieden, um der Menschheit die Geheimnisse des Jenseits zu verkünden, und um die verirrte auf die Bahn des Rechten zurückzuleiten. Delphi, Jerusalem, Mekka und Kapilapura sind, nach der Meinung der Griechen, Juden, Christen, Muhammedaner und Buddhisten, solche Centralpunkte des Erdenrundes. Hier habe die Gottheit, sagen sie, schon mehrmalen während des Auf- und Niederganges der Zeiten die ewige Wahrheit verkündet, und immerdar wird sie, wenn der Wahrheit himmlischer Glanz durch die Leidenschaften und Schwachheiten der Menschen wiederum verwischt oder verdunkelt wird, an diesem Orte von Neuem auferstehen und verkündet werden. Ihre Günstlinge bevorzugt die Gottheit, und für solche ausschließend Begünstigte halten sich die Anhänger jeder Religion, eines jeden Bekenntnisses. Ihnen, und nur ihnen allein, gibt sie zum Wohnplatze hiernieden das glückselige Mittelland, wo die wünschenswertheste Mischung der Klimate und Erdarten Statt findet, geeignet zur Erzeugung der mannigfachsten, herrlichsten Früchte der Erde, wie zum Hervorbringen der edelsten Geister der Menschheit. Eitelkeit und Selbstliebe, die Mutter vieles Bösen und manches Guten, bewog die meisten, die rohen wie die gebildeten, Völker der Erde, zu glauben, sie seyen diese Bevorzugten, und auf sie schaue die Gottheit herab in Gnaden; nur in ihrem Lande fließe Milch und Honig, und auf ihrem Boden allein erstünden die größten Männer der Welt. Hindu und Chinesen, benachbarte Völker, verschieden in jeder andern Beziehung, hat Eitelkeit und Selbstsucht dazu vermocht, daß sie beyde ihr Land Medhya desa, Tschong kur, d. h. Mittelreich, nannten, und dem Wahne sich hingeben, sie, die Bewohner des Mittelreiches, ragten über alle sie umwohnenden menschlichen Geschöpfe so hoch empor, wie die Götterwohnungen der hochaufgethürmten Berge Meru und Kuen lun über alle Hügel und Höhen von Dschambu Dwipa. Wie aber eine neue Religion, indem sie die früheren nationalen oder religiösen Vorurtheile besiegt, andere an deren Stelle setzt, können wir bey dieser Gelegenheit an einem denkwürdigen Beyspiele ersehen. Unser Land, sagt der abergläubige Chinese mit Wohlbe-

hagen, ist der Mittelpunkt der Schöpfung; nein, erwiedert der zum Buddhismus bekehrte Bewohner der Mitte, unser Vaterland wird irriger Weise das Mittelreich genannt; Tschin tan, Tschina, das Land gegen Osten, — so heißt China bey den chinesisch buddhistischen Scribenten, — bildet diesen Mittelpunkt nicht, sondern Indien, die Heimat der bereits erschienenen und künftig erscheinenden Buddha's. Mit nichten, antwortet der chinesische Muhammedaner, Arabien, von den Chinesen Tien fang, Himmelswohnung oder Paradies geheißen, da, wo Adam erschaffen wurde und Muhammed erstand, hier in Mekka ist der eigentliche, ist der wahre Mittelpunkt innerhalb der vier Enden der Erde [1]). Und so sind alle Völker, mögen sie zu dieser oder jener Familie gehören, mögen sie zu diesem oder jenem Glauben sich bekennen, in gleichem Wahne, in gleicher Eitelkeit und Selbstsucht befangen.

Die Völker und Stämme der Erde geben sich keine Eigennamen, sie nennen sich ganz allgemein Volk, Männer, Menschen, Leute. Die meisten einheimischen, von den Bewohnern eines Landes selbst ausgegangenen Benennungen lassen sich auf diese allgemeinen Bezeichnungen zurückführen. Die Tschermissen nennen sich Mari, Männer; die Kurilen und Samojeden Ainos, Njenetz, Menschen. Die in der Geschichte erwähnten Eigennamen der Völker und Stämme wurden ihnen gewöhnlich von ihren Nachbarn beygelegt, welche sie dann später selbst, wie die deutschen Völker den Namen Germanen, angenommen haben [2]). So haben auch die politischen und religiösen Parteyen ihre Benennungen gewöhnlich von den Gegnern erhalten. Bey den westlichen Völkern aber, welche sich der Lautschrift bedienen, läßt sich der dem Worte in der ältesten Zeit ursprünglich inwohnende Begriff nur selten ergänzen. Ganz anders in den weiten Ländergebieten des östlichen Asiens, wo man immerdar auf der niedern Stufe der Bilderschrift, wenn auch nicht später durchgängig, doch bey der Bezeichnung der Wörter der frühesten Bildungsepoche stehen geblieben ist. Von dem Bilde umschlossen, konnte sich das Wort weder durch äußere Zuthat, noch durch innere Ausbildung wesentlich verändern, oder gar in seiner ursprünglichen Bedeutung absterben. Wie das Samenkorn innerhalb der Mumie in den Pyramiden, erhielt es sich lebensfrisch und verständlich in seiner ältesten Bedeutung, von den frühesten Zeiten der Menschen bis auf den heutigen Tag. Wort und Wurzel sind

---

[1]) Siehe das buddhistische Werk Fa kiai egar li tu, oder Abbildungen der Religion I. 9. Morrison English-Chinese Dictionary. Macao 1822, unter dem Worte China.

[2]) Mox a se ipsis, invento nomine, Germani vocarentur.

natürlich in diesen Gegenden der Erde, wie sonst nirgendwo in den verschiedenen Sprachen unseres Planeten, gleichbedeutende Begriffe. Wie vor Tausenden von Jahren nennen sich die Einwohner des Mittelreiches jetzt noch mit einem einzigen Worte oder mit einer einzigen Wurzel Min, das heißt das aus der Erde von selbst hervorwachsende unkultivirte Autochthonen-Volk [1]).

Ein kleiner Theil der Autochthonen, welcher sich über die fruchtreichen, nur hie und da von den Absenkern der tibetanisch-indischen Gebirge durchzogenen Ebenen des gelben Flusses (Hoang ho) und des Stromes (Kiang) verbreitete, der in nordöstlichen und nordwestlichen Kreisen des heutigen Mittelreiches hauste, richtete sich zuerst aus der Barbarey, in welcher alle Erdgebornen ursprünglich versunken waren, zur Menschlichkeit empor, und setzte aus freyer Wahl die Einsichtsvollsten seiner Mitbürger als Herren ein über Land und Leute. Solche Treffliche waren Fo hi, Schin nong, Hoang ti und Jao. Diesem Letztern ertheilt Kong tse, dem wir in jedem Falle die einleitenden Worte zu den ersten vier Abschnitten des Annalenbuches zuschreiben müssen, außerordentliche Lobsprüche. Wir ersehen hieraus, wie diese Wahlmonarchen regierten oder wenigstens regieren sollten, und durch welche Mittel sie ihr ursprünglich kleines Reich und die wenige Länderstrecken umfassende Kultur nach allen Richtungen, bis hin zu den vier Meeren und über die Inseln gegen Sonnenaufgang, das heißt Schi pen oder Japan, erweiterten. »Diejenigen,« sagt Kong tse, »welche über den alten Kaiser Jao Forschungen angestellt haben, berichten, daß seine rühmlichen Thaten allenthalben sich verbreiteten; er war aufmerksam, erleuchtet, fein und verständig, so daß er Alles beruhigte. Mit Treue und Redlichkeit verband er Demuth; sein Licht leuchtete in allen vier Enden der Erde; er erforschte Beydes, das Himmlische und das Irdische. Durch seine Einsicht und Tugend herrschte Frieden in seiner Familie; herrscht aber Frieden in der Familie, dann lebt Ruhe unter allen Geschlechtern. Sind alle Geschlechter erleuchtet, dann ist Harmonie in allen Reichen; es wird das Volk erneuert, und allenthalben Eintracht verbreitet werden [2]).

---

[1]) Min heißen ursprünglich nach der Wörtererklärung oder dem Schun wen, so heißt das älteste regelmäßige Wörterbuch China's, ungefähr hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt von Hiu schin, alle von selbst hervorschießenden Gräser und Gewächse, die der Kultur nicht bedürfen. Wörtersammlungen nach gewissen Klassen und Bedeutungen in der Weise der indischen Koscha's gab es schon viel früher. Eine dieser Sammlungen, das Orl Ja, wird selbst zu den klassischen Schriften oder den King gerechnet.

[2]) Schang schu nach der Ausgabe vom zwanzigsten Jahre Kia king

Ferne im Süden wohnende barbarische Stämme hörten von den großen Tugenden Jao's; einer der Fürsten dieser Länder kam freywillig an den Hof der Mitte, und unterwarf sich dem erleuchteten Himmelssohne. Es gingen viele der Nachfolger Jao's im Reiche fort auf dem von ihm und den Altvordern vorgezeichneten Wege, und im Laufe der Jahrhunderte wurden alle die zerstreuten barbarischen Horden, welche wohnten von dem östlichen Meere bis an die Gränzen Tibet's und Hindostan's, von der Wüste Gobi im Norden bis herab zum südlichen Meere an die Gränze der Schan oder Siam und den Strom von Kambodja, für das Licht, welches ausging von den nordöstlichen Kreisen des jetzigen Reiches, für die Kultur des Fo hi, Jao und Schun gewonnen. Wenige Reste nur der, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung sehen werden, verschiedenen Rassen angehörigen autochthonen Bevölkerung dieser großen Länderstrecken konnten sich vor der nach allen Seiten um sich greifenden, jede fremdartige Eigenthümlichkeit zernagenden und glättenden Civilisation mit ihren angestammten Sitten und Gewohnheiten hin in die unzugänglichen Bergschluchten erretten, wo sie eine bis auf unsere Zeit fortdauernde fruchtlose barbarische Selbstständigkeit bewahren.

Obgleich die alten, ins Schöne malenden Quellen der Geschichte des Mittelreiches nichts hierüber berichten, so können wir doch mit Sicherheit annehmen, daß die Wahlmonarchie im östlichen Asien, wie sonst allenthalben auf Erden, zu vielen Successionsstreitigkeiten und Parteyungen Veranlassung gegeben hat. Man suchte wohl deßhalb im Laufe der Zeiten den Wirren, welche bey jeder Thronerledigung entstanden, entgegen zu arbeiten, und statt der Wahlmonarchie eine erbliche einzurichten. Anfänglich wählten die Regenten selbst noch bey ihren Lebzeiten denjenigen, welchen sie als den Trefflichsten zur Regierung des Reiches erkannten, zu ihrem Nachfolger. Merkwürdig ist, daß sie niemals in ihrer eigenen Familie den tüchtigen Mann gefunden haben. Diese Sitte behauptete sich aber nur innerhalb weniger Generationen *). Das Volk, aus Ehrfurcht für die Familie des verstorbenen Herrschers oder auch durch eine am Staatsruder stehende übermächtige Partey gezwungen, wendete sich bald von dem ge-

---

(1815) mit den ältern Commentatoren. Gedruckt in der Stadt zweyten Ranges (Fu) Nan tschang des Kreises Kiang si. Buch II. 1 f.

*) Camoens war nicht gut unterrichtet, wenn er singt (X. 130 nach der Uebersetzung von Donner):

Hier erbt das Zepter schon seit alter, grauer
Urzeit vom Vater nicht auf Sohnes Hand;
Den wählen sie, der wacker sich erwiesen,
Und der als weiser Ritter ist gepriesen.

wählten Herrscher aus einem fremden Hause hin zu dem Erben, dem Sohne eines geliebten Regenten. Es starb Ju im Jahre zweytausend einhundert acht und neunzig vor unserer Zeitrechnung, und hatte vor seinem Ende einen seiner weisesten Beamten, den J, zum Nachfolger erkoren. Das Volk und die Großen des Reiches widerstrebten aber dem Willen des verschiedenen Monarchen, und erkannten seinen eigenen Sohn, den Ki, als Nachfolger im Reiche. Von nun an ward es Sitte in den östlichen Ländern, wie in Deutschland zu den Zeiten der sächsischen oder fränkischen Kaiser, daß einer der Söhne, gewöhnlich der älteste, dem verstorbenen Vater nachfolge in der Regierung. Eine bestimmte Successionsordnung war aber und ist heutigen Tags noch nicht vorhanden im Reiche der Mitte. Mit Ki, oder wenn man will, mit seinem Vater Ju beginnt demnach die erste oder älteste Dynastie, die der Hia, so genannt von der erblichen Lehenherrschaft Hia, welche Ju von Schun zur Belohnung seiner großen Verdienste durch die Eindämmung der wilden Gewässer und die Herstellung der Ruhe und Ordnung im Reiche erhalten hatte. Ju ward nämlich von Schun zum Pe oder Lehenfürsten dritten Ranges erhoben *). Die großen Lehenbesitzer im östlichen Asien nannten sich aber, so lange das Feudalregiment im Osten sich behauptete, wie ihre Genossen im parthischen Reiche und während des Mittelalters die in Europa, nach ihren unter gewissen Bedingungen erblichen Feudalherrschaften. Hatte einer dieser großen Lehensleute das Glück, wie Hugo Capet in Neustrien, zum Herrn des ganzen oder doch wenigstens des größten Theils des Reiches sich empor zu schwingen, und in der Usurpation sich zu behaupten; so nannte er und das Volk, das ihm gehorchte, sein neues erweitertes Besitzthum nach der ehemaligen Stammherrschaft seiner Familie. Das ganze Land ward nun das Reich oder Land der Hia, der Schang und Tscheou genannt, wie man, während der Regierung dieser Familien, das deutsche Reich deutscher Nation nicht selten das Reich der Staufen, Lützelburger und Habsburger genannt hat. Als das Feudalwesen gegen das Ende des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung im äußersten Osten Asiens durch Tsin schi hoang ti vernichtet, und an dessen Stelle ein Administrativstaat eingerichtet wurde; so mußte auch nothwendig diese Sitte verschwinden, und die Gründer der folgenden Dynastien benannten das Reich, wie Li juen, der erste aus dem Hause des großen Tang, nach einem Titel, den sie oder ihre Vorfahren erworben

*) J sse, d. h gesammelte Geschichten, Buch XII, Bl. 5 r, wo alle Stellen aus dem Sse ki und andern historischen Werken gesammelt sind.

hatten, oder gaben, wie die Mongolen, die letzte einheimische chinesische Dynastie und die jetzt regierenden Mandschu, sich selbst und dem Reiche willkürlich ersonnene Ehrenbenennungen. Es bezeichnete Chubilai seine Dynastie mit einem Worte aus dem Buche der Wandlungen I king, und nannte sie Juen oder die Unermeßliche, weil eine Menge Völker durch die Gnade des Himmels unter der Mongolenherrschaft vereinigt wurden Tschu juen tschang hieß seine Dynastie Ming, die Leuchtende, und das Haus der Gioro Tay tsing, die Ueberausreine. Und so erhielt das Land der Mitte, mit dem Wechsel der mehr denn vier und dreyßig geschichtlichen Dynastien, welche es im Laufe der Jahrhunderte bald ganz, bald theilweise beherrschten, verschiedene Namen, von denen nur zwey über die Gränzen des eigenen Reiches hinaus sich verbreitet, und bis auf den heutigen Tag, unter den vielen Völkern der Erde, sich erhalten haben. Wir meinen Tsin oder Tsina, Kitan oder Kitaja. Serer, ein Wort, mit welchem die Alten unter andern auch die Chinesen bezeichnen, war aber niemals der Name eines besondern Volkes. Serer wurden, nach dem chinesischen Namen des Stoffes, den sie verkauften, von den Kaufleuten des Westens die Seidenhändler genannt, mochten sie wirklich Chinesen seyn, Perser oder Türken, und das Land, wo die Seide herkam, hieß nun Serica.

Es ist eine ungegründete, wenn auch seit den Forschungen Gosselins häufig wiederholte Behauptung, daß die alten Griechen und Römer keine Nachrichten von China gehabt haben. Das Land sowohl, wie seine Bewohner waren ihnen im Gegentheile schon zu der Zeit, als der Cyrenäer Eratosthenes die Berichte der Geschichtschreiber und Reisenden zu einer systematischen Erdkunde verarbeitete, unter dem Namen Thinä bekannt geworden *). Wäre diese Benennung des äußersten Reiches gegen Osten zuerst unter Tsin schi Hoang ti (regierte von 247 — 210 vor unserer Zeitrechnung) aufgekommen; so müßte freylich die Kunde dieses

*) Eratosthenes bey Strabo I und II. Vgl. Strabo ed. Tschukke u. Friedemann, Bd VII. 451. Schon Xylander hat ganz richtig bemerkt, daß man Thinä auf Sinä beziehen müsse. Die Annahme Gosselin's, daß unter Thinä die Provinz Tenasserim verstanden werden müsse, ist ganz ungegründet Durch welche historische Urkunden könnte es wohl bewiesen werden, daß im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der Name Tenasserim vorhanden war? Kapitän Low, der an Ort und Stelle eine ausführliche Beschreibung von Tenaressim verfaßte, konnte keine Urkunde über die ehemalige Beschaffenheit dieses Landstriches erhalten. Kapitän Low's History of Tenasserim in dem Journal of the R. A. S. Nro. IV. 253.

Namens sich ungewöhnlich schnell von Indien aus nach Persien und dem Abendlande verbreitet haben, wenn er dem griechischen Erdbeschreiber, der doch höchst wahrscheinlich sein berühmtes Werk gegen das Ende des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zu Alexandria vollendete, schon bekannt geworden wäre. Der Name Thinä, Tsinä oder Sinä kam aber nicht erst durch den Begründer der großen Dynastie Tsin in Umlauf. Schon seit dem Anfange des neunten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung war Tsin der Name eines bedeutenden Feudalreiches in einem der westlichen Kreise des heutigen chinesischen Landes, in Schen si. Diese Feudalherrschaft umfaßte das Gebiet der Districte Si ngan, Han tschong, Fong tsiang und einige andere Plätze. Fei tse, der erste Feudalkönig von Tsin, trat die Regierung seines Reiches an im Jahre 897 [1]). In diesen westlichen Gränzländern des chinesischen Reiches ward immerdar und wird bis auf die neuesten Zeiten den fremden Kaufleuten, die über das östliche Turkestan in zahlreichen Karawanen dahinziehen, der Zutritt gestattet. Es konnte demnach von hier aus vermittelst der persischen und bactrischen Kaufleute, die lange Zeit die Zwischenhändler waren zwischen dem Osten und Westen Asiens, der Name Tsin schon vor der Herrschaft des Tsin schi über ganz Asien und Europa verbreitet worden seyn. Auch in Indien war sicherlich das östliche Land, lange vor den Zeiten des Tsin schi, unter demselben Namen bekannt. Denn es werden die Tschinas, welche sicherlich Chinesen sind, schon in dem Gesetzbuche Manus und im Mahabharata aufgeführt [2]). Die im Norden jenseits der großen Mauer gegen die hunnischen oder mongolischen Völkerschaften unternommenen Streifzüge und die im Süden bis Bengalen hin sich erstreckenden Eroberungen des Tsin schi haben aber ohne Zweifel viel zur Befestigung der Bezeichnung des Mittelreiches bey den westlichen Völkern beygetragen. Unter diesem Namen haben dann später auch die Portugiesen, nachdem sie in Indien gelandet waren, vermittelst der arabischen und indischen Kaufleute, Reich und Volk im Osten der Erde kennen gelernt. So ward nun die Benennung China, sprich Tschina, von Portugal aus neuerdings über alle Länder und unter allen Völkern des Westens verbreitet.

Man wußte aber zu dieser Zeit und während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts nicht, daß Tschina dasselbe Land sey,

---

[1]) Der Stammbaum der Tsin findet sich in den Annalen des Sse ma tsien und in den J sse oder gesammelten Geschichten. J sse schi hi tu, Bd. I. Bl. 14, v.

[2]) Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes II. 34 f.

welches ehemals, nach den von 907 bis 1225 in den nördlichen Kreisen und jenseits der Wüste Gobi bis nach Kaschgar hin herrschenden tunguſiſchen Volke der Kitan oder Leao, Kitan oder Kitaja genannt, und vermittelſt arabiſcher Reiſenden und Geſchichtſchreiber unter dieſem Namen im Weſten Aſiens, in Europa und Afrika bekannt geworden war. Richtiger hatte man anfänglich bloß die nordöſtlichen und nordweſtlichen Lande des Mittelreiches, im Süden bis zum gelben Fluſſe herab, nach dem hier herrſchenden Volke Kitaja genannt. Die ſüdlichen Kreiſe bis hin zum Ocean und zu den Gränzen Hinterindiens, wo die einheimiſche chineſiſche Dynaſtie der Song regierte, nannte man aber Tſchina, zum Unterſchiede von dem nördlichen Kitaja. Bald ward aber dieſe letztere Benennung, namentlich zu den Zeiten der Mongolenherrſchaft, über das ganze große Reich der Mitte ausgedehnt. P. Matthäus Ricci war der erſte Europäer, welcher nach den zu Peking eingezogenen Nachrichten vermuthete, daß Tſchina und Kitaja bloß ein verſchiedener Name ſey für ein und dasſelbe Land, eine Thatſache, die damals von vielen, namentlich auch von den jeſuitiſchen Miſſionären in Indien, widerſprochen wurde. Um nun dieſe höchſt wichtige, geographiſch-ethnographiſche Streitigkeit zwiſchen den Vätern in China und Indien zu Ende zu bringen, und ſich durch Augenſchein von der Wahrheit der einen oder der andern Behauptung zu überzeugen, ward der Portugieſe Benedict Goes auf Befehl König Philipp III. von Spanien und Akbar des Großen, des Herrſchers von Delhi, mit allerley koſtbaren Waaren verſehen, und als armeniſcher Kaufmann verkleidet, abgeſandt, um die Länder Mittelaſiens zu bereiſen. Im Anfange des Jahres 1603 ging Goes vom Hofe des Großmongolen aus über Lahor, Kabul, Badakſchan und Jarkand auf die Entdeckungsreiſe hin nach Kitaja, wo auch der kühne, beharrliche Mann nach vielen Mühſeligkeiten und Gefahren, am Ende des Jahres 1605, zu Su tſcheou des jetzigen Kreiſes Kan ſu (39° 45′ 40″ n. Br. und 17° 21′ 30″ w. L. von Peking) angekommen, und im April des Jahres 1607 geſtorben iſt *). Durch dieſe denkwürdige Reiſe des Bruders Benedict ward die Identität Kitaja's und Tſchina's über allen Zweifel erhoben. Die China im Norden und Nordweſten umwohnenden Völker, wie Mongolen, Türken, Perſer und Ruſſen, nennen das Mittelreich auch heutigen Tags noch Kataja, Chataja, Kita oder Kitat. Die Tunguſen oder öſtlichen Tataren nennen China, man weiß nicht recht warum, Nikan. Die Chineſen ſelbſt haben übrigens für ihr Land und ihren Staat allerley Ehrenbe-

*) Trigantius V. 11 folg.

nennungen ersonnen, wie Blume der Mitte und himmlischer Hof; denn der Himmel, wähnen sie, habe die Söhne Han's seit undenklichen Zeiten zu seinen Lieblingen auserkoren, und sie zu Herren eingesetzt über alle Inseln der Barbaren innerhalb der vier Meere.

Derselbe Unterschied, der zur Zeit der glanzvollen Herrschaft Karl's des Großen und Napoleon's zwischen Franzien und dem Frankenreiche, zwischen Frankreich und dem französischen Reiche Statt gefunden hat; derselbe Unterschied findet während vieler Perioden der Geschichte des Mittellandes und heutigen Tags noch Statt zwischen den Benennungen China und chinesisches Reich. Es standen nämlich und stehen noch unter dem Zepter des chinesischen Kaisers mehrere Länder und Staaten, welche nicht zu China im engern Sinne des Wortes, d. h. zu den von Chinesen bewohnten Gegenden gehören, und sie dürfen nicht, wie gemeinhin geschieht, in der Beschreibung oder der Geschichte des chinesischen Reiches übergangen werden. Man bedenke, um uns theilweise der Worte des vielkundigen Geographen zu bedienen, daß der unmittelbare Einfluß China's von Peking bis hin nach Bochara gegen sechs- bis siebenhundert geographische Meilen weit reicht, und in manchen Jahrhunderten bis in das Stufenland des Oxus und Jaxartes sich erstreckte, zu den Ländern am Aralsee, ja fast bis zum östlichen Fuße des uralischen Gebirges und zur äußersten Gränze Ost-Europa's. Denn wenn auch die politische Macht des Chinesenstaates, selbst während der glänzendsten Periode seiner Geschichte, unmittelbar nur bis zu dem Wasserscheiderücken zwischen den Ost- und Westströmen im Belur Tag geht; so wirkt dessen Einfluß doch überall auf jene Gränzstaaten von Badakschan, Bochara und Kokand; namentlich aber auf jene unzähligen Wanderhorden, die von Ost gegen West immerfort jene Ländergebiete durchstreifen und beleben, welche leicht hin und herziehen, in ihren Sitzen und Unterwerfungen unter den einen oder den andern Zepter wechseln, ihren Heerdenreichthum bald friedlich weiden, bald plötzlich und vorübergehend oder auch fortwährend als Raubhorden die Nachbarländer heimsuchen, und so deren festgesiedelte Einwohner in dauernde Sorge und Bedrängniß versetzen. Diese großartige, welthistorische Erscheinung ist noch keineswegs in allen ihren Theilen weder von Geographen, noch von Ethnographen und Historikern in dem ganzen Umfange ihres Einflusses auf Völker- und Staatenbildung so gewürdigt, wie sie es verdient. Es wäre aber ganz irrig, diesen Einfluß bloß etwa nur für eine zufällige, moderne, ephemere Erscheinung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse Ostasiens anzusehen, und sie in der Gesammtbetrachtung der

Völker- und Culturen-Verhältnisse Asiens, wie es bisher geschehen ist, als etwas ganz Zufälliges ganz außer Acht liegen zu lassen. Nur die frühere, gänzliche Unwissenheit der Europäer in der chinesischen Literatur und Geschichte konnte diese bisherige Lücke in dem Geschichtszusammenhange der Welt- und Völker-Historie entschuldigen. Wir sind aber gegenwärtig im Ganzen schon hinreichend, wenn auch im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig bleibt, in den Quellen der chinesischen Geschichte bewandert, um zu wissen, daß derselbe chinesische Einfluß seit zwey vollen Jahrtausenden auf die Westländer Asiens, Bochara und Transoriana in dem Grade eingewirkt hat, wie nur die Araber im Mittelalter auf den christlichen Occident. Man kann im Allgemeinen behaupten, daß jede in sich abgeschlossene Culturwelt, die auf lange Jahrhunderte mit einer andern Civilisation in directen Verkehr tritt, auf diese mächtig umgestaltend einwirken muß.

Je nach der verschiedenen Größe des Reiches, in den vielen Jahrhunderten seiner Geschichte, war nun China bald in mehr, bald in weniger Kreise eingetheilt. Man hatte in früheren Zeiten mit Unrecht die Wörter, wodurch die Chinesen die großen Abtheilungen ihres Landes bezeichnen, durch die Benennungen Provinzen oder gar Vicekönigreiche übersetzt. Es gibt hiesigen Landes weder Provinzen im alten europäischen Sinne, noch was eine Folge davon, einen Provincialgeist. Man kennt seit den frühesten Zeiten bloß eine, nach dem Laufe der Flüsse und der Richtung der Gebirge bestimmte Kreis- oder Departementaleintheilung, wie sie im Westen zuerst von der constituirenden Versammlung in Frankreich vorgenommen wurde. Dieß erhellt schon aus der Bedeutung der Namen, die wir alsbald mittheilen werden, welche die einzelnen Kreise erhalten haben; sie beziehen sich entweder auf die Richtung der Berge und Flüsse, von denen sie durchschnitten werden, oder sind bloß Ehrenbenennungen. Diese Kreiseintheilung war natürlich nach Zahl, Namen und Ausdehnung verschieden unter den verschiedenen Dynastien. Die bewohnbaren Districte des Landes haben in den früheren Jahrhunderten aus den zahlreichen Flüssen und Gewässern des Mittelreiches wie Inseln empor geragt, und wurden demgemäß auch Inseln, Tscheou genannt. Die erste Eintheilung der von dem östlichen Kulturvolke beherrschten Lande in neun Inseln wird bald dem an der Gränze der Mythe und Geschichte stehenden Hoang ti, bald auch dem Ti ko zugeschrieben. Schun theilte das Reich in zwölf Inseln oder Tscheou. Ju, der Gründer der Dynastie Hia, stellte mit einigen Veränderungen in den Namen die alte Eintheilung des Reiches in neun Inseln wiederum her, deren

Gränzen, Erträgniſſe und Abgaben in dem Annalenbuche in dem Abſchnitte, Tribut dem Ju dargebracht, genannt, ausführlich beſchrieben werden. Dieſes Kapitel des Annalenbuches iſt, um dieß hier gelegentlich zu bemerken, die älteſte ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung eines Landes unter denen, die uns von den verſchiedenſten Völkern der Erde überliefert wurden. Unter der langen Regierung der dritten Dynaſtie der Tſcheou (1122—249 v. u. Z.) zerfiel das Reich in verſchiedene Feudalſtaaten, deren bald mehr bald weniger waren. Von einer Kreiseintheilung kann alſo zu dieſen Zeiten keine Rede ſeyn. Tſin ſchi Hoang ti erweiterte die Herrſchaft des Culturvolkes durch ſeine Eroberungen im Süden und Norden; er ſchaffte das Feudalweſen ab und theilte das Reich im Jahre 221 vor unſerer Zeitrechnung in ſechs und dreißig Kreiſe, welche von ihm Kiun oder Herrſchaften genannt wurden. Unter den beyden Han, dem öſtlichen und weſtlichen, ward das Reich in dreyzehn Kreiſe, Tſcheou, Inſeln oder Pu, Regierungen genannt, eingetheilt. China zerfiel aber im Laufe der Geſchichte mehrmalen in mehrere, unabhängige, gegenſeitig ſich bekriegende Staaten, deren Kreiseintheilungen wir hier übergehen. Unter den Tang (618—907 u. Z.) ward das Land bald in zehn bald in funfzehn, unter den Song (960—1280), ſo lange ſie noch ganz China beherrſchten, in drey und zwanzig, unter den Juen oder Mongolen (1280—1368) in achtzehn, und unter den Ming (1368—1644) in funfzehn Kreiſe eingetheilt. Die Tang, Song und Juen nannten die Kreiſe Tao oder Lu, das heißt Wege, und die Ming Seng, Inſpectionen oder Regierungen [1]). Dieſe funfzehn Inſpectionen wurden von den Portugieſen und Spaniern, ſo wie von den katholiſchen Miſſionären, welche zur Regierungszeit der Ming nach China kamen, durchgängig nach den zahlreichen, einheimiſchen geographiſchen Werken, unter dem Namen der funfzehn Provinzen des chineſiſchen Reiches beſchrieben. So von Martini in ſeinem chineſiſchen Atlas, von Semedo, Magelhaens und vielen Andern in ihren bekannten hiſtoriſch-geographiſchen Beſchreibungen des chineſiſchen Reiches.

Man könnte glauben, es müßte einem der Sprache und Schrift des Mittelreiches kundigen Manne bey der Maſſe geographiſcher Werke, welche die Chineſen über ihr Land beſitzen, ein Leichtes ſeyn, eine den Anforderungen der europäiſchen geographiſchen Wiſſenſchaft genügende Darſtellung des öſtlichen Aſiens

[1]) Dieſe und andere Kreiseintheilungen des chineſiſchen Reiches finden ſich zuſammengeſtellt in den Einleitungen zu den verſchiedenen geographiſchen Werken und in dem buddhiſtiſchen Werke Fa kiai li tu. I 3.

zu liefern. Dem ist aber keineswegs so. Die Chinesen haben von Wissenschaft überhaupt in unserem Sinne des Wortes keine Ahnung, und am wenigsten von einer wissenschaftlichen Erdkunde. Der Chinese haftet in allem seinen Thun und Treiben an Kleinigkeiten; er kann sich niemals der Einzelnheiten entschlagen, um sich zum Großen und Allgemeinen, zur Idee empor zu schwingen. Der chinesische Geograph beachtet weder die Gestaltung der Oberfläche der Erde im Zusammenhange, noch nimmt er in seiner Beschreibung auf die geologische oder klimatische Beschaffenheit eines Landes Rücksicht. Auch weiß er nichts von der relativen Höhe der Erdrinde, und nur selten berührt er den Zug der Gebirgsketten im Großen und den eng damit zusammenhängenden Lauf der Gewässer. Für den chinesischen Geographen hat die Erdkunde als solche gar keinen Werth; sie ist ihm bloß ein Hülfsmittel zur Geschichte. Er berichtet umständlich, wie dieser oder jener Ort in den verschiedenen Jahrhunderten geheißen hat; denn auch die einzelnen Orte wurden unter den verschiedenen Dynastien verschieden genannt. Er erzählt, zu welchem Districte und zu welchem Kreise ehemals diese Orte gehörten, wie viele Ringmauern und Thore sie hatten und haben, und wie hoch sie sind; er gibt an, ob die Städte zur ersten, zweyten, dritten oder vierten Classe gerechnet werden, welche berühmte Gebäude, Tempel, Klöster, Altäre und Schulen darin sind; er beschreibt die einzelnen Berge, was sie für eine Gestalt haben, hie und da auch, wie viel Li oder Meilen sie hoch sind, so wie die Flüsse, welche dieser oder jener Kreis, dieser oder jener District enthält; er macht endlich alle Festungen und Forts, die Brücken und die durch ihr Alterthum ehrwürdigen Gebäude namhaft, so wie die Produkte, welche in diesem oder jenem Kreise, bey dieser oder jener Stadt wachsen. Hätten wir eine wissenschaftliche Geographie des chinesischen Staates, so könnte dieses, ohne Zweifel zuverläßige Detail der einheimischen Erdbeschreibung von großem Nutzen seyn. Da dieß aber nicht der Fall ist, so werden wir durch die Masse des rohen, planlos zusammengehäuften, nicht selten auch ganz unbedeutenden Details mehr verwirrt als aufgeklärt. Die wenigen wissenschaftlichen Bestimmungen, welche wir bey den chinesischen Geographen vorfinden, haben die dummstolzen, hochmüthigen Söhne des Mittelreiches fremden Völkern zu verdanken.

In den früheren Jahrhunderten, bis zu den Zeiten der großen Tangdynastie, berechnete man in China die Entfernung eines Ortes von dem andern bloß nach einem unbestimmten, von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnden Längenmaße. Von der Bestimmung eines Punktes auf Erden nach Länge und Breite, mit einem Worte von der Anwendung der Astronomie in der geo-

graphischen Wissenschaft, hatte man in der Blume der Mitte keine Ahnung. Man lernte dieß, wie sicherlich vieles Andere, später erst von den Hindu, namentlich von den buddhistischen Sendboten. Aber auch dann waren geborne Chinesen in der Folgezeit selten im Stande, solche Messungen und Bestimmungen vorzunehmen. Es mußten aus der Fremde wissenschaftlich gebildete Muhammedaner, Araber und Perser, so wie Europäer ihrer Unkunde und Unfähigkeit zu Hülfe kommen. War eine Zeit lang, wie dieß unter der Regierung der Ming geschah, die Verbindung mit dem Auslande unterbrochen, so lagen die früheren aus der Fremde stammenden mathematisch-astronomischen Instrumente unbenutzt und unbrauchbar da. Mehrere solche, von Arabern oder Persern verfertigte, aus den Zeiten der Mongolenherrschaft stammende Instrumente, deren Gebrauch damals Niemand mehr kannte, fanden die Jesuiten bey ihrer Ankunft in China vorräthig. Alles, was die Chinesen heutigen Tags von wissenschaftlicher Geographie besitzen, verdanken sie den Jesuiten-Missionären des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche von den großen Herrschern der Mandschudynastie als Mathematiker und Astronomen angestellt und beschützt wurden. Bevor man aber zu einer mathematisch-geographischen Vermessung des Landes schritt, war es nöthig, ein festes Längenmaß zu bestimmen; man stellte als Norm fest, daß der Grad in zweyhundert Li eingetheilt werden solle. Nachdem dieß geschehen, ging man an die Vermessung des ganzen Landes, welches damals zur mandschu-chinesischen Dynastie gehörte. Dieser Vermessung, welche wir hier als bekannt voraussetzen, verdanken wir heutigen Tags noch unsere genauere Kenntniß Chinas, des nordöstlichen und eines großen Theiles Mittelasiens. Es scheint nicht, daß die Chinesen seit dieser Zeit neue Aufnahmen oder Vermessungen vorgenommen hätten. Dessen ungeachtet wollen wir die von den Angaben der Missionäre etwas abweichenden Längen und Breiten verschiedener Orte und Punkte der Erde, welche wir in der mathematisch-astronomischen Abtheilung der allgemeinen Satzungen des Reiches vorgefunden haben, weiter unten mittheilen. Vielleicht mögen sie sich, was aber im Originale nicht bemerkt ist, auf neuere astronomische Beobachtungen oder genauere Berechnungen gründen.

Obgleich die Staaten Hinterindiens, wie Birma, Siam und Annam, gemeinhin Cochinchina genannt, die Oberhoheit des chinesischen Reiches anerkennen und jährlich tributbringende Gesandten dahin absenden; obgleich die erblichen Lehensherrn von Oberlaos und einiger andern an China angränzenden Districte unmittelbar unter China stehen: so werden doch diese Länder mit

Recht auch von den chineſiſchen Geographen nicht zu den Beſitzungen des Mittelreiches gerechnet, ſondern wie Korea, welches doch in viel engerer Verbindung mit China ſteht, unter der Abtheilung, die von den fremden Reichen (Wei fue) handelt, aufgeführt. China hatte zwar in den früheren Jahrhunderten mehrmalen, namentlich unter Thin ſchi Hoang ti, unter der großen Tangdynaſtie und während der Regierung der Mongolen ſeine unmittelbare Herrſchaft über den größten Theil der Halbinſel jenſeits des Ganges ausgedehnt; jetzt wird es aber im Südweſten des Reiches durch eine willkürlich gezogene, auf Verträgen beruhende politiſche Gränzlinie oder durch hohe Gebirge, von den Staaten Hinterindiens geſchieden. Dieſe Linie zieht ſich größtentheils innerhalb des drey und zwanzigſten und zwey und zwanzigſten Grades nördlicher Breite längs der drey chineſiſchen Kreiſe Jun nan, Kuang ſi und Kuang tong. Der Diſtrict der Stadt erſten Ranges (Fu) Jong tſchang des Kreiſes Jun nan trennt China von Awa oder Birma. Der äußerſte bedeutende Gränzort dieſes Diſtrictes gen Birma iſt Long han kuan (23° 41′ 40″ N. Br. und 18° 32′ 0″ W. L. von Peking). Gegen Lowas oder Laos und die Schan oder Siameſen ſind die einigermaßen wichtigen Gränzorte: Mong ting (23° 37′ 12″ N. Br., 17° 14′ 40″ W. L. von Peking), das fälſchlich eine Stadt erſten Ranges (Fu) genannt wird [1]), Mong lien (22° 19′ 20″ N. Br., 16° 42′ 0″ W. L.) und [2]) Suen wei ſſe (22° 12′ 0″ N. Br., 15° 26′ 40″ W. L.), die ſämmtlich zum Kreiſe Jun nan gehören und von einheimiſchen erblichen Obern regiert werden, die zu China in einer Art Lehnsverband ſtehen. An Annam grenzen die Bezirke der Stadt dritten Ranges (Hien) Mong tſe (23° 24′ 0″ N. Br., 12° 52′ 20″ W. L.) und der Stadt erſten Ranges Kue hoa (23° 24′ 30″ N Br. 12° 6′ 45″ W. L.) des Kreiſes Jun nan; ſo wie die Diſtricte der Städte erſten Ranges Tay ping (22° 25′ 12″ N. Br., 9° 21′ 20″ W. L.), Nan ning (22° 43′ 12″ N. Br., 8° 25′ 30″ W. L.) und Lien tſcheou (21° 38′ 54″ N. Br., 7° 29′ 40″ W. L.) der Kreiſe Kuang ſi und Kuang tong. Nach der Beſtimmung des aſtronomiſchen Kollegiums zu Peking grenzt Jun nan an Annam im zwey und zwanzigſten Grad achtzehn Minuten nördlicher Breite und im zehnten Grad weſtlicher Länge von Peking [3]). Der Küſtenſtrich des Kreiſes Kuang tong bildet durch eine ſtarke Biegung gegen Süden den Golf von Tong king,

---

[1]) So auch auf der ſonſt vortrefflichen Karte Hinterindiens von Berghaus.

[2]) Auf Berghaus Karte Souen uei tſe genannt.

[3]) Hoei tien. Compendium Buch 62. Bl 15, r. 17, v.

ein Land, das ehemals selbstständig war, jetzt aber bloß einen Theil des Reiches Annam ausmacht. Zum Kreise Kuang tong gehört die ihm gegenüber liegende bedeutende Insel Hai nan; sie bildet den südlichsten Punkt des Landes. Der Bezirk Jai tscheou, der südlichste der Insel — Jai tscheou heißt zu deutsch das hohe, felsige Uferland — liegt unter achtzehn Grade dreyzehn Minuten nördlicher Breite [1]). Von Kuang tong zieht sich die Küste in nordöstlicher Richtung längs des Weltmeeres hin, welches von den Chinesen an dem verschiedenen Uferlande verschiedene Namen erhält. Der Theil, welcher die Küsten der Kreise Kuang tong und Fo kien bespült, bis zur Inselgruppe Pong hu und Tai wan, von den europäischen Geographen die Latronen und Formosa genannt, welche in administrativer Beziehung zu Fo kien gehören, heißt Meer des Südens, und der andere bis nach Sching king, dem Heimathlande der Mandschu, Meer des Ostens. Von hier weiter bis zur nordöstlichen Gränze, jenseits des Amur, führt das Meer keinen eigenen Namen. Die Inselgruppe Lieu kieou, welche die Oberherrschaft der beyden Reiche Japan und China anerkennt, in Wahrheit aber unabhängig ist, wird von den Geographen des Mittelreiches einzig und allein zu ihrem Lande gerechnet. Die Lieou kieou beginnen, nach der Angabe des astronomischen Kollegiums zu Peking, sechs und zwanzig Grade zwey Minuten nördlicher Breite und eilf Grade dreyßig Minuten östlicher Länge von Peking [2]). Das Land zieht sich, den bedeutenden Vorsprung oder die Landzunge von Schan tong abgerechnet, ziemlich regelmäßig nach Nordosten, wo es hinter dem Kreise Schan tong zurück tritt, und das von den Europäern sogenannte gelbe Meer oder den Golf von Peking bildet. Von hier aus nimmt die Küste wiederum die alte Richtung nach Nordost längs des ehemaligen Kreises Leao tong und des Heimatlandes der Mandschu, jetzt Sching king genannt, macht einen

---

[1]) Tay Tsing Hoei tien tu, d. h. die Abtheilung, welche die Karten enthält, Buch 87. Bl. 5 r. Es ist unbegreiflich, daß man noch im Jahre 1833 in einer Reise um die Erde behaupten konnte, China erstrecke sich im Süden bis zum Aequator hin Dieß steht in der auf Befehl des damaligen französischen Marineministers, Grafen von Rigny, gedruckten Reise um die Welt von Capitän Laplace. Voyage autour du monde. Paris 1833. B. II. S. 42. Alles, was Capitän Laplace von China sagt, zeigt von einer in unsern Tagen seltenen Unwissenheit. So erzählt uns dieser Seefahrer, daß die Herrschaft der Mongolen in China im Jahre 1643 aufgehört habe, daß die Chinesen wenige, oder besser gar keine Bücher hätten. Quoique les Chinois connaissent l'imprimerie, ils n'ont que peu ou point de livres! u. s. w. II. 32. 184.

[2]) Hoei tien a. a. O.

großen Vorsprung nach Südost, welchem die Halbinsel Korea ihr Daseyn verdankt, und geht dann, immer nach Nordost sich wendend, bis zur Mündung des Amur und der dieser Mündung gegenüber liegenden Insel Tarakai.

Der Amur, von den Chinesen He long kiang, der schwarze Drachenfluß und von den hier einheimischen Tungusen Sachalien genannt, erhält von den Geographen des Mittelreiches dann erst diesen Namen, nachdem er den Fluß von Nipschu, das Nertschink der Russen, bey der Stadt gleichen Namens (51° 45′ 34″ N. Br., 114° 9′ 46″ O. L. von Paris, nach der neuern Bestimmung von Fuß) aufgenommen hat. Die Gränzlinie zwischen Rußland und China ziehet sich nach der Ansicht der Chinesen längs der Gebirgskette des äußern Hing ngan oder der glücklichen Ruhe hin außerhalb des Reiches, jenseits des Amur. Der innere Hing ngan erstreckt sich dießseits des Flusses nördlich von Mergen und Tsitsicher. Die Gebirgskette des äußern Hing ngan beginnt nach der Angabe chinesischer Geographen nordwestlich vom Gebiete der Kalka-Mongolen Ssetsen Chan, wendet sich nördlich von Nipschu und Jakſa (Albasin) gen Osten bis hin zum ochotzkischen Meere [1]). Nördlich von dem äußern Hing ngan beginnt nach ihnen erst das Gebiet der Go lo sse oder Rußland. Vom Fuße dieses Gebirges und von Nertschinsk aus zieht sich jenseits des Onon, in südwestlicher Richtung, die Gränzlinie zwischen China und Rußland, durchschneidet die Selenga, geht über einen Theil der Gebirgskette Tangnu Urianghai, welche hier den speciellen Namen Toroß führt, und auf dieser Seite unter dem 56° 40′ N. Br. die äußerste Gränze des chinesischen Reiches gegen Norden bildet [2]). Die Gebirgskette Tangnu Urianghia ist aber ein nordöstlicher Absenker des großen altaischen Gebirgssystemes. Von Toroß aus läuft die Grenzlinie immer in südwestlicher Richtung hin zum Altai oder Goldgebirge, wo nördlich von Dsai dsannon oder dem See der Edlen, in dem ehemaligen Lande der Dsongaren, die chinesischen Grenzposten stehen. An den Ufern des obern Irdisch, welcher bekanntlich durch diesen See fließt, und am Dsaidsee selbst ziehen, nordwestlich von der chinesischen Gränze, die türkischen Kaisak oder Kirgisen der großen Herde nomadisirend herum, welche zwar mit dem chinesischen Gränzkommandanten in gutem Vernehmen stehen, aber keineswegs, wie es in den gewöhnlichen Handbüchern heißt, die Oberhoheit des chinesischen Reiches anerkennen [3]). Sie erhalten von der chinesischen Regierung bey

1) Hoei tien, Compendium Buch 10. Bl. 10, r.
2) Hoei tien Geographie Buch 87. Bl. 5, r.
3) Zum Beyspiel in dem sonst fleißigen Werke Balbis: Abrégé de Géographie. Paris 1833. S. 758.

weitem werthvollere Geschenke, als diejenigen sind, die sie von Zeit zu Zeit unter dem Namen des Tributs an den Gränzkommandanten abliefern. Die Kirgis-Kaisak zerfallen nämlich in drey Horden, in die große, mittlere und kleine, wovon der größere Theil der letztern, am Aralsee und am kaspischen Meere wohnend, den Russen zinspflichtig ist. Nach chinesischen Nachrichten zieht die linke oder große Horde an den Gränzen von Tarbagtai, Choldu und Urianghai herum; die rechte oder mittlere jenseits der Gränze von Ili [1]). Die sämmtliche Bevölkerung der Kirgisen mag sich nach Alexei Lewschin's Schätzung auf dritthalb bis drey Millionen belaufen [2]). Die kleine Festung Tarbagtai, ehemals Tschugutschak genannt, liegt nach der Bestimmung des astronomischen Collegiums 47° N. Br. und 30° W. L. von Peking [3]); es sind hier zwey Amban oder Commandanten, welche unter dem Militärgouverneur der Markgrafschaft Ili stehen, der in Guldscha oder Ili, einer Stadt, die von Kien long 1754 den Titel Hoei juen tsching, Festung der glücklichen Entfernung (42° 46′ N. Br., 80° 28′ O. L. von Paris), erhalten hat, residirt. Die Karawanen, welche von Semipolatinsk nach Tarbagtai ziehen, brauchen gewöhnlich zwölf Tage [4]). Von Tarbagtai zieht sich die Gränzlinie an den westlichen Gränzen der Markgrafschaft Ili hin, wovon der äußerste Punkt an der Zwiebelkette, 47° W. L. von Peking entfernt, den westlichsten Ort des chinesischen Reiches bildet. Die Gebirge, welche von den Chinesen seit den ältesten Zeiten Tsong ling oder Zwiebelkette genannt werden, beginnen westlich der Markgrafschaft Ili und laufen in einer südwestlichen Richtung. Im Süden stoßen sie an die Kette Kuen lun und im Westen an den Hindokuh, der selbst von einigen Geographen als das westlichste Glied der Tsong ling betrachtet wird. Die buddhistischen Mönche, welche in den mittleren Jahrhunderten auf der nordwestlichen Straße von China nach Indien reisten, namentlich Fa hien, belegten auch den Himalaja und noch andere Gebirge mit dieser Benennung. Diese Gebirge erhielten übrigens von den vielen Zwiebeln, die hier wachsen, ihren Namen [5]).

Nordwestlich von Ili wohnen die Burut, welche in zwanzig Horden zerfallen [6]) und so wie die Kirgisen, zum türkischen

---

[1]) Hoei tien Compendium. Buch 53. Bl. 18, r. Vergleiche übrigens Müller (Ferdinand Heinrich) der ungarische Volksstamm. Berlin 1837. I. 230 folg.

[2]) Müller a. a. O. 235.

[3]) Hoei tien Compend. Buch 62. Bl. 13, v. 16, r. Klaproth Magasin Asiatique. I. 186.

[4]) Humboldt Fragmens Asiatiques. Paris 1831. I. 292.

[5]) Rémusat zum Foe koucki, 21.

[6]) Hoei tien Compend. Buch 53. Bl. 18, r.

Stamme gehören. Sie dürfen nicht mit den mongolischen Bureten verwechselt werden. Ein Theil der Burut erkennt die Oberhoheit Chinas an und wohnt in der Gegend des Temurtusees [1]), namentlich bey den Flüssen Tschui und Kala, die aus dem Temurtu entspringen, wovon der erstere nach Nordwesten und der andere nach Südwesten fließt. Hier gränzt China an das Gebiet des Chanats Chokand, welches nach chinesischen Berichten, gleich wie Badakschan und Taschkend, die Oberhoheit des Mittelreiches anerkennt. Wir wissen aber im Gegensatz zu diesen ruhmredigen Angaben, daß vor Kurzem erst der Herrscher von Chokand einen heiligen Krieg gegen die ungläubigen Gebieter des östlichen Turkestans unternommen hat, um seinen gedrückten muhammedanischen Glaubensgenossen beyzustehen. Der Friede soll zwischen beyden Staaten erst dann zu Stande gekommen seyn, als die Chinesen nothgezwungen den Bedingungen des Chans von Chokand sich gefügt und die Muhammedaner des östlichen Turkestans in allen Religionsangelegenheiten unter den Schutz einer Deputation des Chans gestellt hatten [2]). Weiter gegen Südwesten gränzt Ili an das von Süden nach Norden laufende Bolor-Gebirge, welches das Gebirgssystem Tien schan (Himmelsgebirge) mit dem des Kuen lun verbindet, und an Badakschan [3]). Von dem Bolorgebirge und Badakschan aus zieht sich die Gränze nach Südosten zurück hin nach Tibet, welches bekannter Maßen ebenfalls die Oberhoheit Chinas anerkennt.

Tibet gränzt im Westen an Ladak, dessen Gebieter, von den chinesischen Geographen Chan genannt, von China ganz unabhängig ist, und an die Länder, welche in den gesammelten Satzungen ganz richtig unter der allgemeinen Benennung Hindostan zusammengestellt werden [4]). Im Süden gränzt Tibet an das Himalaja-Gebirge, an Nepal, Assam und an die barbari-

---

[1]) Ueber diesen See Humboldt, I. 51.

[2]) So lauteten die Aussagen der Chokand-Pilger zu Bombay im Jahre 1834. W. H. Wathen Esq. Persian Secretary to the Bombay Gov. Memoir on the Usbek State of Kokan in Central Asia in dem Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. Calcutta 1834 ed. J. Prinsep, Vol. III. p. 369—378 Hieraus bey Ritter, Erdkunde von Asien. V. Westasien. Berlin 1835. 778 folg.

[3]) Die Chinesen scheinen über die an ihrer nordwestlichen Gränze gelegenen Länder ziemlich gut unterrichtet zu seyn. Westlich von Badakschan, heißt es in den gesammelten Satzungen (Hoei tien Compend. Buch 53. Bl. 18, v.), ist Bochara, südlich Hindostan, östlich von Hindostan ist Balti oder Baltistan, südostlich von Balti ist Tibet, welches an Si tang gränzt.

[4]) Hoei tien Abtheilung Geographie. Buch 121 a. E.

schen Stämme der Nui [1]), und im Osten an die Städte ersten Ranges Ja tscheru des Kreises Sse tschuen und Li kiang des Kreises Jun nan. Tibet gränzt, so lesen wir in einer andern etwas abweichenden Stelle der gesammelten Satzungen [2]) im Osten an das Land der erblichen Feudalfürsten jenseits von Sse tschuen; im Nordosten an die erblichen Feudalfürsten, welche von dem Commandanten von Si ning abhängen; im Norden an die Horden der Chotschot; im Nordwesten jenseits der Gobi an Chotau und Jerkend, im Westen an Ladak, im Südwesten an die Gorkas, im Süden an die Tsche mang hiong, im Südosten an Wei si, Stadt und Gebiet dritten Ranges (Ting), zum Kreise Jun nan gehörig. Die unbekannten Gegenden zwischen Tibet, Jun nan und Assam wurden in den neuesten Zeiten von den Engländern, welche ihre Herrschaft bis hierhin ausdehnten, einigermaßen aufgehellt. Wir wissen jetzt auch von dieser Seite her, daß zwischen Assam und dem chinesischen Kreise Jun nan eine Anzahl roher, von eigenen Obern regierten Bergvölker, namentlich die Sinhphos hausen, welchen die ihnen östlich gelegenen Gränzdistricte Jun nans, aber unter andern von den einheimisch chinesischen ganz verschiedenen Namen, wohl bekannt sind. So nennen sie das jetzige Tang jue, Stadt und District zweiten Ranges, zu Jong tschang des Kreises Jun nan gehörig, Mangti oder Momini [3]). Es ist möglich, daß dieser Ort zu den Zeiten der Nan tschao oder südlichen Fürsten, welche von dem Anfange des achten Jahrhunderts bis zum Jahre 1253, wo die Mongolen unter Chubilai ihrer Herrschaft ein Ende machten, in dem südwestlichen Theile des chinesischen Reiches unter selbstständiger Herrschaft besaßen, auch wirklich so geheißen hat. Jong tschang liegt 25° 4′ 48″ N. Br. und 17° 2′ 35″ W. L. von Peking. Teng jue ist aber in östlicher Richtung 300 Li von Jong tschang entfernt. Es sind solche Li, wovon 200 auf einen Grad gehen. Teng jue liegt also 18° 50′ 35″ westlich von Peking [4]). Den östlichsten Punkt des Mittelreiches bildet die große Insel — nur unter diesem allgemeinen Namen finden wir sie in den neuern geographischen Werken der Chinesen aufgeführt — gemeinhin Sachalien, richtiger Tarakai genannt, der Mündung des Amur gegenüber liegend, 31° 20′ östlicher Länge und der westlichste die Zwiebelkette westlich von Kaschgar 47° westlicher Länge von Peking. Das nördliche Ende des Reiches bildet das Gebirge Toros

---

[1]) Hoei tien a. a. O.
[2]) Hoei tien Abtheilung Li fan juen. Buch 729. Bl. 13, r.
[3]) Berghaus Denkschrift über Assam. S. 138.
[4]) Kien long Fu ting tscheou tu tschi. Buch 46. Bl. 5, v.

56° 40′ nördlich, und das südliche die Spitze der Hainaninsel das Gebiet von Jai tscheou 18° 13′ nördlicher Breite. China erstreckt sich demnach, in seinen äußersten Punkten genommen, wenn wir die Bruchtheile weglassen, in der Länge von Osten nach Westen acht und siebzig, und in der Breite von Süden nach Norden acht und dreyßig geographische Grade.

Die südöstlichen und nordöstlichen Ausgänge des Himalaja bilden die Gebirgsketten des eigentlichen China, im engern Sinne des Wortes. Sie theilen das Land in drey große Bassins, in das südliche, mittlere und nördliche. Der Mei ling oder die Pflaumenkette trennt das südliche China, die Kreise Kuang tong, Kuang si und Fo kien von dem großen Flußgebiete des Kiang; das nördliche wiederum ist durch den Peling oder die Nordkette von dem Flußgebiete des Hoang ho geschieden. Mehrere Gipfel dieser Gebirgskette, namentlich in den nordwestlichen Theilen des Reiches, sind, wie wir aus der officiellen geographischen Beschreibung ersehen, Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt. Alle die Ländermassen, welche sich um den Fuß dieser Gebirgsketten herumlagern, sind im Ueberflusse mit Wasser versehen; es gibt hier nur wenige Strecken, welche der Cultur nicht fähig, und so weit das chinesisch civilisirte Volk sie bewohnt, nicht auch wirklich in hohem Grade cultivirt wären. Das Land reicht vollkommen hin, um alle Bedürfnisse seiner zahlreichen Bewohner zu befriedigen, und bietet auch noch, wie wir bey der Darstellung des auswärtigen Handels Chinas sehen werden, viele und kostbare Artikel zur Ausfuhr dar. Es ist aber für jetzt nicht die Absicht, eine detaillirte geographische Beschreibung des chinesischen Reiches und seiner Erzeugnisse zu liefern; wir geben hier bloß eine Darstellung der administrativen Eintheilung, zur Grundlage und zum besseren Verständnisse des Verwaltungsorganismus des chinesischen Staates. Wir wollten nur im Allgemeinen hindeuten auf das

— stolze Reich, vom Ruhm genennet,
Ob seines Reichthums ungeahnter Wucht,
Chinas Gebiet, das bis zur kalten Zone
Vom heißen Wendekreis an trägt die Krone *).

Die Mandschu haben, während ihrer nun beinahe zwey-

*) Camoens X. 129 nach der Uebersetzung von Donner. Im Originale heißt die Stelle:

A qui o soberbo Imperio, que se affema
Com Terras; o riqueza nao cuidada,
Da China corre; o occupa o Senhorio,
Desde o Tropico ardente ao Cinto frio.

hundertjährigen Herrschaft, sowohl die alten Besitzungen der ehemaligen chinesischen Dynastie der Ming, wie die neuerdings gemachten Eroberungen mehrmalen auf verschiedene Weise eingetheilt. Nach der neuesten administrativen Eintheilung zerfällt das chinesische Reich in neunzehn Kreise, worin nach altchinesischer Sitte Civil- und Militärverwaltung vollkommen getrennt sind, und ein Theil von Tibet mitgerechnet, in sechs Generalcommandantschaften, wo ein General (Tsiang kiun) die oberste Civil- und Militärgewalt in sich vereiniget. Dieß ist namentlich, um eine höchst bezeichnende Benennung dem, aus ähnlichen Gründen entstandenen Verwaltungssysteme Karls des Großen zu entlehnen, in den vor Kurzem erst eroberten und von Fremden bewohnten Markgrafschaften der Fall.

Es gibt Städte ersten, zweyten, dritten und vierten Ranges (Fu, ting, tscheou, hien). Das herumliegende Land, die Dörfer und Meyerhöfe hängen von den Beamten dieser Städte ab und werden von ihnen verwaltet. Die Burgen und Castelle, deren viele sind, stehen unter militärischen Commandanten, die vom Kriegsministerium abhängen. An der Spitze der Verwaltung der Kreise stehen Generalgouverneure und Generaldirectoren. Das Steuerwesen und einige richterliche Functionen besorgt der Generalschatzmeister des Kreises; doch gibt es auch Städte und Districte, welche von eigenen selbstständigen Beamten regiert werden, die unmittelbar unter den obersten Behörden in der Hauptstadt stehen und deßhalb Tsche li oder unmittelbare Dependenzen genannt werden. Die Tsche li sind demnach von der Gewalt der ordentlichen Beamten befreyt, — kreisunmittelbar *). Der Theil der Stadt ersten Ranges, worin der Befehlshaber der Truppen residirt, heißt in der technischen Sprache der Verwaltung vorzüglich Stadt, Tsching. Der Rang, den die Städte behaupten, beruht aber bloß auf einem herkömmlichen Rechte, oder ist bloß eine willkürliche Auszeichnung der Regierung; eine Stadt dritten Ranges kann, in vielen Beziehungen, eben so wichtig und eben so stark bevölkert seyn, wie die Hauptstadt des Kreises. Die Namen der Kreise in der Ordnung, wie wir sie in der Tabelle aufführen, haben folgende Bedeutungen. Unmittelbarer oder Residenzkreis im Norden, östlich der Berge, westlich der Berge, südlich des Stromes, Lieblichkeit des Flusses, beständige Trefflichkeit, westlich des Flusses, glückliche Niederlassung, Fluß Tsche (dieser Fluß heißt auch Tsien

*) Man vergleiche zur Erläuterung dieser Verhältnisse das, was Eichhorn über die Entstehung der Reichsvogteien sagt: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Göttingen 1835. II. 116.

tang Fluß), nördlich des Sees, südlich des Sees, westlich des Durchganges, freudige Ehrfurcht, vier Quellen oder Flüsse, das weite Land gegen Osten, das weite Land gegen Westen, südlich der Wolken, das reiche Land, die glückselige Residenz. Unter diesem Namen wird jetzt das alte Land der Mandschu und der ehemalige Kreis Leav tong zusammengefaßt. Die Ursachen dieser Bezeichnungen gehören in die Topographie der einzelnen Kreise, die in einem eigenen Werke abgehandelt wird.

Verzeichniß der Städte in den Kreisen und Markgrafschaften.

Kreise.	Städte ersten, zweyten, dritten u. vierten Ranges.				Unmitt. Dependenzen.
Pe tsche li hat	10	4	17	124	9
Schan tong »	10	—	9	96	2
Schan si »	9	7	6	85	10
Ho nan »	9	1	6	97	4
Kiang su »	8	2	3	62	4
Ngan hoei »	8	—	4	50	3
Kiang si »	13	2	1	75	1
Fo kien »	10	4	—	62	2
Tsche kiang »	11	1	1	76	—
Hu pe »	10	—	7	60	1
Hunan »	9	—	3	64	7
Schen sie »	7	6	5	78	5
Kan su »	9	9	7	51	6
Sse tschuen »	12	6	11	111	14
Kuang tong »	9	2	7	79	6
Kuang si »	11	5	16	47	1
Jun nan »	14	9	27	39	7
Kuei tschevu »	12	11	13	34	4
Sching king »	1	3	4	8	—

Markgrafschaften.	Städte ersten, zweyten, dritten u. vierten Ranges.				Festungen und Forts.
Kirin hat	—	3	—	—	7
He long Kiang (schwarzer Drachenfluß oder Amur) hat . . .	—	—	—	—	6
Ili hat	—	—	—	—	21

Tsing hai (Kokonar, blaues Meer). Unter dem Generalcommandanten stehen die neun und dreyßig Banner der Militärdivisionen, von denen später die Rede seyn wird.

Si tsang. Unter dem Generalcommandanten von Si tsang, dem

von europäischen Schriftstellern sogenannten jenseitigen Tibet, stehen neun und dreyßig erbliche Lehensherrn.

Uliasutai, wozu Chobdu gehört. Es werden weiter unten die mongolischen Stämme aufgezählt werden, welche unter dem Generalcommandanten von Uliasutai und dem Dsaidsan von Chobdu stehen.

Alle übrigen dem chinesischen Reiche unterworfenen Völkerschaften, wie die Mongolen dießseits und jenseits der Wüste Gobi und die Tibetaner, welche sich im Innern einer gewissen Autonomie erfreuen, stehen unter einheimischen Erb- oder Wahlfürsten, welche dem Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten (Li fan juen) in Peking untergeordnet sind. Dieses Ministerium besteht aus vier Personen, aus einem Präsidenten und zwey Räthen, die Mandschu sind, und aus einem Rathe extra Statum, der ein Mongole seyn und entweder den Rang eines Beile oder Beisse haben soll.

Es ist die Pflicht dieses Ministerii, auf Alles zu wachen, was die Regierung der Fremden betrifft; darauf zu sehen, daß die erbliche Rangordnung der Oberhäupter und Vornehmen unter den verschiedenen Clanen genau aufrecht erhalten, und daß die mit einem gewissen erblichen Range oder einer ämtlichen Stellung verbundenen Besoldungen genau ausbezahlt würden. Sie sollen festsetzen, wenn der erbliche Adel und die Beamten am kaiserlichen Hofe zu Peking zu erscheinen haben, und endlich dafür Sorge tragen, daß die unter den Fremden vorkommenden Verbrechen nach den bestehenden Gesetzen bestraft werden. In gewöhnlichen, unwichtigen Ereignissen verfügt der Präsident mit Zuziehung seiner Räthe das Geeignete nach den vorhandenen Vorschriften; wichtige Angelegenheiten werden Seiner kaiserlichen Majestät zur Entscheidung vorgelegt. Dieses Ministerium, so lautet die Vorschrift in den gesammelten Satzungen, sey immer darauf bedacht, das Ansehen und die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten und allenthalben hin Ruhe und Ordnung zu verbreiten unter den fremden Völkerschaften.

Die Mongolen verfielen, bald nach ihrer Vertreibung aus China 1368, bald wiederum in die alte Barbarey zurück. Ein großer Theil der mongolischen Nation verband sich gegen die schwachen Nachkommen aus dem Hause Tschinggis Chakans und wollte ein anderes Geschlecht auf den Thron erheben. Diese mächtigen, aus vier Stämmen, den Chotschot, Dörbed, Torgod und Dsongar bestehenden Gegner, die sich selbst Oirad oder Verbündete nannten, bey den chinesischen Schriftstellern unter den Namen Wa la und Oelöt bekannt wurden, nach langen blutigen Kämpfen, von den der Nachkommen des Tschinggis treuen Stäm-

men besiegt, und die Macht der Chakane war von nun an von neuem befestiget Dajan Chakan vereinigte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts alle mongolischen Stämme unter seiner Oberherrschaft. Die Nation theilte sich aber bald wiederum in die linke und rechte Seite; es entstanden mehrere kleine Lehensfürsten, welche eigene Chanate gründeten und dem Großchan der Tschachar, unter welcher oft vorkommenden Benennung ungewissen Ursprunges man keinen besondern Stamm, sondern bloß den damaligen Ehrennamen des gesammten mongolischen Volkes verstehen darf, den Gehorsam aufkündigten. Es erhoben sich zu dieser Zeit die früher dem mongolischen Volke zinspflichtigen Tunguſen unter der buddhistischen Ehrenbenennung der Mandschu zu einer bedeutenden Macht, und bald kam es zu Streitigkeiten zwischen den beyden rivalisirenden Völkern. Im Jahre 1624 verbanden sich die Chortschin mit den Mandschu und kündigten dem Chakan der Tschachar den Gehorsam auf. In dem Kriege, der hierüber entstand, blieben die Chortschin mit Hülfe der Mandschu Sieger, worauf dann mehrere Stämme der Mongolen ihrem Beyspiele folgten und sich ebenfalls anschlossen dem auf die Eroberung des chinesischen Reiches ausziehenden Volke der Tunguſen. Hierüber entstand großer Zwiespalt unter den mongolischen Stämmen, welchen wiederum die Mandschu klug benutzten, und nach und nach beinahe das ganze Volk der Mongolen, mit Ausnahme der unter russischer Oberherrschaft stehenden Kalmücken, Buräten und Chalka ihrem Scepter unterwarfen. Die verschiedenen mongolischen Stämme, welche heutigen Tags zu dem Chino-Mandschu-Staate gehören, werden in den administrativen Werken der Chinesen nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze in verschiedene Classen eingetheilt; nämlich in Mongolen der innern und äußern Verwaltung; Mongolen des Kokonor oder blaues Sees, und endlich in solche, welche an verschiedenen Orten des Reiches zerstreut leben. Ueberdieß werden noch viele einzelne mongolische Stämme aufgeführt, welche in verschiedenen Districten und Städten des Reiches den gewöhnlichen chinesischen Beamten oder eigenen von den Mandschu zu diesem Behufe eingesetzten Commandanten unterworfen sind.

Uebersicht aller der unter China stehenden Clane und Völkerschaften der Mongolen.

I. Mongolen der inneren Verwaltung.

Die südlich von der Wüste Gobi oder Schamo wohnenden Mongolen werden von den Chinesen innere Mongolen genannt und zerfallen in vier und zwanzig Clane, die unter

ſich wiederum neun und vierzig Banner oder Militär-Diviſionen bilden.

Clan.		Banner.	
I.	Chortſchin enthält	6;	den vordern, mittlern und hintern Banner des rechten und linken Flügels.
II.	Dſchelaid	» 1;	
III.	Dörbed	» 1;	
IV.	Chorlos	» 2;	den vordern und hintern Banner des rechten und linken Flügels.
V.	Aochan	» 1.	
VI.	Nannan	» 1.	
VII.	Bagarin	» 2;	den vordern und hintern Banner.
VIII.	Dſarod	» 2;	» » » » »
IX.	Aru Chortſchin	» 1.	
X.	Ongnigod	» 2;	» » » » »
XI.	Keſchikten	» 1.	
XII	Chalka, öſtliche	» 1;	des linken Flügels.
XIII.	Charatſchin	» 3;	den mittlern, den Banner des rechten und linken Flügels.
XIV.	Tümed	» 2;	den des rechten u. des linken Flügels.
XV.	Urſümütſchin	» 2;	» » » » » » »
XVI.	Chaghotſchid	» 2;	» » » » » » »
XVII.	Sünid	» 2;	» » » » » » »
XVIII.	Abagha	» 2;	» » » » » » »
XIX.	Abaghanar	» 2;	» » » » » » »
XX.	Die vier Söhne (Dörben Keuked) enthält . . .	1.	
XXI.	Mominggan enth.	1.	
XXII.	Urad	» 3;	den vordern, mittlern und hintern Banner.
XXIII.	Chalka, weſtliche enthält	1;	des rechten Flügels.
XXIV.	Ordus	» 7;	den vordern, mittlern und hintern Banner des linken Flügels, und den vordern, mittlern, vorletzten und hintern Banner des rechten Flügels.

II. Aeußere oder Chalka-Mongolen.

Die jenſeits oder nördlich von der Wüſte Gobi wohnenden Mongolen werden von den Chineſen die äußern oder Chalka-

Mongolen genannt. Sie zerfallen jetzt in sechs Clane, die unter sich wiederum sechs und achtzig Banner bilden.

Clan.	Banner.	
I. Tusjâtu Chan	20;	die des Flügels des Tusjâtu Chans selbst, dann die des rechten und linken Flügels.
II. Sfain Nojan	22;	die des Flügels des Sfain Nojan selbst, dann die des rechten u. linken Flügels.
III. Sfetsen Chan	23;	die des Flügels des Sfetsen Chan selbst, dann die des rechten und linken Flügels.
IV. Dsassaktu Chan	18;	
V. Oelöt oder Oirad	2;	zu Sfain Nojan gehörig.
VI. Choit Oelöt	1;	zu Dsassaktu Chan gehörig.

III. Mongolen des blauen Sees.

Die Mongolen, welche rings um den blauen See oder Kokonor herumwohnen, heißen die Mongolen vom blauen See; sie zerfallen in fünf Clane, die unter sich wiederum neun und zwanzig Banner bilden.

Clan.	Banner.	
I. Chotschot . . .	21;	die nach ihren relativen Wohnplätzen in den verschiedenen Himmelsgegenden in nördliche u. südliche, in östliche und westliche eingetheilt werden.
II. Zoros	2;	der südliche des rechten Flügels und der mittlere Nordbanner.
III. Choit	1;	der südliche.
IV. Torgod [1]) . . .	4;	der südliche und ein westlicher.
V. Chalta des blauen Sees	1;	der südliche des rechten Flügels.

IV. Mongolen an verschiedenen Orten.

Links vom Gebirge Kia lan oder Ala schan [2]) an der westlichen Beugung des gelben Flusses wohnen ebenfalls Oelöt, die

---

[1]) Die Torgod behaupten, daß sie Abkömmlinge der alten Keraid sind; Ong Chan, der Priester Johannes des Mittelalters, wird für den Stammvater der torgodischen Chane gehalten. J. J. Schmidt: Die Volksstämme der Mongolen, in dem Recueil des actes de l'Académie de St. Pétersbourg 1834, S. 82. Eine 6000 Familien starke Abtheilnng der Torgod heißt auch wirklich heutigen Tags noch Keraid.

[2]) Ritter's Asien, I. 167 folg.

zu dem Stamme des Chotschot gehören, und nach ihrem Wohnorte Oelöt von Alaschan genannt werden. Auf dem rechten Ufer des Flusses Edschina wohnen die Edschina Torgod. An verschiedenen Orten innerhalb der Markgrafschaft Jli, die in fünf Wege oder Distrikte eingetheilt wird, des Goldgebirges (Altai) und Himmelsgebirges (Tien schan), wohnen Dörbet, Torgod und Chotschet. Alle diese Mongolen zusammen bilden im Ganzen zwölf Clane, die wiederum in vier und dreyßig Banner zerfallen.

	Clan.	Banner.
I.	Oelöt oder Oirad an der westlichen Beugung des großen Flusses	1
II.	Edschina Torgod	1
III.	Dörbet des linken Flügels im Distrikte Chobdu	11
IV.	Dörbet des rechten » » » »	3
V.	Choit, die theils zum linken, theils zum rechten Flügel der Dörbet in diesem Distrikte gehören	2
VI.	Torgod des südlichen Weges in Jli	4
VII.	» » nördlichen » » »	3
VIII.	» » östlichen » » »	2
IX.	» » westlichen » » »	1
X.	Chotschot des mittleren » » »	3
XI.	Urongku Torgod	2
XII.	Chabitschak Chotschot	1

Die sämmtliche zum chinesischen Reiche gehörige mongolische Bevölkerung bildet demnach sieben und vierzig Clane, die selbst wiederum in hundert und neunzig Banner abgetheilt werden. Es versteht sich von selbst, daß die hier nachfolgenden, theils nicht nach Clanen und Bannern abgetheilten, und unter einheimischen Obern, theils in verschiedenen Gegenden zerstreut lebenden und unter besondern Befehlshabern stehenden Mongolen, deren es viele gibt, hier nicht mitgerechnet sind. Wir finden Mongolen, und namentlich:

I. Tümed unter dem Militärkommandanten von Suy yuen Tsching.
II. Tschachar, vier Banner des rechten und vier Banner des linken Flügels, so wie ein Theil der Chalka und Oelet stehen unter einem Generalkommandanten der Tschachar.
III. Taschtawa-Oelöt unter dem Generalkommandanten von Scheho.
IV. Chulun Buir-Oelöt unter dem Brigadegeneral von Chulun Buir.

V. Jli Oelöt, so wie Tschachar in diesen Gegenden unter dem Generalkommandanten von Jli.

VI. Tarbagtai-Oelöt und Tschachar dieser Gegenden stehen bloß mittelbar unter dem Generalkommandanten von Tarbagtai; sie haben einen besonderen Dsassak.

VII. Mongolen, ohne besondere Angabe der Abtheilung oder des Clans, wozu sie gehören, — höchst wahrscheinlich sind es Chalka um Tangun und Urianghai; sie stehen unter dem Gränzkommandanten.

VIII. Mingat-Oelöt und andere Mongolen am Altai, dem Gebirge und dem See gleichen Namens, die unter dem General zu Chobdu stehen, der seinerseits wiederum dem Gränzkommandanten der Markgrafschaft Uliasutai untergeordnet ist.

IX. Tam oder Tamu-Mongolen, acht Banner nördlich von Tibet, welche unter dem Generalgouverneur von Tibet stehen [1]).

Uebrigens wohnen noch Tumed und andere Mongolen in verschiedenen Städten, unter den Chinesen vermischt, wie in Kuey hoa Tsching, in Holin und an vielen andern Orten.

Die kleine oder hohe Bucharey, ethnographisch richtiger das chinesische Turkestan genannt, bildet, nach der geistreichen Bemerkung des mehrfach erwähnten Geographen, die mittlere Hochebene jener drey hohen Ebenen des östlichen Asiens; sie liegt nämlich der dsongarischen im Norden und der tibetanischen im Süden. Es erstreckt sich diese Hochebene zwischen der Kette Kuen lun und dem Himmelsgebirge von Süd nach Nord vom 37° bis zum 42° nördlicher Breite, und von West nach Ost vom 71° 35′ bis zum 93° östlicher Länge von Paris, von Kaschgar bis Hami [2]). Die Einwohner dieses Landes sind Türken, und werden gemeinhin Usbeken genannt. Sie sprechen das alte reine Turki, in welchem die trefflichen Denkwürdigkeiten des Sultans Babur geschrieben sind, das nicht, so wie die westlichen türkischen Dialecte, mit persischen und arabischen Wörtern vermischt ist. Es leben hier aber auch Zweige des weit verbreiteten Handel und Ackerbau treibenden Volkes der Tadschik, gemeinhin Bucharen genannt, welche zur medo-persischen Sprachfamilie gehören, und einen bald mehr bald weniger mit Turki-Wörtern vermischten Dialect reden. Die Türken und Bucharen dieser Markgrafschaft stehen unter ihren eigenen, erblichen oder gewählten Obern,

---

[1]) Hoei tien, Li fan juen 719 a. E.

[2]) Ritter's Asien V. 322.

Beys oder Beks genannt; die ihrerseits wiederum unmittelbar von dem chinesischen Generalkommandanten und mittelbar von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Peking beaufsichtigt werden.

Die westlichen Fremden oder Barbaren werden von den Chinesen, seit den ältesten Zeiten, Sifam genannt — eine Benennung, unter welcher man im engern Sinne des Wortes die den Chinesen westlich wohnenden Tibetaner begreift. Die Tibetaner sind seit langer Zeit von ihrer frühern, im neunten und zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einen großen Theil Mittelasiens umfassenden Herrschaft tief herabgesunken; sie sind jetzt, so wie ehemals den mongolischen Beherrschern China's, den tungusischen Gebietern des Mittelreiches unterworfen. Der Dalai Lama, welcher im Kloster Butala in Chassa, der Hauptstadt Vordertibets, und der Bandjen Erdeni, welcher zu Dschaschi Lombu (Teschu Lombu), der Hauptstadt Hintertibets*), residirt, regieren bloß dem Namen nach das Land. In Wahrheit aber herrschen der auf Befehl des Himmelssohnes von Peking dem Dalai Lama beygegebene Staatsrath und die zwey unter dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stehenden chinesischen Generale, denen eine bedeutende Heeresmacht zu Gebote steht. Die Tibetaner scheinen übrigens, vermöge ihrer physischen Gestalt und ihres Idioms, so wie ein großer Theil der sogenannten indochinesischen Nationen, zur chinesischen Sprachfamilie zu gehören.

Die andern fremden Stämme und Völker, welche der Chino-Mandschu-Dynastie unterworfen sind, oder sich mit Erlaubniß der Regierung innerhalb der Gränzen des Reiches aufhalten, stehen nicht unter dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern unter dem Ministerium des Innern. Dieß ist der Fall mit den Ainos oder Kurilen in der Markgrafschaft Helong Kiang, welche, am Ausflusse des Amurs und auf der Insel Tarakai wohnend, sich mit Jagd und Fischfang beschäftigen, und von den Chinesen Fijaka und Gitsche Fijaka genannt werden. Diese Fijaka sind einerley Stammes mit den Bewohnern der übrigen Kurilen, mit den Bewohnern Kamtschatka's, Jeso's und wahrscheinlich auch mit denen des Inselreiches Japan. Oestlich von den Ainos oder Fijakas wohnen die den jetzigen Beherrschern des Mittelreiches befreundeten Tungusen, von den Chinesen Orontschon oder Rennthierreiter genannt. Die Koraaken nennen auch ihre westlichen Nachbarn, die auf der russischen Seite des Amurs wohnenden Lamuten oder Wassertungusen, Kujajamku oder Reiter, weil auch diese Tungusen sich der Rennthiere, wie wir uns

*) So in dem Hoei tien, Abtheilung Li fan juen, Buch 719 a. E.

der Pferde, zum Reiten bedienen [1]). Unter den verschiedenen Stämmen der Tunguſen, unter den Sſolon, Dauren, Mandschu und Ilan hala, finden wir türkiſche Jakuten wohnhaft [2]) und andere ſibiriſche Völker, welche, um der ihnen drückend dünkenden Herrſchaft der Ruſſen zu entgehen, ſich auf das ſüdliche Ufer des Amur flüchteten. Sie haben hier, während der letzten funfzig Jahre, in Verbindung mit den hieher verbannten chineſiſchen Verbrechern, den Grund gelegt zu einer in der Folgezeit wahrſcheinlich ſehr bedeutend werdenden Miſchlingsbevölkerung.

China, im engern Sinne des Wortes, war in den früheſten Jahrhunderten ſeiner Geſchichte von verſchiedenen Stämmen und Völkern bewohnt, die, wie bereits oben angedeutet wurde, erſt nach und nach durch das Schwert des Eroberers oder durch die Civiliſation des Jao und Schun zu einer großen, mächtigen Nation vereinigt wurden. Obgleich jetzt noch mehrere Stämme im Reiche der Mitte leben, welche jedem fremden Einfluſſe Trotz boten, und glücklich genug waren, aus allen Stürmen, die über ſie hereinbrachen, ihre Eigenthümlichkeit zu erretten, ſo iſt es zu unſerer Zeit doch unmöglich, die einzelnen Elemente nachzuweiſen, aus welchen in den Tauſenden von Jahren das große Ganze zuſammengefloſſen iſt. Es werden gewöhnlich ſämmtliche Reſte der urſprünglichen Bevölkerung des Reiches von den chineſiſchen Scribenten unter dem Namen Miao zuſammengefaßt; doch ſcheinen die Verfaſſer der geſammelten Satzungen des Reiches vom Jahre 1818 zu wiſſen, daß dieſe Autochthonen verſchiedenen Stammes ſind. Sie haben wohl deßhalb die Miao in den verſchiedenen Theilen des Reiches unter beſonderen Namen aufgeführt. Die nordweſtlichen nennen ſie Fan oder Kiang, und die ſüdweſtlichen entweder ausſchließend Miao, oder auch Li, Jao und J. Es ſind deren heutigen Tags im Ganzen, die noch nicht chineſicirten Eingebornen der Inſeln Hai nan, Tai wan und anderer zu China gehörigen Eilande ausgeſchloſſen, vierhundert acht und achtzig Clane, wovon in Sſe tſchuen 269, in Kuang ſi 46, in Jun nan 50 und in Kuei tſcheou 81 leben. Der größere Theil der Miao im Nordweſten des Reiches gehört ohne Zweifel ſeiner phyſiſchen Geſtaltung und ſeiner Sprache nach — die Miao ſprechen ein von dem Chineſiſchen abweichendes Idiom — zum tibetaniſchen, und der andere im Südweſten zu den indo-chineſiſchen Völkern [3]).

München. Dr. Neumann.

---

[1]) Steller's Beſchreibung Kamtſchakta's. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 9. [2]) Ebenda S. 239.

[3]) Neumann: Aſiatiſche Studien I. 46.

Art. VIII. Gedichte Ludwig's des Ersten, Königs von Bayern. Drey Theile. Dritte Auflage. München, im Verlage der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1839. 8.

Die Beurtheilung des vorliegenden Werkes gehört unbestritten zu den schwierigsten. Die poetischen Werke eines Königs, der in der Gegenwart herrscht, wie sehr ist die Kritik dabey in Gefahr, ihr Ansehen und ihren Glauben zu verlieren, deren sie doch so sehr bedarf, wenn sie wirken soll. Wenn es in unserer, an Lobsprüchen so reichen Zeit noch irgend ein, in dieser Beziehung noch nicht gebrauchtes Epitheton geben könnte, es müßte wahrlich bey den Beurtheilungen der Werke eines Königs an das Tageslicht kommen. Glücklicher Weise haben sich die Blätter, für welche diese Beurtheilung bestimmt ist, von dem beliebten Verfahren des Tages strenge fern gehalten.

Wie aber einerseits die zu große Enkomiastik voraus zu sehen, so ist andern Theils nicht ohne Grund zu befürchten, daß eine zweyte Sünde unserer Zeit, die unverschämte Zerstörungslust, welche ihre Maulwurfschaufeln und ihre öffentlich geschleuderten Giftpfeile gegen alles Höhere richtet, feindlich den dichterischen Erzeugnissen eines Königs entgegen trete, eben, weil es die Werke eines Königs sind. Hier wird doppelte Gelegenheit geboten, Ohnmacht in der Maske der Wahrheitliebe der Macht entgegen zu stellen, und Unverschämtheit als Muth erscheinen zu lassen. So sieht sich denn ein groß und achtbar gewolltes künstlerisches Erzeugniß, welches mit lebendigem Bestreben die Kritik in Anspruch nimmt, von Anerkennung und Leitung derselben entfernt, weil der Welt die Verhältnisse des Verfassers höher stehen als die künstlerischen.

Und doch erhalten diese Gedichte gerade dadurch eine eigenthümliche Bedeutung, weil sie die Werke eines Königs sind, und würden dadurch übergehen auf die Nachwelt, selbst wenn ihre künstlerische Bedeutenheit geringer wäre, als es der Fall ist. Die Verhältnisse ihres Erzeugers sind nicht allein Bürgen der Bedeutenheit und Seltenheit, sie sind auch Bürgen der Vorzüglichkeit jener Gedichte. Die Gründe dafür können der näheren Betrachtung nicht entgehen. Einmal ist es außer dem Zweifel, daß jedes künstlerische Werk um so vollkommener ist, mit je größerer innerer Nothwendigkeit es aus der Seele des Künstlers hervorging, und je weniger der Kunst ferne Nebenanlässe darauf eingewirkt haben. Wenn dieß von künstlerischen Erzeugnissen überhaupt gilt, so gilt es um so mehr von lyrischen Gedichten, wo das Werk nur als Ausdruck der Empfindung erscheint, und nur dann poetischen Gehalt haben kann, wenn die Empfindung,

die es ins Leben rief, eine poetische war. Deßhalb ist es auch ein eben so allgemeines als lächerliches Vorurtheil, daß Gelegenheitsgedichte ihrer Natur nach keine bedeutenden seyn können. Im Gegentheile ist jedes gute lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht, und muß es seyn, denn es wird nur dann gut seyn können, wenn der Dichter sich nicht selbst dazu bestimmt hat, sondern durch eine Gelegenheit von außen dazu bestimmt wurde. Freylich muß eine solche Gelegenheit dem Dichter einen poetischen Anlaß geben, und dergestalt auf ihn wirken, daß er die Empfindung, welche sie in ihm erweckt, nicht mehr zurück zu halten vermag, sondern in Worten ausströmen lassen muß. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß alle die Veranlassungen, welche sich als entstellend und unrein in die Erzeugnisse der Dichter mengen, die Lust, den Gönnern zu huldigen, die Beabsichtigung des Erwerbes, der Wunsch, einem verderbten Zeitgeschmacke zu fröhnen, und tausend Nebenrücksichten dieser Art fehlen, wenn der Dichter über ihnen steht, daß also hier schon vorhinein mit größerem Rechte auf die Unmittelbarkeit und die Nothwendigkeit der Empfindung geschlossen werden muß, welche, wie gesagt, den Gehalt poetischer Werke bedingen.

Freylich wäre damit nur die Stärke, nicht die Bedeutenheit jener Empfindungen erwiesen; wer aber, wie König Ludwig, der kein besseres Motto für seine Gedichte, als die Bemerkung des Horaz: Ne forte pudori sit tibi musa lyrae solers et cantor Apollo, hätte finden können, der bekanntlich den Tadel nicht gescheut, sondern ihn, um Wahrheit zu erfahren, gesucht hat, der die bildende Kunst nicht allein als Mäcen, sondern als einer der bestimmtesten Kenner fördert, der alle Künste aus Ueberzeugung und mit dem Herzen schätzt, der, alles Kleinliche verwerfend, tausend Schwierigkeiten und Vorurtheilen Trotz bietet, um das Große zu vollenden; der die größten Ideen in sich entstehen macht, und nicht ruht, bis sie verkörpert in die Welt treten; und die einfachste Betrachtung der Regierung König Ludwig's von Bayern liefert die zahlreichsten Beweise der Wahrheit jener Behauptungen, — von dem ist wohl mit einigem Rechte vorauszusetzen, daß auch der Gehalt seiner Dichtungen ein bedeutender, ein poetischer seyn müsse.

Die Betrachtung der vorliegenden Werke zeigt die Richtigkeit unserer Voraussetzung.

Die im ersten Bande befindlichen Gedichte enthalten die Ausdrücke der reinsten und erhabensten Empfindungen. Begeisterung für Kunst, Liebe, Vaterland sind es vorzugsweise, welche sie ins Leben gerufen haben. Wo ein bedeutender Anlaß den Verfasser bestimmt; wird er zum Gedicht ohne Unterschied der

Person. Wir finden Gedichte an des Königs Frau, an seine Kinder, an seine Schwester, wie an Schiller, an Hompesch, an einen Professor.

Den Eingang des ersten Bandes bildet ein Gedicht: An die Künstler, welches uns besonders dadurch charakteristisch erscheint, daß der Gedanke, den es ausspricht, einer der Grundgedanken des Dichters ist: die Kunst steht durch Bedeutenheit und Unvergänglichkeit über allem Irdischen. Die Idee der Erhabenheit und der Dauer der Kunst im Vergleich mit sonst Allem, was im Leben uns als bedeutend erscheint, sey es nun Gewolltes oder Vollbrachtes, entfaltet der Dichter in der Mehrzahl seiner Poesien in zahlreichen und höchst interessanten Abschattungen und Bildern.

Die Erinnerungen aus Italien vom Jahre 1803 sind sämmtlich in elegischer Form und Haltung geschrieben. Die in der siebenten Elegie: Campagna di Roma, ausgesprochene Erkenntniß:

Herrschaft des Geistes besteht ewig und ewig allein,

liegt jenen Gedichten zum Grunde, und wird durch die Betrachtung des Vergangenen und Gegenwärtigen anschaulich gemacht.

Von den Sonetten, die leider nicht gesammelt, sondern hin und wieder zerstreut gefunden werden, ist durch Form und Inhalt das ausgezeichnetste das S. 309:

An meine Schwester, Oesterreichs Kaiserin.

Den 31. October 1818.

Ein Schutzgeist kehrtest in die Heimat Du zurücke;
Versöhnend kamst Du zu der rechten Stunde;
Ein gutes Wort aus Deinem guten Munde,
Und gleich zernichtet war das Werk der Tücke.

Wie sie geschlagen, heilte schon die Wunde.
Wo Du, lebt Alles wonnefroh dem Glücke,
Du wünschest nur, daß Alles sich entzücke;
Wer liebt Dich nicht, und hätte von Dir Kunde!

So wurden Engel in der Vorwelt Zeiten
Vom Himmel zu den Sterblichen beschieden,
Das Gute unter ihnen zu verbreiten.

Wohin sie auch gekommen sind hienieden,
Die Menschen von der Zwietracht sie befreyten,
Und überall erblühte wieder Frieden.

Von den kleineren, in Goethischer Weise geschriebenen Gedichten möchten Die Täuschung (S. 52), Die schnell Fliehenden (S. 180), Das Mangelnde in Sicilien (S. 225) besonders zu berücksichtigen seyn.

Die acht Chöre (S. 165—175) sind ausgezeichnet durch den tiefen Ernst sinniger Betrachtung; die Distichen: An die Geliebte (S. 189—200), durch Innigkeit und Zartheit der Empfindung.

Eines der bedeutendsten Gedichte dieses Bandes ist unbestritten das S. 68:

Meinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend.

Deine Augen decke sanfter Schlummer,
Ruhig schlafe, vielgeliebtes Kind,
Fremd ist dir noch uns'res Daseyns Kummer,
Ach! die kurze Jugend flieht geschwind.

Unbewußt sind dir des Lebens Freuden,
Seine großen Leiden sind es dir,
Kein Geborener kann sie vermeiden,
Unvollkommene sind alle wir.

Jubelvoll beginnt dein Lebensmorgen,
Max, geliebter Max, o! werde brav,
Dann genießest auch bey Königssorgen
Du des Frommen ruhig heitern Schlaf.

Lächelnd öffnest du die großen Augen,
Fröhlich blickst du jetzo in die Welt,
Ihren Wermuth wirst du einstens saugen,
Finden, wie sie tückisch sich verstellt.

Unbehülflich lieget da vor Allen,
Der zum künft'gen Herrscher ist bestimmt;
Einst beglückend schon ihm zu gefallen,
Dessen Wort so vieles gibt und nimmt.

Daß zu währen nichts vermag auf Erden,
Dieses präge du dir frühe ein,
Doch an Tugend darf nicht Aend'rung werden,
Ihr getreu sollst du für ewig seyn.

In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot
In der Einsamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

Dessen eingedenk, o Max, sey immer,
Daß als Deutscher du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh' gewaffnet gegen seine List.

Sollte hören nur dein kindisch Lallen
Jener, welcher dir das Leben gab,
Frühe für das Vaterland er fallen,
Weihe eine Thräne seinem Grab.

Werde seines deutschen Sinnes Erbe,
Für die Heimat muthig führ' das Schwert;
Freudevoll für ihre Rettung sterbe,
Werde deiner alten Ahnen werth.

Wie ist hier das Königsverhältniß des Dichters so entscheidend. Würden die Gefühle und Gedanken, welche wir in jenem Gedichte finden, uns so ergreifen und erheben, wenn sie nicht unmittelbar aus der Brust eines Sängers kämen, dem wir sie, seiner Stellung zur Zeit gemäß, als wahr und tief empfunden zutrauen, und wie freut und erhebt es uns zugleich, sie gerade in der Brust dieses Mannes zu finden. Jenes Gedicht wird ohne Zweifel, außer seinem poetischen Gehalte, den eines historischen Vermächtnisses haben. Wir müssen darauf aufmerksam machen, um die Wahrheit unserer früher ausgesprochenen Erkenntniß möglichst zu erweisen.

Im zweyten Theile finden wir bis S. 42 Griechenlieder, voll Feuer und Kraft, und Begeisterung für die Sache des Rechts gegen die der Gewalt. Am vorzüglichsten darunter erscheint:

Zuruf an die Hellenen.

Im Sommer 1822

Hellenen! Kämpft den Kampf des Todes!
Verlassen von der ganzen Welt,
Kämpft in der Glut des Abendrothes,
Das nun auf Hellas' Trümmer fällt.

Da, wo die Kunst der Menschen blühte,
Des Schönen, Großen Vaterland,
Wo Weisheit wurde dem Gemüthe,
Die Wissenschaft einst dem Verstand.

Wo hell die Sonne aufgegangen,
Da soll jetzt werden ew'ge Nacht!
Es soll der Mond da blutig prangen,
Von wo das Licht zu uns gebracht!

Da, wo die früh'sten Kirchen stehen,
Wo Paulus lehrte Christi Wort,
Da soll das Christenthum vergehen,
Vertilget werden jetzt durch Mord!

Was von den Vätern wir gelesen,
Vollbracht wir's durch die Söhne seh'n;
Die hohen Thaten, die gewesen,
Vor unsern Augen neu ersteh'n.

Wir sehen sich es frisch gestalten,
Was die Bewunderung erregt;
Hellenen! ihr seyd noch die Alten,
Von hehrem Freyheitssinn bewegt.

Verzaget nicht, ihr Heldensöhne,
Wenn euch Vernichtung jetzo droht!
Ihr lebet fort im Reich der Töne,
Die Freyheit lebet in dem Tod.

Die Hölle jauchzt, die Engel trauern,
Es seufzt, gehemmt, die Menschheit mit,
Es jubelt in der Schlösser Mauern,
Weil Hellas der Barbar zertritt.

Verzweifelt nicht, wenn selbst verschwunden
Der Hoffnung letzter Strahl erscheint,
Wenn Hülfe nur der Feind gefunden,
Man auch selbst Menschlichkeit verneint.

Der Deutschland half, wird Hellas retten,
Die Fürsten brachen nicht das Joch,
Zersprengen wird Er eure Ketten,
Der Allgewalt'ge lebet noch.

Die sicilischen Elegien: Segesta — Selinunt — Girgenti — Syrakus — Taormina und Palermo, sind dem Inhalte und der Form nach den im ersten Bande vorkommenden italienischen ähnlich.

Vorzüglich zu beachten sind die Gedichte der Liebe. Das Vorzügliche an ihnen wie an den Sonetten ist, daß sie sämmtlich echt poetischen Stimmungen ihre Entstehung verdanken, und durchaus nichts Gemachtes und Gesuchtes enthalten. Tiefe, wahre und warme Empfindung zeichnen sie aus. Wir theilen als Probe das Gedicht mit:

An meine Frau.

Im Jahre 1828.

Du verkennest mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt!
Und so trage ich leicht das Schicksal, das mich getroffen;
Scheint uns die Sonne, dann wird anderes Licht nicht vermißt.
Nicht die Zahl der Stimmen bestimmet den Werth, nur die Güte;
Da Du, Beste, für mich, schmerzen Verläumdungen nicht.
Herrlich in leuchtendem Glanze erregest Du stete Bewund'rung.
Hätt' ich nicht Andre geliebt, liebte ich Dich nicht so sehr,
Würde nicht kennen die Fülle der Schönheit des edelsten Herzens;
Ideal bist Du immerfort Deines Geschlechts.
Du Seelvolle, Du zwingst die Seele, Dich hehr zu verehren,
Und mein Wesen es ist innigst mit Deinem verwebt.
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für dich.

Bedeutend durch concentrirtes Zusammenfassen dichterischer Empfindungen und Gedanken sind — mindestens der Mehrzahl nach — die römischen Distichen, welche den größten Theil des zweyten Bandes füllen (S. 195 — 316). Die meisten davon wurden in den Jahren 1820 — 1821 in Rom selbst geschrieben, verdanken also der unmittelbaren Anschauung ihre Entstehung.

Besonders charakteristisch stellen sich die sogenannten Königsgedichte heraus, in welchen der Verfasser seine beyden Verhältnisse zur Welt, die des Königs und des Dichters, durchempfindet. Sie sind: An mich als König. — Der Könige Loos. — Königsklage. — Leben des Königs. — Königsgefühl. — Das erstere derselben ist am 5. Nov. 1825 geschrieben; das erste Gedicht nach der Thronbesteigung. Wir theilen zwey Gedichte mit, deren erstes die Erkenntniß der Schattenseite des königlichen Verhältnisses schildert (S. 58):

Der Könige Loos.

Von des Hofes Zwang umgeben,
Schon ein Todter in dem Leben,
Wie ein Götterbild von Stein
Thronen in des Schlosses Mauern
Soll der König, soll vertrauern.
Immer abgesondert seyn.

Was dem Aermsten selbst gewähret,
Er auf seinem Thron entbehret:
Frohen Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleich wie auf der Bühne handeln,
Seiner Rolle sich bewußt.

Abgewogen, abgemessen
Sey ihm alles, soll vergessen,
Daß er Mensch ist, immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam, freud'los soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

Ach! worauf sein Blick verweilet,
Von Verläumdung wird's ereilet,
Sey es noch so gut, so rein,
And'res Ansehn es erlanget;
Und der Himmel selbst empfanget
Gleich davon der Hölle Schein.

Dagegen erkennt das folgende die großartige Bedeutenheit des Fürstenverhältnisses (S. 191):

Königsgefühl.

Im Jahre 1829.

Was das Heut dem König auch verneinet,
Als erfüllt in Zukunft schon erscheinet:
Anerkennung dessen, was er thut.
Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen,
Wird, was er vollbracht hat, rein sich zeigen,
Wenn die Mitwelt längst im Grabe ruht.

Glücklich! der auf einen Thron berufen;
Zu ersteigen hat er keine Stufen,
Ueber ihm auf Erden niemand steht;
Seinen sehnend, glühend festen Willen,
Gutes zu bewirken, darf er stillen,
Und der Tod nicht seine Spur verweht.

Fernhin über seines Lebens Tage,
Wenn Verläumdung endete und Plage,
Wirkt wohlthätig er noch immer fort.
Der Verkannte wird zurück verlanget,
Und den Lohn der gute Fürst empfanget,
Wenn nicht hier bereits, doch sicher dort.

Herrlich! über freyes Volk zu walten,
Nicht nach Willkür gränzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die besteh'n;
Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,
Heilend, wo es möglich ist, die Leiden,
In dem Edelen sein Volk erhöh'n.

Schwierigkeiten, welche sich ergeben,
Hindernisse, welche sich erheben,
Stählen mehr noch die Beharrlichkeit,
Und in des Bewußtseyns heil'ger Stärke,
Zu vollbringen des Berufes Werke,
Tritt er kühn und offen in den Streit.

Ein zum Himmel hebendes Empfinden,
Gegen welches alle Mühen schwinden,
Wenn Erfolg das heiße Streben krönt,
Wenn im Volk das Gute frisch gedeihet,
Welchem er sein Leben ganz geweihet,
Wird erkannt, was früher ward verhöhnt.

Liebe findet, wer ermüdet nicht im Lieben;
Wenn auch lang die Herzen fühllos blieben,
Schließen sie am Ende doch sich auf.
Trachten Manche gleich es zu verhindern,
Trennt's nicht stets den Vater von den Kindern,
Zieht sie liebend an sein Herz herauf.

Der dritte Theil beginnt mit einem bedeutenden Gedichte: Hellas schönste Zeit; Griechenlands Entwicklung, Blüthe und Verfall vorüberführend.

Die von S. 52 bis 59 vorkommenden Chöre hätten wir lieber in Verbindung mit den im ersten Bande enthaltenen gefunden; ein Wunsch, den wir auch in Rücksicht der Sonette wiederholen. Die Form beyder Dichtungen ist zu eigenthümlich, um eine Vermengung mit anderen zu ertragen, und wirkt unbestritten am meisten in Vereinigung mit gleichartigen.

Um auch eine Probe der Gedichte dieses Bandes zu geben, wählen wir eines, in welchem sich der große Sinn des Dichters für deutsche Freyheit, Einigkeit und Kraft poetisch ausspricht (S. 144):

Was wir gewonnen.

Was haben wir gewonnen in den Tagen
Des Rettungskampfs?! so hört man höhnisch fragen.
Was wir gewonnen? O ihr argen Thoren!
Habt das Gedächtniß ihr denn ganz verloren?
Die nahe liegende Vergangenheit,
Ist sie für euch wie eine fremde Zeit?!

Was wir gewonnen? Daß, was wir erwerben,
Nicht mehr gereicht zu unserem Verderben;
Daß unser Feind mit unsrem eig'nen Golde
Sich Späher mehr und Häscher hält im Solde,
Der mit dem frechsten Uebermuth und Hohn
Behandelte die Hütte wie den Thron.

Was wir gewonnen? Daß der Feind nicht waltet
In unserm Haus, nicht mehr nach Willkür schaltet.
Nicht ferner nach tyrannischem Belieben
Wir werden von dem eig'nen Herd getrieben,
Daß nicht des Vaterlandes Mark und Kraft
Im Dienste seines Feindes werd' entrafft.

Was wir gewonnen? Daß wir nicht mehr Knechte,
Nicht dienen mehr dem korsischen Geschlechte;
Daß nicht der Deutsche mehr, statt sie zu retten,
Der Heimat schmieden selber muß die Ketten,
Die Söhne stürzen muß in Abgrund's Schlund,
Und daß nicht einmal klagen darf der Mund.

Was wir gewonnen? Der verlornen Ehre
Mit unserm Blut errung'ne Wiederkehre;
Daß so, wie jetzo, wir noch niemals siegend,
Daß deutschem Schwert der Mächtigste erliegend,
Daß muthig ihm entrissen ward der Raub,
Der gegen Völkerelend immer taub.

Was wir gewonnen? Daß wir Deutsche nennen
Uns wieder dürfen, wieder uns bekennen
Jetzt als ein Volk, im frisch erworb'nen Glanze,
Geschmücket mit dem schönsten Siegeskranze,
Und in Europa's großem Völkerrath
Der Deutsche mehr als eine Stimme hat.

Was wir gewonnen? Deutschlands blüh'nste Gauen,
Daß wir nicht mehr als fremdes Land sie schauen,
Was uns in achtzehn Jahren abgedrungen,
Wir kühn in einem einzigen errungen,
Daß nimmer hat der alte Vater Rhein
Der deutschen Gränze Hüter mehr zu seyn.

Was wir gewonnen? Daß wir es erkennen:
Daß wir uns nie und nimmer dürfen trennen,
Nie mehr in Süd- und Norddeutschland uns theilen,
Soll von den Deutschen nicht die Macht enteilen;
Als Brüder auf das innigste verwandt,
Gehören alle einem Vaterland.

Was wir gewonnen? Wenn's den Feind gelüstet,
Uns zu beherrschen, daß wir steh'n gerüstet,
Wie früher nie, um derb ihn zu empfangen,
Und büßen ihn zu machen sein Verlangen,
Benehmend ihm den stolzen alten Wahn;
Wir Deutsche kennen noch des Sieges Bahn.

Dieß Alles haben kämpfend wir gewonnen,
(O daß es niemals heiß': es ist zerronnen!)
Unwankbar lasset fest daran uns halten,
Nicht durch die Zwietracht wieder uns zerspalten!
Unüberwindlich ist das deutsche Land,
Umschlungen von der Eintracht heil'gem Band.

Wenn wir am Schlusse dieser Beurtheilung die charakteristischen Eigenheiten vorliegender Gedichte durchprüfen, so finden wir sie in der Erkennung des hohen Berufes des königlichen Sängers und seines Verhältnisses zur Mit- und Nachwelt — im glühenden Durste nach weltbeglückender Liebe und regem Sinn für das Erhabene und Große, der nicht bloß in der Betrachtung sich gefällt, sondern dadurch zur Wiedererzeugung desselben angeregt wird, in der Trauer der Vergänglichkeit des Irdischen, in welcher jedoch die Seele nicht untergeht, sondern ihren Aufflug zum Unvergänglichen des Ideals nimmt. — Wenn diese Eigenschaften den Dichter machen, so ist wohl der Beweis geliefert, daß der Verfasser der vorliegenden Gedichte auf jenen Namen den gültigsten Anspruch machen kann, und daß von allen Empfindungen und Erkenntnissen, welche seine Gedichte ins Leben riefen, jene ihn am meisten getäuscht haben, welche das Gedicht S. 88 entstehen ließen:

An mich,
in Betreff der Aufnahme meiner beyden ersten Theile gedruckter Gedichte.

Daß dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest du nicht auf dem Thron.

Art. IX. Max Emanuël, Prinz von Würtemberg, und sein Freund Karl XII., König von Schweden. Ein biographisch-historischer Versuch von Sigmund Schott. Mit den Porträts von Max und Karl XII. Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe. 259 S. kl. 8.

Vorliegendes Werk ist ein interessanter Beytrag zur Geschichte Würtembergs und Schwedens. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er in der Vorrede sagt: »Das Leben des Prinzen Max Emanuel, eben so kurz als großartig, gleiche mehr einem

genialen Traume als der Wirklichkeit.« Es ist gewiß, daß die Geschichte wenig Beyspiele von Prinzen aufzuweisen hat, wo der Beruf in einer so concentrirt zusammengedrängten Erscheinung sich kund gibt, und die wie hellleuchtende Sterne plötzlich entstehen, und den Glanz ihrer Erscheinung mit der Flüchtigkeit derselben bezahlen müssen. Ein vierzehnjähriger deutscher Prinz, den angeborner Heldensinn aus der Heimat unter die Fahne des tapfersten Kriegers seines Jahrhunderts treibt, der von diesem seltenen Charakter väterlich geliebt wird, die Schlachten und Entbehrungen des nordischen Krieges mitmacht, und mit zwanzig Jahren in Folge seines Berufes stirbt, eine solche Erscheinung ist in der That eben so selten als schön.

Als Quellen seiner Arbeit benützte der Verfasser, der in den Stuttgarter Archiven vergeblich nach Papieren des Prinzen suchte, die Notizen schwedischer Geschichtschreiber, insbesondere die des Sekretärs und Reisepredigers des Prinzen, Johann Wendel Bardili, welcher ein Reisejournal unter dem Titel: »Des Weyland Durchl. Printzens Maximilian Emmanuel von Würtemberg Reisen und Campagnen durch Teutschland, in Polen, Litthauen, Roth- und Weiß-Rußland, Volhynien und Ukraine,« zu Stuttgart im Jahre 1730 herausgab. Eine Schilderung, welche treu, aber unvollständig war, die Persönlichkeit des Prinzen, namentlich seinen Charakter, zu wenig schilderte, und daher aus würtembergischen Chroniken ergänzt werden mußte.

Besonderes Interesse enthält dieses Werk, welches der Verfasser, zu bescheiden, einen Versuch nannte, noch durch die der Geschichte treue Charakterschilderung Karl's XII., wozu die durch gewissenhafte Beachtung historischer Treue bekannten schwedischen Schriftsteller: Norberg, Adlerfeld, Lundblad, benützt wurden, wodurch wieder dieser eben so seltene als merkwürdige Charakter im eigenthümlichsten Lichte verbreitet wird.

Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, wurde geboren am 27. Februar 1689. Sein Vater war Herzog Friedrich Karl, im Jahre 1677, nach dem Tode seines Bruders Wilhelm Ludwig, Administrator von Würtemberg; seine Mutter Eleonore Juliane, Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Anspach.

Nach der Sitte damaliger Zeit wurde er früh auf die Universität geschickt, und so immatrikulirte er schon im J. 1698 zu Tübingen mit seinen Brüdern Heinrich Friedrich und Ludwig Friedrich, von denen der ältere im J. 1700 Rector magnificentissimus wurde. Von da bezogen die drey Prinzen im J. 1701 die Akademie zu Genf.

Der Soldat regte sich bald in ihm, und, noch nicht vierzehn

Jahre alt, gab er, mit Bewilligung seiner Mutter (der Vater war schon im J. 1698 gestorben), der Wissenschaft den Scheidebrief, um den Degen in die Hand zu nehmen. Das Bild des jugendlichen Helden Karl XII., mit welchem Max durch das Haus Baden-Durlach verwandt war, setzte sich lebhaft in dem feurigen Knabenherzen fest. Seinem Wunsche zu genügen, wurde beschlossen, bey Karl deßhalb anzufragen, und hiermit Marens Lehrer, Osiander, beauftragt. Die Schilderung dieses originellen Charakters, der, besonders in der würtembergischen Geschichte, eine schöne Rolle spielt (S. 7—16), ist von großem Interesse.

In Folge jener Anfrage wurde Max mit seinen Brüdern, welche ebenfalls in Kriegsdienste treten wollten, von Genf abberufen, und sie reisten am 22 Januar 1703 von Osiander begleitet ab. In Berlin schieden die Prinzen; Heinrich Friedrich ging zu seinem Regimente nach Holland, Max Emanuel nach Polen. Der dorther kommenden Nachrichten, welche höchst beunruhigend lauteten, ungeachtet, ließ er sich nicht abhalten, seinen Weg fortzusetzen, bis er von allen Gefahren und niederdrückenden Nachrichten, unter welchen wohl die von Karl's Tode die peinlichste war, am 24. May in Warschau erfuhr, daß er den König in voller Gesundheit zu Okuniew, drey Meilen von dort, finden könne, wohin sich der Prinz augenblicklich begab.

Da von nun an des Prinzen Schicksal sich sechs Jahre lang an das Leben Karl's XII. band, schildert der Verfasser im dritten und vierten Kapitel S. 29—66 Karl's XII. Kindheit, seine Thronbesteigung, Karl's Einfall in Dänemark, den Travendaler Frieden, Karl in Liefland, die Schlacht von Narva, Karl gegen August, die Schlacht von Riga, den Marsch nach Lithauen und Polen, Karl's Aufenthalt in Warschau, die Schlacht von Klissow. Ueberall finden wir höchst interessante und mitunter wenig bekannt gewordene Details.

Im fünften Kapitel (S. 66) finden wir Max bey Karl XII. — »Am 31. März reiste der Prinz nach Okuniew, und wurde eine Stunde nach seiner Ankunft ohne Förmlichkeit vorgelassen. Der König empfing ihn freundlich, und ließ sich von ihm das Schreiben seiner Mutter übergeben, worin diese ihren Sohn ganz seinem Willen anheim, und ihm freystellte, den Prinzen bis zu mehrerer Erstarkung nach Stockholm, oder sogleich ins Feld zu schicken. Karl fragte, ob er sich denn entschließen könne, schon jetzt einen Feldzug mitzumachen? worauf Max mit einem fröhlichen Ja antwortete. »Gut,« erwiederte der König, »ich will Sie nach meinem Humor erziehen;« ließ den von der Reise noch ermüdeten Prinzen sogleich zu Pferde sitzen, machte einen Ritt

mit ihm in das Lager, und schenkte ihm dann das Pferd sammt Sattel und Zeug. Zugleich ließ er ihm die nöthige Equipage anschaffen, gab ihm Tisch, Bedienung, Quartier, welch letzteres den Prinzen freylich sehr an die Reiselogis erinnerte; da er aber sah, daß es der König selber nicht besser hatte, schickte er sich bald trefflich darein. Vom ersten Augenblicke an faßte Karl ein inniges Wohlwollen gegen den jungen Würtemberg, der, kaum der Zucht des Hofmeisters entwachsen, in kurzem eine der ersten Zierden der schwedischen Waffen werden sollte. Gleich in den ersten Tagen, als Osiander, von Karl ebenfalls sogleich willkommen geheißen, diesen bat, dem jungen Prinzen auf seinen Ausritten mit dem König doch immer einen Hofmeister folgen zu lassen, der ihn vor Schaden bewahre, antwortete der König lächelnd: er selbst wolle fortan den Hofmeister machen.«

»Am gleichen Abende mit dem Prinzen kamen die beyden Sapiehas mit einem prächtigen Gefolge in Okuniew an. Beyde waren nicht mehr jung, aber Männer von Geist und Talent; namentlich mit dem Kronschatzmeister liebte Karl stundenlang sich lateinisch zu unterreden. Max erwarb sich die Zuneigung desselben in hohem Grade, und brachte alle Freystunden bey ihm zu. Freylich waren deren nicht viele, denn Karl zog ihn stets in seine Umgebung, ritt mit ihm nach den Regimentern, und gleich zwey Tage nach seiner Ankunft zum Cardinal-Primas nach Warschau. Dem Prinzen kam das Reiten etwas schwer an, indem er es bis jetzt ziemlich ungewohnt war, Karl aber sehr schnell und anhaltend ritt; doch ließ sich der Prinz nichts merken, und ruhte nicht, bis er so fest und bequem im Sattel saß, wie der König selbst.«

»Nachdem der Prälat Osiander seinen Auftrag erfüllt hatte, beurlaubte er sich wieder. Karl, sonst mit Gnadenbezeugungen, namentlich gegen Ausländer, sehr sparsam, ernannte ihn zum schwedischen Kirchenrath, gab ihm einige, auf den Frieden bezügliche Papiere an König August, so wie ein sehr freundschaftliches und für den Prinzen schmeichelhaftes Schreiben an dessen Mutter mit, worauf Osiander am 5. April abreiste.«

»Zwey Tage darauf langte der Rest eines schwedischen Regiments — 60 Mann — an, und der Prinz konnte sich einen Begriff vom Kriege bilden, als er hörte, daß dieses Regiment bey Klissow bis auf 110 Mann geschmolzen sey, und 50 davon, welche die Kranken convoyirten, bey Lublin von 1000 Kosaken überfallen, und bis auf den letzten Mann niedergehauen, den Kranken aber die Kehlen abgeschnitten wurden. Der König ritt dann freylich mit Max wieder nach Warschau, um die auf der

Weichsel angekommenen Trophäen jener Schlacht zu besehen, er stattete ihn freylich für den demnächst zu eröffnenden Feldzug mit Pferden, Gewehren und Zelten aus der Klissower Beute aus; aber dennoch ist es ein Zeichen des mannhaften und ungewöhnlichen Charakters unseres Prinzen, daß er durch solche Vorspiele nicht entmuthigt, vielmehr ungeduldig wurde, die Gnade des Königs zu rechtfertigen.«

»Auf dem Rückwege von Warschau stürzte der König, und zwar mit demselben Pferde, welches er ritt, als er den Fuß brach. Dießmal glitschte der Degen aus der Scheide, ging aber ohne Schaden zwischen Leib und Arm durch; der König ritt gleich weiter, wurde aber durch ein zwölftägiges Fieber ins Zelt gebannt. Max war fast immer bey ihm, und wurde vom König, der seine Vorliebe für Pferde kannte, mit einem ausgezeichneten, kostbar geschirrten Rosse beschenkt. Sonst ging er mit dem Kronschatzmeister auf die Jagd, obgleich die Gegend sehr unsicher war, weßhalb auch der König sein Lager näher gegen Praga verlegte. Kaum hier angekommen, wurde er vom englischen und holländischen Gesandten mit Friedensvorschlägen bestürmt; der preußische Baron Sittmann (nachher würtembergischer Geheimrath) vereinigte unter dem Titel eines Volontärs seine Friedensbemühungen im Stillen mit denen der übrigen Mächte; der Staroſt Morſztyn überbrachte von Marienburg neue Vorschläge, modifizirt durch die Punkte, welche Karl dem Prälaten Osiander für August mitgegeben hatte; allein da die Entthronung des letzteren nicht zugestanden wurde, so lehnte Karl alle übrigen, auch noch so vortheilhaften Anerbieten ab.«

Um diese Zeit mußte der Baron Voit, weil Markgraf Georg Friedrich zu Anspach gestorben war, plötzlich abreisen; Max gab ihm Briefe nach Hause mit; der König aber ersetzte seine Stelle als Cavalier des Prinzen mit dem Baron Gustav Adlerfeld, demselben, welcher die Geschichte Karl's XII. bis zur Schlacht von Pultawa geschrieben hat; einem so trefflichen Offizier als tüchtigen Geschichtschreiber.«

»Die Sachsen waren über den Bug gegangen, und besetzten Pultusk. Am 18ten rekognoscirte daher der König mit einem Gefolge von nur vier Personen, worunter der Prinz; sie trafen einen sächsischen Korporal und etliche Dragoner dießseits des Flusses; zwey ließen sich erwischen; der König schenkte in einem Anfall von Ironie jedem zehn Thaler, und ließ sie springen.«

»Während Stenbock eine Brücke über den Bug zu schlagen anfing, rückte der König mit Max und einigen Truppen selbst dahin vor, am 28. April. Am 29sten früh Morgens zeigten sich die Sachsen jenseits, und begannen sich zu verschanzen. Allein

Karl vertrieb sie durch eine aufgeführte Batterie. Nun mußten funfzehnhundert Mann von der Garde-Infanterie auf kleinen, zusammengebundenen Flößen übersetzen; der König selbst mit einigen Offizieren that deßgleichen. Da ihm aber das Landen zu lang dauerte, sprang er bis an die Brust ins Wasser, der Prinz von Würtemberg ihm nach, und so wateten sie mitten im feindlichen Feuer ans Ufer. Ueber diese Kühnheit erschraken die Sachsen so sehr, daß sie mit verhängtem Zügel durchgingen. Der König verfolgte sie mit einiger Mannschaft bis Ponikowa, ließ hier fünfhundert Mann; er selbst kehrte nach Nowydwor zurück. Andern Tags war die Brücke fertig, worauf Karl mit den Trabanten, dem Leibregimente, der Schonen'schen und der Smålandischen Reiterey nebst zweyhundert Buchwald-Dragonern hinüber ging, um den Feind, der sich gegen Pultusk gezogen, zu überfallen. Dieser aber hatte alle Brücken hinter sich abgeworfen, so, daß die Schweden durch zwey tiefe Flüsse schwimmen mußten. Der König und Prinz Max, welcher sein Schatten war, wagten sich stets zuerst hinein. Der Marsch wurde fortgesetzt trotz der einbrechenden Nacht und der überall im Gehölz und in den Morästen zerstreuten sächsischen Posten. Ermüdet schlief Max auf dem Pferde ein, verirrte sich vom Zuge, und wurde plötzlich durch das Werda? einer sächsischen Vorwacht aufgeschreckt. »Gut sächsisch,« antwortete er ruhig. Als er aber um die Parole gefragt wurde, fand er es nicht für gerathen, weitere Erläuterungen zu geben, drückte seinem Pferde die Sporen ein, und kam glücklich wieder zu den Schweden. Für ein Alter von vierzehn Jahren gewiß eine Geistesgegenwart, welche den zukünftigen Helden beurkundete. Am 1. May vor Sonnenaufgang langten die Schweden vor Pultusk an, und fanden vor der Stadt acht sächsische Reiterregimenter unter dem Feldmarschall Steinau in zwey Linien. Steinau, welcher die Schweden stärker fand, als er gedacht hatte, beschloß, sich in die Stadt zurückzuziehen, und die Zugbrücke aufzuheben. Allein Karl merkte seine Absicht, und sandte ihm den Obersten Buchwald mit seinen Dragonern in die Flanke, die auch so hitzig eindrangen, daß sie mit den letzten Sachsen noch auf die Zugbrücke kamen, und sich des Thores bemächtigten. Im panischen Schrecken jagten die Sachsen am Schlosse vorbey durch die Stadt und über die Brücke, welche an der anderen Seite der Stadt über den Narewstrom führte. Allein auch hier saßen ihnen die Dragoner von Buchwald (sogenannte Priesterdragoner *), die-

*) Priesterdragoner, weil sie von den Einkünften schwedischer Pfarrhöfe ausgerüstet waren.

selben, welche Prinz Max nachher befehligte) so hart im Nacken, daß, als die zuerst Hinübergekommenen die Brücke abwarfen, die übrigen in den Strom gestürzt wurden, oder sich ergeben mußten. Schnell wurde die Brücke ergänzt, und der Feind von Buchwald verfolgt, aber nicht mehr erreicht. Der König selber eilte auch hinüber, und gewahrte auf dem Narew eine schwimmende Mühle, die ihm verdächtig vorkam Er ließ sie ans Land ziehen, und siehe da, es fand sich der Generallieutenant Beust mit acht Offizieren, welche sich hier versteckt, und die Mühle abgehauen hatten, um den Strom hinunter zu fahren. Karl selbst nahm incognito den Generallieutenant gefangen, gab ihm aber den Degen zurück, und sprengte ans Thor, wo er stark schießen hörte. Hier fand er die Reiterey im Handgemenge mit einem sächsischen Regimente, das, von Steinau herbeordert, nichts von den Schweden wußte, und ganz sorglos anmarschirt war. Es wurde übel empfangen, und ergriff eilig die Flucht. Der Feldmarschall selbst rettete sich mit Mühe durch eine kleine Brücke und ein Jesuitenkloster. Ein Generallieutenant, ein Oberst, drey Majors, viele andere Offiziere, 700 Soldaten, 1000 Pferde, fünf Standarten, alle Bagage waren der Preis dieses Ueberfalls; einige hundert Sachsen wurden niedergemacht, über tausend ertranken; die Schweden verloren — eilf Mann an Todten und Verwundeten.«

»Max verrichtete hier seine erste Waffenthat. Er war mit unter den ersten, die in die Stadt eindrangen; in einer der Straßen holte er einen feindlichen Dragoner ein, der, als er die Jugend seines Verfolgers sah, sich umkehrte, und verächtlich rief: »Was, du junger Bursche willst auch schon Menschen erwürgen?« Ohne Zaudern fiel ihn der Prinz an, und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf. Max erhielt einen Stich durch den Rock, einen andern in den Stiefel, rannte aber endlich seinem Gegner den Degen durch den Leib. Dann ritt er dem Könige wieder nach, der ihm große Lobsprüche ertheilte.«

»Um diese Zeit ging der vom Cardinal-Primas in Warschau versammelte Reichstag aus einander, aber ohne Beschluß. Karl war sehr unzufrieden damit, und erklärte wiederholt, nicht eher Frieden zu machen, bis August entthront sey. Gewissermaßen hatte er nicht Unrecht, in dem Könige August einen stets unruhigen Nachbar zu fürchten, da August durchaus einen Helden aus sich zu machen suchte, und hierzu in dem kriegerischen großen Polen weit eher Gelegenheit fand, als in seinen, durch Maitressenwirthschaft ausgesogenen, zum Reich gehörigen Stammlanden. August's Treulosigkeit war zu erprobt, um für seine guten Absichten eine andere Garantie gelten zu lassen, als die

Gewalt der Umstände. Karl wälzte alle Schuld an dem mißlungenen Reichstage auf den Cardinal-Primas; dieser jedoch entschuldigte sich damit, daß die Entthronung nur auf dem allgemeinen Reichstage geschehen könne, zu dessen Versammlung vorher Particular-Convente, Instruktion der einzelnen Landboten und Ausspruch eines Interregnums nöthig seyen Als er aber erkrankte (vielleicht daß er sich so am besten half), ging seine Vollmacht als Primas des Reichs auf den Erzbischof von Lemberg über, welcher den Entthronungsplan herzhafter anfaßte. Doch kehren wir vorerst wieder zum Heere.«

»Am Tage der Schlacht von Pultusk ließ der leichtsinnige, prachtliebende August zu Marienburg vor dem anwesenden polnischen Adel ein Spektakelstück aufführen, dessen Nachspiel in einer Schlacht zwischen Polen und Schweden bestand, wobey die Letzteren natürlich den Kürzeren zogen. Als Karl es später erfuhr, sagte er lachend: »Lassen wir ihnen die Freude, wenn wir sie nur im Felde heimschicken!«

»Drey Tage nach der Schlacht kam die Bagage nach, welcher auch Max sehr bedurfte; denn durch das Schwimmen über drey Flüsse, durch das Reiten Tag und Nacht und durch die Moräste waren seine Stiefel so verquollen, daß man sie ihm stückweise abschneiden mußte. Schon am 8. May brach der König mit ihm und den Vortruppen wieder auf zur Eroberung von Thorn. Auf dem Marsche begleitete Max den König rastlos zu allen Regimentern; die schnellen Ritte ermatteten das Pferd des Ersteren so, daß es mit ihm an einem Tage viermal stürzte, und er zurückbleiben mußte; endlich, als der Zaum riß, ging es gar mit dem Prinzen durch in den Wald, so, daß dieser von Glück zu sagen hatte, daß er mit einer leichten Quetschung im Schienbeine davon kam. Dieß war aber nur eine Kleinigkeit gegen das Unglück am folgenden Tage, den 12. May. Auf dem Heimwege ins Hauptquartier bey stockfinsterer Nacht reitet der Prinz in vollem Jagen dem Könige vor, stürzt mit dem Pferde in einen Graben, der König eben so ihm nach, und so hart auf des Prinzen Rücken, daß diesem Stimme und Athem ausgeht. Bald aber sammelt er sich, und die beyden reiten noch vier Meilen bis ins Hauptquartier, wo sie Nachts zwölf Uhr ankommen. Aber der Prinz hatte die Sprache verloren. Mit der zärtlichsten Sorgfalt begleitet ihn der König in sein Zelt, und weicht nicht von ihm, bis der herzukommende Feldscheer ihn beruhigt. Es charakterisirt den männlichen Karl, daß er es für das Beste hielt, dem Prinzen eine Ader zu schlagen; der Feldscheer wußte es aber besser, und verordnete Sperma ceti und Sanguis hircinus, ließ den Prinzen zudecken und ihn schwitzen. Max konnte

seinem treuen Gebieter nur mit den Augen danken; Morgens in aller Frühe stand dieser wieder bereits am Bette, mit heller und lauter Stimme begrüßte ihn Max, und nach zwey Tagen saß er rüstig im Sattel.«

»Der Marsch ging über Ploczko, wo in einem Kloster vier Nonnen vor Angst gestorben seyn sollen; Kamin, Dobrzin nach Bobrownik, fünf Meilen von Thorn. Stenbock ward mit einigen Truppen vorausgeschickt, um eine Brücke über die Drewenz zu schlagen. Die Sachsen hatten inzwischen den Anmarsch der Schweden erfahren, ihre Vorposten an sich gezogen, alles Landvolk zur Frohn an den Festungs-Ausbesserungen aufgeboten und die Vorstädte eingeäschert. Am 21. stand der König an der Drewenz, wartete übrigens die Brücke nicht ab, sondern ritt mit Max und einigem Gefolge durch den Fluß, und von da so herzhaft auf Thorn zu, daß eine sächsische Schwadron sich eilig zurückzog, und Karl bis an das Glacis der Kontrescarpe kam, wo er in der Nacht sechshundert Reiter festsetzte. Bald kam das übrige Heer nach; es wurde Losung geschossen, und von der sächsischen beantwortet, sofort aber Anstalt zur förmlichen Belagerung gemacht. Denn Thorn war wichtig, nicht nur als treffliche Festung und als Schlüssel nach Sachsen, sondern weil der Kern der sächsischen Infanterie, August's stärkste Hoffnung, darin lag. Alle Zugänge der Stadt wurden besetzt, starke Reiterposten lagen auf der Seite nach Danzig; das Kalmarer und das Smäländer Fußregiment deckten die mitgebrachten Fahrzeuge; auf einem Eilande in der Weichsel wurden die Gefangenen von Pultusk bewacht. Nach Riga ging der Befehl, mit Herbeyschaffung von Munition und Geschütz zu eilen.«

»Gleich Anfangs der Belagerung wurde großer Buß- und Bettag gehalten, deren vier im Jahre; nämlich einer bey Eröffnung des Feldzuges, die anderen je einen Monat später. Karl selbst hielt diese Bettage streng, indem er vor sechs Uhr Abends nicht das Geringste genoß. Voltaire konnte seiner Natur nach nicht anders annehmen, als daß Karl geheuchelt habe, mit Berechnung auf die strengprotestantischen Schweden, so wie auf die katholischen Einwohner. Allein Karl war wirklich gottesfürchtig, und hielt auch viele besondere Fasten, wie sein Beichtvater Nordberg bezeugt. Ueberhaupt stände eine solche Heucheley im völligen Widerspruche mit seinem offenen Charakter, dessen Zeuge sein ganzes Leben ist. Daß er nach einer Unterredung mit Leibnitz den protestantischen Glauben abgeschüttelt habe, ist unwahr; daß er den schwedischen Nationalzug der Frömmigkeit theilte, daß er das Beyspiel Gustav Adolphs und die treffliche Mannszucht,

welche mit der, auch äußerlichen Religiosität im Felde verbunden ist, vor Augen hatte, gewiß.«

»Gerade über vom Kulm'schen Thore, nicht weit von der, mit den Vorstädten abgebrannten evangelischen Kirche lag ein starker schwedischer Posten. Einmal ritt der König mit den Prinzen von Würtemberg und Gotha dorthin, stieg ab, und sah durch die Planken eines Gartenzaunes den Befestigungsarbeiten der Sachsen zu. General Lieven tritt ihm zur Seite, bückt sich aber nicht gehörig. In dem Augenblicke, da ihn der König wegen seines gestickten Rockes vor den Augen der sächsischen Kanoniere warnt, zerschmettert eine Stückkugel, über die im Grase liegenden Prinzen wegfliegend, dem General das rechte Bein. Sein Tod beraubte Karln eines ausgezeichneten Generals, der schon unter seinem Vater, Karl XI. glücklich gefochten hatte.«

»Kapitän Philipp, welcher mit 25 Mann die Drewenzbrücke bewacht hielt, wurde plötzlich von fünfhundert Polen und Litthauern angefallen. Er wehrte sich aber verzweifelt, bis er durch endlich erhaltene Verstärkung den Feind zur Flucht zwang. Sechzehn Standarten Polen überfielen das Fourage-Magazin zu Wratislaw, wo ebenfalls nur eine kleine Bedeckung stand, die Polen aber mit blutigen Köpfen heimschickte.«

»Inzwischen waren die Sachsen mit ihrem Ravelin nach der Landseite fertig geworden, besetzten es mit Schanzkörben und Stücken, und richteten die drey Losungsschüsse der Reveille und Retraite gegen allen Kriegsgebrauch gerade auf Karls Hauptquartier. Die sächsischen Artilleristen zielten gut: einem Marketenderweibe, nahe an Karl's Zelt, wurde der Kopf weggenommen; ein Junge aus der Hofküche mitten aus einander geschossen. Häufig schlugen die Kugeln an Karls Zelt. Einmal, da er eben mit dem Prinzen von der Tafel aufstand, flog eine Kugel zwischen ihnen durch, und auf der andern Seite des Zeltes hinaus. Am Tage darauf ging der erste Schuß über des Prinzen Stoll, der zweyte durch das Zelt seines Kavaliers Adlerfeld, und schlug die Stange entzwey, daß das Zelt niederstürzte. Wieder eine andere traf Adlerfeld's Pistolen, die er über dem Bette hängen hatte, so, daß sie ihm klirrend über den Kopf fielen. Der Prinz selbst war in gleicher Gefahr; ein Zufall wollte, daß er gerade seinen Stuhl, wo er gewöhnlich saß, verlassen hatte, ehe eine Kanonenkugel darüber einschlug.«

»Wegen dieser fortdauernden Unhöflichkeiten der Sachsen, bat man den König dringend, das Hauptquartier zu verändern oder beschirmen zu lassen. Er wollte aber von nichts wissen; daher Piper in des Königs Abwesenheit einen großen Heuhaufen zwischen dessen Zelt und den Wallstücken aufführen ließ. Karl

aber, als er es sah, ließ das Heu vor seinem Zelte sogleich wegschaffen, die vor den übrigen Zelten ließ er stehen. Gleich wenig schonten er und Max ihr Leben bey den täglichen Recognoscirungen. Da die Sachsen bemerkten, wie sie immer den gleichen Weg nahmen, und alle Posten vor der Festung beritten, so richteten sie einige Stücke genau auf den Weg, und so wie Karl mit seinen Begleitern erschien, donnerten die Wallstücke, daß den Reitern Staub und Erde von den aufschlagenden Kugeln ins Gesicht flogen. Karl aber ritt seinen Weg nach wie vor. Ein anderes Mal stand er in den Laufgräben, um die Arbeiter anzufeuern. Er hatte die Hand auf ein Reisbündel gelegt, als ihm eine Stückkugel dasselbe wegschlug. Wieder stand er bey einem halb angefullten Schanzkorbe; eine Kugel warf den Schanzkorb sammt dem Könige über den Haufen: der König war so mit Erde beschüttet, daß man ihn herausgraben mußte, und anfänglich für todt hielt. Auch dem Prinzen fielen mehrere Male Stutzer- und Stückkugeln vor die Füße, denn Karl lehrte ihn das Leben gering achten. Eine einzelne von Karl's freywilligen Gefahren hätte manches gekrönte Haupt der Vergessenheit entrissen, in dem großartigen Charakter Karl's waren sie natürliche, unbeachtete Ereignisse. Was aber diese Tapferkeit so schön macht, und Karl vor manchem alten und neuen Helden auszeichnet, ist die damit verbundene edle Gesinnung. Allerdings war Karl hartnäckig, hartnäckig bis ins Verderben; aber er war es wie ein Löwe, welcher die Schafherde unverfolgt fliehen läßt, und unter den Baum sich lagert, wohin der Hirte, der auf ihn geschossen, geflüchtet ist. Er griff nie ungerecht an, aber den Angriff verfolgte er bis zur Vernichtung. Es war ein Unglück, daß er nicht nur den russischen Charakter, sondern namentlich die russische Macht so geringschätzte; und es gleicht einem strafenden Fingerzeig Gottes, daß die, welche er zu besiegen verachtete, ihn stürzten.«

»Auch vor Thorn zeigte Karl seinen edlen Stolz. Ein Ueberläufer aus der Festung, Mühlenheim, ein schlesischer Edelmann, erbot sich, die Schwächen der Festung zu zeigen, wurde aber von einem anderen Ueberläufer als Spion verrathen, und gestand, von General Röbel gedungen zu seyn, um den König zu tödten, oder wenigstens so nahe an das sächsische Geschütz hinzuführen, daß er unfehlbar getroffen werden könne. Karl XII. ließ ihn — fortweisen. Auch später werden wir Gelegenheit haben, zu sehen, wie Karl großmüthig war gegen eigene Feinde, unerbittlich gerecht gegen Verräther an Schweden, z. B. gegen Patkul.«

»Sehen wir nach König August, den wir bey seiner Siegesfeyer zu Marienburg gelassen haben. Von Elbing, wohin

er sich beym Schlusse der Versammlung begab, schrieb er einen allgemeinen Reichstag nach Lublin aus; er selbst reiste einstweilen nach dem von den Schweden verlassenen Warschau, und nahm dann zu Praga in gleichem Hause, wo früher Karl, sein Quartier. Von da ließ er Universalien ausgehen, worin er Karl des Bruches des Waffenstillstandes durch das Treffen von Pultusk anklagte: beyläufig gesagt, eine Lüge. Am 17. Juny kam er mit dem holländischen und englischen Gesandten zu Lublin an, nachdem diese einen letzten Vergleich bey Karl versucht hatten. Er ließ ihnen glückliche Reise wünschen, dabey aber sagen, sie sollen sich nach ihrer Rückkunft von Lublin nicht mehr sehen lassen.«

Am 19ten begann der Reichstag, und schon die Wahl des jungen Fürsten Wisniowiecki zum Marschall war eine Feindseligkeit gegen Karl. Der Czar bot Erneuerung des Bündnisses wider Schweden an: man dürfe sich auf die redlichen Absichten Rußlands verlassen, und den König möge man nicht absetzen, da die Entthronung doch alle Gesetze über den Haufen werfe. In diesem Sinne gingen denn auch die Unterhandlungen des Reichstages. Die Abgeordneten Großpolens, namentlich der Wojewodschaften Posen und Kalisch, die unter dem Einflusse Lesczinsky's schwedisch gesinnt wären, wurden unter dem Vorwande ausgeschlossen, daß ihre Wahl durch das Veto eines (bestochenen) Edelmanns vernichtet sey. Erbittert errichteten die Ausgeschlossenen eine Conföderation zu Skroda, worin sie zwar dem katholischen Glauben, so wie dem König August Treue gelobten, letzterem jedoch nur, wenn er die beschworenen Pacta conventa halte, und keine neuen Unruhen errege, d. h. also, wenn er die sächsischen Truppen entlasse, oder mit anderen Worten, auf die polnische Krone verzichte. Der Cardinal-Primas spielte inzwischen seine zweydeutige Rolle fort. Er bat Karl, die Belagerung Thorn's, als eine der Republik zustehende Stadt, aufzuheben, wogegen dieser natürlich auf die sächsische Garnison verwies. — Wie erstaunte aber August, welcher auf dem Reichstage zu Lublin Bündniß mit Rußland und Dänemark, Verurtheilung der Sapiehas und Entsetzung des Cardinal-Primas beantragte, als Letzterer, trotz seiner andauernden Correspondenz mit Karl und seines Ungehorsams gegen die Marienburger Beschlüsse, drey Tage nach Eröffnung des Reichstages zu Lublin erschien, und ohne die Einladung des Königs sogleich seinen Platz einnahm. Zwar wurde ihm von allen Seiten stürmisch seine Treulosigkeit und Verrätherey vorgeworfen, und ihm sonst manche Demüthigung bereitet. So, als der Kronmundschenk Christoph Towiansky sich mit anderen Kronbedienten neben

des Königs Stuhl stellte, rief der Kronschwertträger, Albrecht Warszyky, laut: »Wie darf sich ein Bastard so weit wagen?« Der Cardinal, welcher mit Towianskys Mutter ziemlich genau stand, ignorirte den Ausruf; aber der Kronmundschenk schlich sich weg. Mit gleißnerischer Sanftmuth ließ der Cardinal den Sturm austoben; dann schwur er guten Muths einen Eid zum dreyeinigen Gott, »daß er für den katholischen Glauben, für König August und für die Republik Gut und Blut aufopfern, und jeden schwedisch Gesinnten verderben wolle, wie er auch nie den König von Schweden unterstützt oder etwas gegen August unternommen habe.« Den gleichen Schwur leisteten alle Anwesenden, und der Cardinal wußte sich durch treffliche Reden über den betrübten Zustand der Republik so hübsch weiß zu brennen, daß plötzlich Alle seines Lobes voll wurden, und ihn als »Vater des Vaterlandes« priesen. Der Reichstag endigte damit, daß beschlossen wurde, die Kronarmee auf sechs und dreyßigtausend, die litthauische auf zwölftausend Mann zu bringen, Karln eine sechswöchige Bedenkzeit und dem König August das Recht der Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu geben. Allein dieser scheinbare Umschwung der Sache August's wurde durch die Gegenoperationen des ergrimmten großpolnischen Adels zu Stroda bedeutend geschwächt, da dieser die Einheit der Bewegung lähmte, und dadurch Karln Zeit ließ, Thorn zu erobern.

Letzteres zu entsetzen, reiste August wieder nach Warschau, wo er die Truppen versammelte. Allein indem er den Oberbefehl dem Fürsten Wisniowiecky gab, stieß er damit den Kronfeldherrn Lubomirsky so vor den Kopf, daß nur ein Theil der Armee marschirte, weil Lubomirsky behauptete, die Litthauer dürfen ohne Genehmigung der Republik nicht in Polen fechten. Endlich gab er nach; aber diese und ähnliche Beyspiele erklären allein, wie es Karln mit seiner Handvoll Soldaten möglich war, ein, von einer tapferen, feindlich gesinnten Nation bewohntes, ungeheures Land die Kreuz und die Quer zu durchziehen, die Festungen zu belagern, und ihren König abzusetzen; es ist dieselbe Zwietracht, welche endlich dem polnischen Reiche das Leben kostete. Freylich aber konnte den Schweden niemand an Tapferkeit es gleich thun. So lag der Major Karl Gustav Creutz mit 360 Reitern vom Leibregiment auf Brandschatzung in dem Städtchen Lauterburg. Hier wurde er von dem trefflichen Parteygänger, General Brand, mit sechstausend Mann Cavallerie angefallen. Zweymal schlug sie Creutz aus der Stadt, und als diese an allen Ecken in Flammen stand, hieb er sich mit rasender Anstrengung durch zwey von der feindlichen Uebermacht

beſetzte Engpäſſe hindurch; dann ſtellte er ſein Häuflein in Schlachtordnung, um wieder anzugreifen; allein der Feind wich zurück. Die Schweden behaupteten das Feld, aber ein Drittheil von ihnen war gefallen, faſt alle verwundet. Der Rittmeiſter Poſſe wurde ein Opfer der polniſchen Uneinigkeit: verwundet und gefangen bot er zweytauſend Reichsthaler, wenn man ihn zum General Brand führen wolle. Hierüber wurden die Polen uneinig, und fingen an, ſich zu ſchlagen; einer aber entſchied den Streit dadurch, daß er den Gefangenen vor den Kopf ſchoß *). Die Polen ſelbſt ſchämten ſich, daß ihre Landsleute ſo wenig Ehre einlegten, und ſuchten die Scharte durch Ueberrumpelung der dießſeits der Weichſel liegenden Schweden und Abbrechung der Communicationsbrücke auszuwetzen, wurden aber ſo tüchtig empfangen, daß ſie ſich insgeſammt nach Großpolen zurückzogen.

Um ſo eifriger wurde Thorn's Belagerung fortgeſetzt, zumal als Stenbock mit dem Geſchütze und friſchen Truppen anlangte. Das Feuer der Belagerten, womit dieſe bey ihren ungeheuren Vorräthen ſehr verſchwenderiſch waren, wurde nun von den Schweden gründlich beantwortet, und als die Sachſen einen Hund herausſchickten, dem ſie ein Papier an den Hals gebunden hatten, mit der Einladung: »die Schweden ſollen einmal hinter ihren Miſthaufen hervorkommen,« ließ man ſie auf dem gleichen Wege bitten, nur noch ein klein wenig zu warten. Am 19. Sept. Abends zwiſchen neun und zehn Uhr eröffnete der König ſelbſt an der Spitze von 800 Mann die Laufgräben, und obgleich ſich von nun an das Schießen aus der Feſtung verdoppelte, achtete er es doch ſo wenig, daß er vielmehr die Laufgräben zu Pferde beſichtigte. Am gleichen Abende ritt der König nach zehn Uhr mit Max und dem General Meyerfeld gegen die ſächſiſchen Vorpoſten; der Vorſicht wegen befahl er, es ſolle Jeder zwanzig Schritte hinter dem Andern bleiben. In der Finſterniß verlor Max den rechten Weg, und erblickte plötzlich dicht vor ſich eine Geſtalt, die ſich in ein Gebüſch zurückzog. Der Prinz ſpannte die Piſtole, und rief dumpf: »Wer da?« aber er ſah und hörte nichts mehr. Auf dem Rückwege traf er den General Meyerfeld, mit welchem er Karl'n aufſuchte, aber, ohne ihn gefunden zu haben, ins Lager zurückkehrte Der König kam bald nach, und ließ ſich des Prinzen Abenteuer mehrmals mit allen Details erzählen. Er lächelte, und es ging aus Allem hervor, daß die

*) Dieſe Art, Streit zu ſchlichten, ſcheint Naturmenſchen eigen. Wenigſtens erzählt Thibaudeau in ſeiner Guerre en Egypte. daß, als ſich zwey Beduinen über den Beſitz des gefangenen franzöſiſchen Kadetten Desnonets zankten, ein Emir den Letzteren niederſchoß.

dunkle Gestalt der König selbst gewesen, der des Prinzen Herzhaftigkeit versuchte und erprobte.

Nachdem die fünf auf der Landseite angelegten Batterien vollendet waren, begann das Bombenwerfen. Bald stand Thorn an drey Orten in Flammen. Eine glühende Kugel fiel in die Spitze des Rathhausgiebels, der anfangs ganz schön wie ein Licht brannte, aber bald die verheerende Glut in der Stadt verbreitete. Es war eine schreckliche Nacht. Die Bürger baten den Commandanten Canitz kniefällig um Uebergabe, und als er sie abwies, stiegen einige von ihnen auf einen Thurm, und bliesen in eine Trompete, zum Zeichen, daß sie Gnade verlangten. Aber Canitz ließ sie herunterholen, durchprügeln und einsperren.

Die Menschlichkeit gebot Karln, mit dem Einäschern aufzuhören; dagegen näherten sich die Laufgräben immer mehr. Karl brachte daselbst jede Nacht zu, und Max war sein steter Begleiter; der Tag wurde zum Einüben der neuen Regimenter verwandt. Am 7. October schickten die Sachsen einen Trommelschläger, und baten um freyen Abzug. Der König hielt gerade im Laufgraben, und schickte den Tambour mit unerbrochenem Briefe zurück; denn in der Stadt wütheten Seuchen und Hunger, so, daß sie unmöglich mehr lange sich halten konnte. Der Bürgerschaft jedoch gab Karl die Erlaubniß, für die Dauer der Belagerung mit Sack und Pack auszuziehen. Er beschloß nunmehr die Stadt zu stürmen, und zwar von der Wasserseite her, indem Flöße stromabwärts treiben, und sich mit einem Ende an das rechte, von den Schweden besetzte Weichselufer, mit dem anderen an eine, mitten im Strome liegende, von einer sächsischen Batterie gedeckte Insel anhängen sollten. Auf diesen Flößen wollte er die Insel einnehmen, um von da auf der Brücke vollends nach der Stadt zu gelangen. Aber dieser Anschlag war so tollkühn, daß die Offiziere endlich schwuren, sobald der König vom Lande stoße, laufen sie auf Mauern und Wall los, und lassen sich todt schießen wie Hunde. Karl war gerührt über die Anhänglichkeit seiner Leute, und stand von seinem Vorhaben ab, das in der That auch viel unnöthiges Blut gefordert hätte; denn einige Tage darauf, am 13. October, baten die Sachsen um einen Parlamentär, welcher ihnen gewährt wurde, und mit der Antwort zurückkam, daß die Sachsen sich andern Tages als Kriegsgefangene ergeben wollen. Dieß geschah auch. Die Generale Röbel und Canitz, die sich wegen der schon früher von dem Ersteren beantragten Uebergabe duellirt hatten, die Obersten Grafen Reuß und Golz, 4480 Mann Infanterie (worunter 2500 Kranke), 84 Kanonen, 2000 Centner Pulver, 8000 Musketen, eine Menge geflüchtetes Silbergeräthe und ungemahlenes Getreide

(Karl hatte die Brunnen abgraben lassen) waren der Preis der fünfmonatlichen Belagerung. Man hatte dem König an die Hand gegeben, er solle die sächsischen Generale wegen der Beschießung seines Hauptquartiers hart anlassen; aber er, welcher die beantragte Verschanzung seines Lagers mit den Worten abgelehnt hatte: »Bey allen dergleichen Verschanzungen rund um eine Armee schützt man zwar die Vorsicht vor, es ist aber nichts als Feigheit,« kehrte sich an die unhöfliche Verletzung des Kriegsgebrauchs durch die sächsischen Generale nicht, weil sie ihn persönlich anging; dagegen schenkte er die Glocken der Stadt, weil sie wider Kriegsgebrauch während der Belagerung geläutet worden waren, seinen Artillerie-Offizieren.

Das sechste Kapitel schildert die Einnahme von Elbing, den Aufbruch nach Warschau im Sommer 1704, den Marsch nach Südpolen, Lemberg's Erstürmung, die Rückkehr nach Warschau, das Treffen bey Punitz und den Aufenthalt im Winterquartiere zu Rawitsch. Max kam nicht von Karl's Seite. Einen rührenden Beweis seiner Anhänglichkeit und Treue finden wir S. 111: »Es brach einmal Morgens um zehn Uhr unweit von des Prinzen Quartier Feuer aus. Karl und der Prinz liefen zu löschen herbey; jener, jede Gefahr verachtend, stieg die Treppen des brennenden Hauses hinauf, und riß oben das Sparrwerk ein, während das Gemach unter ihm in vollen Flammen stand. Vergebens beschworen ihn seine Musquetiere, herabzusteigen, um nicht unter den einstürzenden Balken begraben zu werden: Karl blieb und arbeitete nach Kräften. Niemand wagte sich in das brennende Haus, angstvoll standen die Schweden umher und sahen, wie ihr König über den Flammen, von Qualm umgeben, dem sicheren Tode Stand hielt; nur Max, treu am Könige hängend, drang in das Haus, die flammende Treppe hinauf, und brachte endlich durch inniges Flehen den König dahin, herunter zu steigen; im nächsten Augenblicke stürzte das Haus zusammen. Eine umfallende Feuerleiter schlug den König zu Boden; man glaubte ihn todt, er aber stand wieder auf und sagte: The skader intet, obschon sein Gesicht sich verändert hatte. Zwey und zwanzig Gebäude brannten ab. Bald darauf brannte es wiederholt, und erst nach zwey Jahren wies es sich als Brandstiftung aus. Es meldete sich nämlich ein Franzose, und gestand, gedungen von König August das Feuer gelegt, und im Tumult sich neben den König gedrängt zu haben, bereit, ihm das Messer ins Herz zu stoßen; eine übernatürliche Macht habe ihn zurückgehalten. Karl hielt den Mrnschen für verrückt, und gab ihm die Freyheit.«

Das siebente Kapitel schildert das Lagerleben, den Aufbruch

nach Warschau, die Krönung dort, den Marsch nach Litthauen, den Uebergang über den Niemen, die Blokade von Grodno, den Marsch durch die Sümpfe nach Polesien und den Aufbruch nach Polen. Von der steten Anhänglichkeit des Prinzen an den König finden wir S. 124 ein rührendes Beyspiel: »Bey Annäherung des Frühlings sollte der Feldzug wieder eröffnet, und Grodno förmlich belagert werden, da an dieser Stadt dem Czaren und August alles gelegen war. Die feindlichen Einwohner hatten fast sämmtliche Brücken über die Flüsse abgebrochen, und es mußte daher vor allem mit dem Brückenbau über den Niemen angefangen werden, was denn auch am 18. März geschah. Stenbock ward, wie gewöhnlich, nebst den, von der Heimat her hierzu gewöhnten Dolkarlan, mit dem Brückenbau beauftragt. Karl aber verlor beynahe sein Leben darüber. In der Abenddämmerung wollte er von den Arbeitern weg auf dem noch gefrorenen Flusse nach seinem Pferde gehen, fiel aber in ein Loch, so, daß er auf einen Augenblick ganz untersank. Ein schrecklicher Moment. Er kam zwar wieder auf die Füße zu stehen, indem unten ein festes Stück Eis lag; aber das Wasser ging ihm bis an den Hals, und er brauchte alle Anstrengung, um dem stark strömenden Flusse zu widerstehen. Wegen des schwachen Eises getraute sich niemand hinzu; nur der Prinz verläugnete seinen Herrn nicht, er legte sich auf den Bauch, und kroch so, gefolgt von dem jungen Grafen Hans Wachtmeister, zum Könige hin: der eine faßte ihn bey der Achsel, der andere beym Degengehenke, aber dieses ging los, und der König sank tiefer als vorhin, doch brachten sie ihn endlich glücklich heraus. Stenbock, der hinzu kam, stand todesblaß, und bat den König, sich in seinem Quartier umzukleiden. »The skader intet,« antwortete dieser, setzte sich, triefend wie er war, aufs Pferd, und ritt wieder nach dem eine Meile entfernten Zaludek. Aber gleich darauf stürzte er mitten im Rennen, als er eben an einem Wagen voll Bauholz vorüber ritt, und kam unter ein Rad zu liegen, so daß nur starkes Rufen die Pferde anhielt, und den König wie durch ein Wunder vom Tode errettete. Er war gleich wieder zu Pferde, und stürzte noch einmal, wobey das Pferd auf ihn fiel. Aus all dem machte er sich wenig; kaum daß er den andern Tag zu Hause blieb. Ein solches Vorbild konnte natürlich seinen Eindruck auf Max nicht verfehlen, und die Beyden, die sich in so mancher Gefahr treulich beygestanden waren, und sich nicht verließen, mußten in stets innigerer Freundschaft verbunden werden. Max beschäftigte sich während der Belagerung viel mit der Jagd, und namentlich mit der Bärenhetze. Abgesehen von der Gefahr durch die Bestien selbst, war diese Jagd deßhalb schreckhaft, weil sie

in den unermeßlichen Forsten und Sümpfen Litthauens Statt fand, wo die Gefahr zu verirren, von einer feindlichen Kugel erreicht zu werden oder im Sumpf zu ersticken gleich groß war. Auch stürzte der Prinz oft mit dem Pferde, und einmal gerieth er dergestalt in das Moos, daß er kaum noch zu retten war, sein Pferd aber versank.

Das achte Kapitel enthält die Darstellung des Marsches nach Sachsen, Karl's Zusammenkunft mit August und des Prinzen Reise nach Stuttgart, wo er in Folge eines, vom Könige erhaltenen Urlaubes am 21. October ankam, um nach dreyjähriger Kriegesfahrt sich seiner Mutter in die Arme zu werfen. Aber auch hier verfolgte ihn die Gefahr. Als er am 8. Dezember auf einer Jagd bey Druisdorf mit dem bloßen Schwerte einem Rehbock nachritt, um diesem im vollen Rennen den Kopf abzuhauen, stürzte er in der Abenddämmerung; das Schwert schnitt ihm Halstuch und Weste durch, der Sattel aber stieß ihn so hart vor die Brust, daß er die Sprache verlor. So lag er da, kein Mensch ihm zur Hülfe, bis endlich einer seiner Bedienten, der ihm auf gut Glück gefolgt war, ihn entdeckte. Leichenblaß, ohne Athem und Stimme, wurde er heim getragen; aber seine kräftige Würtemberger Natur drang auch hier durch, so, daß er schon am andern Morgen wieder sprach, sich zu Pferde setzte, und ein Scheibenschießen mitmachte. Doch kehrte ihm alljährlich zu dieser Zeit eine große Beschwerde auf Brust und Rücken, die ihn zu mediziniren nöthigte. Am 19. Dezember war er wieder beym König.

Im neunten Kapitel finden wir den Aufbruch aus Sachsen am 1. Sept. 1707, und den beschwerlichen Marsch durch Masurien. Max, immer an des Königs Seite, theilt alle Gefahren, und nimmt mit eigener Hand Feinde gefangen.

Das zehnte Kapitel enthält die Schilderung des Marsches an die Berezina, und die der Aufopferung und Verwundung des Prinzen. Der Marsch über Mohilew, und vorher in die Ukraine, war beschlossen. Karl sandte deßhalb alle dem Heere gefolgten Frauenzimmer zurück, ließ, um die Wiederkehr zu verhindern, die Brücken abtragen, und brach am 16 Juny nach Minsk und von da an die Berezina auf. Er ritt mit Max und den Quartiermeistern einige Stunden voraus, als sie auf einen feindlichen, zweyhundert Mann starken Posten dießseits des Flusses trafen. Ohne Zaudern sprengten sie an, jagten die Russen in den Strom, und hieben vierzig davon nieder. Mittags, nachdem etliche Regimenter nachgekommen waren, begann man den Brückenbau. Hier zeigte sich die Anhänglichkeit des Prinzen an Karl in einem schönen und starken Lichte. Sie gingen mit einem

Infanterieregimente auf Kundschaft, und fanden in den Gebüschen des anderen Ufers donische Kosaken liegen. Die schwedischen Schützen mußten mit ihren Pürschbüchsen unter sie feuern, was jedoch die Kosaken so gut erwiederten, daß die Kugeln vor dem Könige einschlugen. Er aber blieb, ohne es zu beachten, auf freyem Felde, und so ritt der Prinz, um die Schüsse des Feindes auf sich zu lenken, mit zwey anderen Offizieren auf zwanzig Schritte näher an den Fluß. Sogleich fielen drey Schüsse, eine Kugel schlug in die linke Weiche des Prinzen und hinten am Hüftbein wieder heraus. Der Prinz blieb, um den Feind nicht gloriren zu lassen, männlich im Sattel sitzen, sagte zu seinen Begleitern nur: »Messieurs, ich hab' mein Theil,« und ritt allgemach zum König. Als dieser das Blut strömen sah, erschrack er heftig, ließ den Prinzen in eine nahe gelegene griechische Kapelle bringen, bis Bagage und Feldscheer kam, was ziemlich lang dauerte. Der König wohnte dem Verbande bey, und zeigte überhaupt die zarteste Sorgfalt. Bald stellten sich aber gefährliche Zeichen ein; der Prinz mußte sich erbrechen, sein linkes Bein schien gelähmt. Karl wich ihm nicht von der Seite, und als Zelt und Bett anlangte, half er es ihm bequem machen. Ein Glück war es noch, daß der Schuß nicht im Leibe blieb, da die feindlichen Kugeln gewöhnlich mit Schweinsborsten gespickt waren; und als es sich zeigte, daß der Schuß durch den hohlen Leib gegangen war, ohne einen edlen Theil zu verletzen, gab der Prinz seinen Gedanken, sich nach Königsberg transportiren zu lassen, auf, zumal ihn der König so treu und liebevoll pflegte, ihn täglich besuchte, und den Verband anlegen half. Nach und nach ward es besser, ob sich schon die Schmerzen bis an das Knie erstreckten. Als endlich die Brücke geschlagen war, am 28. Juny, konnte Max der Armee folgen, indem ihn der König auf seinem Tragbette abwechslungsweise von vier und zwanzig Musquetieren tragen, und jedem derselben einen Speziesthaler geben ließ.

Kaum hergestellt, geht er neuen Gefahren entgegen. Am 18. September wurden bey Irony siebentausend Russen durch die Albedyl'schen und Hjelm'schen Dragoner mit Verlust von 250 Mann und einigen tausend Pferden in die Moräste zurückgeworfen. Nichts desto weniger hielten sich die Russen immer zur Seite, und schon zwey Tage darauf, am 20sten, kam es zu einem blutigen Treffen. Der König und unser Prinz ritten an der Spitze des ostrogothischen Regiments, etwas links ab von der Marschkolonne, als sie den General Bauer mit siebzig Schwadronen (10,000 Mann) Dragonern bey einer brennenden Mühle in der Nähe des Dorfes Rajowka stehen sahen. Die

beyden Helden wandelte die Luſt an, mit dem Feinde eins anzubinden, da ſie bloß einige Haufen Kalmuken vor ſich zu haben glaubten. Ohne die übrigen Regimenter zu rufen, gab Karl dem Prinzen eine Schwadron, und nun griffen ſie ganz allein mit den Oſtrogothen das ruſſiſche Corps hinter ſeinem Buſchwerke an, wo es ſich noch mit einigen tauſend Kalmuken verſtärkt hatte. Die ſchwediſche Kavallerie iſt berühmt durch die Energie ihres erſten Stoßes: die Ruſſen wurden geworfen, umzingelten aber auch eben ſo raſch die in zwey Häuflein vordringenden Angreifer. Der König und Max waren getrennt. Jener befand ſich mitten unter dem Feinde, faſt ſeine ganze Schwadron fiel unter den Hieben und Stichen der Uebermacht, oder wurde verſprengt; ihm ſelbſt wurde das Pferd unterm Leibe erſchoſſen: zum Glück fing er ein lediges; aber er war nahe daran, dem Feinde in die Hände zu fallen, hätte nicht in dieſem Augenblicke der Oberſt Daldorf von der Smaländ'ſchen Reiterey, der beym Beginne des Schießens den übrigen Truppen vorausgeeilt war, mit einer Schwadron ſo unwiderſtehlich ſich durch die feindlichen Maſſen Platz gehauen, daß dadurch eine Oeffnung entſtand, und Karl, im Staub und Pulverdampf unkenntlich, zu den Seinen gelangen konnte. Max war in gleiche Gefahr gekommen Im Getümmel trennte er ſich von ſeinen Leuten, und gerieth mitten unter den Feind; ſchnell beſonnen, ſchloß er ſich deſſen Evolutionen an, ſo daß der Befehlshaber, an deſſen Seite er ritt, ihm die Hand auf die Achſel legte mit den Worten: »Allons, drauf los!« Das that auch Max redlich, und als er in die Nähe der Schweden gelangte, griff er den ruſſiſchen Offizier an, rannte ihn durch und durch, wurde aber von den Schweden, unter die er nun, verfolgt von den feindlichen Salven, friſch hinein ritt, beynahe todt geſchoſſen. Dann ſetzte er ſich wieder an die Spitze ſeiner Schwadron, und drang herzhaft auf den Feind los. Noch hatte er einen ſchweren Stand, denn die Kalmuken fielen in den Rücken, hieben immer drein, und verhinderten den Sukkurs, bis die herbeyeilenden Schweden endlich im Sturm und in geſchloſſenen Linien durchbrachen, und die Ruſſen zur Flucht zwangen. Die Schweden hatten nur funfzig Todte, aber eine Menge Verwundeter.

Das inhaltreiche eilfte Kapitel enthält die Darſtellung des Marſches in die Ukraine, den Uebergang über die Dezna, die Ernennung des Prinzen zum Oberſten des Schonen'ſchen Dragonerregimentes, das Treffen von Krasnakutsk, die Belagerung von Pultawa und des Prinzen Tapferkeit und Gefangennehmung. Wir theilen dieſe intereſſante Schilderung der letzten, auf das Schickſal unſeres Helden ſo einflußreichen Vorgänge mit (S. 224):

Am Sonntag Abend, den 7. Juny, wurde in des Königs Zelt Kriegsrath gehalten, und einmüthig beschlossen, die Schlacht zu liefern. Es war keine Wahl: dort der Feind, dreyfach überlegen, mit Proviant, Geschütz und Ammunition trefflich versehen, hinter Redouten sich zum baldigen Angriffe rüstend, täglich verstärkt durch neue Regimenter; hier die Schweden, ohne Pulver, halb verhungert, ermattet, hoffnungslos, sich sehnend nach der Schlacht, denn sie machte ihren Leiden ein Ende, gleichviel, wie. Doch wozu das Unglück ausmalen? Steht doch die Katastrophe unheimlich im Hintergrunde, wo die schwedische Macht unterging, um die Grundlage für Rußlands Wachsthum zu bilden.

Es ist gewiß, daß die ganze schwedische Armee in der Schlacht aus höchstens zwanzigtausend Mann, siebentausend Kosaken abgerechnet, bestand: Hunger, Schlachten, Strapazen, Seuchen hatten die Uebrigen abgefordert; die Russen dagegen zählten achtzigtausend Köpfe reguläre Truppen und vierzigtausend Kalmuken und Kosaken. Dessen ungeachtet wäre die Schlacht wohl nicht verloren gegangen, wenn nicht des Königs Wunde seine rastlose Thätigkeit verunmöglicht, das Zusammenwirken seiner Generale gelähmt hätte. In der Mitternacht des 7ten auf den 8. July rückten die Regimenter aus mit nur vier Kanonen, denn weiter reichte das Pulver nicht. Viertausend Mann blieben vor Pultawa zurück, dreytausend zur Bedeckung der Bagage und Artillerie. Der Czar hatte für seine Infanterie eine Verschanzung aufwerfen, und mit hundert zwanzig Feuerschlünden besetzen lassen; vor der Fronte lag eine Reihe kleinerer, noch im Bau begriffener Schanzen, zwischen denen und der Hauptverschanzung die Reiterey aufgestellt war. Das Dorf Sakin lag davor, und der Wahlplatz war derselbe, wo im Jahre 1399 Withold, der Großherzog von Litthauen, durch Tamerlan's Feldherrn Edigio geschlagen worden war.

Um halb fünf Uhr Morgens eröffnet ein Theil der schwedischen Infanterie unter den Generalmajors Axel Sparre und Karl Gustav Rosen den Angriff auf die vorderen Schanzen. Sparre war bald fertig; Rosen jedoch hatte lange, und länger zu schaffen, als gut war. Inzwischen stürmte die schwedische Reiterey unter Kruse auf die russische, welche aus den Zwischenräumen heraus ins Feld gerückt war, und zwar in so unwiderstehlichem Anfalle, daß sie dieselbe über den Haufen warf, und an der russischen Hauptverschanzung vorbey gegen die Worskla und die Moräste zudrängte. Hier aber wurde der erste Fehler begangen, indem Kruse den mit verhängtem Zügel fliehenden Feind nicht weit genug verfolgte, wodurch dieser in die Moräste gesprengt worden wäre, vielmehr auf freyem Felde hielt, und

die Thätigkeit einige Zeit einstellte. Die russische Infanterie hatte bereits die Pferde angespannt, um mit der Bagage Reißaus zu nehmen, weil sie mit Gewißheit erwartete, daß die ihr nunmehr im Rücken stehende schwedische Reiterey durch das hinten ganz offene Lager eindringen werde. Zugleich aber machte Rosen auf der Vorderseite den zweyten Fehler, indem er, statt das Hauptwerk zu stürmen, sich bey den kleinen Schanzen aufhielt, zwar mehrere mit großer Tapferkeit einnahm, dabey aber sehr viele Leute verlor, und dem Feinde Zeit zur Besinnung ließ. Als der Czar die Unthätigkeit der schwedischen Reiterey sah, befahl er Menzikof, mit der russischen Reiterey, die sich wieder ordnete, zwischen jene und die schwedische Infanterie vorzudringen, und so ihre Wirkung zu zersplittern; der Czar selbst fiel über den vereinzelten Rosen her, umzingelte und übermannte ihn; dieser ergab sich mit dem Reste seiner sechs Bataillons, d. h. des dritten Theils der schwedischen Infanterie.

Karl rückte inzwischen auf seiner Sänfte, begleitet von den Trabanten, zwölf Mann Wache, vier und zwanzig Gardisten und einer Schwadron Leibdragoner seiner Reiterey zwischen den Schanzen und dem Hauptwerke nach, mitten durch ein fürchterliches Feuer von Bomben, Wallgranaten, Stückkugeln und Kartätschen, so, daß viele von der Begleitung, so wie ein Pferd an der Sänfte, stürzten. Aber es war schon zu spät; denn Rehnskjöld, welcher vorausgeeilt war, um die Verbindung zwischen Reiterey und Fußvolk herzustellen, unterließ es, sich anzuschließen, sey es, daß er den Kopf verloren, oder daß er sich aus Mißgunst gegen den die Infanterie führenden Lewenhaupt nicht recht fügen wollte. Vergebens sandte ihm der König Boten auf Boten; Menzikof schob allmälich seine ganze Reiterey herein, und warf sich dann auf Rehnskjöld.

Unterdessen jagte Karl, obschon seiner Reiterey ermangelnd, das russische Fußvolk, welches sich aus der Schanze gezogen hatte, zurück, und ließ nunmehr seine Leute, so wie den nachgekommenen Rest der Infanterie unter Sparre, Halt machen, entschlossen, die Russen in ihrer Verschanzung selbst anzugreifen. Reiter und Dragoner, die sich einstellten, mußten absteigen, und man erwartete nur noch die sechs Bataillons unter Rosen. Allein dieser kam nicht, wohl aber der Czar, welcher nach jenes Vernichtung seinem Fußvolke Verstärkung brachte. Karl schüttelte den Kopf, ließ wieder aufsitzen, um den Czaren in Schach zu halten: mit der Infanterie rüstete er sich zum Sturm. Um aber das Maß des Unglücks voll zu machen, verirrte sich Creutz, welcher in der Nacht mit fünftausend Mann abgeschickt worden war, um den Feind in dessen rechter Flanke zu überfallen, so,

daß also der König lediglich auf die wenigen Getreuen um sich beschränkt war. Die ganze feindliche Infanterie rückte vor den Wall, und zugleich fingen alle Batterien an zu donnern. Dessen ungeachtet stürzte sich das Häuflein Schweden so ungestüm auf den Feind, daß derselbe im ersten Stoß zurückwich, das Leibregiment die Verschanzung erstieg, und einige Kanonen wegnahm. Aber der Kampf war zu ungleich: wie eine Riesenschlange umwand die Uebermacht die schwedischen Glieder, und drückte sie zusammen. Eine Generalsalve des Geschützes streckte die Hälfte des Kalmar'schen Regimentes mit seinem Obersten Rank nieder; eine zweyte das Upländische Regiment. Vergebens waren die an Wunder gränzenden Anstrengungen der Schweden; vergebens hieb sich Graf Torstenson, ein Enkel des großen Feldherrn, mit seiner Leibkompagnie vom Regimente Nyland Bahn durch die feindliche Linie, und erstieg wiederholt die Brustwehr: er fiel glorreich mit allen seinen Leuten; eben so die Obersten Siegroth, Ulfsparre, Weidenheim, Buchwald und der Cavalier des Prinzen, Gustav Adlerfeld. Vergebens hoffte man auf die Reiterey; diese wurde, von der Uebermacht längst umschlossen, angefallen, gesprengt und verfolgt. Die Seele des Heeres, Karl, war gelähmt. Da lag er auf seiner Tragbahre, den Degen in der Faust: überall ließ er sich in das dichteste Feuer tragen, um seinen Soldaten den Weg zu zeigen; ringsum sausten die Kugeln, platzten die Bomben; nachdem ein Pferd an Karl's Tragsessel gefallen, zerschmetterte eine Stückkugel den Tragsessel selber, so, daß der König mit seinem verbundenen Fuße ohne Stiefel sich auf ein Pferd heben lassen mußte. Er beachtete nicht den höllischen Schmerz, er sah nur, ob eine Möglichkeit zu siegen? Aber da es zu viel wurde, da Mann an Mann stürzten, Niemand da war, um an die Stelle der Gefallenen zu treten, während im Pulverdampfe gleichmäßig die Feuerschlünde fortwütheten, der Wall immer neue Regimenter ausströmte, da gab er das Zeichen des Rückzuges. Er selbst wich erst, nachdem sein Häuflein sich aus dem Feuer entfernt hatte. Langsam ging es durch die feindlichen Massen, welche von allen Seiten andrangen. Karl's Pferd wurde todt geschossen; er blieb eine Zeitlang liegen, bis ein anderes hergeschafft war. In dieser Zeit stellten sich seine Trabanten um ihn, der große und schwere Augenblick, das erschütternde Schicksal des angebeteten Königs verdreyfachte ihren Muth; wie Löwen schlugen sie sich gegen einen hundertfach überlegenen, siegjauchzenden Feind; der Trabanten-Lieutenant, Oberst Gjerta, stieg ab, und gab sein Pferd dem König: er selbst setzte sich an den nahen Zaun, um, schwer verwundet, den Todesstoß abzuwarten: doch

zum Glück kam ein Stallknecht mit dem sogenannten Brandklepper, einem Pferde, das schon Karl XI. im Schonen'schen Kriege geritten, so wie Karl XII. in den meisten Schlachten erprobt hatte, und das mit dem Letzteren im gleichen Jahre, etliche vierzig Jahre alt, zu Lunden starb. So langte der König, während der Oberst Poniatowsky die Trabanten kommandirte, endlich bey der Bagage an, wo er die Reste des Heeres traf. Aber Piper, Rehnskjöld, Max und sechstausend Schweden waren gefangen; neuntausend lagen todt. Max wurde gefangen: sehen wir wie?

Sein Regiment stand, wie gewöhnlich, auf dem äußersten linken Flügel der Reiterey, und war mit unter den ersten, welche die russischen Kavalleriemassen warfen, und eben so unter den ersten, welche wieder von diesen unter Menzikof angegriffen wurden. Es verlor eine Standarte; Max aber gab seinem Pferde den Sporn, rannte auf einen feindlichen Karnet los, und riß ihm seine Standarte aus der Hand; dann holte er noch eine zweyte; seine Dragoner, angefeuert durch den Muth ihres jungen Obersten, drangen nach, und bald hatte das Regiment fünf Standarten erobert. Mit dem Ostrogothischen Regimente, seinem Nachbar, schlug er sich mehrmals durch die ganze Tiefe der feindlichen Linie, und sprengte alles, was ihm in den Wurf kam, bis die übrige Reiterey zu weichen anfing, und Max überflügelt wurde. Nun kam ihm die ganze Uebermacht auf den Hals, und er mußte zurückweichen. Von sechs russischen Dragonerregimentern und zweytausend Kalmuken umzingelt, beschloß er dennoch, sich zum Könige durchzuschlägen. In furchtbarem Kampfe gelang es den beyden Regimentern, eine Meile weit vom Schlachtfelde abzukommen. Aber immer wüthender drang der Feind auf sie ein; dem Prinzen waren zwey Pferde unterm Leibe todt geschossen; die Pferde überhaupt konnten vor Erschöpfung und Wunden nicht mehr weiter: von zweytausend Mann waren noch hundert übrig. Da sprang Max, entschlossen, den Heldentod zu sterben, vom Pferde und rief: »Wer ein braver Kerl ist, stellt sich zu mir!« Sein Oberstlieutenant, Karl Heinrich Wrangel, folgte ihm sogleich, aber der Feind stürzte sich über sie her; in einem Augenblicke waren der Prinz und die Uebrigen niedergeworfen, gefangen. Der verzweifelte Widerstand hatte die Feinde die Gegenwart des Königs selbst vermuthen lassen, und ihre Anstrengungen verdoppelt. Nachdem das schwedische Häuflein übermannt war, fragten die russischen Offiziere sogleich, ob der König dabey? Wrangel verneinte es, und nannte ihnen des Prinzen Namen, worauf dieser, mit aller

Höflichkeit behandelt, zum Brigadier Gröppendorf, und von da zum Czaren geführt wurde.«

Keine Schlacht war unglücklicher und zugleich ehrenvoller für Schweden. Obwohl Karl ganz langsam und mit klingendem Spiele abzog, und eine halbe Stunde vom Schlachtfelde entfernt, um die Seinigen zu sammeln, sich vier Stunden aufhielt, wagten die Russen es doch nicht, ihn anzugreifen, sondern ließen ihn ruhig seinen Marsch an den Dnjeper fortsetzen, und erst, als er ihnen aus dem Gesichte war, wuchs ihnen der Muth.

Sieht man auf der einen Seite über hunderttausend Mann, versehen mit allen Bedürfnissen, in einem verschanzten, kanonenbedeckten Lager; auf der anderen Seite zwanzigtausend ausgehungerte, niedergeschlagene Soldaten, Massen von Kranken und Verwundeten unter sich, ohne Geschütz, weil das Pulver, ohne Commando, weil ihr König fehlte, und dennoch in ritterlichem Angriffe kämpfend, den Heldentod sterbend oder trotzig den Rückzug erzwingend, so wird es nicht schwer zu entscheiden, ob der Sieg oder die Niederlage ehrenvoller war.

Die Schlacht von Pultawa ist eine tragische Katastrophe; aber wie sonst, so auch hier, hat sich die schwedische Tapferkeit in hoher Majestät dargestellt. Max, welcher mit seinen Dragonern noch am Letzten die Schlacht aufrecht hielt, theilt jene Lorbern, und Karl XII. erklärte: »Hätten alle in dieser Schlacht ihre Schuldigkeit gethan, wie der kleine Prinz mit seinem Regimente, so hätten es die Russen nimmer gewonnen.

Das zwölfte Kapitel enthält die ferneren Schicksale des Königs, seinen Charakter und sein Aeußeres.

Das dreyzehnte Kapitel schildert des Prinzen Gefangenschaft, Freylassung, Krankheit, Tod und Begräbniß. Als Max zum Czaren gebracht wurde, empfing ihn dieser mit aller seinem Range wie seiner Tapferkeit gebührenden Ehre. Am Abend des Schlachttages zog der Czar triumphirend in Pultawa ein, wo die Rettung des russischen Reiches mit einem großen Festmahle gefeyert wurde. Der Czar hing hierbey dem Prinzen, der, obwohl traurigen Muthes, mit den übrigen gefangenen Generalen dem Feste beywohnen mußte, seinen eigenen Degen um, und empfahl ihn der besonderen Pflege des Fürsten Menzikof; auch gab er ihm sogleich Zelte, Pferde, Kutsche, Tafel, nebst doppelter Wache.

Einige Tage nach der Schlacht wurde Kriegsrath im russischen Heere gehalten, und entschieden, daß vierzigtausend Mann unter Menzikof und Scheremetof nach Liefland, dreyßigtausend Reiter unter Bauer und Gallizin nach Polen

aufbrechen sollten. Der letzteren Armee folgte der Czar selbst mit seiner Kanzley, und da Max nach Würtemberg zu reisen gedachte, so erhielt er hierzu leicht die Erlaubniß vom Czaren, der sie ihm durch Menzikof ankündigen ließ, jedoch gewisse, erst an der Gränze von Deutschland zu eröffnende Bedingungen stellte. Diese bestanden wahrscheinlich darin, Max solle in russische Dienste treten; denn Peter trachtete nach tüchtigen fremden Offizieren.

Aber es kam nicht so weit, vielmehr schien es, als ob für Max mit der Sonne des Schwedenkönigs bey Pultawa auch sein Lebenstag untergegangen wäre. Denn als er am 29. July mit der nach Polen bestimmten Armee aufbrach, erkrankte er so, daß er sich bis nach Lubny an der Sula, funfzehn Stunden von Pultawa, tragen lassen mußte. Der Czar und Fürst Menzikof, der noch nicht zur liefischen Armee abgegangen war, besuchten ihn mehrmals, und erwiesen ihm alle Aufmerksamkeit; allein das Fieber, an welchem Max krankte, nahm zu, und wurde nach und nach bösartig. Er mußte zurückbleiben, und erhielt vom Czaren einen Arzt, eine Abtheilung von der Leibgarde, den Oberstlieutenant Wrangel und den Kornet Härd von seinem Regimente zugegeben; außerdem hatte der Commandant von Lubny Befehl, ihm jeden möglichen Vorschub zu thun. Nach fünf Wochen schien er sich vollständig erholt zu haben, weßhalb er am 4. September der Armee weiter nach Kiow nachreiste, wo er den Czaren und den Grafen Piper antraf. Den Muth des Letzteren charakterisirt eine hierher gehörige Anekdote. Der Czar hatte einen Bevollmächtigten an Karl geschickt, mit dem Anbieten zum Frieden, falls Karl Liefland, Esthland, Ingermanland, Kexholm und ein Stück von Finnland an den Czaren, und Schonen, Halland und Blekingen an Dänemark abtreten würde. Karl ließ hierauf durch den Staatssekretär Müllern eine schriftliche Antwort dahin aufsetzen, daß keine Rede davon seyn könne. Der Czar und sein Vizekanzler Schapirof geriethen in die äußerste Wuth über diese Erklärung, namentlich ergoß sich der Letztere in einer Fluth von Schimpfwörtern, und rief endlich dem dabeystehenden Grafen Piper zu, er werde den Müllern hängen lassen. »Müllern,« antwortete Piper achselzuckend, »ist in Bender beym König; bey uns in Schweden aber ist es Gebrauch, daß man dem Bären die Haut erst abzieht, wenn man ihn geschossen hat.« Ihn, Piper, freylich hatte der Czar, und zog ihm die Haut auch ab.

In Kiow trennte der Czar sich von unserem Prinzen, und befahl dem nachfolgenden General Rönne, denselben sicher bis an die deutsche Gränze zu bringen. Mit diesem reiste dann Max

noch etwa funfzig Stunden durch Volhynien; aber zu Ostrow angekommen, wurde er durch einen neuen Fieberanfall niedergeworfen. Rönne wartete drey Tage; dann aber, um seine Ordre nicht zu versäumen, reiste er ab. Noch ließ sich der Prinz auf einem Tragsessel nach Dubno bringen, wo vor drey Jahren die Schweden gestanden. Ein trauriges Wiedersehen. Damals an der Seite eines königlichen Helden, mit dreyßigtausend Siegern, eine glänzende Laufbahn vor sich; nun allein, verlassen, das Heer todt, der König flüchtig, sechs Jahre, eine Kette von Triumphen, zerbrochen durch Einen Schlag. Seine Kameraden waren gefallen an der Weichsel, an der Oder, am Bug, an der Berezina, am Dnjepr, erfroren in den Winternächten, an langsamem Hungertode verkommen, oder jetzt auf dem Wege nach Sibirien. Da lag er in einem einsamen Orte Volhyniens, Niemand bey ihm, als seine treuen Waffengenossen Wrangel und Härd, sein guter alter Bardili, und jetzt nahte sich noch ein Vierter, welchem Max oft schon begegnet war, — der Todesengel. Vor der Schlacht von Pultawa hatte der Prinz mit dem Heere das Abendmahl genommen, noch einmal that er es jetzt, und als der lutherische Beichtvater, welchen Rönne ihm zugefertigt hatte, ihn fragte: ob er auch nach dem Willen Gottes zu sterben bereit sey? antwortete er: »Ich sterbe gern; es ist doch »in dieser Welt alles vergänglich und eitel, und ein Geringes, »ob man einige Jahre später oder früher stirbt.« Dann wandte er sich zu Wrangel, und bat ihn, »seinem König Karl tau»send Dank zu sagen für so viele erwiesene Gnade, und ihm zu »versichern, daß, wenn ihm Gott das Leben länger gefristet hätte, »es ihm eine Freude gewesen wäre, solches zu des Königs Dienst »anzuwenden.« Eben so bat er ihn, »seiner, des Prinzen, Mut»ter für all ihre Treue zu danken, und ihr zu sagen, daß ihm »nichts abgegangen, und er willig in Gott und selig gestorben »sey.«

Einige Stunden vor seinem Tode fiel er in Phantasien, worin er stets und lebhaft mit dem König Karl umging. — »Ach Jesu, mach ein Ende!« rief er zuletzt, und verhauchte. Er starb am 25. Sept. 1709, Morgens zwischen drey und vier Uhr, zwanzig Jahre und sieben Monate alt.

Bardili schreibt seinen Tod der angestrengten und ungewohnten Lebensart zu, welche er in dem russischen Feldzuge führen mußte. »Bald hatte man kein Saltz, bald kein Ey, bald »kein Gewürtz, bald keinen Butter; baldt mangelte es an Brodt. »Heute tranke man Wasser, Morgen Meet, dann Bier, zu Zei»ten etwas Wein: das allermeiste aber mag wohl der unverjoh»rene Meet verdorben haben, den man meistens so bald trinken

»mußte, als er kalt wurde: und solche Beschaffenheit hatte es »auch mit dem Bier: Da nun bey der Czarischen Armee sich diese »Lebensart wieder veränderte, hat es wohl anderst nicht seyn »können, als daß der gesammelte Hefel endlich rege gemacht, in »eine heftige Fermentation ausgebrochen, so dann eine Entzün»dung partium internarum und cerebri, und bey deren Heff»tigkeit der Tod erfolgen müssen.«

So starb ein Prinz in rosiger Jugend, von zahllosen Kugeln verschont, nun von einem tückischen Fieber geworfen, aber auch im Sterben noch freudig, nur wehmüthig gedenkend des Helden, dem er sein Leben geweiht, der fernen Mutter, die wohl nicht ahnte, daß in dieser Stunde ihr Kind zu sterben gehe.

Die nun folgenden Leichenceremonien sind eine wahre Ironie auf das frische Leben des Prinzen. Nachdem der Leichnam in der Kirche zu Dubno ausgesetzt, von da auf Befehl des Czaren nach Krakau unter dem Geleite von dreyßig Mann Garde abgeholt, und hier durch den General Golz mit allen militärischen Ehren empfangen worden war, ließ ihn der Czar in eine der dortigen Kirchen beysetzen, und schickte den Obersten Meyer, so wie Wrangel und Bardili, nach Stuttgart, um sein Beyleid zu bezeugen, und die weiteren Wünsche der Mutter zu vernehmen. In Anspach ergaben sie das Herz, welches in einer Kapsel auf den Sarg seiner Großmutter, Margarethe Sophie, geb. Gräfin von Oettingen, gestellt wurde. In Stuttgart übergaben sie die Condolenzschreiben, und erhielten von der trauernden Mutter den Auftrag, die Beysetzung des Prinzen in der evangelischen Kirche zu Kreuzberg oder zu Pitschen in Schlesien nachzusuchen. Bardili mußte, um dieß einzuleiten, im Dezember mit Briefen an das kaiserliche Oberamt in Schlesien nach Breslau ábreisen. Als der dortige Präsident, Baron Link, das Schreiben erbrach, wollte er es ungelesen zurückgeben, weil unter den Titeln der Fürstin auch angeführt sey: »In Schlesien und Großen, Schwibus ꝛc. Herzogin,« während dieser Titel nach dem kürzlich getroffenen Abkommen allein kaiserlich sey. Erst nach großen Weitläufigkeiten und nachdem Bardili wiederholt versichert hatte, die Herzogin, eine apanagirte Fürstin, sey weit entfernt, Ansprüche an obige Herzogthümer zu machen, es walte vielmehr ein bloßes Versehen vor, nahm Link endlich das Schreiben, und dann sehr verbindlich, an, und gab sofort Bardili die nöthigen Papiere an die Regierung des Fürstenthums Brieg mit. Die Fürstin hätte Kreuzberg zwar vorgezogen; weil aber die Pest in der Nähe wüthete, so wählte man Pitschen, nahe an der polnischen Gränze.

Nunmehr bat die Regierung von Brieg den General Janus in Krakau um Ausfolge des Leichnams. Es wurde hin- und hergeschrieben bis zum 17. April 1710. An diesem Tage ließ der russische Generaladjutant von Schilling melden, daß er mit dem Leichname unterwegs sey, worauf die kaiserlichen Commissarien und Bardili ihm am 18ten bis an die Gränze entgegen ritten. Unter dem gedämpften Klange der Trommeln rückte der Trauerwagen an, und wurde bis in die Mitte des Gränzbaches geführt, worauf Schilling seine Anrede hielt, die Commissäre ihm dankten, zugleich aber ihn baten, sich das Umkehren nicht verdrießen zu lassen, da sie wegen der Pest Niemanden über die Gränze lassen dürften. Der mit rothem Tuche beschlagene Sarg wurde sofort in einen mitgebrachten größeren Sarg verschlossen, und unter dem Geleite des benachbarten Adels nach Pitschen geführt. Bardili ließ den Sarg hier öffnen, um die theuren Züge noch einmal zu sehen. Obschon seit fast sieben Monaten todt, lag Max noch ganz unversehrt, in weißen Damast gekleidet, das Gesicht freundlich, wie zu Lebzeiten. Man hatte seinen Körper seltsam vertheilt. Ihm zu Füßen lag ein Kästchen, Lunge und Leber enthaltend; die Eingeweide wurden in einem weißen Damastkissen dem treuen Reitknechte, der gleich nach seinem Herrn starb, unter das Haupt gelegt, und ruhen zu Dubno; das Herz in Anspach.

v. R.

Jahrbücher der Literatur.

Neunzigster Band.

1840.

UNIVERSITY LIBRARY PRINCETON

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

BIBLIOTHEK
...sprachen
...lungen
...DES
...SERHAUSES

Inhalt des neunzigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Die Entstehung des manichäischen Religionssystems, historisch-kritisch untersucht von Friedrich Eduard Colditz. Leipzig 1837.

2) Die Stupa's (Topes) oder die architektonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstraße und die Kolosse von Bamiyan; eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients, vorgetragen in der Königl. Akademie der Wissenschaften, von Carl Ritter. Berlin 1838 . . 1

II. Lateinische Schulgrammatik, von Sebastian Mutzl. Dritte Auflage. Landshut 1838 29

III. 1) Li romans des sept Sages, nach der Pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adalbert Keller. Tübingen 1836.

2) Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, par *A. Loiseleur Deslongchamps*, suivi du Roman des sept Sages de Rome en prose, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale, avec une analyse et des extraits du Dolopathos par le Roux de Lincy, pour servir d'introduction aux fables des XIIe, XIIIe et XIVe siècles publiées par M. Robert. Paris 1838.

3) Das Buch des Weisen, in lust- und lehrreichen Erzählungen des indischen Philosophen Bidpai, aus dem Arabischen von Philipp Wolf. Zweyte Auflage. Stuttgart 1839 36

IV. P. Ovidii Nasonis Tristium libri quinque, ad veterum librorum fidem recensuit, varias scripturas omnium codicum a superioribus editoribus collatorum, imprimis heinsianorum, e Burmanni et Heinsii schedis idiographis et aliunde auctas, correctas, expletas, quibus V novae collationes accesserunt, itemque varias scripturas VIII editionum saeculi XV. apposuit, commentariis instruxit, praefatus est, et indicem addidit *Vitus Loers*, 1839 124

V. 1) Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily. Presented to both Houses of Parliament, by Command of Her Majesty. London: Printed by T. R. Harrison, 1840.

2) Exposé de la question des soufres de Sicile. Paris 1840.

3) Di una quistione surta tra 'l governo delle due Sicilie e la Inghilterra in Marzo 1840. Napoli 1840.

4) Risposta alle petizioni de' negozianti inglesi pei zolfi di Sicilia. Pisa 1840.

5) Contratto di Società rogato in Napoli dal Notajo Giuseppe Maria Pacifico ai 10 di Luglio 1838 per lo spaccio dei zolfi di Sicilia tra la Compagnia Taix, Aycard e C^i. ed il Cav. Gran Croce B. Nicola Santangelo, interveniente in nome di S. M. Ferdinando II. Re del Regno delle due Sicilie. Napoli 1840 135

112213

Seite

Art. VI. Adam Oehlenschläger's Werke. Zum zweyten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 21 Bändchen. Breslau 1839 203

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XC.

Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Von Gustav Flügel 1

Anonymi Viennensis descriptio urbis Athenarum, nebst den Briefen des Zygomalàs und Kabasilas. Ein Beytrag zur Topographie von Athen von Dr. Ludwig Roß. . . . 16

1) De la poésie chrétienne. Par A. F. Ris. Forme de l'art, *peinture*. Paris 1837.

2) Memorie storiche delle arti e degli artisti della Marca di Ancona del marchese Amico Ricci; Tom. II. Macerata 1834.

3) Di Bernardino Pinturicchio, pittore Perugino, Memorie raccolte e pubblicate da G. B. Vermiglioli. Perugia 1837.

4) Della vita e delle opere di Pietro Vannucci. Commentario storico del Prof. Antonio Mezzanotte. Perugia 1837 . 42

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1840.

Art. I. 1) Die Entstehung des manichäischen Religionssystems, historisch-kritisch untersucht von Friedrich Eduard Colditz, Pastor an der Kirche St. Moritz in Zwickau. Leipzig 1837. Octav. 68 Seiten.

2) Die Stupa's (Topes) oder die architektonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstraße und die Kolosse von Bamiyan; eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients, vorgetragen in der königl. Akademie der Wissenschaften am 6. Februar 1837, von Carl Ritter. Mit einer Karte und 8 lithographirten Tafeln. Berlin 1838. Octav. 272 Seiten.

Dem Anscheine nach stehen diese beyden Werke, wovon jenes laut des Titels in die Religionsgeschichte, dieses in die Geschichte alter architektonischer Denkmale gehört, in keiner Verbindung; dennoch sind dieselben, wenn auch ziemlich lose, durch einen Faden mit einander verbunden, welcher zu Anfang des letzten und zu Ende des ersten angeknüpft ist; nämlich die griechische Ueberlieferung von der Lebensgeschichte des Manes, des Stifters des manichäischen Religionssystems, wie sich dieß sogleich aus der folgenden Inhaltsanzeige ergeben wird. Der Verfasser der ersten kleinen Schrift überblickt zuerst die bisherige Ansicht der occidentalischen Religionsgeschichte über die Entstehung des Manichäismus; diese Ansicht ist eine dreifache: die erste und gewöhnlichste erklärt das manichäische System für einen Versuch, den Zoroastrismus mit dem gnostischen Christenthume zu vereinigen; nach der zweiten Ansicht ist der Manichäismus ausschließlich aus einer Kombination der Religionen des höheren Orients hervorgegangen, so daß das Daseyn eines christlichen Elementes in demselben gänzlich geläugnet wird; nach der dritten Ansicht endlich soll Manes durch sein mit christlichen Zusätzen bereichertes System den absoluten Dualismus der alten Magier wieder hergestellt, und es in dieser Beziehung der Lehre Zoroaster's entgegengesetzt haben. Dem Verfasser genügt keine dieser drey Ansichten als ein hinreichender Erklärungsgrund für das ganze System Mani's; nach seiner Ueberzeugung läßt sich die Entstehung des manichäischen Religionssystems nicht anders erklären, als daß Manes mit der Idee die vielen religiösen Secten, die sich im persischen Reiche gebildet hatten, zu vermitteln, auftrat; indem er mit der wesentlichen Grundlage seiner Lehre, mit den indischen Religionen (dem Brahmaismus und Buddhismus) die Dogmen der streitenden religiösen Hauptparteyen, nämlich der zoroastrischen, jüdischen und christlichen Bekenner, in Verbindung brachte.

Nach dieser Ansicht des Verfassers wäre der Manichäismus also eine wahre Quintessenz der damals herrschenden fünf Religionen Asiens, ein religiöser Punsch*), in welchem der Buddhismus den Thee, der Bramahismus das Wasser, die zoroastrische Lehre den Rhum oder Raki, die jüdische die Citronen und das Christenthum den Zucker vorgestellt haben möchten. Der Verfasser sucht diese seine eklektische Ansicht durch Parallelstellung des Manichäismus mit den indischen Religionen, dem Zoroastrismus und den Lehren des alten und neuen Testamentes zu begründen, und schließt mit der griechischen Ueberlieferung der Lebensgeschichte Mani's; indem er im Scythianus, dem Verfasser von vier Büchern religiösen Inhalts, die vier Vedas, im Terebinthus, dem Schüler Mani's, der sich später Buddas nannte, den Bramahismus und Buddhaismus angedeutet findet, und den Rest der Erzählung von der schönen, lasterhaften Gefangenen in Thebais allegorisch auf den alten ägyptischen Kultus deutet, von welchem jedoch in der obgedachten religiösen Quintuppelallianz keine Rede gewesen. Rec. wird später aus einer bisher ganz unbekannten alten arabischen Quelle des zehnten Jahrhunderts eine ausführliche Darlegung des manichäischen Systems beybringen, aus welcher dann von selbst hervorgehen wird, mit welcher der vier obigen Ansichten der europäischen Kirchengeschichte die asiatische Religionsgeschichte am meisten übereinstimmt, und geht indessen hier von dem Ende des ersten der beyden hier anzuzeigenden Werke sogleich zum Anfange des zweyten über, dessen Einleitung in einem kurzen Abrisse der geschichtlichen Verhältnisse des Ländergebietes, zwischen dem oberen Indus, westwärts bis zum Ende des Hindu Khu oder indischen Kaukasus, d. i. der großen Königsstraße, bis Bamian besteht. Gleich bei Bamian und seinen Höhlen knüpft sich der die beyden Werke verbindende manichäische Faden in der folgenden Stelle an:

»Bey jenem Mährchen von der labyrinthischen Höhle, in welcher das Kind verloren ging, muß man an die berühmte Hohle des Mani (Manes), des Stifters der Manichäer, denken, der sich bey seiner ersten Verfolgung in eine dergleichen verbarg; jenes kühnen Persers im dritten Jahrhundert, der dem arabischen Mohammed, in gleicher Einbildung und Absicht, nur minder glücklich, um einige Jahrhunderte vorausging, sich für den verheißenen Paraklet, für einen von Gott berufenen und erleuchteten Reformator des Christenthums und der alten Zoroasterlehre ausgegeben, die eben damals, beyde unter den Sassaniden (Shahpur I. 270 n. Chr G.) in Iran, durch Nestorianer und Magier-Secten

*) Punsch nach der englischen Aussprache des U als E ist ganz das persische Pendsch, d. i. fünf; auf persisch heißt der Punsch nach seinen obgenannten fünf Bestandtheilen Pendnusch, d. i. Fünfteltrank. Burhani Katii, Konstantinopolitaner Ausgabe. S. 213.

eine merkwürdige, neue Verbreitung gewannen. Wegen seiner Neuerungen von Christen aus ihren Gemeinden ausgeschlossen, und von orthodoxen Magiern der Sassanidischen Parsen verbannt und verfolgt, blieb ihm nur die Flucht gegen N. O. Iran zur Rettung übrig, wie Mirkhond (Mirchuand) in seiner Geschichte der Sassaniden ausdrücklich sagt, nämlich nach Kashmir, Turkestan und Khatai, was keineswegs, wie die occidentalischen Kirchenhistoriker meinen, in jener Zeit das ferne Ostindien und China bezeichnen kann, wohin auch Mani nicht zu fliehen brauchte, um bey dem Scythianus (welchen Cyrillus und Epiphanius als den ersten Ursprung der manichäischen Lehren nennen) seine pantheistischen Ansichten auszubilden. Scythianus (ein Skythäus ist, nach Paul Oros, hist. lib. III c. 23. p. 202. ed. Haverc. 1767, ein Praefectus Alexandri in Sogdiana, und sehr weit verbreitete sich Mani's Lehre unter innerasiatisch skythischen Völkerschaften) Erbe und Schüler wird von den nachfolgenden Kirchenhistorikern Terebinth (τερεβινθος) genannt, der sich selbst nachher Buddas nannte, welcher auf wunderbare Weise von einer Jungfrau geboren zu seyn vorgab.«

Der Verfasser pflichtet Neandern in der Erklärung des Scythianus und Buddha als wirklich mit Mani verbundener Personen bey, und erklärt den Terebinthos als Tere Hindu, indem Tere ein türkischer Titel, welcher bey den Kirgisen so viel als Herr, und zu Chuakand Häuptling oder Richter bedeutet; zu Bamian war also nach Ritters Urtheil die Troglodyten- oder Höhlenstadt, aus deren Grotten die Lehre des Mani hervorging, die er über Kaschmir, Turkistan und Chatai verbreitete; hier die Prometheus-Höhle der Makedonier, welche aus der Erzählung Arrian's und des Curtius bekannt. In dem bisher in seiner ersten Abkunft unenträthselten, mit Keulen bewaffneten Riesenvolke der Siahpusch, d. i. der Schwarzgekleideten, findet der Verfasser die Σιβας des Strabo wieder, welche vielleicht Schiwa-Diener gewesen, so wie nach Wilford's Meinung die Legende von einem indischen Pramat'hesa (Herr der fünf Sinne) und dem Adler Garuda, der ihn am Felsen zernagt, die beste Erklärung des Ursprungs der griechischen Mythos vom Prometheus; der Name des Parapamisos endlich wird am natürlichsten aus dem indischen Paro Vami, d. i. der Bergstadt hergeleitet, indem aus Vami der heutige Name von Bamian entstanden. Die Samanäer des Strabo und Megasthenes im Gegensatze der Brahmanen waren Buddisten, und der Name der berühmten Kolosse Bamian's (But) spricht noch heute ihren ersten Ursprung als Statuen von Buddha aus. Da die Budhafiguren gewöhnlich mit kreuzweis unterschlagenen Beinen, d. i. in einer dem Stehen und Gehen gänzlich abgewandten und dem Zustande des in ruhige Betrachtung versunkenen Geistes günstigster Haltung sitzend dargestellt sind, so belehrt eine reichhaltige Anmerkung, daß diese

Stellung mit kreuzweis verschränkten Beinen, welche die der Asceten oder Büßer, jünger als jene mit herabhängenden, aber doch über einander geschlagenen Füßen, und die seltenste, nämlich die der stehenden (wie die Kolosse von Bamian), vielleicht die älteste; es wird dabey bemerkt, daß auch die in dem reichen indischen Pantheon Lamarepiquots befindlichen zahlreichen Budhafiguren alle sitzen, und keine derselben eine stehende ist. Die Beschreibung der Kolosse von Bamian ist durch einen Nachtrag, welcher Masson's Mittheilungen darüber in einem Schreiben von Kabul vom Junius 1836 enthält, vervollständigt. Die zweyte Abtheilung des Werkes Hrn. R.'s, von den kolossalen Mauerthürmen und Münzschätzen, enthält zuerst die Uebersicht der Stupa's oder Topes an der Königsstraße, auf der Westseite des Indus, vom Indus bey Attok bis zu den Gebirgspässen des Hindu Khu*) bey Bamian.

»Durch das Studium der antiken Ruinen von Ceylon, wie der Tempelarchitekturen in China, Siam, Ava, Tübet und Nepal, auf das Wesen buddhistischer Bauwerke aufmerksam gemacht, zu deren Erklärung die Historien des Mahavansi oder die alten Annalen der Singhalesen nicht wenig beytragen, gelang es, bald die überraschende Identität dieser sogenannten Topes, im Nordwesten Hindostans, mit den vor zwey tausend Jahren auf Ceylon erbauten antiken Formen gewisser Bauwerke einzusehen, welche dort als Dagops, d. h. nach W. v. Humboldt's Untersuchung durch die Kawi-Sprache, so viel als »körperverbergende,« nämlich über Buddha-Reliquien erbaute Mausoleen, auch den ältesten dortigen singhalesischen Annalen nach, anerkannt sind. Es ergab sich bey näherer Untersuchung der religiösen Architektur buddhistischer Völker durch ganz Asien, daß diese blasenartigen, domgestalten Thürme als die einfach antike Urform des buddhistischen Baustyls, zu ihrer Zeit die Grundlage zu demselben hergegeben, und aus ihrem Kern sich nur durch zufällig äußere Ornamentirung bey den östlichern Völkern des Orients, in Hinter-Indien, China und Japan durch symbolisirende Richtung der etagenreiche Pagoden-Styl der Thürme immer höher und höher und geschmackloser herausgebildet habe. Obwohl von diesem modernen buddhistisch-chinesischen Pagodenstyl völlig verschieden in der Gegenwart, ließ sich doch die ursprüngliche Identität jener Bauwerke vor Jahrtausenden in Ceylon, wie auf der Kabulterrasse, mit auch heute noch vorhandenen, im buddhistischen Nepal und weiter im Osten nachweisen.«

Diese Voraussetzung wird durch die von Abel Rémusat und Klaproth herausgegebene Relation der buddhistischen Königreiche, deren Verfasser Chy Fa Hian als frommer Buddhadiener aus Nordchina durch Mittelasien nach Kabul und Kandahar reiste,

*) Khu ist eine ganz unrichtige Schreibart, indem der Leser verleitet werden könnte, dasselbe für die englische Schreibweise von chu zu halten; das persische Wort ist Kjuh كوه, das deutsche Kuppe.

bestätigt; indem dieselbe mehrere dieser Topen als buddhistische Thürme oder Stupa's oder Sou tou po nachweiset. Der Verfasser beschreibt nun die Gruppen der Topes auf der Westseite des Indus in Pischawer, zu Dschelalabad, in der Gegend von Kabul und am Fuße des Hindu Kjuh, und belehrt dann im zweyten Abschnitte über die allgemeine Verbreitung, Namen, Bestimmung, Konstruktion und Inhalt der Topes. Aus den Beschreibungen Fa Hian's, von Buddhatempeln und Buddhathürmen geht hervor, daß die Verehrung des Buddhatopfes (welchen diese Thürme oder Topes im Großen vorstellen) das äußerste Ziel der großen Pilgerreise ist.

»Der Einsiedlertopf des Buddha gehört zu den heiligsten, vom großen Meister hinterlassenen Reliquien, denen selbst dessen Fußtapf oder sein Zahn, oder sein Cranium, oder sein Kleid, ja selbst sein Schatten und sein Baumdach, unter dem er in Nirvana versank, nicht vorgezogen ward, weil er das Symbol der vollkommenen Demuth des Königssohnes und Meisters war. Der Topf des Foe, heißt es in der Buddhalehre, sey eines der sieben unentbehrlichen Stücke für den buddhistischen Bettelmönch. Mit dem Topfe in der Hand empfängt der Fromme in Demuth sein Almosen; dahinein thut er seine Nahrung. Dessen Form kann nur die eines niedrigen Topfes gewöhnlicher Art, mit weitem Bauche und Verengung nach oben seyn. Er muß aus schlechtem Stoffe, ganz wohlfeil, von Thon oder Eisen gemacht seyn.«

Aus mehreren angeführten Beyspielen wird dann die Folge gezogen, daß die Sou tu pos nur Reliquienbehälter und keine Grabmale Buddhas, der Heiligen oder der Könige vorstellen, daß sie sich nicht an den Tod, sondern nur immer an eine That oder Lehre im Leben knüpfen, und daß außer den Reliquien in denselben auch alle Arten von Schätzen bewahret wurden. Der chinesische Name derselben Sou tu po oder Tha, d. i. der Thurm, ist nach Rémusat und Klaproth, so wie Tapho oder Ta po, d. i. Erhöhung vom Sanskritwort Stupa herzuleiten; ohne wider diese Ableitung oder die vom Verfasser historisch nachgewiesene Bestimmung der Stupas oder Tops als Reliquienbehälter Buddha's das Geringste einwenden zu wollen, glaubt Rec., daß dieselben doch nicht allein als Denkmale des Lebens, sondern auch des Todes Buddhas und der Heiligen seiner Nachfolger betrachtet werden müssen, in so fern diese gar nicht begraben worden, sondern mit ihrem Leibe zum Himmel aufgefahren, so daß diese Taphos oder Topes, wie das heilige Grab zu Jerusalem, nur als Kenotaphe zu betrachten sind. Die zweyte Hälfte des so eben gebrauchten Wortes, das griechische Taphos, d. i. Grab, ist so wie das türkische Depe (wie die Grabhügel auf der Ebene von Troas genannt werden) eines und dasselbe mit Tapho; so auch der Name selbst von Thebes, oder wie Pli-

nius schreibt, Thebe; indem dasselbe nur die Verstümmlung des koptischen Tape, das in der memphitischen Mundart Thaba ausgesprochen, die Gräberstadt bezeichnet. Der Verfasser mustert die Thürme nach der Zahl ihrer Stockwerke, von 1, 4, 7, 11, 13 Etagen, die letzten Buddhas selbst, um zu zeigen, daß er die zwölf Nidanas oder Bedingungen der Existenz schon durchgangen habe. Den gewöhnlichen Religiösen oder Bettelmönchen der Buddhisten werden nur fünf Steine auf einander als Denkmal gesetzt, durch deren verschiedene Formen die fünf Elemente angezeigt werden, nämlich durch den Würfel die Erde (A), durch die Kugel das Wasser (Va), durch die Pyramide das Feuer (Ra), durch den wagerechten Viertelmond der Wind (Ka), und durch das in demselben aufrecht stehende Weberschifflein der Aether (Cha); diese fünf Namen mit der Sylbe Ma oder Sa geben die sechssylbige magische Formel von unendlicher Kraft. Es ist zu wundern, daß Herrn Colditz, welcher zum Beweise seines aufgestellten Satzes die Lehre des Manichäismus und der indischen Religionen einander gegenüber gestellt, die fünf Elemente der Buddhisten entgangen sind, deren Zahl dieselbe, wie die der Manichäer, von denen noch obendrein drey dieselben, nämlich Feuer, Wasser und Wind, statt der Erde und des Aethers aber Finsterniß und Rauch*).

» Wie aus der indisch-buddhistischen Literatur die unendlich vervielfachte und entwickeltere chinesisch-buddhistische, so auch ging gewiß aus dem einfachen Bau der Topes dort der Pagodenstyl der Porzellanthürme hervor, und wir können darum in den ersten Jahrhunderten jener indoskythischen Architekturperiode keinen Rückschluß vom chinesischen Namen späterer Bauformen in China auf eine damals gleiche Konstruktion der indischen Stupas machen, wie dieß Ab. Remusat und Klaproth gethan. Von jenem einfacheren Dombaue der Topes ist uns wenigstens bis jetzt kein Beyspiel in China bekannt, so wenig als in ganz Afghanistan bis jetzt ein freyer Etagenthurm, wie dort in China, aufgefunden worden wäre. Doch behauptet Morrison in dem angegebenen Artikel über den Tha oder Souto po, daß diese Thürme zuerst mit der Religion des Buddha in China eingeführt wurden, und nur ihm geweihte Monumente seyen, daß sie gegenwärtig in außerordentlicher Menge daselbst überall sich vorfinden, und meist auf Anhöhen stehen; also wie jene Topes in Kabulistan. Sie sind in China immer hohl, und haben in jeder der Etagen, die jedoch niemals die heiligen ungleichen Zahlen bis 13 übersteigt, Fenster und öfter eine windende Treppe, welche in die Spitze des Thurmes führt. Sie haben also eben das, was jenen Topes gänzlich fehlt, die nie hohl erscheinen, sondern nur feste Mauerkerne mit kleinen Steinkammern oder Gemächern, deren enge Dimensionen wenigstens in gar keinem Verhältnisse zur Größe des Dombaues stehen. «

*) Quinque elementa: fumum, tenebras, ignem, aquam, ventum. Augustinus de haeres. c. 46.

Wir können hier dem Verfasser nicht weiter in dem Einzelnen des Inhaltes und der Erklärung der in den Topes gefundenen Kostbarkeiten und Kunstarbeiten, als: Klostermünzen, Priesterringe, Tschakras (Radsymbol), Karandoas (Reliquienbehälter), Urnen, Lampen, geometrische Körper und der zweymal sieben kostbaren Dinge der Buddhisten folgen, und verweisen die Leser an das treffliche Werk selbst; wir erwähnen bloß noch der zwey Reihen der sieben kostbaren Dinge, die erste Reihe sind: Gold, Silber, Lazurstein, Bergkrystall, Katzenauge, Agat und Rubin; die zweyte Reihe: Korallen, Bernstein, Perlen, Smaragden, Diamanten und zwey andere Edelsteine, deren chinesische Namen aber noch nicht gehörig übersetzt sind; vermuthlich ist eines derselben der edle Yu oder D'schede (das englische jade), der berühmte Regenstein der Mongolen. Die Karte ist die des nordindischen Hochlandes und des Hindukusch oder Paropamisos, wo die Topes gefunden werden; die acht Kupfertafeln stellen vor: die zwey Kolosse von Bamian, Buddhastatuen, den Tope oder Stupa von Manikyala, der 80 Fuß hoch und 320 Fuß im Umfange hat, die innere Konstruktion desselben nach den bey General Ventura's Ausgrabungen gemachten Messungen, die drey Topes bey Kabul, 30 — 50 Fuß hoch, nach Masson; den chinesischen Tha (Stupa) mit sieben Stockwerken, eine Dagoba auf Ceylon, die Pagode Deva Patana in Nipal, mit den dreyzehn Stufen des Thurmknopfes, und die in dem Inneren des Tope von Manikyala ausgegrabenen Gefäße und Münzen.

Wir wenden uns nun zum Manichäismus, dessen Ursitz Hr. Professor Ritter in die buddhistischen Grotten des Paropamisos verlegt, und über welchen wir vieles Neue (nicht sowohl über die Lebensgeschichte von Mani, als über dessen Lehre) zu bringen im Stande sind; unsere Quelle ist die älteste arabische Literaturgeschichte, nämlich das i. J. d. H. 377 (,84) von Mohammed Ben Jshaken-Nedim Ben Ebi Jakub el Werrak geschriebene Register von Büchern und ihren Verfassern. In dem neunten Hauptstücke desselben, welches von den verschiedenen Religionen handelt, folgt auf den Abschnitt der Nabathäer der der Manichäer, welcher hier seiner Wichtigkeit willen sogleich in voller Ausdehnung gegeben werden soll Da aber bisher sowohl Orientalisten als die Schreiber der Religionsgeschichte über die verschiedenen Secten des Manichäismus nichts weniger als im Klaren sind, und selbst der vollständigste Darsteller des manichäischen Religionssystems, Hr. Professor Baur, die verschiedenen Secten des Manichäismus nicht einmal berührt, und S. 12 sogar die Meinung äußert, daß Zoroaster über den älteren Gegensatz der beyden Prinzipen kein höheres Einheitsprinzip ge-

ſetzt, und daß die Serwane akerene kein reales Prinzip, wie Ormuſd und Ahriman ſey, ſo iſt es durchaus nothwendig, vor allem dieſes Dunkel aufzuhellen. Zwar hat Rec. ſchon vor ein und zwanzig Jahren in der Geſchichte der Aſſaſſinen (S. 37) das dort zu ſeinem Zwecke Nöthige hierüber beygebracht und die Vermuthung geäußert, daß Makriſi hierin vermuthlich dem Schehriſtani gefolgt; dieſe Vermuthung hat Rec., der ſeitdem in den Beſitz einer türkiſchen Ueberſetzung von Schehriſtani gekommen [1]), vollkommen beſtätigt gefunden. Es iſt billig ſich zu wundern, daß Hyde, welchem Schehriſtani zu Gebote ſtand, in ſeiner Geſchichte der Religion der alten Perſer, von den Secten des Manichäismus (im XXI. Kapitel) nur die Kunde von zweyen derſelben, nämlich von der Lehre des Mani und des Maſdek aufgenommen, und die anderen mit Stillſchweigen übergangen; es iſt aber ſich eben ſo ſehr zu wundern, daß deutſche Theologen, die ſich mit dem Manichäismus beſchäftigten, die Aufzählung der ſieben Secten des Magismus in der Geſchichte der Aſſaſſinen ganz unbeachtet gelaſſen haben. Die Leſung des in jüngſter Zeit von Neander, Baur, Gieſeler und Colditz über den Manichäismus Geſchriebenen hat Rec. veranlaßt, jene Stelle der Geſchichte der Aſſaſſinen in der Handſchrift Makriſi's auf der kaiſ. Hofbibliothek nachzuſehen; er hat dort die ſechste Secte der Farkunije auf das allerdeutlichſte ſo geſchrieben gefunden, aber die Vergleichung mit Schehriſtani ſetzt ihn nun in den Stand, jenen großen, zuvor nicht geahnten Schreibfehler der arabiſchen Handſchrift zu berichtigen, indem Farkunije für Markunije geſchrieben, und dort von den Marcioniten die Rede iſt [2]). Schehriſtani zählt die folgenden acht Secten des Magismus auf, und bezeichnet mit zwey Worten die Verſchiedenheit ihrer Lehre. 1) Die Keijumersije kennen Gott oder das gute Prinzip als Jeſdan, und das böſe Prinzip als Ahriman, aber nur jenes, nicht dieſes iſt von Ewigkeit her; das letzte entſtand, als Gott ſich dachte: was würde entſtehen, wenn Ich, das Licht, mit Mir Selbſt zerfiele? Das Reſultat dieſes Gedankens war die Finſterniß (hier bewährt ſich alſo der Satz der altgriechiſchen Philoſophie, daß der Streit der Vater der Dinge); Schehriſtani erzählt hier-

---

[1]) S. Anzeige-Blatt des LXXI. Bd. der Jahrbücher, S. 50, wo die ketzeriſchen Secten des Islams durch Druckfehler in die kabreſiſchen entſtellt ſind.

[2]) Selbſt in der jüngſten italieniſchen Ueberſetzung der Geſchichte der Aſſaſſinen, in welcher viele Druckfehler des deutſchen Originals verbeſſert worden, iſt dieſer Fehler noch ſtehen geblieben.

auf die Kosmogonie dieser Secte, welche ganz die des Bundehesch, von der Schöpfung des Urstieres, dem ersten Paare Meschia und Meschiane, d. i., wie Baur ganz richtig beysetzt, der Mensch und die Menschinn: nach der Lehre dieser Secte wird die Herrschaft Ahriman's nur siebentausend Jahre dauern, dann aber die Welt dem Lichte übergeben, und alles Ahrimanische vertilgt werden (wenn diese Magier: Dein Reich uns zukomme! beteten, so wußten sie genau, wann das der Finsterniß enden, und das des Lichts beginnen werde). 2) Die zweyte Secte der Magier sind die Serwanije, welche nur eine Emanation des Lichtes aus Licht kennen, und deßhalb auch Nuranije, d. i. die Lichtvollen (Phaosophen), Ruhanije, d. i. die Geistigen, und Rebbanije, d. i. die dem Herrn Angehörigen genannt wurden. Ahriman entstand, als Serwan (die unendliche Zeit) einst über etwas zweifelte (die Zeit darf über nichts zweifeln, und aus dem Zweifel entstand der Teufel). 3) Die dritte Secte, die Seraduschtije, d. i. die Anhänger Zoroasters, dessen Geschichte kurz gegeben, und dessen System eben so kurz, aber klar durch den Satz dargestellt wird, daß Jesdan das gute Prinzip, das Licht und der Inbegriff aller guten Geister, dem Ahriman, d. i. dem bösen Princip der Finsterniß, dem Inbegriffe aller bösen Geister durchaus entgegenstehen, daß aber beyde von Gott dem Herrn erschaffen worden, in dessen Wesen kein Gegensatz von Gutem und Bösem, daß die ganze Welt aber eine Mischung von Jesdan und Ahriman. 4) Die eigentlichen Dualisten (Senewije), deren Lehre: daß Licht und Finsterniß, das böse und das gute Prinzip von ewig her; Schehristani sagt ausdrücklich, daß die Magier das Gegentheil von diesen lehren, indem jene sagen, daß die Finsterniß in der Zeit entstanden; diese aber, daß dieselbe wie das Licht von ewig her *). Man sieht also den großen Unterschied dieser Dualisten im engsten Sinne des Wortes, sowohl von den drey vorhergehenden Secten der Magier, als von den drey folgenden, nämlich 5) den Manichäern, 6) den Anhängern des Masdeks, 7) den Daisaniten, d. i. den Schülern des Bartesanes, 8) den Markioniten, welche beyde, da in ihren Systemen Licht und Finsterniß eine Rolle spielen, mit Recht von Schehristani den Magiern beygezählt werden, und endlich 9) von den Anhängern Babeks oder Churremije, deren Schehristani nicht mehr erwähnt, weil dieselben schon in die Zeit des Chalifates fallen;

*) Medschus bunlarün chilaflerindsche dür, sira anlar Sulmet hadis dür derler' we bunlarün nur kibi kadim oldughine kail oldilar.

eine Secte neuerer Zeit. Das von Schehristani über Mani und seine Lehre gesagte Wesentlichste hat bereits Hyde gegeben; die zwey gnostischen Secten und die nivellirende Babeks hat mit dem Gegenstande dieser Anzeige nichts zu thun, und wir eilen also nunmehr geraden Weges zur vollständigsten, aus orientalischen Quellen bisher bekannten Darstellung des Manichäismus im Fihrist.

Von den Manichäern (Manewijet).

Mohammed Ben Ishak sagt, daß Mani der Sohn des Fettak [1]) Ben Ebi Berdsam von den Haskjaniten [2]), und daß der Name seiner Mutter Meis [3]) (Mens?), nach Anderen Otachim [4]), nach Anderen Mermerjem [5]), von den Aschghaniten [6]) (?); man sagt, daß Mani (die mir unverständliche Stelle in der Note [7]). Er (Fettak) war ein sanftmüthiger Mann; man sagt, daß er ursprünglich von Babel sich zu Medain in dem Theile der Stadt, welcher Ktesiphon hieß, niedergelassen; dort besuchte er mit den übrigen Menschen den Götzentempel; eines Tages rief ihm eine Stimme im Tempel: o Fettak! iß nicht Fleisch, trink nicht Wein, und enthalte dich des Beyschlafes mit Bösem; drey Tage lang ward dieser Ruf wiederholt. Fettak begab sich nach dem Districte Destmesan, wo die Moteghasilet (sich durch Waschung Reinigenden) wohnten. Dieser District ist in den Bataih, dem Sumpflande um Baßra, wo sich die Reste derselben bis auf unsere Zeit erhalten haben; sie bekannten sich zur Lehre, welche Fettak annehmen sollte; sein Weib war schwanger mit Mani; nachdem sie ihn geboren, hatte sie schöne Träume, und wachend sah sie, wie einer kam und das Kind in den Aether entführte, es nach ein Paar Tagen wiederbrachte und an den Ort hinlegte, von wo er es genommen. Mani ward in der Secte seines Vaters erzogen, und sprach schon als Kind Worte der Weisheit; als er zwölf Jahre alt, kam ihm Offenbarung von dem Könige des lebendigen Lichtes, d. i. von Gott; der Engel, der sie ihm brachte, hieß Eltewm [8]) (Ettaum?), was auf nabatheisch der Nahe heißt; er sagte ihm: dieses Volk ist

---

1) مسك 2) حسكانية 3) مسس 4) اوتاخيم 5) مرمريم 6) اسعانه

7) اصف فهي و العربان من اهل حوحى و مايلى مادر اناوناكسانا

8) التوم

im Irrthume befangen, du gehörst nicht zu ihnen, dir steht Reinigkeit und Enthaltung von Begierden zu, und dir ziemt nicht deiner Jugend nachzugeben. Als er vier und zwanzig Jahre alt, kam Eltewm und sprach zu ihm die folgenden Worte: »Heil dir von mir und meinem Herrn, der mich zu dir gesandt; er befiehlt dir zur Wahrheit aufzurufen und dieselbe zu verkünden, und darauf all dein Streben zu verwenden.« Die Manichäer sagen: daß, als Mani zu Schabur, dem Sohne Erdeschirs, Sonntags am 1. April kam, dieser mit der Krone auf dem Kopfe ausgezogen; die Sonne stand im Widder; Schabur war von zwey Männern begleitet, deren einer Simeon, der andere Tekwa hieß, und sein Vater mit ihm seines Befehles gewärtig. Mohammed Ben Ishak Sahrmani sagt, daß dieß in dem zweyten Jahre der Regierung des römischen Kaisers Gallus (Trebonianus) geschehen, beyläufig hundert Jahre, nachdem Marcion unter der Regierung des Titus (Pius) Antoninus im ersten Jahre vor dessen Regierung aufgetreten. Deisan (Bardesanes) kam beyläufig dreyßig Jahre später, er hieß der Sohn Deisan's, weil er an dem Flusse gleichen Namens geboren worden; Mani hielt sich selbst für den Paraklet, welchen Jesus als Verkünder froher Botschaft vorausgesagt; Mani zog seine Lehre aus der magischen und christlichen, so auch die Wissenschaft der Religionsgeschichte aus dem Syrischen und Persischen; Mani hatte, ehe er zu Schabur gekommen, das Land vierzig Jahre durchstreift; er hatte den Firuf, den Bruder Schaburs angeworben, und dieser ihn zu seinem Bruder gesandt; die Manichäer sagen, daß, als er zu Schabur kam, auf seinen Schultern zwey Bündel Lichts, wie Lampen strahlten. Schabur, der ihm Uebles zugedacht und ihn tödten wollte, hatte Scheu vor ihm, freute sich seiner, fragte ihn, warum er gekommen, und versprach ihm, daß er sich zu ihm bekehren wolle. Mani bat ihn, daß seine Gefährten im Lande geehret, nach ihrem Willen in demselben wirken könnten, was er ihnen gewährte. Mani warb in Indien, China und Charasan, und ließ überall Bekenner seiner Lehre zurück.

Mani's Lehre über die Eigenschaften Gottes, den Bau der Welt und den Kampf zwischen Licht und Finsterniß.

Mani lehrte: Die Welt beruhe auf zwey Essenzen, deren eine das Licht, die andere die Finsterniß, deren jede von der an-

---

*) وكوا

deren getrennt. Das Licht, das Größte, das Uranfängliche, durch keine Zahl Beschränkte, d. i Gott, der König des lebendigen Lichtes. Er hat fünf Glieder: die Sanftmuth, die Wissenschaft, die Vernunft, die Intelligenz [1]), welchen fünf geistige Eigenschaften entsprechen; nämlich: die Liebe, der Glaube, die Treue, die Freundschaft und die Weisheit; sie glauben, daß außer diesen in Gott ewigen Eigenschaften noch zwey andere Dinge ewig; das eine der Aether, das andere die Erde. Die fünf oben erwähnten Glieder sind die des Aethers, nämlich: Sanftmuth, Wissenschaft, Vernunft, Mysterium [2]) und Intelligenz; die fünf Glieder der Erde sind: der sanfte Hauch des Morgens und Abends, der Wind, das Licht (das physische), das Wasser und das Feuer. Die andere Essenz (Prinzip), die Finsterniß, hat auch fünf Glieder, nämlich: den Nebel, den Brand, den Glühwind, den Rauch und die Dunkelheit. Mani lehrte, daß die Essenz (Sphäre) des Lichtes an die der Finsterniß stößt, ohne Scheidewand zwischen beyden; das Licht ist unbegränzt von oben rechts und links, die Finsterniß unbegränzt rechts und links und von unten; aus dieser finsteren Erde entstand der Satan, der selbst nicht von ewig her, aber aus ewigen Elementen gebildet ward, mit Löwenkopf, Drachenleib, Vogelflügel, Fischschwanz und vier Füßen, wie die der Insecten; er wird Iblis genannt und Astaroth; er thut rechts und links Böses, das Unterste und Oberste verderbend. Als er in die Nähe des Lichtes kam, fielen Strahlungen auf ihn, die er läugnete; dann aber, als sie stärker wurden, vor denselben erschrack; er schauerte in sich zusammen, und kehrte zu seinen Elementen zurück; da erhielt die lichte Erde Kunde von dem Daseyn des Satans und seinem Verderben; es erfuhr dasselbe zuerst die Welt der Intelligenz, dann die der Wissenschaft, dann die des Geheimnisses, dann die der Vernunft, dann die der Sanftmuth, und endlich der König des lebendigen Lichtes; er hätte denselben zwar mit seinen Truppen bezwingen können, die seinem Grimme genügt hätten; allein er wollte dieß seiner Seele — — — [3]), seinen Elementen und den zwölf daraus Geborenen, welche den Urmenschen [4]) bilden, übertragen, und durch dieselben die Finsterniß schlagen; der Urmensch bewaffnete sich mit fünf göttlichen Waffen: dem sanften Lufthauche, dem starken Winde, dem Lichte, Wasser und Feuer;

---

1) حلم علم عقل فطنة; fehlt das fünfte, das Geheimniß, das gleich unten vorkömmt.

2) الغيب 3) فاولد تزوج لمسه و لحمسه 4) الانسان القديم

er bekleidete sich mit dem Lufthauche, zog über denselben das Licht und dann das Wasser an, umhüllte sich mit dem Schrecken des Windes, nahm das Feuer wie eine Lanze, und stieg schnell herunter zum Schlachtfelde. Der Satan suchte seine Hülfe in dem Rauche, Brande, Glühwinde, in der Dunkelheit und dem Nebel; machte sich aus denselben einen Panzerwamms, und ging dem Urmenschen entgegen; sie kämpften lange mitsammen. Der Ursatan siegte zuerst über den Urmenschen, entriß ihm sein Licht und umgab ihn mit seinen Elementen; da folgte ihm der Gott des lebendigen Lichtes mit seinen Göttern, und sie trugen den Sieg über die Finsterniß davon; daher ist es, daß der Mensch ein Freund der Lichter; derselbe ward auf diese Weise von den höllischen Dingen befreyt. Die Fröhlichkeit und der Lebensgeist schauten hinunter in den Grund der untersten Hölle, und sahen dort den Urmenschen und die Engel, welche der Satan umfangen hatte, und alles Leben verfinsterten. Der Lebensgeist rief den Urmenschen mit einer Stimme, so schnell wie der Blitz. In dem Kampfe des Ursatans mit dem Urmenschen vermischten sich die funf Glieder des Lichtes mit den fünf Gliedern der Finsterniß; es vermischte sich der Rauch mit dem Lufthauche, daher in demselben das Schädliche nächst dem Erquicklichen; der Brand mit dem Feuer, daher dasselbe nützlich und verderblich. Aus dieser Mischung des Lichtes mit der Finsterniß wohnt dichten Körpern, wie den Metallen, Reinigkeit, Schönheit, Glanz von dem Lichte; hingegen Härte, Sprödigkeit, Schlacke von der Finsterniß bei; Der Samum vermischte sich mit dem Winde, in welchem das Erfrischende und Gesunde vom Lichte, das Ermüdende und Ungesunde von der Finsterniß kömmt: es vermischte sich der Nebel mit dem Wasser, weßhalb dieses bald süß, rein und erfrischend, bald aber trübe und verderblich. Nachdem die fünf Theile des Lichtes mit den fünf Theilen der Finsterniß vermischt waren, stieg der Urmensch in eine finstere Schlucht, wo er die Wurzel der Glieder der Finsterniß abschnitt, damit sie nicht vermehrt würden; dann kehrte er hinaufsteigend auf seinen Platz des Schlachtfeldes zurück; er befahl einigen Engeln dieses Gemische gegen die Seite der finsteren Erde, wo sie an die lichte Erde gränzt, zu schaffen, wo sie es in der Höhe aufhiengen, dann stand ein anderer Engel auf, welchem dasselbe übergeben ward. Der König der Lichtwelt befahl seinen Engeln aus diesem Gemische die bestehende Welt zu erschaffen, damit die Lichttheilchen von den Theilen der Finsterniß gereiniget würden; er baute zwölf Himmel und acht Erden, und bestellte einen Engel, um die Himmel, und einen anderen, um die Erden zu tragen; jeder Himmel hatte zwölf Thore mit Vorhallen (Dehalis), jedes Thor hatte zwey Flügel, sechs

Schwellen (Aatebat), auf jeder Schwelle dreyßig Nägel (?) (Sitek) und zwölf Reihen. Dieſe Schwellen, Nägel und Reihen reichten bis an die höchſten Himmel, und der Aether reichte bis an die unterſte der Erden. Dieſe Welt umzog er mit einem Graben, um in denſelben die Finſterniß, von der er das Licht gereiniget haben würde, zu werfen, und hinter dem Graben führte er eine Mauer auf, damit ſich nichts von der Finſterniß in die Regionen des Lichtes hineinſtähle; er erſchuf dann Sonne und Mond zum Behufe dieſer Reinigung des Lichtes von der Finſterniß; die Sonne zur Reinigung des hitzigen Satanen beygemiſchten Lichtes, den Mond zur Reinigung des kalten Satanen beygemiſchten Das gereinigte Licht ſteigt an der Säule des Lobpreiſes zur Sonne auf; dieſe Säule iſt aus Gebeten, Hymnen, guten Worten und Werken gebildet; die Sonne übergibt das zu ihr aufgeſtiegene gereinigte Licht dem höheren Lichte in der Welt des Lobpreiſes, wo es dann bis zum höchſten reinſten Lichte kömmt; dieſes dauert fort, bis unten nichts mehr von dem Lichte übrig, was durch Sonne oder Mond gereiniget werden könnte. Nachdem der Engel (Träger der acht Erden) dieſes Reinigungsgeſchäft vollendet, trägt er dem anderen Engel (Träger der zwölf Himmel) die Auffaugung (Idſchtiſab) des Lichtes auf; dieſe geſchieht durch die Vermiſchung des Höchſten mit dem Niedrigſten durch allgemeinen Brand, der nicht eher aufhört, als bis alles Licht von der Finſterniß befreyt worden, dieſer Brand dauert 1468 Jahre; wann dieſes vollendet und die muthige Heldin (Hemmamet), die Finſterniß, die Befreyung des Lichtes, die Erhöhung der Engel und der Lichtſchaaren und die Niederlage um ſich her geſehen, begibt ſie ſich in das für ſie bereitete Grab, welches mit einem Steine, der groß, wie die Welt, verſchloſſen wird; dann ruht das Licht aus, und wird nicht mehr von der Finſterniß beläſtigt; doch glauben die Masijet (eine Secte der Manichäer), daß ſelbſt dem gereinigten Lichte noch etwas von Finſterniß beywohne.

Entſtehung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes nach der Lehre des Mani.

Mani ſagte: dieſe Archonten der Schöpfung, die Geſtirne und die Begierden, vermählten ſich unter einander, und aus ihrer Vermählung entſtand der erſte Menſch Adam, mein Vater; er war die Frucht der erſten Vermählung dieſer Archonten*), männ-

*) ارکونان, Erkjunan, welches allenfalls als ein perſiſcher Plural des arabiſchen Wortes Ruken (Säulen) betrachtet werden könnte,

lichen und weiblichen Geschlechtes; dann hatte eine zweyte Vermählung derselben Statt, deren Frucht ein schönes Weib, nämlich Eva. Als die fünf Engel sahen, daß das Licht Gottes nun in diesem Gefäße von Begierden befleckt und gefangen wohne [1]), wandten sie sich an die Mutter und den Geist des Lebens, an den Urmenschen, um denselben zur Befreyung des Lichtes aus diesem Gefäße (Adam's Nachkommenschaft) zu befreyen, sie Wissenschaft und Gerechtigkeit zu lehren, und sie von den Satanen zu befreyen; sie sandten Jesus, mit welchem Gott, stürzten auf Archonten, nahmen sie gefangen, und — — — [2]), Jesus sprach mit dem Gezeugten, d. i. mit Adam, erklärte ihm das Paradies, die Götter, die Hölle, die Teufel, die Erde, den Himmel, die Sonne, den Mond, flößte ihm Furcht vor Eva ein, und rieth ihm sie von sich zu stoßen, aus Furcht, er möge sich ihr nähern; er that so. Der Archon begab sich aber zu seiner Tochter Eva, beschlief sie, und zeugte mit ihr einen Sohn, der häßlichen Angesichtes und rothhaarig, Namens Kain; dieser aber beschlief seine Mutter, und zeugte einen weißen Sohn, dessen Namen Abel; Kain aber zeugte mit seiner Mutter zwey Töchter, die eine Hekimet eddehr, d. i. die Weisheit der Welt, und die andere Bintolhirß, d. i. Tochter der Begier; diese nahm Kain und jene Abel zum Weibe. Die Weisheit der Welt war mit Gottes Licht und Weisheit begabt, nicht so die Tochter der Begierde. Ein Engel kam zur ersten und sagte ihr: Bewahre deine Seele, denn du wirst zwey Töchter gebären, welche von Gottes Geheimnissen reden werden; sie gebar alsdann zwey Töchter, die sie — — — — [3]) nannte; als Abel dieses hörte, ergriff ihn Zorn und Gram, er sprach zu ihr: von wem sind diese beyden Mädchen, wenn nicht von Kain, der sich mit dir vermischt; sie entschuldigte sich mit der Gestalt des Engels; er verließ sie aber, und beklagte sich über Kain und über das, was er seinem Weibe gethan. Als Kain dieß hörte, stürzte er auf Abel, und schlug ihn mit einem Felsen todt; dann nahm er die Weise der Welt zur Frau. Als die Archonten und dieser Held (der Archon) dieß sahen, lehrte der Held die Eva etwas von Zauberey, sie befolgte es, und bekränzte sich mit Blumen [4]); als Adam sie so geschmückt gesehen, erwachte

ist wohl nur eine Verstümmelung des griechischen αρχων; daher die Arkhaunen der Mongolen, welche mit diesem Worte die christlichen Priester betitelten.

1) سلان السر و سسد زو للولدين 2) ايره فى وسك للولود بن

3) فرمسار و سربار 4) زهر الشجر wird wohl شجر heißen müssen, d. i. mit Baumblüthen.

in ihm die Begier, er beschlief sie; sie ward von ihm schwanger und gebar ihm einen Sohn morgentlichen Angesichtes; als der Held (der Archon) dieß vernahm, sprach er zur Eva: dieses Kind ist nicht von uns, sondern ein fremdes, und wollte mit einem Streiche den Adam todt schlagen; er sprach zur Eva: ich werde das Kind mit Kuhmilch und Baumfrüchten nähren; er gab den anderen Archonten den Auftrag, für Baum und Kuh zu sorgen, und das Kind weit von Adam zu entfernen. Als Adam dieses sah, nahm er das Kind und umgab es mit drey Kreisen; auf dem ersten ward der Name des Königs des Paradieses, auf dem zweyten der des Urmenschen, auf dem dritten der des Lebensgeistes geschrieben; er demüthigte sich dann vor Gott und flehte zu ihm, indem er sagte: wenn ich gegen dich gesündigt, so komme die Sünde nicht über mein Kind. In einem dieser drey Kreise war ein gekröntes Kalb; Adam nahm das Kind bey der Hand, und als es der Held (der Urmensch) und die Archonten sahen, wandten sie ihre Gesichter ab; dann brachte Adam einen Baum hervor, Lotos genannt, dessen Bohne der Knabe aß; Adam nannte ihn erst mit dem Namen dieses Baumes, dann nannte er ihn Schaschil. Die Feindschaft des Helden (Ssandid der Urmensch) gegen Adam und dieses Kind dauerte fort, er sprach zur Eva: schau, ob du den Adam zu uns zurückführen kannst; sie ward ausgelassen, so daß Adam sich mit ihr in fleischlicher Lust vermischte; als dieses Schaschil sah, ermahnte er ihn und machte ihm Vorwürfe darüber; er sagte ihm: werden wir nicht geführt werden gegen Osten und das Licht Gottes und seine Weisheit? er führte ihn mit sich weg, und blieb bey ihm, bis er starb und ins Paradies kam. Schaschil[1]) und die beyden Töchter der Gemahlin Abels (vom Engel) und ihre Mutter (die Weise der Welt) — — —[2]) folgten einem und demselben Wege bis zur Zeit ihres Todes. Eva, Kain und die Tochter der Begierde kamen in die Hölle.

Von der Lichterde und dem Lichtäther, welche beyde ewig mit dem Gotte des Lichtes.

Mani sprach: die fünf Glieder der Lichterde sind: der sanfte Lufthauch, der Wind, das Licht, das Wasser und das Feuer; die fünf Glieder des Lichtäthers: die Sanftmuth, die Wissenschaft, die Vernunft, das Geheimniß und die Intelligenz (Fitnet). Diese lichte Erde ist ein glänzender Körper, begabt mit

---

[1]) Hier steht Sail statt Schaschil.

[2]) مرو ا بالصد ہوب

Fröhlichkeit und Lichtausfluß, Lichtadern durchziehen dieselbe, Schönheit auf Schönheit, Weiße auf Weiße, Reinheit auf Reinheit, Anmuth auf Anmuth, Glanz auf Glanz, Anblick auf Anblick, Gutes auf Gutes, Trefflichkeit auf Trefflichkeit, Bollwerk auf Bollwerk, Zweig auf Zweig, Früchte, eine schöner, lichter, besser und wohlriechender als die andere: Wolke auf Wolke und Schatten auf Schatten Auf dieser Lichterde wohnt der Gott des Lichtes ewig; auf dieser Erde hat derselbe zwölf Herrlichkeiten, welche die Jungfrauen (Ebkjar) heißen und nach seinem Ebenbilde gebildet sind, alle — — —[1]) und zwölf Herrlichkeiten, welche die Leben (Aamar) heißen, und welche — — —[2]); der sanfte Hauch ist das Leben der Welt. Die finstere Erde beschreibt Mani folgendermaßen: eine Erde, voll von Schluchten, Tiefen, Abgründen, Schichten, Dämmen, Wäldern, Baumdickichten, reißenden Thieren, in welcher von Strecke zu Strecke Rauch aufquillt, Feuer aufspringt und Finsterniß sich ausdehnt von Land zu Land, bald höher, bald niederer; der ihr entquellende Rauch ist Todesdampf, der aus den Schluchten aufsteigt — — —[3]); dort sind Dickichte von Feuer, Dickichte von Finsterniß, Dickichte von schwerem Wasser; die Finsterniß dieser Erde gränzt an das Licht der vorigen von oben, hat aber von unten kein Ende. Wie der Mensch in die Religion eintreten soll. Mani sprach: wer in die Religion eintreten will, prüfe sich selbst, ob er im Stande, sinnlicher Lust und Habgier zu entsagen, das Fleischessen, Weintrinken und den Beyschlaf aufzugeben, und seine Lebensart herabzustimmen zum Wasser, zum Feuer — — —[4]). Wenn er dieses nicht im Stande, so trete er in die Religion nicht ein. Wenn er aber die Religion annimmt, und nicht im Stande ist, der sinnlichen Lust und der Habgierde zu entsagen, so bestrebe er sich wenigstens die Religion zu bewahren, und mit Wahrhaftigen (electis) umzugehen; er suche sich schändlicher Handlungen zu enthalten, zur Zeit, wo er für sich allein handeln muß; er wache und sey demüthig, dieß wird schnell und in die Länge die böse Lust abwehren, und er wird zur Zeit der Rückkehr (zu Gott) in der zweyten Gestalt erscheinen.

---

1) علما عاقلون 2) العامون الاوعا 3) قواعده من الوفية ربوات

4) السحر و الريات و

Von dem Gesetze Mani's und den von ihm gegebenen Geboten.

Mani gab für seine Hörer (auditores) [1]) zehn Gebote, dann schrieb er ihnen — — — [2]) und eine Faste von sieben Tagen zu Anfang jedes Monats vor. Der Glaube besteht in vier Punkten, nämlich: der Glaube an Gott, dessen Licht, dessen Kraft und dessen Weisheit; Gott ist der König des Paradieses oder der ewigen Seligkeit (Dschennan), sein Licht ist die Sonne und der Mond; seine Kraft liegt in den funf Gliedern: dem Lufthauche, dem Winde, dem Lichte, dem Wasser, dem Feuer; seine Weisheit ist die geheiligte Religion (ed-din el-mokaddes), deren Bekenner fünffach; die Lehrer (docentes) [3]), welche die Söhne der Sanftmuth; die Diakone [4]), welche die Lehrer der Wissenschaft; die Priester [5]), welche die Söhne der Vernunft; die Wahrhaftigen [6]) (electi), welche die Söhne des Geheimnisses; die Hörenden [7]) (auditores), welche die Söhne der Intelligenz. Die zehn Gebote sind: sich zu enthalten 1) von dem Götzendienste, 2) von der Lüge, 3) vom Geize, 4) von Todtschlage, 5) von der Hurerey, 6) vom Diebstahle, 7) von Volksunterdrückung, 8) vom Spätaufstehen, 9) vom Zweifel in der Religion, 10) von der Lauheit und Zögern im Handeln. Von dem viermaligen oder siebenmaligen Gebete. Der Mann wasche sich beym Aufstehen mit fließendem oder anderem Wasser, wende sich stehend gegen die Sonne, werfe sich dann zu Boden, und sage im Niederwerfen: gebenedeyt sey unser Leiter, der Paraklet, der Gesandte des Lichts! gebenedeyt seine Engel, die Bewahrenden, und gepriesen seine Lichtschaaren! dann steht er auf, ohne länger auf der Erde liegend zu verweilen. Bey der zweyten Niederwerfung sagt er: sey gepriesen o lichter Leiter, Wurzel des Glanzes und Zweig des Lebens, großer Baum, der Alles heilt! Bey der dritten Niederwerwerfung sagt er: ich preise mit reinem Herzen und aufrichtiger Zunge den großen Gott, Vater der Lichter und ihres Elementes, gepriesen, gebenedeyt seyst Du und Deine Herrlichkeit und die gebenedeyten Weisen, welche Du zu Deinem Lobpreis berufen, Deine Schaaren und Deine Gerechten und Dein Wort und Deine Herrlichkeit und Dein En-

---

[1]) السماعين die auditores, welche den electis entgegenstehen.

[2]) سبعا بثلث خواتم [3]) المعلّمين [4]) المشمسين [5]) القسيسين

[6]) الصديقين [7]) السماعين

gel, Hüter des Paradieſes (Ridhwan); denn Du biſt der Gott, deſſen Wort Wahrheit und Leben und Gerechtigkeit. Bey der vierten Niederwerfung ſagt er: ich lobpreiſe und bete an die Götter alle, und die Engel die glänzenden alle, und die Lichter alle, welche ſind vom herrlichen Gott. Bey der fünften Niederwerfung: ich lobe, preiſe und bete an die großen Schaaren und die lichten Götter, welche durch ihre Weisheit die Finſterniß bekämpft und ausgerottet haben. Bey der ſechsten Niederwerfung: ich bete an und lobpreiſe den Vater der Herrlichkeit, den Herrlichen, den Lichten, welcher gekommen von den Welten, und ſofort bis zur zwölften Niederwerfung. Wenn er dieſe Gebete verrichtet hat, beginnt er ein anderes mit Lobpreis, was hier zu wiederholen unnöthig. Das erſte Gebet wird, wann die Sonne ſinkt, verrichtet; das zweyte beym Untergange derſelben; das dritte, das Abendgebet, nach dem Untergange derſelben; das vierte, das Nachtgebet, drey Stunden nach dem Untergange der Sonne; das fünfte beym anbrechenden Morgen. Gefaſtet wird beym Vollmonde zwey Tage ununterbrochen, ſo auch, wenn der neue Mond eintritt; weiters, wann der Mond im Steinbocke, und wann beym Neumonde die Sonne im Waſſermanne; dann die Faſte von dreyßig Tagen, in welcher täglich beym Untergange der Sonne gegeſſen wird. Der Sonntag iſt das Feſt der gemeinen Manichäer, und der Montag das Feſt ihrer Vornehmen. (Chawaß, die electi).

Verſchiedenheit der Meinungen der Manichäer über die Nachfolge des Mani als Vorſteher (Imam).

Nachdem Mani in das Paradies des Lichtes aufgenommen worden, folgte Akjam [1]), welcher die Religion Gottes und ihre Reinigkeit bis zu ſeinem Tode aufrecht erhielt; die Imame übernahmen die Religion einer von dem anderen ohne Meinungsverſchiedenheit, bis unter ihnen die ketzeriſche Secte der Demenawerijet [2]) entſtand, welche ihren Imam verſpotteten und ſich ſeinem Gehorſam entzogen. Der Vorſteher befand ſich zu Babylon, und ſollte ſich ſonſt nirgends aufhalten; die obgenannten Ketzer waren hierin und in anderen Dingen anderer Meinung, was hier weiter zu erwähnen unnütz. Dieſe Uneinigkeit dauerte bis auf Mihr (Mithras), unter der Regierung Welids, des Sohnes Abdolmeliks, als Chalid Ben Abdallah el-Aaſchri Statthalter in Irak; da trat ihnen ein Mann,

---

[1]) اكجام [2]) Demenawerijet? Dembawerijet?

Namens Dad Hormusd (Theodatus), bey, der sich eine Zeit lang unter ihnen aufhielt, dann sich von ihnen trennte; er lebte gemächlich in der Welt, entsagte derselben, und wandte sich dem Wandel der Auserwählten, d i. dem Saducäismus [1]) zu; er bildete sich ein, daß er manche Dinge läugnen müsse, und wollte den Denjawerijet (Dünjawerijet?) beytreten, welche damals hinter dem Flusse von Balch ihren Sitz hatten; er kam nach Medain, wo er mit dem Sekretär des Hidschadsch Ben Jusuf (des Tyrannen) durch sein großes Vermögen in freundschaftlichem Verhältnisse stand; er trug ihm seinen Zustand und die Ursache seiner Trennung vor, und wie er wünsche, daß Chorasan den Dünjawerijet zufalle. Der Sekretär sagte ihm: ich verbürge dir Chorasan und ich baue dir eine Kirche [2]) und schaffe dir her, was dazu nöthig. Dad Hormusd [3]) schrieb an die Dünjawerijet, indem er begehrte, daß sie ihn als Oberhaupt (Reis) aufstellen sollen; sie antworteten ihm, daß dieses nur zu Babylon geschehen könne; er fragte bey denen an, die geeignet, hierüber eine Stimme abzugeben, und es war weiter keine Schwierigkeit; er versah das Geschäft des Vorstehers bis an seinen Tod; als dieser nahe, baten sie ihn, daß er ihnen ein Oberhaupt bestellen möge; er sagte: ihr kennt den Miklaß, ich bin mit ihm zufrieden und vertraue ihm euere Leitung an. Nachdem Dad Hormusd hinübergegangen, theilten sich die Manichäer in zwey Secten, in die Mihrijet und Miklaßet. Miklaß wich in verschiedenen Dingen der Religion von der Gemeine ab; hierauf erschien Ebu Hilal ed-Deidschuri (ed-Denhuri?) aus Afrika, als Oberhaupt der Manichäer in den Tagen Ebi Dschaafer el Manßurs (i. J. 785 Chr.); er lud die Anhänger des Miklaß ein, aufzugeben, was jener in den Zusammenkünften (Wißalat) eingeführt, und sie folgten ihm: da trat aus den Miklaßet ein Mann auf, Namens Büsürmihr, der sich einen Anhang und Neuerungen machte; so blieb es, bis die Vorsteherschaft an Ebu Saaid Redscha kam, welcher die Miklaßet in den Zusammenkünften auf die Formen der

---

1) الصدّيقون von Siddik, die Wahrhaftigen; hier erhält das, was ich längst über die Abstammung des Saducäer gesagt, Wortsbestätigung; ganz irrig ist Herbelot, welcher die Saducäer, d. i. die Auserwählten, mit Sendik, d. i. den Freygeistern vermengt.

2) البيع

3) Hier steht Bad Hormus, was wohl irrig, und Dünjawerijet ist so geschrieben, daß es wohl auch Desawerijet gelesen werden könnte.

Mihrijet zurückführte; so blieb ihr Zustand bis unter dem Chalifate Mamum's, ein Mann, Namens Jesdanbacht (Gottes Glück), in manchen Dingen anderer Meinung war, welchem ein Haufe zufiel. Die Miklaßet meinen, daß Chalid el-Aaschri [1]) den Mihr auf ein Maul setzte, ihm sein silbernes Siegel gab, und ein gestreiftes Ehrenkleid anzog. Ebu Ali Saaid war das Oberhaupt der Anhänger des Miklaß, unter der Regierung Mamuns und Moteaaßims; ihm folgte sein Schreiber Ben Hormusd es-Semarkandi; damals machten sie sich die Religionsübungen leicht, führten verbotene Dinge ein, und mischten sich in die Gesellschaft der Sultane, denen sie ihr Geschäft übertrugen; eines ihrer Oberhäupter war Ebul Hasan von Damaskus. Man sagt, daß Mani unter der Regierung Behram's, des Sohnes Schaburs, getödtet und entzweygetheilt, die eine Hälfte ober einem, und die andere ober einem anderen Thore von Dschind-Schabur aufgehängt ward, welche beyde Orte »beym obersten und untersten Mani« hießen. Man sagt, daß Schabur ihn seiner Gesellschaft beyzog, Behram ihn daraus verbannte. Einige sagen, daß er im Kerker gestorben, allein es ist kein Zweifel, daß derselbe gehenkt worden; Einige sagen, daß er der sanftmüthigste der Menschen, und Einige sagen, daß er ein Mann aus Jemen gewesen. Er strafte in seinen Büchern alle anderen Propheten Lügen, und sagte, daß die Dämonen durch ihre Zungen redeten; an einigen Stellen nannte er sie selbst Dämonen, und glaubte sogar, daß Jesus, der uns und den Christen bekannt, der Satan. Die Lehre der Manichäer von der Rückkehr der Seelen. In der Sterbestunde des Wahrhaftigen (electus) erscheint der Urmensch in der Gestalt eines leitenden Weisen mit drey Göttern, einem Wassergefäße, einem Kleide, einer Kopfbinde und einer Lichtkrone; mit ihnen erscheint ein Kamehl, ähnlich dem - —— [2]) dieses Wahrhaftigen (Ssiddik), zugleich erscheint der Satan der bösen Lust und Gier mit seinen Dämonen; der Wahrhaftige ruft, alsbald er sie sieht, den Urmenschen unter der Gestalt des Weisen, und die drey Götter um Hülfe an. Die Dämonen fliehen bey ihrem Anblicke, jene begleiten ihn mit dem Kopfbunde der Krone und dem Ehrenkleide, geben ihm das Wassergefäß in die Hand, und steigen mit ihm an der Säule des Lobpreises bis zum Monde und bis zum Urmenschen und bis zum ——— [3]), und dann zum Paradiese des Lichtes empor. Die Sonne, der Mond und

---

[1]) Hier steht el-Kasri.

[2]) الجسم [3]) اصر الاصا للسم

die Lichtgötter saugen ihm die irdischen Kräfte, das Wasser, das Feuer und den Lufthauch aus, und erhöhen ihn zur Sonne. Der Hefen seines Leibes, welcher Finsterniß, wird in die Hölle geworfen. Wann der Tod des Kämpfers für Religion und Tugend (auditor) nahe, erscheinen ebenfalls die genannten Götter und Dämonen; er ruft seine guten Werke um Hülfe an, und die Wahrhaftigen befreyen ihn von den Dämonen; er bleibt dann in der Welt der Schrecken, die er im Traume sieht, und sich in Schlamm und Koth wälzt; er bleibt in diesem Zustande, bis daß sein Licht und Geist gereiniget, und er dem Vereinigungsorte der Wahrhaftigen zugeführt wird, welche ihm nach geraumer Zeit das Ehrenkleid anziehen. Der sündige Mensch aber, über welchen böse Lust und Gier die Oberhand behalten, wird bey seinem Tode von den Dämonen genommen, gepeinigt und mit Schrecken erfüllt; die besagten Götter erscheinen zwar mit dem Ehrenkleide, und der Sünder glaubt, sie seyen gekommen, ihn zu befreyen; sie kommen aber, ihm seine Handlungen vorzuwerfen und ihn zu überzeugen, daß er auf die Hülfe der Wahrhaftigen verzichten müsse; er hört nicht auf gepeiniget zu werden, bis sie mit ihm zur Hölle fahren; die Menschen zerfallen also nach Mani in drey Classen: in die Bewohner des Paradieses, welche die Wahrhaftigen (electi), in die Bewohner der Welt der Schrecken (des Fegfeuers), welche Bewahrer der Religion, und welchen die Wahrhaftigen helfen (auditores), und in die Bewohner der Hölle, welche die Sünder. Von der Rückkehr nach dem Untergange der Welt, von dem Paradiese und der Hölle. Der Urmensch kömmt (am jüngsten Tage) von der Welt des Steinbocks aus Osten, und der große — — — [1]) aus Jemen, und der Lebensgeist aus der Welt des Westens; sie stehen auf einer großen — — — [2]), welche das neue Paradies, in die Hölle hinunter sehend; sie schauen die Wahrhaftigen, welche auf Lastthieren aus dem Paradiese kommen, sich im Lichte niedersetzen und zum Versammlungsorte der Götter eilen; die Wahrhaftigen sehen auf die Sünder, wie sie umgestürzt und verworfen werden; die Hölle kann den Wahrhaftigen keinen Schaden thun. Die Sünder, wenn sie die Wahrhaftigen erblicken, wenden sich flehend an dieselben; diese antworten ihnen aber nicht, oder antworten ihnen mit Worten, die nichts nützen, mit Verweisen, welche nur ihre Reue, ihren Kummer und Gram vermehren, und dieses ist ihr Loos von Ewigkeit zu Ewigkeit.

---

1) السا 2) السان

Titel der Bücher des Mani.

Mani hinterließ sieben Bücher, sechs in syrischer und eines in persischer Sprache; das vorzüglichste ist das Buch der Geheimnisse, in achtzehn Hauptstücken: 1) von den Deißaniten (der Secte des Bardesanes); 2) von der Zeugenschaft des Hydaspes[1]) wider den Habib; 3) von der Zeugenschaft wider sich selbst; 4) vom Sohne der Witwe, worunter Mani den von den Juden gekreuzigten Messias verstand; 5) von der Zeugenschaft, die Jesus wider sich selbst gegen die Juden gegeben; 6) von der Zeugenschaft — — — [2]); 7) von den sieben Geistern; 8) von den vier vergänglichen Geistern; 9) von lächerlichen Dingen; 10) von der Zeugenschaft Adams gegen Jesus; 11) von den Wohlthaten[3]) der Religion; 12) von der Lehre der Deißaniten über Seele und Leib; 13) Widerlegung der Deißaniten über den Hauch des Lebens; 14) von den drey Gräben (womit die Welt umgeben); 15) von der Verwahrung der Welt; 16) von den drey Tagen; 17) von den Propheten; 18) von der Auferstehung. Das zweyte Buch das der Dränger (das Riesenbuch); das dritte das Buch der Pflichten der Zuhörer (auditores); das vierte das wandelnde Buch, welches in drey Hauptstücken: von den Zuhörern, von den Evergeten (electi) und von den Sündern handelt; das fünfte Buch das der Wiedererweckung ins Leben — — — [4]) (das lebendige Evangelium).

Titel der von Mani und den Imamen geschriebenen Abhandlungen.

1) Ueber die zwey Principien: 2) Abhandlung der Großen; 3) über das große Indien; 4) über die Fröhlichkeit des tugendhaften Wandels (Birr); 5) Ermahnungen zur Gerechtigkeit; 6) — — — [5]); 7) von den großen Brüchen; 8) die armenische Abhandlung; 9) vom Ungläubigen; 10) die ktesiphonische, nur ein einziges Blatt; 11) von den zehn Worten; 12) vom Lehrer der Genossenschaften (Wißalat); 13) von dem Ringe des Mundes; 14) — — — [6]); 15) — — — [7]); 16) von der wichtigsten Secte Ktesiphons; 17) — — — [8]); 18) — — — [9]); 19) die

---

1) يستاسف 2) المسي لعدعليه 3) المحسنين 4) السفلط

5) كسكر فرمماطا 6) صرهات فى النعوه 7) صرهات

8) عى فى الفط 9) صرهات فى

kteſiphoniſche an die Zuhörer; 20) die genügende; 21) die der kleinen Leitung; 22) über die Leichtigkeit deſſen, der zwey Geſichter zeigt; 23) die große von Babylon; 24) die Leichtigkeit des in den Formen genau Unterrichteten; 25) der Liebe; 26) von der Leichtigkeit in der Zeit; 27) — — — [1]); 28) von der Leichtigkeit in den Geißeln oder Pfändern; 29) über die Anordnung; 30) vom Schüler (Telmiſ); 31) Sendſchreiben nach Roha; 32) eine andere über die Liebe; 33) vom hellen Sterne am hellen Tage; 34) — — — [2]); 35) über die Erfahrungen des Schreckens; 36) über die gute Erwähnung; 37) über den Sklaven, dem zu fliehen erlaubt; 38) über die Genoſſenſchaften; 39) über Schaſchil und Sokna; 40) über die Almoſen; 41) über die Taube; 42) — — — [3]) in der Zeit; 43) über das Graben in der Zeit; 44) über die Vigilien; 45) über die Zellen der Eremiten; 46) über die Vigilien der Perſer; 47 die Abh. des Vaters der Wiederbelebung (Ebi Jhja); 48) die Abh. Ebi Besam, des Geometers; 49) die Abh. Ebi Jhja, des Ungläubigen; 50) die Abh. von Maamurije; 51) über das Geld; 52) über die vier Zehnte; 53) über das erſte Glück; 54) über die Erwähnung der Polſter; 55) die Abh. Berchia's, über die Austheilung des Almoſens; 56) die Abh. der Zuhörer über die Faſte und Vorherbeſtimmung; 57) derſelben über das große Feuer; 58) die Abh. der Heerden in Erwähnung des Beſitzers (Königs?); 59) die Abh. der Zuhörer, über die Benennung von Jeſdanbacht (Gottes Glück); 60) die Abh. Meniks, über den erſten Perſismus oder die erſte perſiſche; 61) die zweyte Abh. Meniks oder Moneiks; 62) die Abh. über den Zehent und die Almoſen; 63) die Abh. Erdeſchir's und Moneiks; 64) die Abh. Selems und Anßaras; 65) über die Sünde; 66) über — — — [4]) im Beſitze; 67) die Abh. Ebi Jhja's, über das Heitere und Wohlgefällige; 68) die Abh. Erder's, über die Laſtthiere; 69) — — — [5]); 70) über die Hollan, d. i., die an die Gottmenſchwerdung Baßra's glauben; 71) die Abh. Mani's, über die Kreuzigung; 72) die Abh. über die Vortrefflichkeit des Zuhörens (ακροασις); 73) die Abh. von Firuſ und Ramin: 74) die Abh. über das Buch der Geheimniſſe; 75) die Abh. Simeons und Demin's; 76) die Abh. Andebal's, über die Kleidung.

---

1) حرهاب 2) اما 3) اعودا 4) سعوس فی العشر

5) اجامی الجاف

Ein Bruchstück von den Kunden der Manichäer ihren Wanderungen und ihren Oberhäuptern.

Die erste (fremde Religion), welche außer den Samanäern *) nach Transorana kam, war die der Manichäer; der Anlaß dazu war, daß, nachdem Mani vom Choroes aufgehenkt und aller Streit über Religion verboten worden war, die Anhänger des Mani überall, wo man sie fand, erschlagen wurden; sie flohen also nach Balch, und ließen sich beym Chan nieder; Chan ist dort der Name der türkischen Könige. Nachdem sich die Manichäer jenseits des Orus niedergelassen hatten, blieben sie dort bis zur Zerstreuung des persischen Reiches und der aufnehmenden Macht der Araber, worauf sie wieder in diese Länder (nach Irak) zurückkehrten, zur Zeit der Könige aus dem Hause Omeije. Chalid Ben Abdallah el Kesri nahm sich derselben an, wiewohl ihr Oberhaupt nirgends anders als zu Babel wohnen sollte; ihr Oberhaupt ließ sich aber später dort nieder, wo die größte Sicherheit. Zur Zeit Moktadir's wanderten sie zum andertenmale aus nach Chorasan, für ihr Leben fürchtend, die zurückblieben, verbargen ihre Gesinnungen; es waren deren nur wenige, beyläufig fünfhundert derselben sammelten sich zu Samarkand, wo sie der Herr von Chorasan tödten wollte; da sandte an ihn der Kaiser von China das Wort: er habe in seinen Ländern doppelt so viel Moslimen, als sich dort (in Transorana und Chorasan) Leute seiner Religion befänden, wenn er einen derselben tödtete, würde er die ganze Gemeine der Moslimen tödten, die Moscheen verwüsten, zum Wahrzeichen für alle Moslimen in den übrigen Ländern. Da hüthete sich der Herr von Chorasan die Manichäer zu tödten, und nahm von ihnen Tribut; es sind deren nur wenige in den islamitischen Ländern. Zu Bagdad befanden sich zur Zeit Moiseddewlets (um d. J. 970 n. Chr.) deren gegen dreyhundert, von welchen aber heute, i. J. 377 d. H. (989), nicht fünf übrig sind; sie heißen Edschadi, sie wohnen in Samarkand zu Ssoghd, und vorzüglich zu Binaket.

Namen der Vorsteher der Manichäer zur Zeit der Beni Abbas und vordem.

Dschaad Ben Derhem ist derselbe, welchem Merwan, der Sohn Mohammeds anhing, und deßwegen insgemein Merwan el D'schaadi genannt wurde; er erzog diesen und seinen Sohn, und verführte sie zur Freygeisterey. Man sagt,

*) الكنيه die Σεμνοι des Clemens Alexandrinus. Strom. III. 3.

daß Dschaad unter dem Chalifate Hischam's, des Sohnes Abdol Meliks, lange Zeit durch Chalid, den Sohn Abdallah el Kesri's, im Gefängnisse gehalten worden, daß die Familie Dschaads dem Hischam eine Bittschrift übergab, worin sie über ihre Schwäche und die Länge der Gefangenschaft Dschaad's klagten; wie fragte Hischam? ist es denn noch Leben? und schrieb sogleich an Chalid, ihn zu tödten; er tödtete ihn am Opferfeste statt eines anderen Schlachtthieres, bestieg dann die Kanzel, und verkündete, daß dieses auf Befehl Hischams geschehen; Chalid wurde selbst der Freygeisterey beschuldigt, weil seine Mutter eine Christin; Dschaad selbst war ein Freygeist (Sendik) *).

Aus dem hier übersetzten Abschnitte des Fihrist erhellet keineswegs, daß der Manichäismus ursprünglich, wie Hr. Colditz meint, als ein eklektisches, aus dem Christenthume, Judenthume, dem Brahmaismus, Buddhaismus und der Lehre Zoroasters zusammengesetztes System zu betrachten sey; ganz in Uebereinstimmung mit Schehristani gibt das Fihrist denselben bloß als einen Zweig des Magismus, welchem die christliche, aber keineswegs die jüdische Religion eingepfropft worden; es wird ausdrücklich gesagt, daß Mani wohl den Herrn Jesus, aber keineswegs den Moses als Propheten anerkannt habe; eben so wenig läßt sich ursprünglich in der Lehre Mani's der Buddhaismus nachweisen, hingegen ist der Einfluß desselben in späterer Zeit, als die Manichäer nach Chorasan auswandern mußten, und sich dort mit den Samanäern, d. i. den Bekennern Buddhas vermischten, so minder zu bezweifeln. Eines der kostbarsten historischen Zeugnisse, welches diese alte arabische Urkunde enthält, ist das über die Existenz der Samanäer oder das Daseyn des Buddhakultus in Chorasan, so weit herunter in den Zeiten des Islams; daraus erklärt sich am besten der Ursprung so vieler philosophischen, den Islam in seiner Wurzel angreifenden Religionssecten, welche zur

---

*) Trotz der Ueberschrift ist hier von keinen Manichäern, sondern von dem bekannten Freygeiste Dschaad die Rede, nach welchem der letzte Chalife des Hauses Ommeije Merwan der Dschaadische oder Epikuräer genannt ward (Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher. II 142); indeß verdient noch bemerkt zu werden, daß die Manichäer zur Zeit, als der Verfasser des Fihrist schrieb, Edschadi genannt worden, wiewohl die Schreibweise eine ganz verschiedene, nämlich: جعد und اجادي das letzte vielleicht Schreibfehler für جعدي

Zeit des Ueberganges des Chalifates aus dem Hause Omeije, auf das von Abbas in Chorasan aufschossen, und Altar und Thron gefährdeten. Mokanaa, der verhüllte Prophet, der allnächtlich einen Mond aus dem Brunnen von Nachscheb aufsteigen ließ; der Magier Sindbad von Nischabur, welcher unter Manßur die Fahne des Aufruhrs erhoben; Rawendi, dessen Bekenner den Chalifen als eingefleischten Gott anbeten wollten [1]), sprangen alle aus Chorasan und Transoxana auf, wo (wie oben in dem Abschnitte von den Wanderungen der Manichäer ausdrücklich gesagt ist), vor dem Manichäismus keine andere Religion, als die der Samanäer (Buddhisten) herrschte. Die obige Urkunde weiß zwar nichts davon, daß Mani selbst nach Balch gekommen seyn soll, wohl aber, daß nach seiner Hinrichtung seine Anhänger dahin ausgewandert; auf diese Weise wird durch diese älteste Religions- und Literaturgeschichte der Araber die Vermuthung, welche Ritter über den Aufenthalt der Manichäer und Samanäer in Höhlen von Bamian geäußert, vollkommen bestätigt, und so auch das, was schon vor Colditz, Neander und Baur über die Spuren des Buddhaismus im Manichäismus gesagt, welche aber nicht von Mani selbst herrührten, sondern erst von der Auswanderung der Manichäer nach Balch und ihrer Vermischung mit den dortigen Samanäern. Uebrigens steht, was der Araber sagt, keineswegs im Widerspruche mit dem, was wir aus den Griechen über die Lehren des Mani wissen; nur wird Manches, worüber sehr verschiedene Vermuthungen geäußert worden, hier näher bestimmt; so z. B. sind die Glieder nur zehn und nicht zwölf, und die zwölf mit Blumen geschmückten Aeonen und zwölf großen Götter, deren Augustin (contra Faust. XV. 5) erwähnt, sind die zwölf, nach dem Ebenbilde Gottes des Lichtes gebildeten Herrlichkeiten, welche die Jungfrauen, und die zwölf anderen, welche die Leben heißen, und nicht, wie Baur meint, die zwölf Zeichen der Thierkreises. Die beyden Hüther des Himmels und der Erde sind: Der Splenditenens und Omophoros, und was hier von dem als Jesus gekreuzigten Satan gesagt wird, stimmt ganz mit dem bey Evodius de fide c. 28. aus Mani's Epist. fund. erhaltenen Fragmente überein [2]); ganz neu ist endlich das hier über die Liturgie, Literatur und die Secten der Manichäer Vorgetragene. Von den Werken des

[1]) Gemäldesaal, II. Th. S. 171 u. 173.

[2]) Princeps itaque tenebrarum affixus est cruci. — Acetum etiam et fel bibit, quod quidam Dominum potasse arbitrati sunt, atque omnia, qui hic sustinere visus est, tenebrarum ducibus irrogata sunt, qui clavis etiam et lancea vulnerati sunt.

Mani, die hier vorkommen, sind bisher das Buch der Geheimnisse, aber nur nach seinem Titel, und nicht nach seinen Abschnitten, das Riesenbuch und die Abhandlung oder Rede von der Kreuzigung Jesu bekannt gewesen; höchst merkwürdig, besonders für Freymaurer, ist das schon im vierten Abschnitte des Buches der Geheimnisse, wo der Sohn der Witwe als der Messias erscheint. Das Buch der Wiedererweckung ins Leben ist wahrscheinlich das lebendige Evangelium, von welchem schon Walch [1]) vermuthet, daß es dasselbe mit dem Erteng Mani oder der Bilderbibel, wovon die Perser so Vieles fabeln, und worüber im Wörterbuche Ferhengi Schuuri die Stellen eines halben Dutzends persischer Dichter angeführt sind [2]). Da indessen diese älteste arabische Quelle gar nichts von dieser Bilderbibel weiß, in welcher Mani seine Sendung vom Himmel durch die Göttlichkeit seiner Kunstgebilde beglaubiget haben soll, so ist es wohl höchst wahrscheinlich, daß die ganze Sage von Erteng Mani eine rein persische Fabel, und wir erlauben uns hier darüber eine Meinung aufzustellen, welche, wenn sie auch nicht unumstößlich bewiesen werden kann, doch wenigstens auf die nun urkundlich erwiesene spätere Vermischung des Manichäismus mit dem Buddhaismus, und auf eine bisher ganz unbekannte Stelle, Ibn Chaldun's, über die alte persische Reichsfahne sich gründet. Mani hat zwar mehrere Bedeutungen, und in Indien gewöhnlich die eines Juweles [3]), aber bey allen Mongolen und Buddhadienern überhaupt heißen so ihre heiligen, mit bedeutungsvollen Figuren bemalten Kriegsfahnen [4]); nun lernen wir aber aus Ibn Chaldun, daß die alte persische Reichsfahne (Direfschi gjawian) in Gold gewirkte kabalistische und astronomische Figuren enthielt, wodurch sie als Talisman des Sieges erschien; die Stelle lautet: »auf der Reichsfahne des Chosroes waren kabalistische Zahlen in Gold eingewirkt, mit himmlischen Aufgängen der Gestirne, welche dazu beobachtet worden. — Die in den Talismanen und der Kabala Bewanderten wähnen, daß diese

---

1) Historie der Ketzerey. I. 721.

2) I. B. Bl. 114.

3) Das alte Indien von Bohlen. I. 374.

4) Mani heißen die geweihten Fahnen, welche theils von Kriegshaufen getragen werden, um die Zerstreuung der Streitenden zu verhüthen, theils auch zu religiösen Gebräuchen dienen. Die Kriegsmani sind mit bedeutungsvollen Figuren besetzt Die gewöhnlichen Mani sind nichts als viereckige, an eine Stange gebundene Zeuglappen. Mani von der letzten Art trifft man besonders neben den hingeworfenen Leichnamen aufgestellt. Bergmann's Streifereyen unter den Kalmuken. III. S. 113.

Zeichen die Oberhand in Schlachten verbürgten, und daß eine solche nie aus dem Felde geschlagen werden könnte *). « Ibn Chaldun reflectirt dann weiters, daß dieser Zauber nur durch das Wort des Islams entkräftet werden konnte. Wahrscheinlich nahmen die persischen Manichäer in Chorasan, welche solche, mit geheimnißvollen Zeichen bemalte Kriegsfahnen bey den Samanäern (Buddhisten) vorfanden, diese von ihnen an, und aus den Zeichen und Gemälden derselben entstand der persische Gemäldesaal des Mani (Erteng i Mani). Diese Bilderfahne oder heilige Kriegsfahne sey zum Schlusse dieser Anzeige hiemit als die Fahne des heiligen Krieges wissenschaftlicher Forschung aufgesteckt.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Lateinische Schulgrammatik, von Sebastian Mutzl, königl. bayer. Professor am Gymnasium zu Landshut. Dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Landshut 1838. Druck und Verlag von Joh. Nep. Attenkofer.

Es bedarf allerdings einen kühnen Muth und großes Selbstvertrauen, in den Hallen der Gymnasien neben der breiten und festen Heerstraße, die sich seit so vielen Jahren die treffliche Grammatik eines Bröder gebahnt, einen neuen Pfad anzulegen, und die jungen Pilger zur Wanderschaft nach Latium einzuladen. Hr. M. hat sich als sachkundiger Schulmann unter günstigen Auspicien dieses Wagniß zur Aufgabe gemacht, seine Sprachlehre erlebte in kurzer Frist die vorliegende dritte Auflage, und bewährt zum Theil schon dadurch ihre Brauchbarkeit und Tüchtigkeit, wo nicht gar den Vorzug vor jener obengenannten, die Manchen unübertrefflich scheinen mochte. Es verhält sich aber im menschlichen Leben mit so manchen Künsten, Wissenschaften, Problemen, Ansichten, Berechnungen und Meinungen auf eine ähnliche Weise, wie es sich mit dem julianischen und gregorianischen Kalender verhalten hat; jener galt für den besten und unfehlbaren, bis dieser helleren Aufschluß über den tellurischen Kreislauf um die Sonne gab, und dem Zeitmaß volle Bestimmt-

---

*) آن درخش کابیان وی رایة کسري کان فیها الوفق المبني العددي منسوجا بالذهب و طوالع فلکیة رصدت لوضع ذلک — و هو فیما یزعم اهل الطلسمات و الاوفاق مخصوص بالغلب فی الحروب و آن الرایة التي یکون فیها او معها لا تنهزم اصلاً

heit ertheilte; trotz dessen aber nahmen ihn die Protestanten erst im J. 1700 an, und die Russen und Griechen rechnen ihre Jahre noch immer nach dem alten Style.

Wir wollen jedoch mit diesem Gleichnisse noch nicht geradezu sagen, daß die vorliegende Grammatik allen übrigen vorzuziehen sey, und müssen hiebey auch, ohne uns deßhalb beirren zu lassen, Rücksicht auf die Jenaer Literaturzeitung nehmen, welche sich über die früheren Auflagen dieses Schulbuches keineswegs sehr günstig vernehmen ließ; wir wollen zuvörderst einen streng prüfenden und vergleichenden Blick in das Innere des Werkes selber werfen, und dann erst unser Endurtheil pro foris bekannt geben. Dem gemäß wollen wir zunächst den Index und das Schema dieser Grammatik vor Augen stellen. Sie besteht aus vier Haupttheilen: A. Elementarlehre, B. Formenlehre, C. Etymologie, D. Syntax. Hierauf folgt noch ein doppelter Anhang, wovon der erste a) von der Prosodie, b) von der Metrik, und der zweyte von dem römischen Kalender handelt. Die Elementarlehre spricht in der Einleitung von dem Ursprunge und Schicksale der lateinischen Sprache, handelt dann (Kap. I) von dem Alphabet, (Kap. II) von der Orthographie und den Unterscheidungszeichen, (Kap III) von den Sylben und (Kap. IV) von den Wortstämmen, endlich noch anhangsweise von dem Tone oder Accente. — Die Formenlehre handelt von den Redetheilen, von dem Geschlechte, der Zahl, der Endung und den fünf Abänderungsarten der Substantive, von der unregelmäßigen Declination, von dem Beyworte und seiner Steigerung, von den Zahlwörtern, dem Fürworte, dem Zeitworte und den Partikeln. Die Etymologie spricht a) von der Ableitung, b) von der Zusammensetzung der Redetheile; hier wird anhangsweise auch eine kurze Lehre von den üblichsten Abkürzungen der Wörter gegeben. Der vierte, und seiner Natur nach umfassendste Theil, nämlich die Syntax, handelt zuvörderst vom einfachen und zusammengesetzten Satze, ferner von der Construction und der Uebereinstimmung der Wörter in zwey Sätzen, und von den Fragesätzen, dann von der Casuslehre; hierauf gibt sie die besonderen Regeln über die Beywörter, Fürwörter und das Zeitwort — verbum: a) genera, b) tempora, c) modi, d) gerundium, e) supina und f) participia. Sonach gibt er die besonderen Regeln über einige Partikeln, und schließt die eigentliche Syntax mit der Lehre von der Wortstellung. Die Syntaxis ornata handelt I. von den Tropen, II. von der Erweiterung und Verkürzung des Ausdruckes, und III. von den syntactischen Figuren. Den Schluß des ganzen Buches, welches 633 Druckseiten umfaßt, macht, wie schon angedeutet, die Prosodie, Metrik und der römische Kalender, und

legt somit die Brücke in die höheren Gymnasialklassen, d. i. in die Humaniora.

Wir brauchen es kaum zu sagen, daß es um eine gute, zweckdienliche Sprachlehre einestheils ein eben so schweres Stück Arbeit sey, als es anderntheils ein überaus verdienstliches Werk wäre. Es versteht sich schon von vorne herein, daß sich diesem wichtigen Geschäfte, dieser Autorschaft nur ein praktisch erfahrener, vieljährig geübter Schulmann unterziehen könne, wenn sich das Nil sub sole perfectum so wenig als möglich bewähren soll Daß die Jesuiten treffliche Lehrer der klassischen Latinität waren, wird uns wohl niemand in Abrede stellen; ihre Schulbücher und ihre Methodik verdienen daher um so mehr Rücksicht, als es sich nachmals erwiesen hat, daß sie bessere, gründlichere Lateiner gebildet haben, als gegenwärtig aus den Gymnasien hervorgehen, da sich doch inzwischen die Lehrbücher verbessert zu haben scheinen. Wir geben es zu, daß der Uebelstand nicht sowohl in der Unzulänglichkeit der Schulschriften und des Lehrpersonals liegen möge, als vielmehr in der Verschlimmerung der Generationen selbst, und auch in dem Umstande, daß man seither den Fleiß und die Geisteskräfte der Jugend für einen weiteren Kreis von Wissenschaften in Anspruch genommen habe; allein wenn man anderntheils wieder erwägt, wie viele Jahre und wie viele Stunden des Tages auf das Studium der lateinischen Sprache verwendet werden, so kann man es kaum begreifen, wie schlecht gegenwärtig dieses Feld der edlern Disciplin bestellt sey, wie wenige Schüler sich binnen sechs und acht Jahren befähigt haben, einen C. Nepos, Curtius, Sallustius, A. Victor, wir wollen gar nicht einmal sagen, einen Livius, Seneca, Cicero oder irgend einen Dichter ohne einen Commentar zu lesen, zu verstehen und zu interpretiren. Dieser Uebelstand, ja! dieses große Unglück wollen wir sagen, flößt uns mit Recht den Verdacht ein, daß wenigstens ein Theil der Schuld auf die Lehrbücher selbst zu schieben sey. Es kann im Allgemeinen nicht anders als nachtheilig seyn, wenn man bey der zarten Jugend eine Geisteskraft auf Kosten der andern entwickelt, übt und bildet, und daß man im Unterrichte so häufig das Gedächtniß mit Materiellem überladet, oder anderntheils auch durch zu viele und hellfarbige Bilder die Fantasie erhitzt, und in gleichem Maße die Urtheilskraft, die naturlogische Entwicklung und Ausbildung des Verstandes außer Acht läßt, bedarf wohl kaum einer Beweisführung.

Wir lenken nunmehr unser Urtheil auf die vorliegende Sprachlehre, und läugnen es keineswegs, daß uns die vierzig enggedruckten Bogen in gr. 4., aus denen sie mit der Vorrede besteht, im Namen derjenigen erschreckt haben, welche sie wie einen Wald,

Stamm für Stamm, und Ast für Ast, und Zweig für Zweig niederhauen und ins Kleine spalten sollen. Wir läugnen auch nicht, daß wir beym ersten Durchblättern zu denken veranlaßt worden sind, daß auch hier, wie so vielfach, in Betreff des Memorirens ein eiserner Fleiß in Anspruch genommen, und die logische Kultur des Geistes wenig berücksichtigt werde; und wir müssen bekennen, daß wir uns dieser Besorgniß noch nicht entwunden haben. Wir räumen dem Verf. allerdings ein, daß er mit dieser Arbeit ein Riesenwerk von Fleiß vollbracht, eine tiefe gründliche Kenntniß im Fache beurkundet, und der Wissenschaft an sich Ehre gemacht habe; wir bemerken aber auch, daß das vollständigste Buch, wenn es schlechthin als Lehrbuch gelten soll, darum nicht immer das vollkommenste, d i. das zweckmäßigste sey. Er wird als praktischer Schulmann gewiß selber wissen, daß das zu viele Memoriren, wogegen sich gewöhnlich auch die jugendliche Lebhaftigkeit sträubt, den Geist vielmehr tödte, als nähre; und zweytens wird es ihm gar wohl bekannt seyn, daß man nirgends den Jahren vorgreifen, und den einfach ruhigen Gang des Unterrichtes stören soll. Um diesen letzteren Einwurf sogleich in Kürze abzuthun, wollen wir bemerken, daß er nicht bloß schon auf den ersten Blattseiten griechisch geschriebene Wörter einstreut, wie z. B. S. 7. ξύν (κύν) *Κοίντος, Ταρκυνιος, Ακύλιος, Σηκουανοί*; S. 8. *δι, δῖος, δῖFος, βοος, μάζα, ἀττικίζω, Ὀδυσσεύς* ꝛc., sondern S. 5 ein englisches und altdeutsches Wort: King, World, freylich wohl als Buchstaben-Muster; allein der Knabe wird sich sicher um die Bedeutung derselben erkundigen, und ob ihm nun der Lehrer Aufschluß geben oder nicht geben kann; er wird gestört, beirrt und vielleicht auch ob dieser bunten Fremdartigkeit von Wörtern eingeschüchtert seyn.

Um nun zu zeigen, daß hier die Hauptregeln zu sehr mit Ausnahmen und Citaten begleitet werden, und folglich, wenn sie strikte auswendig gelernt werden sollen, das zarte Gedächtniß über Vermögen und Nothwendigkeit beschweren, dürfen wir nur ein Blatt, wie es sich eben unter den Fingern öffnet, näher ins Auge fassen. Wir begründen unsern Einwurf mit S. 59, wo es heißt:

B. Feminina sind (v. der III. Decl.) die Wörter auf: as, is, aus und x; ferner die Parisyllaba (faßlicher wäre: die, welche gleich viele Sylben haben) auf es; endlich die auf ein s, vor welchem ein Consonant steht; z. B. aestas, der Sommer; lis, der Prozeß; laus, das Lob; chlamys, die Chlamy's (sollte heißen: ein griechisches Oberkleid); fax, die Fackel; nubes, die Wolke; frons (tis), die Stirne. Ausgenommen sind:

a) auf as: as (assis), der Aß (röm. Pfund), und die griech.

Subst. auf as, antis; z. B adamas, elephas, sind mascul. Neutra sind: vas (vasis), das Gefäß; und die griech. auf: as, ătis; z. B. artocreas, die Fleischpastete (?); fas, das natürliche Recht, und nefas, das Unrecht.

Anmerkung. Eben so wie as sind auch die Theile und Composita desselben (Gewicht- und Geldsorten) auf is, ns und nx mascul.; z. B. semissis, 1/2 Aß; decussis, 10 Aß; triens, 1/3 Aß; quadrans, 1/4 Aß; quincunx (quinque unciae), 5/12 Aß; u. s. w Für bessis, 8/12 (2/3) Aß, sagt man auch bes.

b) auf is: Masculina sind: amnis, der Fluß; anguis, die Schlange; axis, die Achse; callis, der Fußsteig; canālis, die Rinne; cassis, das Jägergarn (idis, der Helm); caulis, der Stengel; cinis, die Asche; collis, der Hügel; cossis, der Holzwurm; crinis, das Haar; cucŭmis, die Gurke; ensis, das Schwert; fascis, das Bündel; finis, das Ende; follis, lederner Sack, Blasbalg; funis, das Seil; fustis, der Prügel; glis, die Rollmaus; ignis, das Feuer; lapis, der Stein; mensis, der Monat; lienis (lien), die Milz; mugilis (mugil), die Meeräsche; orbis, der Kreis; panis, das Brot; piscis, der Fisch; postis, der Thürpfosten; pulvis, der Staub; sanguis, das Blut; scrobis, die Grube; sentis, der Dornbusch; torquis (torques), die Halskette; torris, der Feuerbrand; unguis, der Nagel, die Klaue; vectis, der Hebel; vermis, der Wurm; vomis (vomes), die Pflugschar

Anmerkung. 1) Als Feminina kommen jedoch, selbst bey guten Schriftstellern, bisweilen vor: anguis, callis, canālis, cinis, finis, scrobis (scrobs), pulvis, torquis; in der älteren Latinität und bey minder guten Auctoren auch andere.

2) Folgende Thiernamen verdienen besondere Erwähnung: cenchris, is, die Schlange, ist ein Masculinum; cenchris, idis, der Thurmfalk, Femininum u. s. w.

Aus diesem Wenigen läßt sich schon ersehen, daß die vorliegende Sprachlehre fast alle früheren kompletire, und wissenschaftlich genommen, allerdings schätzenswerth sey; doch wird mir, wenn wir sie wieder geradezu als Unterrichtsbuch betrachten, jeder praktisch erfahrene Schulmann beystimmen, daß sie zu viel und zu vielerley in futuram oblivionem enthalte. Wir wollen noch auszugsweise eine Reihe von solchen Wörtern anführen, die man wenigstens in den ersten Paar Studien-Jahren, wo das volubilis aetas ohnedieß mit dem Nothwendigsten und Wissenwürdigsten einen schweren Kampf zu bestehen hat, nicht stricte zur Gedächtnißübung und zur verfänglichen Schlinge oder Fallgrube im Pensum (Argumentum, Tentamen) machen soll. S. 33 finden

wir: der griech. Nom. pl. auf οι, lat. oe, ist selten; z. B. Arimaspoe, hemerodromoe; der griech. Gen. pl. auf ōn findet sich nur in Büchertiteln und einigen geographischen Namen, wie: bucolicōn, Pharsalicon, statt bucolicorum, Pharsalicorum; Philenon (st. orum) arae (?). — Ferner: die Wörter auf ōs wurden auch nach der dritten Declination flectirt, gen ōnis u. s. w.; wenigstens kommen die Accusative Sing. Androgeona und Athoneru, der Abl. Athone (bey Cicero) und der Nom. pl. Athones vor. Uebrigens endigt sich in den ältesten latein. Schriften der Nom. Sing. auf os, nicht auf us; z. B. servos; der Accus. Sing. auf om, servom. Ferner: cathedus, senkrechte Linie; lecȳthus, die Flasche. S. 34. Epōdus, die Epode (Gedicht) ist mascul.; epōdus, eine Art Strophen in dramatischen Chören, ist fem. — Ferner acanthus, Bärenklaue; asparāgus, Spargel; asphodēlus, Asphodill (?); intībus, Endivie; juncus, Binse; rhamnus, Wegedorn; amarācus, Majoran; centunculus, Buchrinde; cytīsus, Geißklee; lapāthus, Ampfer; raphanus, Rettig ꝛc. Ferner S. 60: jugalis, das Gespannpferd; majalis, der Borg; molaris, Backenzahn (Mühlstein); pugillares, Schreibtafel; — abax, Rechentisch; dropax, Pechkappe; — alex, Häringslacke; vibex, Strieme; vitex, Keuschbaum; — imbrex, Hohlziegel; atriplex, Melde (ein Kraut); — spadix, Palmzweig; saurix, Säulenart; tradux, Senkrebe; oryx, Gazelle; — gausapes, Wollendecke; cacoēthes, böse Gewohnheit; repentes, Alant (Kraut); panāces, Allheilkraut; — elops, Stör; epops, Wiedehopf; merops, Bienenspecht; gryps (gryphus), Greif u. s. f.

Es dürfte nunmehr den Anschein haben, als wollte unser kritisches Urtheil gleichsam den Stab brechen über die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit dieses Buches, und doch ist dieses nicht im geringsten der Fall; denn wir finden die Grammatik, wie schon angedeutet, vollständiger und besser, als beynahe jede frühere, und sprechen über ihren Verfasser unverholen unsere lobwürdigste Anerkennung seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines beyspiellosen Fleißes aus. Wir wiederholen nur, daß das Werk, wie es vor uns liegt, laut einigen Citaten aus demselben, als ein bloßes Lehr- und Unterrichtsbuch zu sehr mit allen dem überladen ist, was ein junger Tiro der Latinität höchst schwer erlernen, und auch später selten oder nie zur Nutzanwendung bringen könnte. Die Grammatik ist also absolut eine treffliche, relativ aber nur dann eine zweckmäßige zu nennen, wenn sie von einem vernünftigen, practisch erfahrenen Lehrer oder Professor, kurz von einem exacten Pädagogen vorgetragen wird, der das,

was wir oben angedeutet, und viel des Aehnlichen vorläufig ausscheidet, das minder Wichtige bloß als Lectüre empfiehlt, überall die Individualität berücksichtigt, und das Studium so viel möglich dahin einrichtet, daß die Schüler nach den alten Klassikern praktisch durch Beyspiele und Nachbildungen geübt, zur fleißigen Interpretirung derselben angehalten, und mit dem Genius der Sprache vertraut werden. Wir dürfen ohne Ruhmredigkeit gestehen, daß wir alle die besseren römischen Klassiker gelesen, schämen uns aber keineswegs zu bekennen, daß wir bis zur Stunde noch nicht gewußt: misy, heiße: die Trüffel; solen, die Messerscheide; subscus, die Leiste; astur, der Taubenfalk ꝛc.; wie wir hier erfahren, und bedauern den Knaben, dem sein strenger Präceptor zu relegiren droht, wenn er diese und viele hundert ähnliche ungewöhnliche Wörter nicht wie das Einmaleins auswendig zu lernen, und beym Examen ohne Anstoß herabzuleyern vermag.

Wie gesagt, kommt bey diesem Buche alles auf den guten richtigen Gebrauch an, den der Lehrer davon mit seinen Schülern macht. Was die Syntax betrifft, finden wir sie hie und da wohl auch, doch weniger als die ersteren Theile desselben mit dem überladen, was unter ungünstigen Auspicien zu materiellem Mechanismus führen könnte. Die Beyspiele zu jeder Regel sind derselben überall entsprechend, und aus den besten Klassikern mit den Citaten der jedesmaligen Stelle gezogen, was dem Buche einen eigenen hohen Werth gibt. Wie wir vernehmen, so ist es auf dem k. bayerischen Gymnasium vielfach als Schulbuch eingeführt, eine Ehre, die wir dem Verf. von Herzen wünschen, weil er sie unstreitig verdient. Könnte unsere Empfehlung zur weiteren Verbreitung desselben etwas beytragen, würden wir sie laut auszusprechen nirgends ermangeln, aber auch überall beyfügen: »sorget, daß dieses treffliche Mittel auch von Seite des Lehrers gut gehandhabt werde!«

Auch die Verlagshandlung verdient in Betreff der Korrektheit und äußeren Ausstattung unseren Lobspruch für eine Mühewaltung, welche hier keine geringe war, und wofür sie doch einen sehr ermäßigten Ladenpreis bedingt.

Jos. A. Moshamer.

Art. III. 1) Li romans des sept Sages, nach der Pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adalbert Keller, Doctor der Philosophie, Privat-Docenten der neuen Literatur an der königl. Universität zu Tübingen, korrespondirendem Mitgliede des historischen Institutes zu Paris. Tübingen 1836. Großoctav. 197 Seiten.

2) Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, par *A. Loiseleur Deslongchamps*, suivi du Roman des sept Sages de Rome en prose, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale, avec une analyse et des extraits du Dolopathos par le Roux de Lincy, pour servir d'introduction aux fables des XIIe, XIIIe et XIVe siècles publiées par M. Robert. Paris 1838. Octav. 298 Seiten.

3) Das Buch des Weisen, in lust- und lehrreichen Erzählungen des indischen Philosophen Bidpai, aus dem Arabischen, von Philipp Wolf, Doctor der Philosophie, Privat-Docenten der orientalischen Literatur an der königl. Universität zu Tübingen, Mitgliede der asiatischen Gesellschaft zu Paris. Zweyte Auflage. Stuttgart 1839. 2 Theile. I. Theil 247 Seiten. II. Th. 278 S. Duodez.

Das letzte der drey vorliegenden Werke ist die jüngste der zahlreichen Uebersetzungen, wodurch eines der ältesten Apologen-Werke des Orients, seit der zu Ende des eilften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung durch Simeon Sethus aus dem Arabischen ins Griechische verfertigten, in der Literatur aller europäischen Sprachen, insgemein unter dem Namen der Fabeln Bidpai's berühmt geworden. Die beyden ersten geben eine französische Uebersetzung in Versen und Prosa des unter dem Namen von Syntipas oder Sendabad, zur Zeit der Kreuzzüge, beyläufig um hundert Jahre später als jenes nach Europa gekommenen Sagenwerkes, welches im Französischen als le roman des sept Sages oder das Buch der sieben weisen Meister nicht minder berühmt ist. Der deutschen Uebersetzung des ersten ist nur eine kurze Erzählung der literarischen Schicksale dieser berühmtesten aller Apologe, und ein sehr unvollständiger Bericht über die verschiedenen Uebersetzungen und Ausgaben derselben vorausgesandt, und als Anhang dazu: Erzählungen aus den arabischen Chrestomathien Kosegartens, Freitags und Rosenmüllers, und zwey Makamat Hariri's, nach Rückerts Uebersetzung, zur belehrenden und unterhaltenden Lectüre gegeben worden. Diesem Bändchen, welchem auch der allgemeinere Titel: morgenländische Erzählungen vorgesetzt ist, sollen, wenn diese erste deutsche Uebersetzungsprobe gute Aufnahme findet, noch mehrere folgen; außer den anderen zum Drucke bereit liegenden Arbeiten des Verfassers, als: eine Geschichte der morgen-

ländiſchen Poeſie, worüber er Vorleſungen gehalten, und einer Geſchichte Harun's und ſeines Zeitalters, und einer Gallerie der berühmteſten Männer ſeiner Zeit. Indem wir dieſem erſten Bändchen ſchon als Beförderungsmittel fernerer orientaliſcher Arbeiten des Ueberſetzers die beſte Aufnahme wünſchen, nehmen wir hier davon Abſchied, um von den beyden oben vorliegenden und ihrer Einleitung der franzöſiſchen Ueberſetzung in Vers und Proſa des Textes der ſieben Weiſen oder Meiſter kurze Kunde zu nehmen. Hr. Keller hat nicht nur das Verdienſt der erſte den metriſchen Text des Roman des sept Sages in Druck gegeben, ſondern auch denſelben durch eine Literaturgeſchichte der verſchiedenen Ueberſetzungen desſelben, und durch eine Verwandtſchaftstafel der darin enthaltenen Erzählungen mit anderen, aus alter oder neuerer Zeit bekannten, eingeleitet zu haben. Hr. Loiſeleur Deslongchamps ſendet der von Hrn. Le Roux de Lincy hier zum erſten Male in Druck gegebenen proſaiſchen altfranzöſiſchen Ueberſetzung des Roman des sept Sages, und der von eben demſelben gegebenen Analyſe und den Auszügen aus dem Dolopathos von Herbers, einen höchſt gründlichen und lehrreichen Verſuch über die indiſchen Fabelwerke überhaupt, und über die zwey berühmteſten derſelben, nämlich die Fabeln Bidpai's und das Buch Sendabad's, welches die Quelle des Romans der ſieben weiſen Meiſter, voraus. Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen über das letzte faßt er am Ende kurz in die folgenden Sätze zuſammen. Das Buch Sendabad's, indiſchen Urſprungs, ward nach aller Wahrſcheinlichkeit vom Sanskrit ins Perſiſche, vom Perſiſchen ins Arabiſche, vom Arabiſchen ins Syriſche überſetzt, und aus dem Syriſchen entſtand wahrſcheinlich der griechiſche Syntipas, und die wahrſcheinlich aus dem Arabiſchen gemachte hebräiſche Ueberſetzung der Parabeln Sendabar's diente der zu Ende des zwölften Jahrhunderts oder Anfangs des dreyzehnten verfaßten Historia septem Sapientum Romae, von Dam Jehans, Mönch der Abtey von Haute-Selve, als Quelle. Von dieſem lateiniſchen ſtammen die vier folgenden her: erſtens die zu Genf i. J. 1492 zuerſt gedruckte franzöſiſche Ueberſetzung Les sept Sages de Rome, welche eine wörtliche Uebertragung des lateiniſchen Textes, nach welchem auch die deutſche, holländiſche und däniſche Ueberſetzung gemacht zu ſeyn ſcheinen; zweytens die franzöſiſche, von Hrn. Keller zuerſt herausgegebene Ueberſetzung in Verſen, von unbekanntem Verfaſſer, von welcher die engliſche nur in der Ordnung der Erzählungen abweicht, und welcher die hier zuerſt von Hrn. Roux de Lincy herausgegebene franzöſiſche, in Proſa ſich mehr als dem lateiniſchen Texte nähert; drittens das

Gedicht von Herbers, betitelt Dolopathos, aus der Zeit der letzten Regierungsjahre Philipp August's oder des heiligen Ludwig. Viertens der italienische Roman der Geschichte des Prinzen Erastus, welcher der französischen metrischen Uebersetzung nachgebildet, ins Französische, Englische und Spanische übersetzt wurde. Die heut bekannten orientalischen Nachbildungen sind ebenfalls vier, nämlich: erstens die hebräischen Parabeln Sendabar's, das Muster der Historia septem Sapientum Romae und des griechischen Syntipas; zweytens die Geschichte der sieben Wesire, aus dem Arabischen, von Jonathan Scott ins Englische, und von Habicht ins Deutsche übersetzt; drittens die türkische Geschichte der vierzig Wesire, welche mit dem Romane der sieben weisen Meister nur den Namen gemein hat (und welche bloß eine Uebersetzung des arabischen Werkes: die Erzählungen der vierzig Morgen und der vierzig Abende, von Scheichsade); viertens die Geschichte des Prinzen Bachtiar und der vierzig Wesire, welches nur eine Nachahmung des Buches Sendabad. Diese Resultate mögen hier um so mehr genügen, als der Zweck dieser Anzeige keineswegs eine Aufzählung der verschiedenen Ausgaben seyn kann; in Betreff derer wir auf die vortreffliche und in Rücksicht der Vollständigkeit wirklich keinen Wunsch überlassende Literärgeschichte Dr. Gräße's verweisen *).

Hiemit könnte Rec. seine Anzeige von diesen beyden französischen Ausgaben des Romanes der sieben weisen Meister und der jüngsten deutschen Uebersetzung der Fabeln Bidpai's füglich schließen, wenn er sich nicht berufen fühlte, bey dieser Gelegenheit den von Hrn. Loiseleur Deslongchamps über die ersten Schicksale und Uebersetzungen der Fabeln Bidpai's erstatteten Bericht, welchem zwey Abhandlungen S. De Sacy's zum Grunde liegen, zu vervollständigen, und die Quellen und den Ursprung der berühmtesten Fabelwerke des Morgenlandes mittelst neu aufgefundenen Sehrohres zu überblicken. Dieses Sehrohr ist kein anderes, als die älteste bekannte, schon i. J. 377 (987) verfaßte Literaturgeschichte Mohammed Ibn el-Nedim el Werrak's, das

*) Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier, Portugiesen, Slaven und der Völker der scandinavischen Halbinsel, vom Untergange des weströmischen Reichs bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums, von Dr. Johann Georg Theodor Gräße. Dresden und Leipzig 1839. Erste Abtheilung, erste Hälfte. 462 Seiten, welche der II. Band seines Lehrbuches einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker, von der ältesten bis auf die letzte Zeit.

Fihrist, deſſen erſte Hälfte ſich auf der königl. Bibliothek zu Paris, und daraus in einer Abſchrift in den Händen Hrn. Profeſſors Flügel zu Meißen, die zweyte Hälfte aber nach der zu Konſtantinopel in zwey Exemplaren aufgefundenen Handſchrift, in zwey Abſchriften zu Wien befindet, die eine auf der kaiſ. Hofbibliothek, die andere in der Sammlung orientaliſcher Handſchriften des Recenſenten, welcher auf deren Wichtigkeit für die arabiſche Literaturgeſchichte durch die Mittheilung der Nachricht von dem perſiſchen Urſprunge der Tauſend und Einen Nacht, in dem Journal asiatique [1]) aufmerkſam gemacht, und dann die ganze Inhaltsanzeige dieſes ſo koſtbaren Werkes zum Schluſſe des Kataloges von vierhundert zwölf orientaliſchen Handſchriften in dieſen Jahrbüchern [2]) mitgetheilt hat. Außer dieſem äußeren Berufe, durch den Beſitz einer bisher noch von keinem Orientaliſten benützten und gekannten Quelle (der zweyten Hälfte nämlich des Fihriſt) fühlt Rec. aber noch den inneren Beruf dieſer Vervollſtändigung und Bereicherung der Literaturgeſchichte morgenländiſcher Fabelwerke in demſelben Antriebe, aus welchem er ſchon vor vierzig Jahren bey ſeinem erſten Aufenthalte zu Konſtantinopel einem vollſtändigen Exemplare der Tauſend und einen Nacht nachgefragt, und bey dieſer Nachfrage die erſte Hälfte des Ritterromanes Antar aufgefunden, von welchem er hernach i. J. 1801 zu Kairo eine vollſtändige Handſchrift gekauft, und der erſte dieſelbe nach Europa in die kaiſerl. Hofbibliothek geſchafft hat. Wiewohl eigene Wißbegierde und Luſt an der Tauſend und einen Nacht als Antrieb zur Auffindung eines vollſtändigen Exemplares desſelben genüget hätten, ſo ward dem Rec., als er in den letzten Tagen Aprils 1799 von ſeinem Chef, dem damaligen Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, Freyherrn v. Thugut, Abſchied nahm, doch auch von dieſem der mündliche Auftrag zu Konſtantinopel oder ſpäter zu Haleb (wohin damals die Beſtimmung des Rec. lautete), wo möglich eine vollſtändige Handſchrift der Tauſend und Einen Nacht aufzufinden; wenn dieſes auch nicht zu Konſtantinopel, ſondern erſt ſpäter in Aegypten gelang, wenn durch die Nachfrage um dieſelbe die Entdeckung des großen Ritterromanes Antars herbeygeführt ward, wenn beydes auch gleich im Wunſche und Sinne des mit der erſten Commiſſion Beauftragten, ſo war es ihm doch höchſt erfreulich, hiezu auch von dem Miniſter den ämtlichen Auftrag erhalten zu haben, und er bezeugt mit wahrem Vergnügen den warmen Antheil, den Freyh. v. Thugut an den Fortſchritten der orientaliſchen Literatur nahm, und das Intereſſe,

---

[1]) Im July 1839.

[2]) Im Anzeige-Blatte des LXXXVIII. Bandes, S. 22.

womit er seine Untergebenen dazu ermunterte. Rec. war kaum zu Kairo mit dem Generalstabe des Oberfeldherrn des brittischen Heeres, General Hutchinson, in der Wohnung des kais. General-Consuls, Ritters v. Rosetti, angelangt, als auch die beyden englischen Reisenden Clarke und Crips zu Kairo ankamen. Der erste fragte Rcn. sogleich, ob es ihm denn schon geglückt, die Tausend und eine Nacht, von welcher er ihm früher zu Rosette, wo ein Bruchstück derselben aufgefunden worden, so angelegentlich gesprochen, vollständig aufzufinden? Rec. antwortete, daß er noch nicht daran gedacht, zu Kairo darum Nachfrage zu halten, weil in den ersten 24 Stunden nach dem Einzuge der brittischen Truppen noch alle Buden versperrt; Clarke bat den Rcn. ihm den arabischen Namen der Tausend und einen Nacht in der Aussprache aufzuschreiben; Rec. schrieb ihm elf leilet we leilet auf ein Zettel. Clarke und Crips setzten sich auf zwey Esel, und ritten mit ihren Sonnenschirmen durch die Basare, aus vollem Halse elf leilet we leilet! schreyend; durch einen unglaublich günstigen Zufall, der wirklich in einer Erzählung der Tausend und Einen Nacht figuriren könnte, ging ein Scheich-Buchhändler vorbey, welcher ein vollständiges Exemplar der Tausend und Einen Nacht besaß; durch die obigen, immer wiederholten Worte und die dieselben begleitende Pantomime des Beutels (denn Clarke sprach kein Wort Arabisch) verstand der Scheich, daß die Engländer die Tausend und Eine Nacht wünschten; er brachte die Handschrift in vier dicken Quartbänden, und Clarke brachte dieselbe mit dem Besitzer zum Rec., um zu entscheiden, ob dieses wirklich eine Handschrift der Tausend und Einen Nacht, und ob dieselbe vollständig sey; nach der Bewährung dieser beyden Punkte kaufte sie Clarke dem Rec. vor den Augen weg, und diesem gelang es während seines sechswöchentlichen Aufenthaltes zu Kairo nicht, ein vollständiges Exemplar aufzutreiben, dafür aber wurden seine bibliopolischen Bemühungen mit dem Funde der auf der kais. Hofbibliothek befindlichen, damals aus drey und dreyßig Folioheften bestehenden, jetzt in sieben Foliobänden gebundenen Handschrift des Ritterromanes Antar belohnt. Die vorgekaufte Handschrift Clarke's der Tausend und Einen Nacht strandete mit einem Theile der Effekten Lord Elgins an den jonischen Inseln, und ward durch das Seewasser verderbt; eine andere Handschrift, welche, wie Hr. Caussin in der zu Paris i. J. 1706 erschienenen Ausgabe der Galland'schen Uebersetzung sagt, von der ägyptischen Expedition nach Frankreich gebracht worden, soll ebenfalls vollständig seyn; wenn so, so ist es wieder eine ganz sonderbar eigene Schickung, daß Caussin diese Handschrift drey oder vier Jahre lang besaß, ohne über das höchst ori-

ginelle Ende der Tauſend und Einen Nacht, welches Galland nicht kannte, und wovon Rec. in einem an ſeinen Freund S. de Sacy alsbald, nachdem er i. J. 1804 aus Aegypten ſeine ſpäter dem Grafen Rzewuski geliehene und mit demſelben verſchwundene Handſchrift erhalten, die erſte Kunde gegeben, auch nur ein Wort früher bekannt gemacht zu haben; nur in der Vorrede zur Galland'ſchen Ausgabe (S. XI) erwähnt er dieſer Entdeckung des Rec., die Stelle des Namens des Rec. jedoch nur mit drey Sternchen bezeichnend. So blieb durch ſonderbare Fügung trotz des Vorkaufes von Clarke und trotz der drey Jahre früher in Caussin's Händen befindlichen Handſchrift die Entdeckung des ſonderbaren Endes der Tauſend und Einen Nacht dem Rec. vorbehalten. Es war ihm aber nicht nur dieſe erſte Kunde und die Auffindung zweyer vollſtändiger Handſchriften der Tauſend und Einen Nacht und des Ritterromanes Antar, ſondern auch der Vortheil gegönnt, der erſte den wahren Urſprung des berühmteſten morgenländiſchen Mährchenwerkes und Ritterromanes aufzufinden. Schon i. J. 1804 fand er zu Konſtantinopel in einem von ihm Hrn. v. Italinsky verſchafften Exemplare der goldenen Wieſen Mesudi's die den Urſprung arabiſcher Fabelwerke auf die Inder und Perſer zurückleitende Stelle, und da dieſe Angabe bezweifelt worden, ſo ſuchte er zwanzig Jahre ſpäter dieſelbe Stelle bey Hrn. v. Italinsky zu Rom auf, und fand in der Handſchrift noch das zwanzig Jahre vorher mit ſeiner Hand beſchriebene, als Merkzeichen eingelegte Papier bey derſelben Stelle ſtecken. Dieſe merkwürdige Stelle erſchien im Texte und Ueberſetzung im Journal asiatique [1]). S. de Sacy bezweifelte nicht nur die Wahrheit der Angabe, ſondern ſogar die Aechtheit dieſer Stelle; dieſe beyden ungegründeten Zweifel, ſo wie die paradoxe Meinung Hrn. Lane's, daß die Tauſend und Eine Nacht kaum ein Paar Jahrhunderte alt, ſind ſeitdem, ſowohl durch engliſche Orientaliſten, als durch die vom Rec. im Journal asiatique [2]) bekannt gemachte Stelle des Fihriſt zur Genüge widerlegt worden; noch jüngſt hat ein ungenannter ſachkundiger engliſcher Orientaliſt in der Zeitſchrift Athenaeum [3]) nicht nur die Aechtheit jener Stelle Mesudis, ſondern auch aus Stellen arabiſcher Geſchichtſchreiber bewieſen, daß die Tauſend und Eine Nacht ſchon in den erſten Jahrhunderten der Hidſchret als Fabelwerk berühmt, und daß die romantiſche Geſchichte der Beduinin vom Sänftenpallaſte des ägyptiſchen Chalifen Amir bi ahkjamillah (geſt. i. J. d.

---

[1]) Avril 1827.

[2]) Juillet 1839.

[3]) Und daraus in dem Paris and London observer. October 1839.

H. 524) von den gleichzeitigen Geschichtschreibern in dieselbe Kategorie mit den Mährchen der Tausend und Einen Nacht gesetzt ward [1]). Zur selben Zeit, d. i. im sechsten Jahre der Hidschret, schrieb der berühmte Arzt und Dichter von Irak Ebul Moejed-Ibn eß-ßaigh den Ritterroman Antar, und erhielt davon den Beynamen el-Antari, ein Beynamen, der (sey es im Vorbeygehen gesagt) von den Arabern und Türken dem Unterkleide, insgemein Enteri [2]) ausgesprochen, beygelegt wird. Außerdem, daß Rec. also schon im Beginne dieses Jahrhunderts vollständige Handschriften der Tausend und Einen Nacht und des Ritterromanes Antars nach Europa geschafft, daß er der erste die von Galland nicht gekannte Folge der Tausend und Einen Nacht übersetzt und herausgegeben [3]), daß er den persischen Ursprung der Tausend und Einen Nacht aus Mesudi, aus dem Fihrist und den des Ritterromanes Antar, aus den Biographien der Aerzte von Ebu Oßaibije nachgewiesen, hat er auch schon vor mehr als zwanzig Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß der spanische Cid [4]) ein früheres Vorbild in dem dritthalb hundert Jahre früheren arabischen Sid gehabt, dessen Beynamen el-Battal (le Batailleur) als Campeador ins Spanische übersetzt worden ist. Southey hat dieser Angabe in seiner i. J. 1808 herausgegebenen Chronik des Cid zwar erwähnt, dieselbe aber aus Unkenntniß der morgenländischen Quellen mit eben solchem Unrechte als de Sacy die Aechtheit der Stelle Mesudi's bezweifelt. Southey kannte den Roman des arabischen Sid el Bat-

---

[1]) Der Sänftenpallast der Beduinin auf der Insel Raudha. Wiener Zeitschrift. Nr. 13. 1840.

[2]) عنتري so geschrieben, heißt also das antarische.

[3]) Der Tausend und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum ersten Male aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Joseph v. Hammer, und aus dem Französischen ins Deutsche von Aug. E. Zinserling. Stuttgart und Tübingen 1823; dann daraus ins Englische: New Arabian night's entertainments selected from the original oriental MS. by *Jos. v. Hammer* and now first translated into english by the rev. *George Lamb*. London 1826; und dann vom Deutschen ins Französische zurückübersetzt. Contes inédits des mille et une nuits extraits de l'original Arabe par *M. J. de Hammer*, chevalier de plusieurs Ordres, conseiller actuel aulique, premièr interprète de S. M. l'empereur d'Autriche pour les langues orientales etc. etc., traduits en français par *M. G. S. Trébutien*, membre de la société asiatique de Paris. Paris 1828.

[4]) Chronicle of the Cid Rodriguez Diaz de Bivar the Campeador. London 1808.

tal nicht, wovon auf der königl. Bibliothek zu Paris sieben Bände [1]) und auf der kaiserlichen Einer [2]) befindlich. Unmittelbar nach der Erwähnung der Wiener Handschrift, in dem Kataloge der kais. Hofbibliothek [3]) hat Rec. auch der erste das arabische Werk Feredsch baadesch-schiddet, d. i. Freud auf Leid, als die arabische Quelle der Mährchen bezeichnet, welche Petis la Croix unter dem Titel des Tausend und Einen Tages als persische herausgegeben. Nachdem Rec. also zur Literaturgeschichte der berühmtesten morgenländischen Mährchenwerke und Romane so vieles Neues der erste zu Tag gefördert, nachdem er sich seit mehr als vierzig Jahren mit Nachforschungen, Untersuchungen über die Mährchen der Tausend und Einen Nacht und Tausend und Einen Tages, der Ritterromane Antars und Sid el-Battals so vielfältig beschäftiget hat, sind die Fabeln Bidpai's in der arabischen, persischen und türkischen Uebersetzung seiner Aufmerksamkeit um so minder entgangen, als die berühmte türkische Uebersetzung derselben das Humajunname eines seiner ersten Lehrbücher im Türkischen war; er hat von den beyden persischen Uebersetzungen der Fabeln Bidpais, der Husein Waiz Kiaschifi's und Feisi's (des Wesirs Ebul Fadhl) in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens [4]), und von dem Humajunname in der Geschichte der osmanischen Dichtkunst [5]) umständlich gesprochen, und in den Fundgruben des Orients durch die Uebersetzung des Apologes Basende und Nuwasende der erste eine Probe der reichgereimten Prosa gegeben, von welcher seitdem Rückert in den Makamat Hariri's ein unübertreffliches Muster aufgestellt. Sowohl in der Geschichte der persischen Redekünste, als der osmanischen Dichtkunst, wäre eine ausführliche Beleuchtung der früheren literarischen Schicksale dieses berühmtesten aller Apologenwerke des Morgenlandes nicht an gehöriger Stelle gewesen, und konnte um so füglicher umgangen werden, als bereits vier Jahre vor der Erscheinung der Geschichte der persischen Redekünste eine ausführliche Abhandlung S. de Sacy's im zehnten Bande der Kunden und Auszüge aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris [6]) erschienen, und zwey Jahre später in der Einleitung und

---

[1]) Unter den Nummern 317, 318; 338, 339, 340, 341, 342.

[2]) Unter Nr. 170.

[3]) Fundgruben des Orients. II. Bd., S. 306.

[4]) S. 13, 36, 40, 87, 275, 396.

[5]) II. Bd., S. 231.

[6]) Notice de l'ouvrage intitulé liber de Dina et Kalila. X. T. des notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi. 1814.

Herausgabe des Kelile we Dimne[1]) weiter ausgeführt worden war; da aber keine dieser beyden Abhandlungen in Betreff der morgenländischen Uebersetzungen und der frühesten Geschichte dieses berühmten Werkes in Persien und Arabien ganz vollständig, worauf Rec. schon früher durch die Erwähnung einer dschagataischen Uebersetzung und einer mongolischen aufmerksam gemacht; da Rcn. überdieß seitdem die kostbare Quelle des Fihrist zugänglich geworden, so hält er es für seine Pflicht, jene beyden Abhandlungen De Sacy's, und folglich auch die Einleitung Hrn. Loiseleur des Longchamps, welche sich hauptsächlich auf jene beyden Abhandlungen gründet, über die Schicksale der Fabeln Bidpai's und der Erzählungen Sendabads durch die folgende Erörterung zu berichtigen und zu vervollständigen.

Bey einer Uebersicht der morgenländischen Fabelwerke findet sich der Behandlung des Stoffes nach ein Dutzend von Klassen, welchen dieselben eingereiht werden müssen; die Reihe eröffnen die Fabeln und Apologen, welche nach der Bedeutung dieser Wörter in europäischen Lehrbüchern der Aesthetik und Literaturgeschichte näher verwandt sind, als in dem Begriffe des Morgenländers, welcher die Fabeln von dem Apologe scharf trennt, indem er die Fabel nur als Gleichniß, Parabel oder Sprichwort (Mesel), den Apolog aber beständig nur als Erzählung (Hikjajet) betitelt. Diese Identität der arabischen, persischen und türkischen Benennung für Sprichwort, Fabel und Parabel ist ein siegreicher Beweis der Sprache für die von Gervinus in seiner Geschichte der National-Literatur der Deutschen aufgestellte Entwicklung der Fabel und des Gleichnisses aus dem Sprichworte. Der Apolog ist freylich nur eine erweiterte Fabel, die sich aber der besonderen Einschärfung der Moral entheben kann, bey welcher die Erzählung die Hauptsache; in den Apologen Bidpai's und Sendabads liegt zwar die Moral auch überall in der Anwendung des erzählten Apologes zu Tage, aber da dieselbe nicht wie in der Fabel auf Einen Punkt zugeschliffen, das Ende brillantirt, so springt beym Apologe dem Araber, Perser und Türken nur die Erzählung ins Auge, und er betitelt denselben nicht anders als Hikjajet, d. i. Erzählung. Hikjajet ist aber auch das Wort, welches der Geschichtschreiber braucht, wenn er seinen Vortrag mit der Anführung seiner Autorität durch die Worte: man erzählt oder N. N. erzählt, begründet. In den Augen des Morgenländers gilt der Apolog seiner Benennung nach also eigentlich für Thiergeschichte, während für die Erzählung des Mährchens, der Novelle und des Romanes ganz ein

[1]) Calila et Dimna ou fables di Bidpai par M. S. de Sacy. 1816.

anderes Wort besteht; von Hakja: er hat erzählt oder berichtet, stammt der Name der Erzählung Hikjajet, und von Kaßßa: er hat erzählt oder vorgetragen, das Wort Kißßat oder Kußßat, der allgemeine Name der Romane, in so weit dieselben nämlich als mündlicher Vortrag betrachtet oder zum Behufe desselben niedergeschrieben werden, wie Kißßatol Antar, Kißßatol Battal u. s. w; diese Erzählungen haben aber auch noch besondere Gattungsnamen, je nach dem Stoffe, den sie behandeln, nach der größeren oder minderen Glaubwürdigkeit desselben, nach ihren Quellen oder nach Ort und Zeit der Erzählung. Nach dem Stoffe oder eigentlich nach den handelnden Personen zerfallen dieselben in Liebesgeschichten, Heldengeschichten und Geistergeschichten; die ersten heißen Kißßaßol Uschak, d. i. die Geschichten oder Legenden der Liebenden; die zweyten Kißßaßol Battalin, d. i. die Geschichten oder Legenden der Kämpfer (Batailleurs, Campeadores), die eigentlichen Ritterromane; die dritten Kißßaßol Dschinn, d. i. die Geschichten oder Legenden der Genien, die eigentlichen Geisterromane *). Diese fabelhaften Erzählungen, welche, sey es durch Uebertreibung der Heldenthaten, oder durch Zauberey und Einwirkung von Geistern ins Uebernatürliche und Wunderbare spielen, heißen auf persisch Efsane, auf arabisch Charafat, d. i. Zaubergeschichten oder Mährchen, und vorzugsweise so vor allen die Mährchen der Tausend und Einen Nacht. Da sich die Romane, und insbesonders die Ritterromane angeblichermaßen auf alte Ueberlieferungen stützen, wie z. B. der Ritterroman Antar auf die angeblichen Ueberlieferungen Aßmai's, Ebu Obeide's u. s. w., welche den Meddah, d. i. Kaffeehauserzählern, insgemein für die wahren Verfasser desselben gelten; so werden diese Romane auch mit dem Namen von Ehadis, d. i. Ueberlieferungen, betitelt, ein Name, der vorzugsweise nur den Ueberlieferungen des Propheten beygelegt wird, auf welche sich eine der ersten Religionswissenschaften des Islams, nämlich die Ueberlieferungskunde gründet. Man sieht, wie hier das Heilige in das Profane herübergezogen wird, und wie sich heilige und profane Sagen in der Ueberlieferung des Propheten und des Mährchenerzählers berühren; ein zweytes und noch wichtigeres Beyspiel solcher Vermischung des Heiligen mit dem Profanen findet sich in dem Worte Kißßaß, dem gewöhnlichen Titel der Romane, welches so eben dreymal als Geschichte oder Legende übersetzt worden ist. Diese Vermischung gründet sich auf den

*) Aus der neuesten deutschen Literaturgeschichte gehört die Seherin von Prevorst hieher.

Koran, in welchem alle von dem Propheten erzählten Geschichten oder Legenden mit dem Namen Kißßaß belegt werden; so heißt es in demselben in der Sure Jusuf: »sollen wir dir die schönste der Legenden erzählen?« Eine dritte ähnliche Verlaufung der Gränzen der Lebensgeschichte mit dem Romane findet sich zwischen der Geschichte Mohammeds (Siret) und seiner Frohnkämpfe (Maghasi) mit denen der historischen Romane, welche insgemein den Namen Siret führen, wie Siret Beni Hilal, Siret Iskender u. s. w. Es war nothwendig, auf diesen gemeinsamen Gebrauch der Wörter: Ehadis (Ueberlieferungen des Propheten und fabelhafte), Kißßaß (Prophetenlegenden und Ritterromane), Siret (Lebensgeschichte des Propheten und historischer Roman) aufmerksam zu machen, um alle Verwirrung zu vermeiden; endlich werden Romane und Mährchen nach Zeit und Ort, wo sie erzählt werden, auch Esmar, d. i. Mondlichtgeschichten genannt, weil dieselben in der Wüste gewöhnlich Abends, wenn die Beduinen, von den Beschwerden des Tages ausruhend, beym Mondlichte im Kreise zusammensitzen, erzählt werden; der Erzählende heißt dann Samir oder Mosamir, und die ganze Abendunterhaltung Mosameret; in der orientalischen Encyclopädik besteht eine eigene Wissenschaft unter dem Titel: Ilm mosamet el-moluk, d. i. die Kunst, Könige durch Erzählungen und Gespräche beym Mondenscheine zu unterhalten; in den Bereich dieser Wissenschaft oder Kunst fällt die der Mährchenerzählerinnen in den Haremen, und sie ist verwandt mit einer anderen, wie diese der orientalischen Encyclopädik ausschließlich eigenen Disciplin, nämlich der Ilmol-mohadherat, d. i. der Kunde schlagfertiger Antworten und bereiter Anführungen von Witzworten und schönen Stellen der Klassiker in Versen und Prosa, über jeden im Gespräche berührten Gegenstand. Diese beyden der orientalischen Encyclopädik ausschließlich eigenen Disciplinen, nämlich der Kunst die Könige mit Erzählungen im Mondenscheine zu unterhalten, und die Kunde schlagfertiger Antworten und stets gegenwärtiger Citationen von Witzworten und Anekdoten in Prosa und Versen, umfassen den größten Theil der oben aufgeführten Arten morgenländischer fabelhaften Erzählung; die anderen, schon mehr dem festen Boden der Geschichte sich nahenden, nämlich die Legende und der historische Roman, gehören in das Gebiet zwey anderer Wissenschaften arabischer Encyclopädik, nämlich in die Kunde der Legenden frommer Männer und in die Kunde der Frohnkämpfe. Diese vier Wissenschaften, wiewohl der Gegenstand derselben größtentheils nur Fabel und Dichtung ist, gelten dennoch in der morgenländischen Encyclopädik eben sowohl für Zweige der Geschichte, als

die Genealogie, Chronologie, Biographie, die Kunde der arabischen Schlachttage, und die der Uranfänge (Ewail). In das Gebiet der beyden oben zuerst erwähnten Wissenschaften aber, nämlich der Kunst die Könige durch Mährchenerzählungen im Mondscheine zu unterhalten, und die Kunst schlagfertiger Gegenreden und bereiter Witzworte, gehören aber noch die folgenden Arten von unterhaltenden Werken, welche in der arabischen Literaturgeschichte eigene Klassen bilden, nämlich die Wunderwerke (Adschaib); diese handeln entweder von Naturwundern (Adschaibol-mahlukat) überhaupt, und gehören dann ins Gebiet der Naturgeschichte, oder von den Meerwundern (Adschaibol-bahr) insbesondere, deren Berichte schon im Fihrist unter die Fabelwerke gerechnet werden, und welchen die später dem Rahmen der Tausend und Einen Nacht einverleibten Seereisen Sinbad's (des arabischen Robinson Crusoe) zuzuzählen sind; weiters gehören in das Gebiet der obigen beyden Wissenschaften die Sammlungen von Anekdoten (Nükte); die Schwänke (Heseliat) und Curiositäten (Newadir); die rein sotadischen Erzählungen aber werden in der arabischen Encyclopädik als aphrodisische Reizmittel in die Kunde derselben, welche ein Zweig der Arzneykunde, eingereihet. Ueberblicken wir nun diese hier aufgeführten verschiedenen Arten von Fabelwerken aus dem Standpunkte der arabischen Encyclopädik, mit dem Auge des Arabers dieselben in seiner Sprache benennend, so stellen sich die folgenden zwölf Arten derselben heraus: 1) Mesel, d.i. Sprichwort, Parabel und Fabel; 2) Hikjajatol-Wuhusch (Thiererzählungen), d.i. der Apolog; 3) Hikjajatol-Dschinn (Genienerzählungen), d.i. Geister- und Spuckgeschichten; 4) Kißßaßol-Uschak, d.i. Liebesgeschichten, Novellen und Romane; 5) Kißßaßol-Battalin, d.i. Heldengeschichten und Ritterromane; 6) Siret (Lebensgeschichte), d.i. historischer Roman; 7) Charafat, auf Persisch Efsane, Mährchen; 8) Kutubon-Nüket, Anekdotenbücher; 9) Kutubon-Newadir, Curiositätenbücher; 10) Kutub Adschaibol-bahr, Bücher von Seewundern; 11) Heseliat, Schwänke; 12) Kutubolbah, sotadische Erzählungen. Von diesen zwölf Klassen gehört nur die zweyte, nämlich der Apolog, in den Kreis dieser Anzeige, deren Hauptgegenstand die Fabeln Bidpai's und Sendabad's; ehe wir aber die von Hrn. Loiseleur Deslongchamps nach den beyden Abhandlungen De Sacy's gegebene Literaturgeschichte dieser berühmtesten aller Apologe vervollständigen, werden wir aus dem Fihrist den ganzen ersten Abschnitt des achten Buches und ein Stück des dritten Abschnittes desselben Buches übersetzen, weil dadurch nicht nur die so eben gegebene Eintheilung und

Ueberſicht vollkommen begründet, ſondern auch eine bisher ganz unbekannte Literatur von Fabelwerken aus den erſten vierhundert Jahren der Hidſchret zu Tage gefördert wird. Durch eine im letzten Hefte des Asiatic journal erſchienene Abhandlung über die Makamat Hariri's finden wir uns jedoch veranlaßt, dieſer Ueberſetzung noch einige Worte über dieſe Gattung rhetoriſcher Kunſtübungen vorauszuſenden, um die Ausſchließung derſelben von der Gattung der Fabelwerke zu rechtfertigen. Wenn die Araber, Perſer oder Türken die Makamat (Standreden) jemals für etwas Anderes, als für rhetoriſche Kunſtſtücke angeſehen hätten, ſo würden dieſelben, ſo wie die anderen Fabelwerke, Romane und Mährchen, in der morgenländiſchen Encyclopädik ihre Stelle unter einem der oben angeführten Zweige der Geſchichte gefunden haben; ſo aber werden die Makamat in allen arabiſchen encyclopädiſchen Werken nicht der Geſchichte, ſondern der Kunſt ſchöner Proſa (Ilmol-Inſcha) untergeordnet, weil die Erzählung, ganz Nebenſache und von wenig Intereſſe, nur der Faden iſt, an den die ſchönſten Juwelen rhetoriſcher Kunſtſtücke angereiht werden; dieß iſt der Fall bey den Makamat Hariri's, und noch weit mehr bey den früheren Hamadani's, welche denſelben zum Muſter gedient, und bey den ſpäteren Samachſcharis, Ben Said Ben Kari's und Sojuti's, welche als Nachahmer in die Fußſtapfen Hariri's getreten ſind. Man ſehe nur die von dieſen Makamat im Anzeige-Blatte des LXIII. Bandes dieſer Jahrbücher *) gegebene Inhaltsanzeige nach; die Standreden der Blume, des Moſchus, der Piſtazie, des Smaragdes, des Saphirs u. ſ. w ſind nur rhetoriſche Kunſtübungen zum Preiſe dieſer Gegenſtände, und wenn ſie redend eingeführt werden, ſo geſchieht dieß nur, um ſich gegenſeitig im Lobpreiſe ihrer Vorzüge zu überbieten, in welchem Falle die Makamat mit den Dialogen zuſammenfallen, welche unter dem Titel: Monaſerat, d. i. gegenſeitige Diſpute und Kritiken, einen beſonderen Abſchnitt der arabiſchen Rhetorik bilden. Es iſt unbegreiflich, wie es dem Verfaſſer der oben angeführten Abhandlung in dem Asiatic journal beyfallen konnte, die Makamat Hariri's mit Don Quixotte in Parallele zu ſetzen, und endlich gar die Vermuthung zu äußern, daß Cervantes wohl davon Kenntniß gehabt, und daraus die erſte Idee zu ſeinem Meiſterwerke geſchöpft haben möchte. Da die Makamat Hariri's durch Rückert's meiſterhafte Nachbildung ein Gemeingut deutſcher Literatur, ſo können die Leſer am beſten ſelbſt beurtheilen, wie wenig jenes Meiſterſtück arabiſcher Rhetorik mit dem des ſpaniſchen

*) S. 6.

Romanschreibers gemein hat. Da übrigens die Makamat Hariri's nur den durch langwieriges Studium in die tiefsten Geheimnisse arabischer Sprache und Rhetorik Eingeweihten zugänglich, so liegt auch schon die Vermuthung, daß Cervantes von dem Inhalte der Makamat, welche nie ein Stoff für Kaffeehauserzähler war, Kenntniß gehabt haben könne, aller Wahrscheinlichkeit fern.

Uebersetzung.

Erste Kunde des achten Buches des Fihrist, von den Erzählern im Mondenscheine (Mosamirin) und Mährchenerzählern (Mocharrafin [1]).

»Mohammed Ben Ishak sagt, daß Ebu Abdallah Mohammed Ben Abdus el Dschehescht awi [2]), der Verfasser des Buches der Wesire, begonnen, darin tausend Mondscheinerzählungen der Araber, Perser und Griechen auszuwählen, deren jede ein Ganzes für sich, ohne im Zusammenhange mit der anderen; er berief die Mährchenerzähler, nahm von ihnen das Beste, was sie wußten, und aus den Mährchenbüchern, was ihm zusagte; er sammelte auf diese Weise vierhundert Nächte, deren jede ein vollständiges Mährchen in beyläufig funfzig Blättern, mehr oder weniger enthält [3]). Der Tod erreichte ihn, ehe er sein Werk, seinem Wunsche gemäß, mit tausend Mährchen vollendete; ich sah mehrere Hefte dieses Buches von der Schrift Ebith-Thaijib, des Schafiiten. Früher schon legte man Mährchen und Sagen Menschen und Thieren in den Mund, dergleichen schrieben Viele, als: Abdallah Ben el-Mokaffaa, Sehl Ben Harun Ben Rahbun [4]) Ali Ben Daud, der Sekretär Sobeide's und Andere Wir haben die Kunde dieser Schriftsteller und ihrer Werke an ihrer Stelle mit großem Fleiße gesammelt; das erste ist das Buch Kelile we Dimne, über dessen Ursprung verschiedene Meinungen obwalten. Einige sagen, es ward in Indien verfaßt, diese Nachricht findet sich in der Einleitung desselben; Andere sagen, daß dasselbe unter den Königen Aschkianiden verfaßt, und dann nach Indien übertragen worden sey; Andere sa-

---

1) Der Anfang dieses Abschnittes über den deutschen Ursprung wird hier als bekannt weggelassen, weil derselbe sich im Augustheft des Journal Asiatique 1839, sowohl in vollem arabischen Texte, als in der Uebersetzung findet, und beginnt also, wo jene endet.

2) جهشاوي in der Hofbibliothek جهشاري im Exemplar.

3) بن راهون ohne Punkt.

4) Diese Kunde ist eine sehr wichtige, indem durch dieselbe das Daseyn einer sehr alten Ausgabe der Tausend und einen Nacht aus dem neunten Jahrhundert, welche erst später von vier hundert auf Tausend und eine Nacht vervollständigt worden, zur Kenntniß gebracht wird.

gen, daß dasselbe schon von den Persern (Sassaniden) verfaßt, dann nach Indien gekommen sey; Einige sagen, daß Bisürdschimihr, der Weise, einige Theile desselben verfaßt habe. Gott weiß am besten, was Wahres daran. Ein anderes Buch ist das des Weisen, Sendabad, in zwey Ausgaben, eine große und eine kleine; die Meinungen über den Ursprung desselben sind eben so verschieden, als über den Ursprung von Kelile und Dimne; das Wahrscheinlichste ist wohl, daß dasselbe aus Indien gekommen.«

Namen der persischen Bücher.

»Das Buch der tausend Mährchen [1]). (Die Titel der nächsten vier Bücher [2]) sind wie sie in der Note stehen, ohne Punkte, und folglich nicht mit Sicherheit lesbar.) Das Buch des Bären und des Fuchses, das Buch Rusbe's des Waisen, das Buch Misksenane's und Schahsenan's, das Buch Nimrods, des Königs von Babel, das Buch Chalils.«

Titel der Bücher, welche ursprünglich von Persern verfaßt worden, um durch die darin enthaltenen Erzählungen ihre Könige Abends zu unterhalten.

»Das Buch Rustems und Isfendiars, übersetzt von Dschebele Ben Salim; das Buch von Behram Schus [3]), ebenfalls übersetzt von Dschebele Ben Salim; das Buch Schehriars, d. i. des Herrschers mit dem Sohne seines Wesirs; das Buch von el Kjar Lamedsch, welches die Lebensbeschreibung Nuschirwan's enthält; das Buch der Krone und der Art und Weise, wie ihre Könige daraus gute Vorbedeutung (Fal) zogen; das Buch des Hauses und des goldenen Götzen; das Buch Esenname [4]); das Buch Chodainame; das Buch von Behram und Nersi (Narses); das Buch Nuschirewan's«

Namen der indischen Bücher, welche Mährchen, Mondscheinsagen und Erzählungen enthalten.

»Das Buch Kelile we Dimne in siebzehn und nach einigen Ausgaben in achtzehn Hauptstücken, welches Abdallah Ben Mokaffaa und Andere erläuterten; dieses Buch wurde auch in Versen übertragen; es übersetzte dasselbe Aban Ben Abdolhamid Ben Lahik Ben Ghafir er-Rakkaschi; in Verse brachte dasselbe Ali

---

[1]) In meiner Handschrift Hesar efsan, in der k. k. Hofbibliothek Hesar dasitan, d. i. der tausend Erzählungen, mit dem Beysatze: es begreift tausend Nächte in sich.

[2]) * كتاب بوسعاس و فسلوس * كتاب حخذحس

كتاب للرسن * كتاب عراه و برهه

[3]) In der Handschrift der Hofbibliothek Sus.

[4]) In der Handsch. der Hofbibl. Esername.

Ben Daud; dann überſetzte dasſelbe Beſchr Ben el Motamer, der Einiges hinzugefügt, wie ich denn in einer Handſchrift einen Zuſatz von mehr als zwey Hauptſtücken ſah. Die perſiſchen Dichter brachten dieſes Buch in Verſe, und übertrugen es aus dem Arabiſchen ins Perſiſche; dieſes Buch gab zu Sammlungen und Streitigkeiten Anlaß; es ſchrieben darüber Ibnol Mokaffaa, Sehl Ben Harun, der Verfaſſer des Hauſes der Weisheit und Morid [1]) el-eswed, welchen der Chalife Motewekkil aus Perſien berufen hatte. Andere Bücher der Inder ſind: das Buch Sendabad's, das große, das Buch Sendabad's, das kleine; das erſte überſetzte el-Aßbaa Ben Abdolaſiſ Ben Salim aus Schedſchiſtan, bekannt als Eslem [2]); das Buch el-Bed (die Vedas) [3]); das Buch der Humanität (Edeb) der Inder und Chineſen; das Buch Abels über die Weisheit; das Buch der Inder über den Fall Adams aus dem Paradieſe; das Buch der Wege; das Buch Debeks (Berik's) [4]) des Inders, über den Mann und das Weib; das Buch der Definitionen der indiſchen Logik; das Buch Sadirem's; das Buch des indiſchen Königs, über den Geſang und die Schwimmkunſt [5]); das Buch Schabak's (Sajak's?), über die Anordnung; das Buch Eſchrefi's [6]), über die Getränke; das Buch Bidpai's, über die Weisheit.«

Namen der Bücher der Griechen und ihrer Geſchichten.

»Das Buch Semsijet und Dimne [7]), in der Art des Kelile we Dimne, der Name desſelben iſt griechiſch, ein Buch von kalter Erfindung und unangenehmer Einkleidung. Einige ſagen, daß die Griechen auch Bücher der Humanität geſchrieben, wie das Buch des — — — [8]); das Buch des — — — [9]) und des griechiſchen Königs; das Buch der Unterredung des Königs mit Mohammed — — — [10]); das Buch der

---

[1]) In d. H. d. H. Mobed.

[2]) Dieſe Kunde der Ueberſetzung fehlt in meiner Handſchrift.

[3]) Nun folgen die aus Mangel von Punkten unleſbaren كتاب بوماسف

و بلوهر كتاب بوماسف

[4]) In meiner Handſchrift وبك in der der Hofbibliothek بريك

[5]) I. d. H. d. H. ganz anders كسرت للعيال و النساح

[6]) I. d. H. d. H. Ethrafis.

[7]) I. d. H. d. H. كنه

[8]) موردبابوس i. d. H. d. H. موردبابوس

[9]) اسطوس السامح [10]) عاربوس

beyden Könige Deisun und Rahil; das Buch des weisen Diakon, über die Gleichnisse; das Buch des Verstandes und der Schönheit; das Buch Habr's (Dschebrs?) des Königs von Lidd; das Buch des Königs — — — [1]) und seiner Vermählung mit Sarad.

Namen der Bücher der babylonischen Könige und anderer.

»Das Buch des frommen babylonischen Königs und des Satans (Iblis), der ihn verführte; das Buch Nimrods, des Königs von Babylon; das Buch des Königs, der auf einem Rohre ritt; das Buch des Greises und des Jünglings; das Buch Erdeschir's, des Königs von Babylon und Ermune's seines Wesirs; das Buch von Lahidsch, dem Sohne Aban's; das Buch des Weisen, des andächtigen (en-nasik).«

Namen der liebenden Paare aus der Zeit vor dem Islam und während demselben, deren Kunde in besonderen Büchern beschrieben worden.

»Die Verfasser solcher Bücher waren Isa Ben Dab, Eschscherki, Ben el Kotami, Hischam el Kelbi, el Heisem Ben Ada und Andere; solche Romane sind: 1) das Buch v. Morrakkasch und Esma; 2) v. Amru Ben Adschlan und Hind; 3) v. Orwet und Afra; 4) v. Dschemil und Boseine; 5) v. Koseir und Osa; 6) v. Kais und Lobna; 7) v. Medschnun und Leila; 8) v. Tembet und Leila, der achliliſchen; 9) v. Ssommet Ben Abdallah und — — — [2]); 10) v. Ibneth-thaserije und Hauschije; 11) v. Molha und Teaalluk; 12) v. Jesid (Terhid?) und Hanname (Habbabe?); 13) v. Kjabus und Menije; 14) v. Esaad und Leila; 15) v. Wadhdhah ol-Jemen und Ommol-Benin; 16) v. Emin Ben Amran und Hind; 17) v. Mohammed Ben eß-ßalt und Dschenneto-chuld (Paradies der Huld); 18) v. Omer Ben Ssarar und Dschemi; 19) v. Saad und Esma; 20) v. Omer Ben Rebiaa und Dschemaa; 21) v. Mostehill und Hind; 22) v. Bakir und Lahta (Lahsa?); 23) v. Melike und Naam, der Sohn des Wesirs; 24) v. Ahmed und Daha; 25) v. dem kufischen Jünglinge, dem freygelassenen Meslem's und seiner Freundin; 26) v. Ammar und Dschmel Ssawwab; 27) v. Ghomr, Sohn des Königs Katul; 28) v. Amru Ben Seid eth-ihaji und Leila; 29) v. Ali Ben Ishak und Semene; 30) v. Ahauß und seinem Sklaven; 31) v. Beschr und Hind; 32) von dem in die Hand Verliebten; 33) von dem in das Bild Verliebten; 34) v. Abkar und Soham; 35) v. Ajas und Ssafwe; 36) v. Ibn Matun Netile und Soaade; 37) v. Harrafe und Aschrew; 38) v. Mahsumi und der Hudeilitinn [3]); 39) v. Amru Ben el — — — [4]) und Nehr Ben Seid Menat; 40) v. Sir Romme und Meij.«

---

[1]) سطوموس [2]) رما Ohne Punkt in beyden Handschriften, vermuthlich Saba.

[3]) In meiner Handschr. الهداية و المجردين [4]) العصر ohne Punkt.

Namen von anderen minder berühmten Liebenden, über deren Sage Werke verfaßt worden.

1) »Das Buch von Sebil und Kalun; 2) v. Ali Ben Edib und Monhilet; 3) v. Mohesib und seinem Kinde; 4) v. Fadhl Ben Ebi Dolame und Halime; 5) v. Moaasib und Ghawa[1]) und Thairet; 6) v. Schedschretol-lehw (Spielbaum) und Sükre; 7) v. Ibrahim und Aaalem; 8) v. Thurb und Adscheb; 9) v. Amru Ben Ssulh und Moßaf; 10) v. Ahmed und Sena; 11) v. Mohammed und Dakkak; 12) v. Hakem und Chaled; 13) Ibad el fatik und Fenik; 14) v. Saauf und Aathuf; 15) v. Ahmed und Seinolkaßr (Pallasteszierde); 16) v. Beschr el-Mohellebi und Besbase; 17) v. Aaßim und Sultan; 18) v. Sub und Nachim; 19) v. Ahmed Ben Koteibe und Banudsche; 20) v. Sehl und Selma; 21) vom Sekretär[2]) und Mina; 22) v. Ebil-Aatahije nnd Aaneb (Aateb); 23) v. Abbas und Kur; 24) von dem in die Kuh Verliebten; 25) v. Aasa und Serab; 26) v. Oßam und Domeine; 27) v. Kjatib und Sehra; 28) v. Obeidallah Ben el-Mohesib und Lobna, der Tochter Moaammers.«

Namen der Liebesgeschichten gekaufter Liebchen? (Habaibol Mothrifat).

1) »Das Buch von Rihanet und Karanfil (Basilikon und Nelke, zwey noch heute gewöhnliche Namen von Sklavinnen); 2) v. Rakije und Chadidsche; 3) Musir und Sekja; 4) v. Sokeine und Rebab; 5) v. Ghithrife und Dolfa; 6) v. Hind und der Tochter Naamann's des Königs; 7) von der vernünftigen und thörichten Sklavin; 8) v. Lulume und Schatire; 9) v. Nedschde und Raaum; 10) v. Selma und Soaad; 11) v. Ssawwab und Ssorur (Wohlseyn und Freude); 12) v. Dehma und Niimet.«

Namen von liebenden Paaren, deren Sagen in den Mondscheinmährchen vorkommen.

1) »Das Buch von Beschr Ben Merwan und seiner Base; 2) v. el-Kelbi und seiner Base; 3) von dem Araber und der Araberin aus dem Stamme Temim, welche mitsammen einen Bund geschlossen; 4) von dem Aegypter und der Melikitin (königlich Gesinnten); 5) v. Abdallah Ben Dschaafer, dem Baume mit der Inschrift und dem Araber; 6) v. Esma, dem Sohne Charidschet el-Fewari; 7) v. Melik Ben Esma und seiner Freundin Hoßn; 8) v. Abbas, dem Hanesiten und dem Mädchen, auf das er den Pfeil geschossen; 9) von der Magd und ihrem Herrn und Obeidallah Ben Moaamer; 10) v. Abderrahman Ben el Hakem Ben Hasan el Esedi und der Hochzeit der beyden Freunde der Grotte; 11) vom

---

1) J. d. H. d. H. 1/5

2) J. d. H. d. H. steht statt Kjatib, der Sekretär, Kelb, der Hund.

Jüngling und von dem Weibe, auf das er mit Steinen geworfen; 12) v. Rebab und ihrem Gemahle, welche gegenseitig einen Bund geschlossen; 13) v. Suleiman und Scheiban; 14) v. Suleiman Ben Abdul Melik, seiner Sklavin und ihrem Knaben; 15) vom Weibe, ihrem Bruder und dem Manne, der nach ihr gelüstet; 16) vom Araber und seiner Base; 17) von Abdolmelik und el-Kelbi, dem Freunde Chaled el Welids; 18) v. Sehheri und seiner Base, welche sich zum Hischam Ben Abdolmelik verfügten; 19) v. Dijar und Samna; 20) vom Könige Omans und seiner Base; 21) von Atme und Eschers und Amru's; 22) vom betrügerischen Könige und seinem Neffen; 23) von der Kurdin [1]) und der Tochter des Wahrsagers; 24) von den beyden Brüdern, dem aus Irak und dem aus Medina; 25) v. Moalla und Sina; 26) von dem, der sich der Weiber entzogen; 27) v. Beden und Seden [2]); 28) vom Geliebten des Gewürzkrämers; 29) von Hasan und dem israelitischen Diebe; 30) v. Hafijet, der Tochter Haschim el Kindi's; 31) v. Mumil Ben esch-Scherif, dem Bilde von dem Pestkranken; 32) v. Aamir und Daad, der aufrichtigen Magd; 33) v. Orwet Ben Abd Jaleil eth-thaji; 34) vom liebenden Jünglinge und seiner Freundin; 35) v. Hermaphroditen und dem Mädchen, das sich in ihn verliebte; 36) vom verliebten Jünglinge und der eilfertigen Hind; 37) von dem in die Frau Verliebten und von der mit dem Muttermaale; 38) von dem blödsinnigen Jünglinge und Schesijet, die ihn liebte; 39) von dem aus Liebe rasenden Selem und seiner einbilderischen Magd.«

Namen der Werke, welche von den Liebschaften der Menschen mit den Dschinnen handeln.

1) »Das Buch von Daad Rebab; 2) v. Refaat, aus dem Stamme Abs und Sükkjer; 3) v. Saasaa und Kami; 4) v. Naaim, dem Sohne Darims Nahime und Sibthan [3]) eththak; 5) v. Aghleb und Rebab; 6) v. Dhargham und ——[3]); 7) v. Amru und Dekianos; 8) v. Schemach und Remi; 9) vom listigen Chafridschi und Esma; 10) von Hißn, dem Sohne Benhan's und der Dschinnin; 11) v. Dolfa, ihrer Schwester und der Dschinnin; 12) v. Daad, der Fesaritinn, der Dschinnin, und Amru; 13) v. Omer Ben Sofian es-Selemi und der Dschinnin; 14) v. Amru und dem Sohne Mekschuh's der Dschinnin; 15) v. Rebian, dem Sohne Kodam's und der Dschinnin; 16) v. Saad Ben Omeir. Mohammed Ben Isbak (der Verfasser des Fihrist) sagt: die Mondscheinerzählungen und Mährchen waren sehr beliebt zur Zeit der Chalifen, aus dem Hause Abbas, und besonders un-

---

[1]) J. d. H. d. H. steht das gewöhnliche Kurdijet, in meiner aber das ungewöhnliche Karduchijet, was um so merkwürdiger, als dieses ganz die Form des Namens der Καρδουχοι, wie der Namen bey den chriechischen Geographen vorkömmt.

[2]) In meiner Handschrift Kadr und Saun.

[3]) J. d. H. d. H. Scheithan, d. i. Satan.

[4]) وروفس

ter der Regierung Moktadir's; die Buchhändler (el Werrakun, wörtlich die Blättler) schrieben und logen dergleichen zusammen. Einer der fruchtbarsten solcher Mährchenschreiber war Ibn Delan, dessen vollständiger Name Ahmed Ben Mohammed Ben Delan; ein anderer war Ibnol Attar und Andere. Die Schriftsteller, welche Thierfabeln verfaßten, sind schon oben genannt worden, nämlich: Sehl Ben Harun, Ali Ben Daud, el-Itawi und Ahmed Ben Ebi Tahir.«

Titel von Werken über die Meereswunder.

1) »Das berühmteste derselben führt den Titel des maghribinischen Felsens; es enthält dreyßig Sagen, zehn von den Meerwundern, zehn von den Wundern des festen Landes und zehn von den Wundern der Zauberer; 2) das Buch Wasilet's[1]) Ben el-Eskaa's; 3) das Buch Someifaa's, des Sohnes Si Jerham's, des Homeiriten und Aakuk's, der Tochter Seids; 4) das Buch des alten Sohnes des Jungen.«

Hier endet der erste Abschnitt des achten Buches; der zweyte welcher von den Dämonen und ihren Beschwörern, den Zauberern und Verfertigern von Diagrammen, magischen Tafeln und Talismanen handelt, liegt außer dem Bereiche des Gegenstandes dieser Anzeige; aber der darauf folgende dritte, handelt von den Werken der Heldensagen, der Anekdotenkrämer und sotadischen Werken, von denen über die Gliederzuckungen, über die Kriegskunst, über die Veterinärkunde, die Jagdvögel, homiletische und oneirokritische Werke; über die Werke von den Wohlgerüchen der Kochkunst, den Giften und Gegengiften, von den Amuleten und Beschwörungsformeln und den einfachen Arzneymitteln der Pflanzen. Von dieser Kunde gehören noch die vier ersten Abschnitte hieher.

Namen von Mährchenwerken, die nur dem Namen nach bekannt, ohne daß man mehr davon weiß; dergleichen sind:

1) »Das Buch Schekbese[2]); 2) d. B. Kaaßaab; 3) d. B. des schiefen Klosters; 4) d. B. des Widerspenstigen (Dschemach); 5) d. B. des in die Kuh Verliebten; 6) d. B. Dschord ed-dih. 7) d. B. Saade; 8) d. B. der Freyin des Windes; 9) d. B. Hadise[3]); 10) d. B. des Strickes; 11) das punktirte Buch; 12) d. B. Rifadhat; 13) d. B. der Ruheorte (Sukjan)[4]); 14) d. B. des beschimpf-

---

1) J. d. H. d. H. Wabilet.

2) J. d. H. d. H. Sekende.

3) J. d. H. d. H. Chademe oder Chidmet, d. i. der Diener oder des Dienstes.

4) J. d. H. d. H. Sukkjer, der Zuckers.

ten Vogels; 15) d. B. Sileb [1]; 16) d. B. Ssahire [2]; 17) d. B. des Stoßes des Sattelknechtes (Serradsch) [3]; 18) d. B. des Aussatzes; 19) d. B. Deij; 20) d. B der Wurfmaschine (Aarradet); 21) d. B. Rachie; 22) d. B. Dschwschak; 23) d. B. Kur; 24) d. B. der Nachtigall; 25) Habbi und Hilme; 26) d. B. Dscholeise.«

Sagen von Helden (Battalin) und ihren Verfassern.

1) »Das Buch Hauscheb el-Esedi's; 2) d. B. Orwet B. Abdallah's; 3) d. B. Ghadiri's [4]; d. B. Ebis Saib el-Machsumi's; 5) d. B. Ebi Omer's des Hinkenden; 6) d. B. Dhamdam's von Medina; 7) d. B. der jungen Kamehle; 8) d. B. Ebi Sikkje's; 9) d. B. Mesrur's, aus dem Stamme Aus; 10) d. B. Ebi Maan's, des ghafarischen; 11) d. B. d-Darimi's; 12) d. B. er-Rahim's [5]; 13) d. B. Jfrith's; 14) d. B. Chathani, des Waarensensals (Dellal); 15) d. B. Ebil-horr's von Medina; 16) d. B. des Bandes; 17) d. B. des Geschenkes Gottes; 18) d. B. des Morgenschlafes; 19) d. B. Jbnesch-schuneise's [6].«

Namen von Dummen (Moghaffilin) und ihren Seltsamkeiten. Solche Bücher, deren Verfasser unbekannt sind:

1) »Das Buch der Seltsamkeiten Dschoha's; 2) d. B. d. S. Ebi Dhamdam's; 3) d. B. d. S. Jbn Ahmer's; 4) d. B. d. S. der Sure des Arabers; 5) d. B. d. S. Jbnol-Moßuli's; 6) d. B. d. S Jbn Jakubs; 7) d. B. d. S. Ebi Obeid el-Chasemi's; 8) d. B. d. S. Ebi Aalkama's; 9) d. B. d. S. Seifeweih's.

Namen persischer, indischer, griechischer und arabischer sotadischer Bücher.

1) »Das Buch Benjandocht's [7]; 2) d. B. der Grundfeste der Begierde; 3) d. B. Behramdocht's; 4) d. B. Martos, des Griechen, über die aphrodisischen Sagen; 5) d. B. Elfijet, die große Ausgabe; 6) d. B. Elfijet, die kleine Ausgabe; 7) d. B. Bordan's [8] und des großen Kämmerers; 8) d. B. Bordan's und des kleinen Kämmerers; 9) d. B. der Freyin und der Sklavin; 10) d. B. der Tribadel und der Schläfrigen von Ebil-Aabs; 11) d. B., dessen Verfasser Jbn Hadschib en-Naaman, bekannt unter dem Titel: Sa-

---

[1]) J. d. H. d. H. Tilet.
[2]) J. d. H. d. H. Saaide.
[3]) J. d. H. d. H. Ssirah.
[4]) J. d. H. d. H. Kaßiri.
[5]) J. d. H. d. H. Jbn Ahmers.
[6]) J. d. H. d. H. Schubeiri's.
[7]) J. d. H. d. H. Belbandacht.
[8]) J. d. H. d. H. Bordschan.

gen Ibned-Dekjali's; 12) d. B. der Spiele Reisets und Husein des Luti (des Sodomiten); 13) d. B. der geliebten Sklavinnen.«

Hier ist also alle Kunde der ältesten arabischen Literaturgeschichte über die Mährchen, Thierfabeln, Liebesgeschichten, Ritterromane, Anekdoten und sotadischen Werke der Morgenländer, von denen ein Paar Hundert mit ihren Namen angeführt werden, zum ersten Male zur Kenntniß europäischer Leser gebracht, und nach dieser aus der ältesten Quelle vorausgeschickten Literatur morgenländischer Sagen und Mährchen können wir, mit Verweisung auf die hier darüber gegebenen Stellen, die Vervollständigung der Literatur der ältesten Bearbeitungen und Uebersetzungen der Fabeln Bidpai's mit so sichererm und festerem Schritte verfolgen.

Ueber den indischen Ursprung der Fabeln Bidpai's waltet weiter kein Zweifel ob: derselbe ist nicht nur historisch aus den ältesten Quellen persischer und arabischer Geschichte, aus dem Schahname und aus dem Fihrist, sondern auch faktisch aus dem Inhalte der Hitopadesa, und noch älteren Pantschatantra, d. i. die fünf Abschnitte, nachgewiesen. Der Arzt Bersuje brachte das indische Werk unter der Regierung Nuschirwan's nach Persien, oder vielmehr, wie De Sacy bemerkt, nicht nur das Pantschatantra, sondern auch andere indische, der persischen Bearbeitung eingeschaltete Apologen. Da aber die Perser ein vorzüglich Mährchen liebendes Volk, welche längst vor der Einwanderung der Fabeln Bidpai's die Besitzer der Mährchen der Tausend und Einen Nacht, so ist es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß ein großer Theil dem Rahmen des Pantschatantra eingeschalteten Apologen persischen und nicht indischen Ursprunges sey, und daß das Werk Bersujes im Pehlewi keine reine Uebersetzung, sondern schon eine erweiterte Nachbildung war, welcher noch obendrein in einem besonderen Hauptstücke die Erzählung der indischen Verpflanzung durch Bersuje vorausgeschickt ward, welche auf die Bitte Bersuje's der weise Wesir Büsürdschimihr verfaßt hatte. S. de Sacy hat in seiner höchst schätzbaren und gediegenen Abhandlung des Schahname und des Irrthums desselben, welcher die erste arabische Uebersetzung um 60 oder 70 Jahre zu spät, erst in die Regierung Mamun's setzt, erwähnt, und die Paar Verse, welche von der ersten persischen Uebersetzung Kunde geben, übersetzt; es ist aber der Mühe werth, die ganze alte Sage aus dem Munde Firdewsi's selbst zu vernehmen, und wie wir bereits die älteste arabische Kunde ganz aus dem Fihrist gegeben, so geben wir nun auch die älteste persische aus dem Schahname, Vers für Vers übersetzt, nach dem durch Turner Macan zu Calcutta herausgegebenen Texte, da die französische

Ueberſetzung Mohl's in der franzöſiſchen Prachtausgabe des Schahname noch nicht erſchienen.

Ueberſetzung aus dem Schahname [1]).

Nuſchirwan ſendet den Arzt Berſui nach Hindoſtan um eine Wundarzney zu bringen, und dieſer ſendet das Buch Kelile we Dimne.

Höre, was Schadan Berſui geſagt,
Wie das Geheimniß er zu Markte tragt;
Am Hofe Nuſchirwan's des Herrn der Herren
(Er, deſſen Name immer möge währen!),
Der wollte, daß die Wiſſenſchaft der Weiſen
Der Prachtſchmuck ſey von ſeines Hofes Kreiſen,
Dem ſtanden zu Befehl die Potentaten,
Die Mächtigen, die Großen und Magnaten,
Die Aerzte, Redner, Dichter und die Weiſen,
Erfahren und gewandt in allen Weiſen,
Wo überall ein hochberühmter Mann,
Gekrönten Haupts die Länder führte an,
Hielt ſich der Arzt Berſui auf, der Sänger,
Der ſprach, je älter er, ſo mehr und länger,
Er hatte Theil an aller Künſte Wiſſen,
Und war des Ruhms aufs eifrigſte befliſſen.
Nun kam es ſo, daß er an einem Tage
Sich zu dem Schah begab ins Hofgelage:
»O Schah voll Wiſſen und Gedächtnißkraft,
»Vertrauter Freund von aller Wiſſenſchaft!
»Es ging mir heut' in meines Lebens Lauf
»Aus einem ind'ſchen Buch ein Lichtſtrahl auf.
»Ich las: in Indiens Bergen wächſt ein Gras,
»Das glänzt wie Seide und wie griechiſch' Glas;
»Es dient dem Findenden als Wegeweiſer,
»Zu werden ein Gelehrter und ein Weiſer;
»Und wenn du es auflegeſt todtem Mann',
»So fängt er alſogleich zu ſprechen an.
»Wenn du Erlaubniß gibſt mein gnäd'ger Herr!
»Möcht' ich durchmeſſen jenen Pfad, der ſchwer,
»Ich möchte Andere zur Kenntniß leiten,
»Vielleicht gelingt es mir es zu erbeuten;
»Recht iſt's, wenn todtem Leib ſich Geiſt geſellt,
»Nuſchinrewan [2]) iſt ja der Herr der Welt.
Es ſprach der Schah: »dieß kann nicht alſo währen,
»Es muß durch die Erfahrung ſich bewähren;
»Bring einen Brief von mir zum Herrn von Hind,
»Schau, wer der Maha Radſcha iſt in Hind,

---

[1]) The Shah Nahmeh by Turner Macan. Calcutta 1829. IV. B., S. 1746.

[2]) Nuſchinrewan, d. i. die wandelnde Vernunft, iſt der unverſtümmelte Name, ſpäter in Nuſchirewan und Nuſchirwan abgekürzt.

»Befreunde dich mit dieser wicht'gen Sache,
»Und nimm zum Freunde dir das Glück, das wache;
»So wirst du von der Welt bewundert werden,
»Denn Vieles ist verborgen noch auf Erden.
»Bring', was sich ziemt dem Radscha an Geschenken,
»Denn er muß dich zum wahren Wege lenken.«
Dann nahm er aus dem Schatz von Nuschirwan,
Was Inder wob, und was der Grieche spann,
An Gold, an Stoff, an Wolle und an Seide,
An Moschus, Spezerey'n und Krongeschmeide,
An einz'gen Perlen und an Armgespängen,
An Diademen und an Ohrgehängen;
Beladen waren hundert der Kamehle,
Und fortzog der Gesandte auf der Stelle.
Er kam zum Rai, übergab das Schreiben,
Und ließ vor ihn die Lastkamehle treiben.
Als nun gelesen war der Brief vom Schah:
»O Mann vom reinem Sinn! der Rai sprach
»Mir ward ein Schatz geschenket nicht allein,
»Denn Eins muß Schatz und Leib und Kriegsheer seyn,
»Durch Glanz des Schahs und durch Gerechtigkeit
»Wird hell das Glück und fest der Bau der Zeit;
»Kein Wunder, wenn ein reiner Padischah
»Die Todten wecket aus dem Staube wach.
»Brahmanen im Gebirg', wie viel nur sind,
»Dir alle zu Befehl und hörig sind.
»Auch Butarai, der des Reichs Wesir,
»Der Schatz und Purmaje*) gehorchen dir;
»Es lieget vor dir offen Hindostan,
»Auf Mehr und Minder kömmt es mich nicht an.«
Er ward beym Rai glänzend aufgenommen,
Wie es berühmtem Manne mag wohl frommen,
Gesendet wurden ihm die Speisen, Betten,
Mit Kleidern, Hausgeräth und mit Tapeten.
Der Rai saß zu Nacht mit den Mobeden,
Den Großen von Kanudsch, die weise reden.
Als am Gebirg' aufging des Morgens Strahl,
Und Sonnenglanz erhellte Berg und Thal;
Da rief der Rai einen aus den Weisen,
Der fähig wäre, ihm den Weg zu weisen;
Er hieß sie Alle zu dem Weisen gehen,
Und ihm auf jedes Wort zur Rede stehen;
Es gingen Alle, die gelehrt, erfahren,
In Kenntnissen des Arzt's bewandert waren.
Und als er nun zum Berg' die Richtung nahm,
Ein Haufen Aerzte ihm entgegen kam.
Die Leute des Gebirgs zu Fuße all',
Sie wiesen ihm die Straße allzumal;
Er wählte dürres und noch feuchtes Gras,
Das, was vertrocknet, und das, was noch naß;

*) Der Schatzmeister.

Das feuchte und das dürre las er auf,
Doch ohne Nutzen gen' des Tods Verlauf;
Kein einz'ger Todter ward zum Leben wach.
Er sah, daß die Chemie dazu zu schwach,
Wie viel er auch Empfohlenes versucht,
So blieben seine Mühen ohne Frucht;
Er fand, daß dieses nur dem Herrn gelinge,
Durch dessen Wort lebendig alle Dinge.
Indem er sich vor'm Schah, vor'n Großen schämt
Und über seiner Reise Mühen grämt,
Ging ihm der unerfüllte Wunsch zu Herzen,
Und unbedachtes Wort begann zu schmerzen.
»Was dummes Zeug schrieb jener Mann von Stein,
»Daß ich auf jene Reise mich ließ ein!
»Was schrieb er solche Sachen in den Wind,
»Die nur verdrüßlich und nicht nützlich sind!«
Er sprach zu den Begleitern, den Mobeden:
»O viel erfahr'ne Männer weiser Reden,
»Die ihr viel besser wisset, als ich weiß!
»Sagt, wo ist der, der glänzen macht den Kreis?«
Einstimmig sagten sie dasselbe Wort:
»Ein grauer Weiser ist an diesem Ort,
»Uns überlegen an Vernunft und Jahren,
»Gelehrter als wir sind, und mehr erfahren.«
Bersui redete die Inder an:
»Gelehrte Herr'n von großem, lichtem Plan,
»O gebt euch noch die kleine Mühe mehr
»Zu führen mich zu diesem Mann so hehr;
»Vielleicht, daß dieser große graue Weise
»In diesem Punkt mich hülfreich unterweise.«
Sie brachten den Bersui an den Ort
Zum Mann, der voll von Sinn und reich an Wort,
Und als er war bey dem beredten Mann,
Da bracht er seinen Gram, sein Leiden an;
Was in dem Buch an Kund' ihm zugekommen,
Was von den Weisen er in Wort vernommen.
Der weise Greis ließ seinen Worten Lauf,
Und deckte all sein Wissen vor ihm auf:
»Auch ich, »sprach er,« fand dies, wie du geschrieben,
»Und war von ähnlicher Begier getrieben,
»Nun will ich sagen dir, was ich da fand,
»Anhören muß ein Herz, das hat Verstand:
»Das Gras ist Rednermund, der Berg ist Wissen,
»Das immerfort der Einsamkeit beflissen;
»Der todte Leib ist, wer kein Wissen hat,
»Unwissender ist ohne Ruh' und Rath,
»Der Todte wird durch's Wissen nur lebendig,
»O glücklich, wer da weise und beständig!
»Der Mann, der Kenntniß hat, der wird auch wissen:
»Kelile sey das Gras und Dimne Wissen.
»Das Buch, das Wege weis't zu diesen Gründen,
»Wirst, wenn du suchst, im Schatz des Schahes finden.«

Berſui, als er's hört, ward froh geſchwind,
Und ſchlug ſich allen Unmuth in den Wind;
Er dankte ihm und ging zum Schah ſogleich,
Den Weg durcheilte er dem Feuer gleich,
Mit Lob' und Bitten kam er zu dem Rai:
»Dein Leben lang, wie das von Indien ſey!
»Ich hört' von einem Buch voll Sinn und Geiſt,
»Das auf arabiſch man Kelile heißt;
»Verſiegelt liegt es in des Schahes Schatz,
»Es zeigt den Weg zu alles Wiſſens Platz;
»Denn von Kelile iſt das Gras ein Wink,
»O Schah von Hind, nun ſey zur Hülfe flink!
»Befiehl das Buch zu geben aus dem Schatz,
»Wenn es dir dünkt, dieß ſey an ſeinem Platz.«
Dem Schah kam dies Verlangen ungelegen,
Er fing unruhig an ſich zu bewegen,
Er ſprach: »die Bitte durfte keiner wagen,
»Nicht itzt und nicht in längſt vergang'nen Tagen.
»Allein, wenn Nuſchirwan ſo hoch und werth
»Von uns die Seele und den Leib begehrt,
»So halt' ich Nichts zurück, ihm zum Genuß,
»Sey's ober'm Kopf', ſeye's unter'm Fuß *);
Doch ſollſt du dieſes Buch vor uns nur leſen,
»Und wiſſen, daß der Geiſt ſey unſer Weſen,
»Sag' keinem, was geſchrieben von dem Buch,
»Du lies und wiſſ' und vorn und hinten ſuch'.«
»Berſui ſprach: »o Herrſcher hochgeehrt!
»Mir iſt kein Wort mehr als das Deine werth.«
Nunmehro brachte der Weſir des Rai,
Kelile's Buch als leitendes herbey;
So oft Berſui in dem Buche las,
Den ganzen Tag er in Betrachtung ſaß,
Je mehr er ſich in ſelbes dann vertieft,
Je weniger las er dieſen Tag von Schrift,
Und als vom Buch zum Schah er nahm den Lauf
Schrieb er ſich jedesmal ein Hauptſtück auf,
Damit gelingen möge ſo ſein Plan,
Das Buch zu bringen dem Nuſchirewan.
Daß ward er froh, voll rüſt'gen Sinns und Kraft,
Und ſeine Selle hell von Wiſſenſchaft,
Bis daß das ganze Buch er aufgenommen,
Das all ſein Weisheitsmeer auf uns gekommen.
Dann trat er in den Saal und bat den Rai,
Daß ihm nun fortzuzieh'n erlaubet ſey;
Es ſchmeichelte der Schah dem klugen Mann,
Und zog ein ind'ſches Gallakleid ihm an,
Gab Knöchelſpangen ihm und Ohrgehänge
Und Halsband voll von Edelſteingepränge,
Gab ind'ſchen Kopfbund ihm, und ind'ſches Schwert,
Deß' heller Glanz den lichten Schliff bewährt.

*) Unter der Hand.

So kam Berſui aus Kanudſch zurück,
Viel Wiſſen hatte er geholt mit Glück.
Als er nun von dem Weg' nach Hofe ging,
Vor allem er den Preis des Schahs anfing.
Er ſprach, was er vom Rai geſeh'n, gehört,
Und wie das Gras als Wiſſen ſich bewährt *).
Ihm ſagt' der Schah: o wohlgefäll'ger Mann!
Kelile regt den Geiſt lebendig an,
Schatzmeiſter mach den Schatz vom Schloſſe frey,
Zu ſehen, was daraus zu wählen ſey.
Der kluge Mann begab ſich in die Kammer.
Für den Schatzmeiſter war's ein wahrer Jammer;
Von Gold und Stein, die rechts und links im Hauf,
Sucht' er ſich nur ein Kleid des Schahes aus,
Er zog es hohen Werths mit Würden an,
Und ging zum Schatzpallaſt des Schahs hinan.
Als er nun zu dem hohen Throne kam,
Der Schah mit Preis und Hulden ihn aufnahm.
Da ſprach zu ihm der Herrſcher von dem Land:
»Warum kommſt du vom Schatz mit leerer Hand,
»Warum ließ't die Juwelen auf dem Platz?
»Der ſich abmüht, verdient auch den Schatz.«
Berſui gab dem Schah die Antwort ſo:
»O du deß' Kron' und Thron wie Sonne hoch!
»Wer je ein Kleid des Schahes angezogen,
»Hat Thron und Kron' der Größe ſchon erflogen.
»Sieht mich im Kleid des Schah's ein böſer Mann,
»So wird verfinſtert ſein Geſicht fortan,
»Indeß' des Schahes Kleid aufricht'gem Freund,
»Die Wangen friſch mit Farben und Glanz beſcheint.
»Nur Eins erbitt' ich mir vom Schah zumal,
»Daß in der Welt von mir auch bleib ein Maal,
»Daß dieſes Buch Biſürdſchimihr ſchreibe
»Und ich vergnügten Angeſichts verbleibe,
»Daß er von mir im Eingang gleich erzähle,
»Nach meines hochbeglückten Schah's Befehle;
»Nach meinem Tod ſoll's Buch der Welt noch ſagen,
»Wie viel Beſchwerd und Mühen ich ertragen.«
»Dieß iſt, »ſo ſprach der Schah,« ein groß' Begehren
»Und jedem Herrn ſo leicht nicht zu gewähren,
»Doch ſey gewährt für deine Müh' die Gnad'
»Wiewohl dein Wort viel höher als dein Grad.«
Es ſprach zu dem Weſir der Schah das Wort:
»Die Bitte ſey gewährt an ihrem Ort.«
Und als der Schreiber nahm zur Hand das Rohr,
Setzt er Berſui's Wort dem Anfang vor;
Des Buches Schreiber gab ſich viele Müh',
Man ſchrieb am Hofe nur das Pehlewi,
Das Buch ward aufbewahrt im Schatz mit Glück,
Nie fiel darauf unwürd'gen Mannes Blick.

*) Ob nicht die deutſche Redensart: das Gras wachſen hören, mit dieſer alten Sage des Wiſſens in Verbindung ſteht?

So daß, bis das Arabiſche kam nach,
Man Pehlewi nur ſchrieb und las und ſprach;
Als ſpäter bey Mamun *) war die Gewalt,
Gewann das Buch auch andere Geſtalt;
Als der Mobeden Lehr' war unterdrückt,
Und alles Wiſſen ihnen war entrückt,
Ward in's Arabiſche das Buch geſetzt,
Wie wir es aus einander dir geſetzt.
Arabiſch blieb es bis zur Zeit, wo Held,
Schah Naßr herrſchte über dieſe Welt,
Befahl er Ebu Fadhl dem Weſir,
Ihm, der des Hofes und des Wortes Zier,
Daß er in Parsi- und in Deriſprache
Von dieſem Buch die Ueberſetzung mache;
Auf dieſe Weiſe ward's zweymal geſchrieben,
Und iſt Wegweiſer zur Vernunft geblieben.
Denn offenbar und heimlich wünſchte er,
Daß in der Welt ein Denkmal von ihm wär'
Erzähler, eigne wurden aufgeſtellt,
Die es dem Dichter Rudegi erzählt.
Der band zuſammen, was zerſtreut er fand,
Und bohrte Perlen aus der freyen Hand;
Auf dieſe Weiſe ward das Wort zu Zier,
Das zu Geſchenken dienet für und für.
Zerſtreute Sagen ſind darin vereint,
So daß das Buch ein Kern der Seel' erſcheint.
Der Weltenhalter möge ewig leben,
Die Erde und die Zeit Tribut ihm geben!
O Herz! Dich hat Sultan Mahmud erfreut,
Wenn du betrübt wareſt ein'ge Zeit,
Mach durch Gedanken dir das Herz nicht enge,
Denn ferne biſt du von der Welt Gedränge.
Bald ſteigſt du in die Höh', bald ſinkſt du nieder,
Stehſt bald auf feſtem Fuß' und wankſt dann wieder.
Von dieſen beyden kann nichts ewig ſeyn,
Und keine Hoffnung iſt von ſtätem Seyn.

Dieſe älteſte Quelle perſiſcher Geſchichte gibt alſo hier von nicht weniger als vier Ueberſetzungen der Fabeln Bidpai's Kunde, von drey perſiſchen und einer arabiſchen, nämlich: erſtens die altperſiſche im Pehlewi, zweytens die neuperſiſche zur Zeit des Samaniden Naßr Ben Ahmed verfaßte, als deren Verfaſſer in der Einleitung des Schahname der Weſir Bel-ami genannt wird, drittens die vom Dichter Rudegi, ebenfalls auf Befehl Naßrs in Verſen verfaßte; beyde dieſe Ueberſetzungen oder gar drey, denn das Schahname ſpricht von einer in Parsi (der Volksſprache) und von einer in Deri (der Hofſprache), wurden aber

*) Dieſen Anachronismus hat ſchon S. de Sacy in ſeiner der Ausgabe Kelile und Dimne's vorausgeſchickten Abhandlung (S. 30) berichtigt.

nicht aus dem Pehlewi, sondern aus der arabischen Ibnol Mokaffaa's verfertigt. Außer der Uebersetzung Mokaffaa's bestanden aber noch andere arabische, nämlich: fünftens die von Abdallah el-Awasi für Jahja, den Sohn Chaleds, den Barmegiden verfaßte [1]); sechstens die für denselben Barmegiden durch Sehl, den Sohn Newbachts unternommene Bearbeitung in arabischen Versen. S. d. S. bezweifelt die ververbesserte oder abgekürzte Ausgabe el-Ahwasis; indessen spricht für das Daseyn derselben nicht nur das ausdrückliche Zeugniß Hadschi Chalfa's, sondern auch eine auf der kais. Hofbibliothek befindliche Handschrift Kelile und Dimnes [2]), welche von dem durch die Ausgabe de Sacy's bekannten Kelile we Dimne in der Redaction abweicht, und die Ausgabe Ahwasi's zu seyn scheint; siebentens eine zweyte Bearbeitung des Kelile we Dimne in Versen ist die auf der kais. Hofbibliothek [3]) befindliche Handschrift, deren Titel: Perlen der Weisheit in den Sprüchen der Inder und Perser; nach allem Anscheine lebte der Verfasser dieser Bearbeitung entweder in Maghrib oder in Andalus. S. d. S. vermengt die Uebersetzung Sehls, des Sohnes Newbachts, mit der, achtens, Aban Ben Abdolhamid Ben Lahiker-Rakkaschis, welche auch in Versen. Alle diese vorhergehenden Namen kennt De Sacy, wiewohl er über die Uebersetzung Aban's irrig, über die Ahwasi's zweifelhaft; die anderen Bearbeitungen und Apologenwerke, deren das Fihrist erwähnt, waren ihm unbekannt, nämlich: neuntens die Itabi's [4]); zehntens die Ahmed Ben Ebi Tahir's; eilftens die Ali Ben Dauds, des Sekretärs Sobeide's, und zwölftens die Beschr el Mootamers [5]); die beyden letzten in Versen. Gleichzeitig mit diesen Uebersetzern der Thierfabeln Bidpai's lebten auch die ersten arabischen Nachahmer derselben, von denen S. de Sacy nur einen einzigen kennt, nämlich: Hasan Ben Sehl, welcher für Mamun ein dem Kelile we Dimne nachgeahmtes Werk

---

1) De Sacy (Calila et Dimna, S. 31) schwankt zwischen Ahwani und Ahwasi; das letzte ist das richtige; ebenda (S. 30) heißt es irrig Yahya Djafar, statt Yahya fils de Khaled.

2) Nr. 152.

3) Nr. 468, diese Handschrift, nicht 152, wofür in Gräße's Lehrbuch, S. 450, durch Druckfehler Nr 252 steht, ist von S. de Sacy erwähnte und von ihm abgeschriebene Handschrift Abdolmumins.

4) عتابي 5) بشر المعتمر بشد

verfaßte [1]). Wir werden noch einige solcher Nachahmungen aufführen, deren eine bereits oben im Fihrist unter dem Titel: des Hauses der Weisheit, als ein Werk Sehl Ben Haruns vorgekommen, und eine andere von Hadschi Chalfa ausdrücklich als eine Nachahmung Kelile we Dimne's aufgeführte, von S. d. S. aber übersehen worden ist. Wir wollen dieselben jedoch hier nicht mit den Uebersetzungen vermengen, und werden daher darauf, nachdem wir diese gemustert hatten, zurückkommen; man bemerke, daß außer der von Hadschi Chalfa angeführten Uebersetzung Sehls, des Sohnes Newbachts, in Versen, das Fihrist ausdrücklich noch den Aban er Rakkaschi, den Ali Ben Daud, den Sekretär Sobeide's und den Beschr Ben el Mootamer als Uebersetzer in Versen nennt, so daß, mit der Abdolmumin's auf der Hofbibliothek befindlichen, fünf Uebersetzungen in Versen bestehen, von denen S. d. S. nur die Abdolmumin's und Sehls kannte, und die Aban Ben Abdolhamid Ben Lahiks mit der Sehls für Eine hielt. Nach dem obigen Dutzend von Uebersetzungen (wovon drey persische und neun arabische) sind 13), 14), 15) die von De Sacy aufgeführten Uebersetzungen ins Griechische (von Simeon Seth), ins Hebräische (vom Rabbiner Joel), ins Syrische (von Bud Periodeuta) einzureihen. In einem langen Zwischenraume von zweyhundert Jahren, nach den unter Naßr, dem Samaniden ausgeführten doppelten persischen Uebersetzungen folgt 16) die auf Befehl Behramschahs des Sultans der Seldschuken durch Ebu Maali Naßrallah Ben Mohammed Ben Abdolhamid verfaßte neupersische, von welcher S. d. S. Kunde und Auszüge gegeben [2]).

Zwischen dieser Uebersetzung und der berühmten von Husein Kjaschifi, dem Prediger, welcher unter der Regierung Ebu Saids, des neunten Herrschers der Mongolen in Persien, eine neue Umarbeitung des Werkes unternahm, verflossen abermal gerade zweyhundert Jahre; dieß sind 17) die canopischen Lichter (Emwari Soheili), so genannt nach Soheil, einem der Großen des Hofes Ebu Saids, dessen Name Soheil, auch der des Canopus. Aus diesem Musterwerke persischer Rhetorik wurde dreyhundert Jahre später die unter dem Namen des 19) Humanjunname, ebenfalls als Musterwerk

---

[1]) S. d. Sacy bemerkt, daß die Handschriften über den Namen des Werkes sehr abweichen; er nennt dasselbe nach der Handschrift Hadschi Chalfa's auf der Pariser Bibliothek Thalebra et Afra', in der Hofbibliothek Nakla we Aßra.

[2]) Im X. Bd. der Notices et extraits des manuscrits.

türkiſcher Redekunſt berühmte Ueberſetzung verfaßt, und gleichzeitig verfertigte der große Weſir des ſogenannten Großmogols Schah Ekbers, d. i. des größten Schah, die unter dem Namen 20) Ajari Daniſch, d. i. Probeſtein des Wiſſens, bekannte, letzte perſiſche Ausgabe der Fabeln Bidpai's. Die hindoſtaniſche Ueberſetzung des Ajari Daniſch, unter dem Titel Chired efruſ, d. i. Vernunftentflammer, ſo wie die perſiſche und hindoſtaniſche Ueberſetzung der Hikopadesa, wovon jene Moferrihol kolub [1]), d. i. der Erfreuer der Herzen, heißt; die zweyte den Titel Achlaki hindi, d. i. indiſche Ethik, führt, gehören nicht hieher, da hier bloß von dem Kelile we Dimne und deſſen Ueberſetzungen und Nachbildungen die Rede iſt; zwey andere von S. d. S. nicht gekannte Ueberſetzungen desſelben ſind die 21) mongoliſche Saideddin Mohammeds Ebi Naßr's, wovon aus dem Nuſhetol kolub Hamdollah Meſtufi's im Journal Asiatique [2]) die erſte Kunde gegeben worden, und eine alttürkiſche oder 22) dſchaghataiſche von Mohammed el-Beki; dieſer in Hadſchi Chalfa's bibliographiſchem Wörterbuche unter dem Artikel Kelile we Dimne aufgeführten Ueberſetzung erwähnt S. d. S. eben ſo wenig, als des eben dort aufgeführten 23) Auszugs, deſſen Verfaſſer der Mufti Jahja, geſt. 1055 (1644). Von den Nachbildungen kennt derſelbe nur die von Hadſchi Chalfa unter dem Artikel Kelile we Dimne aufgeführte, oben gezählte Sehl Ben Newbachts, aber Hadſchi Chalfa hat einen beſonderen langen Artikel über eine andere berühmte Nachahmung in Verſen des Kelile we Dimne unter dem Artikel 24) eß-ßadig wel Baghim, d. i. das des Lautſchreyenden und des Leiſeſprechenden; endlich das im Fihriſt als Nachahmung des Kelile we Dimne erwähnte Werk Sehl Ben Harun's, deſſen Titel: 25) Beitol-hikmet, d. i. das Haus der Weisheit. Von dieſem hier aufgezählten Doppeldutzend von Ueberſetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen des berühmteſten indiſchen Apologenwerkes hat S. d. S. in ſeiner der arabiſchen Ausgabe Kelile we Dimne's vorausgeſchickten Abhandlung und in der zwey Jahre früher im zehnten Bande der Notices et extraits erſchienenen nur die Hälfte gekannt; neu ſind hier aus Hadſchi Chalfa: 1) die dſchaghataiſche Ueberſetzung Mohammed el-Beki's; 2) der Auszug des Mufti Jahja; 3) die Nachahmung eß-ßadig wel Baghim, 4) aus der Geſchichte Hamdallah Meſtufi's die mongoliſche Ueberſetzung, aus dem Fihriſt; 5) die Ueberſetzung Aban Ben Ab-

[1]) S. de Sacy überſetzt dieß zu frey, als: Electuaire de coeur.

[2]) III. Serie, T. i, p. 580.

dolhamid Lahik er-Rakkaschi's, welche nicht, wie S. d. S. glaubt, dieselbe mit der Sehl Ben Newbacht's; dann die anderen in Versen, 6) Ali Ben Dauds, des Sekretärs Sobeide's; 7) die Beschr's, des Sohnes Mootamer's; dann die in Prosa, 8) Itabis; 9) Ahmed Ben Ebi Tahir's, und endlich die Nachahmungen, 10) das Haus der Weisheit Sehl Ben Haruns; 11) die Morids des Schwarzen, unter Motewekkil, und 12) die unter den Büchern der Griechen als ein geschmackloses Werk aufgeführte Nachahmung Schemsijet we Dimen. Von den Nachahmungen sind die früheren verloren gegangen, oder wenigstens bisher noch nirgends bekannt geworden, die jüngste aber von Hadschi Chalfa unter einem besonderen langen Artikel aufgeführte befindet sich sowohl auf der Bibliothek des Eskurial in zwey Exemplaren [1]), als auf der kais. Hofbibliothek; der vollständige Titel desselben ist: das Buch des Lautschreyenden und des Leisesprechenden, des Vorsichtigen und Vorhäbigen, des Andächtigen und Anhäbigen, vom Seid Ebi Jaali Ahmed Ben Mohammed Ben Ahmed Ben el-Hebarijet el-Haschimi, dem Zeitgenossen des Emirs Seifeddewlet, nicht des großen Fürsten der Beni Hamdan, sondern des vier Jahrhundert späteren gleichnamigen Gründers der Dynastie der Beni Monkad, welcher i. J. d. H. 479 (1086) gestorben [2]). Ebi Jaali Ben el Hebarijet, dessen Sterbejahr von Casiri nicht angegeben wird, starb i. J. 509 (1115) [3]).

Ehe wir aber zum Schlusse dieser Anzeige den Kern dieser einzigen erhaltenen Nachahmung der Fabeln Bidpai's in Uebersetzung liefern, müssen wir noch mit zwey Worten des Buches Sendabads erwähnen, dessen doppelte französische Uebersetzung in Versen und Prosa der Hauptinhalt der beyden hier angezeigten Werke der Herren Keller und Loiseleur Deslongchamps. Das Fihrist belehrt uns, daß es ein doppeltes Buch dieses Namens gegeben, ein großes und kleines, und daß die Meinungen über den Ursprung desselben, so wie über den Kelile we Dimne's verschieden; indem es einige den Indern, andere den Persern zuschrieben. Wir glauben, daß dasselbe eben sowohl als die Tausend und Eine Nacht persischen Ursprungs, wiewohl das Fihrist den indischen für wahrscheinlicher hält. Unsere Meinung fußt sich nicht nur auf den Rahmen, sondern auch auf den Namen, welcher zwar allgemein Sendabad oder Senda-

---

[1]) Casiri, I. Bd., S. 138 und 162.

[2]) Deguignes p. 340.

[3]) Hadschi Chalfa's chronol. Tafeln.

bar (nach der Analogie des griechischen Sintipas) geschrieben wird, aber weit wahrscheinlicher Sindbad lauten muß, wie der des berühmten Seereisenden der Tausend und Einen Nacht. Von einem indischen Sindbad, als einer geschichtlichen Person, ist bisher nichts bekannt, wohl aber kennen wir aus morgenländischen Geschichtschreibern und Geographen den Sohn Kjuschtasp's, des Sohnes Lohrasps, den Erbauer der Felsenbrücke am Schlosse der Alanen im Kaukasus [1]). Sindbad ist also ein altpersischer Prinz der zweyten Dynastie der alten persischen Könige, und der Name selbst, Sindbad, d. i. Sindwind (Wind aus der Landschaft Sind), ist persisch, und leitet also in Verbindung mit historischen Stellen, aus denen Sindbad als persischer Prinz bekannt, mit eben so wahrscheinlicher Sicherheit auf den persischen Ursprung des Buches Sendabar's (Sindbad's), als die persischen Namen Schehrsade und Dinarsade in Verbindung mit der historischen Stelle Mesudi's den Rec. mit Sicherheit auf den durch das Fihrist außer allen Zweifel gesetzten persischen Ursprung der Tausend und Einen Nacht geleitet haben. Ueber die Tausend und Eine Nacht selbst bemerken wir nur noch, daß die älteste bekannte arabische Ausgabe die im Fihrist erwähnte Ebu Abdallah Mohammed Ben Abdus el-Dscheheschtawis (eines Zeitgenossen des Verfassers des Fihrist) ist, welcher davon nur vierhundert achtzig Nächte vollendete.

Doch um nun wieder auf das von Hadschi Chalfa als eine Nachahmung des Kelile we Dimne bezeichnete, in der Bibliothek des Eskurials und auf der Hofbibliothek zu Wien befindliche Werk Ebi Jaali Ibnol Hebarijets zu kommen, so wird eine ausführliche Kunde von demselben um so willkommener seyn, als der Inhalt desselben, nach dem, was Casiri darüber an zwey Stellen seines Katalogs gesagt, bisher ganz falsch beurtheilt worden ist, und sogar der irrigen Meinung, daß die Araber eine dramatische Literatur besäßen, zum Stützpunkte gedient hat. Dieser Irrthum gründete sich auf den sonderbaren Einfall Casiri's, dieses Werk zweymal eine Komödie zu nennen [2]). Bey dem unter Nr. 472 (I. p. 138) aufgeführten Exemplare desselben Wer-

---

[1]) In dem geographischen Werke Menasirol-awalim, d. i. die Ansichten der Welt; siehe die Stelle mit den daraus gemachten Auszügen in den Beylagen der Geschichten der goldene Horde in Kipdschak, S. 434.

[2]) DLII. I. p. 162. *Comoedia* inscripta Homo vocem nimium extollens, nimiumque deprimens, und im Register unter Abi Jaali: *Comoedia* faceta, titulo: Homo vocem extollens, nimiumque deprimens.

kes ist der Inhalt desselben zwar richtiger als ein der äsopischen Fabel nicht unähnliches Gedicht, aber in Gesprächform angegeben; dieser letzte Zusatz könnte die eben so irrige Vermuthung veranlassen, daß dieses ein Werk satyrischer oder witziger Dialogen sey, wie etwa die Götterspräche Lucian's; diese Gattung ist aber dem Araber eben so fremd, als alle Werke dramatischer Kunst. Der Araber, Perser und Türke kennt keine anderen Dialogen, als die etwa in Sprachlehren und im Terdschümanname (Dragomansbuch) befindlichen, und die sogenannten Munaserat oder Lobreden im encomiastischen Wettstreite, wie z. B. des Schwertes und der Feder, des Weines und des Opiums, des Spiegels und des Bechers u. s. w. Dieß sind aber nur panegyrische Wechselreden, und können eben so wenig Dialoge geheißen werden, als die Makamat oder Standreden, in den Hr. W. T. Thompson das Muster des Don Quixotte zu erblicken wähnt. Wenn Casiri bey Aufführung dieses Exemplars statt von einer Komödie von Fabeln spricht, so sind darunter keine Fabeln im eigentlichsten Sinne des Wortes, sondern Apologen zu verstehen, und wenn er von Dialogen spricht, so müßte dieß auf alle Fabeln ausgedehnt werden, in denen irgend ein Thier redend eingeführt wird. Außer dieser doppelten Verleitung zu dem Irrthume, daß dieses Buch Fabeln im eigentlichen Sinne, oder gar eine Komödie enthalte, gibt Casiri einen ganz und gar falschen Begriff von dem Inhalte, wenn er nach Uebersetzung des Titels: der Lautschreyende und Leisesprechende, hinzusetzt, daß der Verfasser über beyde diese Sprechfehler zurechtweise *); quod utrumque castigat. Es ist gar keine Rede von irgend einem Tadel des Lautschreyenden und Leisesprechenden, der Titel ist bloß gewählt, um den Contrast der beyden Hauptpersonen der Geschichte, nämlich des Räubers und des Frommen, wovon einer den anderen zu überlisten sucht, durch die vorausgehenden Beytitel desto schärfer hervorzuheben; daher heißt das Werk nicht bloß das Buch des Anhäbigen und Andächtigen (des Räubers und Frommen), sondern das Buch des Lautschreyenden und Leisesprechenden, des Vorsichtigen und Vorhäbigen, des Andächtigen und Anhäbigen, gereimt vom Seid Scherif Ebi Jaali Ahmed Ben Mohammed Ben Ahmed Ben el Hebarijet el Haschimi, für den erhabensten Emir Seiffeddewlet. Auf diese oberflächliche Beurtheilung dieses Werkes hin als Dialog und Komö-

*) Is dialogum ibi instituit inter duos homines, quorum alter *magna voce* (id vitium Arabibus peculiare) *submissa* alter loquitur. Quod utrumque castigat. I. Bd., S. 138.

die, wiewohl es keines von beyden, hat sich Casiri nicht entblödet, in seinem Abschnitte über arabische Dichtkunst, von den Komödien der Araber zu sprechen [1]); und hierauf hat Antonio Blas Navarre V. Ferriz in seiner Abhandlnng vor der Ausgabe der Komödie des Cervantes zur Herausgabe arabischer Komödien Hoffnung gemacht, aber schon Flögel bemerkte ganz richtig in seiner Geschichte der komischen Literatur [2]), daß nach dem, was Casiri von dem Inhalte melde, dieß nur Satyren in dialogischer Form, und nicht Komödien zu seyn scheinen. Es sind hier aber, wie schon gesagt, eben so wenig eigentliche Dialogen und Satyren, als Fabeln und Komödien zu suchen. Der Grund, aus welchem Denina in seinem Werke über die Schicksale der Literatur [3]) die Abwesenheit dramatischer Kunst bey den Arabern aus der Zurückgezogenheit des weiblichen Geschlechtes erklärt, ist kein haltbarer. Trotz dieser dem ganzen Orient mehr oder minder eigenen Zurückgezogenheit des weiblichen Geschlechtes, welche zum Theil sogar auf die Hellenen überging, blühte die dramatische Kunst in China und Indien. Im Gegentheile spukt gerade in den Haremen der Geist der ausgelassensten Posse, in dem chinesischen Schattenspiele, welches der wahre Schlagschatten und die Parodie aller dramatischen Kunst. Rec. hat hierüber bereits vor acht Jahren bey Beurtheilung des chinesischen Drama [4]) und Romanes die Meinung geäußert, daß der Mangel des Theaters bey den Moslimen in der Ueberlieferung des Propheten zu suchen sey, welcher den Nachahmenden, so wie den Haarkräuslerinnen, Schminkerinnen, den Zähneabfeilenden und Anderen, welche menschliche Natur und Schönheit in eine Fratze verzerren, geflucht hat. Denina bedachte, als er das Obige schrieb, nicht, daß selbst auf dem griechischen Theater die weiblichen Rollen von Männern unter weiblichen Masken gespielt wurden; ein Aushülfsmittel, wodurch dem Auftreten von Weibern auf der Bühne auch im Morgenlande leicht begegnet werden konnte. Die Ursache des Mangels dramatischer Kunst bey den Arabern, Persern und Türken ist also nicht in der Zurückgezogenheit der Hareme, sondern, abgesehen von aller Ueberlieferung des Propheten, weit tiefer zu suchen, nämlich in der gröbsten Sinnlichkeit der Männer, durch welche die vorderasiatischen Völker: Araber, Perser und Türken,

---

[1]) In hac bibliotheca una vel altera Comoedia Arabice conscripta occurrit. I. p. 85.

[2]) IV. Bd., S. 121. S. Gräße's Lehrbuch der Literärgeschichte, 1. Abth., 1. Hälfte, S. 457.

[3]) I. Bd., S. 150 bey Gräße ebenda.

[4]) LIX. Bd. der Jahrbücher, S. 16.

den hinterasiatischen, nämlich den Chinesen, Indern und selbst den Mongolen, an Sittlichkeit ganz gewiß weit nachstehen. Diese alles edlere ästhetische Gefühl untertretende Sinnlichkeit zieht die Bewegungen der sikynnischen und gaditanischen Tänze allen theatralischen Vorstellungen vor, und selbst in dem Schatten derselben, nämlich in dem in den Haremen gäng und gäben chinesischem Schattenspiele sind nur die gröbsten Zoten und ins Gigantische übertriebenen priapeischen Vorstellungen des Beyfalls gewiß. So lange diese Verirrung der Sitte und des Geschmacks fortdauert, werden die in jüngster Zeit wiederholt angestellten Versuche, europäisches Drama nach dem Morgenlande zu verpflanzen, selbst zu Konstantinopel nur wenig Glück machen.

Wir schreiten nun zu dem Inhalte dieses höchst merkwürdigen Werkes selbst; höchst merkwürdig nicht nur als die bisher einzige bekannte Nachahmung des Kelile we Dimne in arabischen Versen durch einen bisher unbekannten Dichter des Hofes Seifeddewlet's, des großen Fürsten der Beni Monkad, sondern auch durch den Inhalt selbst, aus welchem sich ergibt, daß die Grundidee des Ganzen dieselbe der schönsten Abhandlung der ein und funfzig, unter dem Namen derer der Brüder der Reinheit bekannten Abhandlungen, nämlich über den Adel des Menschen und den Streit der Thiere über denselben, daß also, wenn [nach der Angabe einer arabischen Handschrift [1])] die Abhandlung über den Adel des Menschen wirklich den Scheich Ibnol Dscheldi zum Verfasser haben sollte, von diesem der Dichter Ibnol Hebarijet die Grundidee seines Werkes entlehnt hat; es sey denn, daß sie von beyden einem noch weit älteren persischen oder indischen Apologe entlehnt worden ist. Seid Ben Refaat, der Gründer der unter dem Namen der Brüder der Reinheit berühmten ältesten arabischen Akademie der Wissenschaften, oder wenigstens einer der vorzüglichsten Mitarbeiter des unter dem Titel ihrer Abhandlungen berühmten encyclopädischen Werkes, lebte zu Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret (des zehnten der christlichen Zeitrechnung); indem nach der aus Abulferradsch [2]) bekannten Stelle Abu Hajan Tewhidi i. J. 373 (983), von ihm als von seinem Zeitgenossen spricht. Da Seifeddewlet, welchem Ibnol Hebarijet das vorliegende Werk gewidmet, i. J. 479 (1086) gestorben, so liegen zwischen der Verfassung des Gedichtes Hebarijets und der Abhandlung Ibnol Dscheldi's volle hundert

[1]) Notiz über das arabische Buch: die Gabe der aufrichtigen Freunde von Dr. Nauwerck. Berlin 1837.

[2]) Historia dynastiarum p. 217.

Jahre. Die Zusammenstellung der chronologischen Angabe des Ibnol Ferradsch mit dem Datum des Jahres, in welchem das Fihrist geschrieben ward, nämlich 377 (987), wirft ein helles Licht auf den wissenschaftlichen Geist der damaligen Zeit; zur selben Zeit, als die Brüder der Reinheit das halbe Hundert ihrer wissenschaftlichen Abhandlungen verfaßten, schrieb Mohammed Ibn en-Nedim el-Werrak die älteste arabische Literaturgeschichte das Fihrist, von der sich die erste Hälfte auf der königl. Bibliothek zu Paris, und daraus abgeschrieben im Besitze Hrn. Professors Flügel, die zweyte Hälfte (aus der auf der Bibliothek des alten Köprili zu Konstantinopel befindlichen Handschrift abgeschrieben) zu Wien in zwey Exemplaren, das eine auf der Hofbibliothek, das zweyte in der Sammlung des Recn. sich befindet. Die kais. Hofbibliothek besitzt aber auch noch ein sehr schönes Exemplar (ein Folioband von 238 Blättern) der Abhandlungen der Brüder der Reinheit selbst; ein höchst werthvolles Geschenk des Hrn. Internuntiatur-Dolmetsches, Ritters v. Raab; die Abhandlung über den Adel des Menschen bildet davon nicht, wie bisher insgemein geglaubt worden, den Schlußstein, sondern als die ein und zwanzigste den Kern des ganzen encyclopädischen Werkes. Eben so kömmt die Erzählung von dem Anspruche der Thiere in dem vorliegenden Werke nicht Eingangs oder am Schlusse, sondern erst gegen die Mitte als eine besondere Episode vor, welche wie andere der Haupterzählung eingeschaltet ist. Der Eingang beginnt, nach dem Lobe Gottes, mit dem Seifeddewlets, für welchen dieses Buch der Sitte in poetischen Schmuck der Rede eingekleidet, geschrieben worden; zweymal wird er mit dem Worte: Mewil, welches die Interlinearnote als Merdschaa, d. i. Rückkehrsort oder Zufluchtsort, erläutert, angeredet [1]); dieß ist das Mewil oder Moil, welches sich auch in dem Moilkjan Kaan findet, dem Titel der großen Chane der Mongolen [2]). Der Verfasser erzählt dann, wie er in einer finsteren, stürmischen Nacht zu Bagdad ausgegangen und einem alten Scheich begegnet, welcher die Weisheit der Inder als den Erfinder des Schachspieles und den Einkleider der Weisheit in Apologen gepriesen; er wirft historische Blicke auf die Begebenheiten der nächsten Vor-

---

[1]) مويل للهوف و الضعلوك, d. i. der Zufluchtsort der Mächtigen und Armen, und wieder als: مويل لهوف خطيب خطب, Rückkehrtsort, zu dem man sich flüchtet als Redner der Reden.

[2]) مويلكان قاان Dschuweiri's Geschichte.

zeit, auf die Tage Ertoghruls, des türkischen Begs zu Bagdad, welcher also ein Namensgenosse des um ein ganzes Jahrhundert späteren Gründers der Macht der Seldschucken, auf die Beni Boweih, deren Fürsten die Nebenbuhler Seifeddewlets um die oberste Emirschaft zu Bagdad, und auf frühere große arabische Fürsten, wie Kais Ben Soheir und Hodeife Ben Bedr; er geht dann auf das Würfelspiel Nerd, auch eine indische Erfindung und eine Lieblingsunterhaltung Seifeddewlets, und von jenem zu diesem über. Der Inder macht gegen den Perser, mit dem er spricht, nicht nur das Schah- und Würfelspiel, sondern auch das Kelile we Dimne als das Musterbuch aller ethischen Weisheit gelten; diese beyden Gesprächführer sind, wie es scheint, durch den Titel eß-ßadih wel baghim, d. i. der Lautschreyende und Leiseschreyende bezeichnet, indem eigentlich der Inder das Wort hochführt, und der Perser nur Weniges entgegnet; so sagt dieser, nachdem jener sich mit dem Lobe über die Weisheit der Geschichten und Sprüche Kelile we Dimne's erschöpft, ganz kurz: er habe die Erzählung von einem Andächtigen (Nasik) gehört, welchen in der Nacht ein anhäbiger Räuber (Fatik) überfallen habe; der Inder sagt, daß er diese Ueberlieferung nicht gehört, und der Perser fängt dann alsogleich die folgende Erzählung an. Diese Einleitung ist zweyhundert neunzig Distichen stark; die Geschichte selbst, die hier Vers für Vers in Uebersetzung folgt, besteht aus zwölfhundert dreyßig Distichen; dann folgt zum Schlusse das Buch der Sitte in neunhundert achtzig Distichen des kürzesten Sylbenmaßes, folglich in allem dritthalbtausend Distichen, während Hadschi Chalfa die Gesammtzahl nur auf ein Paar Tausend angibt, und zum Schlusse seines Artikels die letzten zwey und zwanzig Distichen des Werkes aushebt.

1. Die Erzählung vom Andächtigen (dem Eremiten) und dem Anhäbigen (dem Räuber).

Ich war mit Leuten ausgefahren,
Die alle handelten mit Waaren;
Darunter war ein frommer Mann,
Ein Eremite lobesan;
Als wir vom Wege ausgeruht,
Da sprach er: »betet und thut gut.«
Die And'ren schmähten ihn deßhalb,
Und sagten: »Malik sey kein Kalb.«
»Wir sind versammelt hier zu zieh'n,
»Laß die Gelegenheit nicht flieh'n,
»Der Weg ist weit und unbekannt,
»Und Leu'n und Ghule sind zur Hand.«

Sie disputirten Alle zu,
Wer disputiret hat nicht Ruh;
Und als er obliegt dem Gebet,
Ein Unbekannter vor ihm steht;
Er sprach ihn an mit Redefluß,
Gab ihm arab'schen Abendgruß:
» Was machst du hier zu dieser Frist,
» Hier, wo kein Mensch zu finden ist,
» Was treibst du denn, was machst du hier?
» Ich kenne mich nicht aus in Dir. «
Der Scheich im Gebete tief,
Nahm Kunde nicht von dem, der rief;
Doch als er selbes abgethan,
Da wandelte ihn Zürnen an:
» Unwissender! was fragst du noch,
» Du schauest was ich mache doch!
» Bist du Ungläub'ger? läugnest du,
» Was Leitung gibt und Herzen Ruh'? «
Der And're sprach: » so sage an,
» Was machst du denn o alter Mann!
» Ich sehe Niemand hier als dich,
» Daß du allein befremdet mich. «
Der Scheich sprach: » bist bey Vernunft?
» Bist du von der Ungläub'gen Zunft?
» Ich thue des Gebetes Pflicht,
» Der sich entzieht der Gläub'ge nicht. «
Er sprach von dem Gesetz' noch mehr,
Von Moslimspflicht und Glaubenslehr';
Der And're schrie: » ich kenn' den Herrn,
» Bekenne meine Sünden gern. «
Er sprachs, daß er ihn äff' mit Trug,
Bis daß vorbey der ganze Zug;
Der Scheich gewahrt's und ist bedacht,
Wie er ihn fang' im eignen Schacht.
Er sprach: » es geht mir sehr zu Herz'
» Und macht mir ungemeinen Schmerz,
» Der junge Mann weiß nicht zu beten,
» Weiß nichts von Gott und dem Propheten;
» Wie wär' er theuer mir und werth,
» Wenn er zum Islam sich bekehrt',
» Er würde mir statt Sohnes seyn,
» Ich setzte ihn zum Erben ein,
» Er würd' ein schönes Mädchen frey'n
» Und in dem Ueberfluß gedeih'n.
» Ich bin ein Scheich so reich als fromm,
» Bin ohne Vettern, ohne Ohm,
» Ich habe nur ein einz'ges Kind,
» Ein Mädchen, wie sonst keine sind;
» Ich gönn' sie Keinem in dem Land',
» Er sey auch noch so hoch vom Stand,
» Weil sie mir Alle Neider sind,
» Den Neidern neide ich mein Kind,

» Ich möchte ihm des Geldes Maſſen,
» Und meinen Reichthum überlaſſen,
» O wenn mir dieſer Eidam wäre!
» Und theilte meines Hauſes Ehre!
» Allein er iſt aus Furcht geſtorben,
» Und iſt in Thränen ganz verdorben. «
Der Dieb fand aus den Sinn' des Frommen,
Bedacht mit Liſt ihm beyzukommen;
Ihm war die Schlauheit auch genehm,
Der Krieg liegt in dem Stratagem;
Der Fromme war bedacht zu finden,
Wie Liſt mit Liſt zu überwinden;
Aufſtehend rufte er mit Macht
Nach den Gefährten durch die Nacht:
» Geſtorben iſt allhier ein Mann,
» Nun ſtellt' das Leichbegängniß an. «
Der Räuber flüchtete, ihn hören,
Gefährten, die das Werk ihm ſtören,
Er richtete ſich auf, ſich faſſend,
Auf ſeine Kühnheit ſich verlaſſend;
Der Fromme ſprach: » gemach! gemach!
» Das Gute macht ſich nach und nach,
» Hör' nur Ein Wort, und hab' Erbarmen,
» Wenn And'rer dein ſich ſoll erbarmen;
» Ich bin ein Greis, der ohn' Bewegung,
» Unfähig zu des Kampf's Aufregung,
» Ich habe weder Gold, noch Beute,
» Den Todtſchlag rächen oft die Leute,
» Mein Wort kann dir nur Schande bringen,
» Du wirſt damit in's Feuer ſpringen. «
Er ſprach: » was kümmert mich die Schande,
» Da ich Verörecher in dem Lande. «
Der Scheich ſagte: » einen Greis
» Zu tödten, iſt nicht edle Weiſ',
» Nicht Ruhm und Tapferkeit darin,
» Vielmehr nur Schand' und ſchlechter Sinn;
» Sey auf der Huth! haſt nicht erfahren,
» Was dem Osman einſt widerfahren. «
» Als Malik ihn allein gefunden,
» Getrennt von allen ſeinen Kunden,
» Du tödt' ihn, ſagte Mohammed,
» Wann er ſich wendet, rückwärts geht. «
»» O nein! ich fürcht', man werde ſagen,
»» Ich hab' ihn auf der Flucht erſchlagen,
»» Der Ruhm iſt nur für den bereit,
»» Der kämpft und ſiegt im off'nen Streit,
»» Der ſtrahlt in ſeines Volkes Schaar, ««
» So ſchimpft er den Propheten gar. «
» Dieß iſt die Sitte, die beſchloſſen,
» Die edlen Seelen und die großen,
» So ſagte er ein andermal,
» Als nächtlich war der Ueberfall:

»» Beeilt euch nicht mit ihrer Strafe,
»» Sie sind befangen in dem Schlafe,
»» Erweckt sie erst zum Schutz der Rosse,
»» Und warnet sie vor eu'rem Trosse;
»» Den Schlafenden zu schlagen todt,
»» Ist für Großmüth'ge Schand und Spott.««
Der Räuber sprach: » der Mensch sucht meist,
» Was Wunscherfüllung ihm verheißt,
» Ich nütze die Gelegenheit,
» Wie's jeder thuet, der gescheit,
» Ich höre deine Sprüche nicht,
» Und achte nicht auf solch' Gedicht,
» Du möchtest gern betrügen mich,
» Aus meinen Händen retten dich;
» Der weise und vernünft'ge Mann
» Nimmt Posse nicht für Weisheit an,
» Der Schwache wird gar leicht betrogen,
» Und in's Verderben dann gezogen;
» Hast nicht gehört, wie's mit dem Strauß
» Und Jägersmann ging übel aus? «

2. Erzählung von dem Strauße und dem Jäger.

Ein Jäger jagte einen Strauß,
Groß, wie Kamehl, vom besten Hauf',
Er that ihm schön, bis er ihn fing,
Und er ihm in die Falle ging.
Da sprach der Strauß: » was fingst du mich?
» Wozu bin ich wohl gut für dich? «
Da sprach der Alte voll von List:
» Sehr groß bey mir Familie ist,
» Neun kleine Knaben zart und weich, «
Der Strauß der weint und lacht zugleich;
Der Jäger sprach: » ey was du machst!
» Daß du in Einem weinst und lachst,
» Daß lachend sich dein Mund erschließt,
» Indeß vom Aug' die Thräne fließt. «
Da sprach der Strauß: » du weißt es nicht,
» Doch wunderbar ist die Geschicht',
» Geheimniß lieget in dem Worte,
» Verschlossen ist davon die Pforte,
» Gut ist der Grund', und sehr bestimmt
» Von dem, was dich so Wunder nimmt. «
Da sprach der Scheich: » was ist der Grund?
» Ich hört' ihn gern aus deinem Mund'. «
Er sprach: » die Thräne gilt den Jungen,
» Die ich zur Nacht in Schlaf gesungen;
» Ich ging zu suchen Futter aus,
» Und fiel in des Verderbens Haus;
» Sie warten mein im Feld im wüsten,
» O wenn sie meinen Unfall wüßten! «
Der Scheich gedachte seiner Kinder,
Im Herzen ward der Groll ihm minder:

Wenn mir ihn nicht das Loos bescheerte,
Ich Freyheit ihm sogleich gewährte;
Doch kann ich ihn loslassen nicht,
Denn Bösewicht bleibt Bösewicht;
Der Jäger sprach: »Nun weiß ich zwar,
»Was Ursach' deines Weinens war;
»Nun sag mir aber ungehemmt,
»Woher zugleich dein Lachen kömmt?«
Es sprach der Strauß: »du gingest aus,
»Zu suchen Nahrung für dein Haus,
»Indessen liegt zu Haus ein Schatz,
»Am Orte, wo der Ziege Platz,
»Ein alter wohlgenährter Schatz,
»Der von der Zeit der Söhne Aad's.«
Der Scheich freut sich übermassen
Und wollte ihm schon Freyheit lassen,
Doch dacht' er: was geschenkt das Loos,
Das ist zu geben nimmer los.
Er sagte: »wenn ich frey dich gebe,
»Eh' daß ich jenen Schatz erhebe,
»Geb baares Geld ich aus der Hand
»Für ein Versprechen ohn' Bestand,
»Man wird Unwissenden mich nennen
»Und mir das Maal des Spotts einbrennen.«
Es wußte nun der Strauß zur Frist,
Daß ihm gelungen nicht die List;
Er dacht': umsonst hab' ich gelogen
Und Nutzen nicht davon gezogen,
Nun muß ich seh'n auf gute Art,
Zu fangen meinen Widerpart,
Ich stehe ganz in seiner Macht,
Denn keiner über mich hier wacht.
Als Gott der Herr, der Allverzeiher
Und aller Brüche Heilverleiher,
Ich bitte ihn, daß er mich rette,
Ins and're Leben von der Kette,
Ich weiß nicht, wie ich vor nun bringe,
Beweis von dem gesagten Dinge;
Er sprach, so daß es hört der Mann:
»Was fang' ich in Verzweiflung an?
»Der Scheich ist einer von den Weisen
»Durch Sprüche nur zurechtzuweisen,
»Er fordert überall Beweis
»Und machet mir die Hölle heiß,
»Ich kann ihm führen nicht Beweis,
»Wenn er nicht glaubet, was ich weiß;
»Mir machen bange die Contraste,
»Wenn ich auch itzt und nimmer raste.
»Es gehet mir wie den Kamehlen,
»Wovon die Sag' ich will erzählen.«

3. Die Erzählung von dem Kamehle und dem Kamehltreiber.

Ein Zug kam aus Damaskus Gaden,
Ein Zug Kamehle wohlbeladen,
Der Treiber ging ganz sorgenfrey
Und sich nicht kümmernd nebenbey.
Was er nicht sah, sah das Kamehl,
Es sprach: »ich seh' bey meiner Seel',
»Ich sehe Reiter, die sich nah'n,
»Mit Last ich dich nicht retten kann;
»Wirf ab die Last, besteige mich,
»Gefahr ist nah', o rette dich!«
Der Treiber sprach: »du sagest dieß,
»Weil dir die Last zu schwer gewiß,
»Du möchtest gern sie werfen ab,
»Und laufen fort in schnellem Trab.« —
Es sprach: »so schau doch jenen Staub,
»Die Zeit wird des Disputes Raub. —
»Der Staub birgt eine Karawane;
»Er birgt vielleicht der Feinde Fahne, —
»Dieß ist der Pferde Stirnenhaar,
»Die schnell heranziehn mit Gefahr.«
Vielleicht sprach er: »sind dieß Bekannte,
»Sind Freunde oder Stammverwandte.«
Es sprach: »Mach' dir es nicht so leicht!
»Gefahr flieht nicht durch ein Vielleicht, —
Begib dich, sagt er: »nur zur Ruh',
»Ein unverschämtes Ding bist du.«
Mit Lachen sprach's: »du bist ein Narr,
»Der nun verdirbt in der Gefahr.«
Zugegen waren nun die Pferde,
Sie warfen ihn sogleich zur Erde.

»So sagt der Strauß, o Jägersmann!
»Nimmt Unvernunft die Warnung an,
»Was nützen tausend von Beweisen,
»Wenn Einer dir nichts kann beweisen,
»Nun tödte mich auf diesem Platz,
»Weil ich geleitet dich zum Schatz.«
Dem Scheich wandelt Staunen an,
Er meint, daß Unrecht er gethan,
Er denkt: was lieget mir daran,
Ob man mir dieß beweisen kann.
»Ich weiß nicht, sprach er: »ob du wahr,
»Ob du nicht lügest auf Gefahr,
»Mich trüget nicht ein eitler Wahn,
»Und schändlich wär's zu glauben d'ran,
»Du bist ein Strauß, der in der Wüste,
»Mit Thieren gingst nach dem Gelüste,
»Was weißt du, was im Hauf' bereit
»Von Schätzen aus der alten Zeit.

» Wenn du es wüßteſt, wärſt du nicht,
» Das, was du biſt, ein Böſewicht,
» Du konnteſt deinen Leib nicht retten,
» Von meiner Jägerfalle Ketten,
» Du maßeſt Wiſſenſchaft dir an,
» Die Gott allein beſitzen kann. «
Der Strauß ſagt: » die Unwiſſenheit
» Wird dich verderben vor der Zeit;
» Gewiß, ich weiß es in der That,
» Zu Lügen ſtraft Nichts meinen Rath,
» Ich kenn' das Ding mit ſeinen Zeichen,
» Wie du den Strauß mit ſeinen Weichen; «
Es ſpricht ihm weiter nun der Strauß,
Von dem Erwerb und von dem Hauſ',
Er trifft's mit Glück, der Jäger ſpricht;
» Fürwahr! du haſt ein gut Geſicht. «
Da ſagt der Strauß: » nun kömmt ein Mann,
» Der ſitzt und ſingend zieht heran,
» Er leitet der Kamehle Schaar,
» Er ſelber ſcheinet krank fürwahr!
» Sie waren eher ihm entfloh'n,
» Und er iſt ihnen nachgezoh'n,
» Auch den Kamehlhengſt ſeh' ich ſteh'n,
» Wie du dieß Alles bald wirſt ſeh'n. «
Ein wenig wartete der Scheich,
Sieh! Treiber und Kamehl zugleich,
Und weil geſprochen wahr der Strauß,
So ließ er ihn zur Stunde aus.
Nach Hauſe eilt der Jägergreis,
Zu finden ſeiner Kinder Kreis;
Er ſpricht mit ſeinen Kindern nicht,
Er grabt und pocht und haut und ſticht.
Die Leute ſagen: » Du biſt ein Narr,
» Daß du dich ſo ermüdeſt gar. «
Er höret nicht zu graben auf,
Vergebens iſt der Müh' Verlauf:
So möchteſt du mich gern belügen,
Mit ſüßen Worten mich betrügen.

Da ſprach der Scheich: » Wo denkſt du hin!
» Was wär' mein Tod für ein Gewinn,
» Mein Geld blieb bey der Karawan',
» Ich habe nur dies Kleid hier an,
» Und dieſes iſt ein ſchlechter Fetzen,
» Nicht würdig ſolcher That zu ſchätzen;
» Wenn du mir ſchenken willſt das Leben,
» Werd' ich von meinem Gut dir geben,
» Ich bringe dich zu den Gefährten,
» Als einen Freund und Hochgeehrten,
» Sie geben dir Almoſen gleich,
» Du wirſt dann vom Almoſen reich,
» Das nützt dir mehr in beyder Welt,
» Als wenn du mich hier todt gefällt. «

Der Räuber sagt: »ist dieses wahr?
»Und laufe ich denn nicht Gefahr,
»Beschwöre mir's;« er schwor darauf,
Und setzte fort der Reise Lauf,
Bis daß er kam zur Karawan,
»Nehmt »schrie er« diesen Räubersmann,
»Den Niederträchtigen, den Dieb,
»Der mit Moslimen Gräuel trieb.«
Gebunden ward der Räuber fest,
So daß man ihm nicht Spielraum läßt,
Der Fromme schauet zu und lacht,
Die Bosheit ist zum Fall gebracht.
»Was nützte dir des Straußes Fabel
»Und vom Kamehle die Parabel?«
Der Räuber sprach: »Was soll's mir nützen,
»Wenn's mir bestimmt hier fest zu sitzen;
»Wer's Schicksal läugnet, glaubet nicht,
»Das Schicksal hält das Weltgericht,
»Bey mir trifft nur das Sprichwort ein:
»Betrogen ich, weil du so fein;
»Gebroch'nes Wort ist Schändlichkeit,
»Das schlimmste Zeichen schlimmer Zeit,
»Du hast mich nun und du bist frey,
»Erzähle deine Tyranney;
»Ich bin gefangen, nicht zu retten,
»Gefang'nen wird kein Edler tödten,
»Der schlimmste Mord ist am Gefang'nen,
»Er heischet Mord für den begang'nen,
»Wie der an Hodschr ward begangen,
»Der mit Ali einst lang gefangen,
»Du hast erreicht, was du verlangt,
»Zeit ist's, daß Gnade an mich langt.«
»Laß« sprach der Scheich »Reue flammen!«
Er rief die Freunde all' zusammen,
Erzählte, was sich zugetragen,
Der Unrecht thut, muß Schaden tragen;
Sie stellten eine Sammlung an,
Und gaben Geld dem Räubersmann,
Und als er frey, da sprach er: »Thor!
»Du gingst mit üblem Beyspiel vor,
»Der Sieger bleibt, wer Wunsch erreicht,
»Gesteh's, wenn es dir nicht so deucht.«

4. Erzählung von der Prahlerey der Thiere.

Ein alter Scheich von Gewähr
Erzählte mir, was folgt als Mähr'.
Zu suchen meine Leut' vom Hauf',
Ging ich in einem Nothjahr aus,
Kaum ging ich eine halbe Rast,
Als ich den Weg verlor in Hast;
Ein junger Bursche war ich noch,
In voller Kraft der Jugend doch,

Mit ganzem Herz und fert'ger Hand,
Scharf in Gefahr, kühn und gewandt.
Als ich mich nun vericret fand,
Ich eine Weile ſtille ſtand,
Um mich an Sternen und an Winden
(Die Wolken zoh'n) zurecht zu finden;
Da rührt es ſich in meiner Näh',
So daß ich drob erſchrocken geh'.
Ich fürchtete des Ghul's Gelüſte,
Denn unbekannt war mir die Wüſte.
Und als die Furcht ſtets höher wuchs,
Entloderte der Säbel flugs *),
Und bey der Klinge hellem Funkeln
Sah ich in meiner Näh' im Dunkeln
Nur Eine Palm' und Tamarinde,
Die ſich bewegte in dem Winde.
Ich ging drauf zu, und ſieh! ich fand
Mich in dem ſchönſten Gartenland;
Die Quellen ſprangen koſend, traut,
Die Vögel ſangen ſüßen Laut.
Ich dachte: dieß iſt ſchöner Platz,
Und iſt für mich gefund'ner Schatz.
Ich band mein Laſtthier an den Baum,
Und gab der Luſt nach Datteln Raum.
Ich ſtieg hinauf, um dort zu wachen,
Denn mit dem Schlaf war nichts zu machen.
Der Mond entwölkte ſich nun klar,
Ich ſah, was eh' verborgen war.
Es kamen Elephant und Leu,
Und and're Thiere auch herbey,
Und Strauß und Beſtien and're viel,
Und Vögel, Schlangen und Reptil,
Und eine ganze Cleriſey
Von den Inſecten allerley.
Der Anka ſtand auf der Platane,
Und ſprach als Schah von der Altane.
Er ſprach: »Ich lobe Gott den Herrn,
»Ich lobe ihn aus Pflicht und gern,
»Daß er in ſeiner Weisheit mich
»Erſchaffen gar ſo königlich;
»Daß er in ſeiner Huld und Macht
»So mächtig mich als ſchön gemacht;
»So daß die Menſchen, große Thoren,
»Den Glauben an mein Seyn verloren;
»Denn weil ſie ſelber klein und ſchwach,
»So bilden ſie ſich mich darnach;
»Sie läugnen was liegt außerm Brauch,
»Die Wahrheit der Erzähler auch;
»Kein Wunder, wenn die Narretey
»Beſtreiten will, daß ich da ſey;

*) Ich hielt mein Kamehl an und entblößte das Schwert.

»Sie läugnen ja den Schöpfer gar,
»Und daß die Auferstehung wahr;
»Unwissend sind sie von Natur,
»Sie tragen von dem Schooß' die Spur,
»Die bringt mit sich Unwissenheit,
»Und Geiz und Gier und Niedrigkeit,
»Die Wahrheit wird durch sie verkennt,
»Zu Asche in der Gluth verbrennt;
»Sie glauben nicht, was sie nicht seh'n,
»Und bleiben bey dem Aeuß'ren steh'n;
»Sie sind die Sklaven nur der Sinne,
»Die Feinde der Vernunft von inne,
»Nur was sie seh'n gilt für Beweis,
»Sie hören nicht Vernunftgeheiß,
»Sie zweifeln an den Engeln gar,
»Und an den Dschinnen, die doch wahr,
»Und wenn sie sähen nicht den Himmel,
»Sie läugneten das Sterngewimmel,
»Das säulenlose Dach so hoch,
»Das ohne Krümmung wölbt sich doch,
»Des Himmelszeltes ohne Stricke,
»Läßt die Beschreibung weit zurücke,
»Die Stern geseh'n von jedem Land,
»Als hätten sie dort ihren Stand;
»Bedächten sie nur wie der Stern
»In Ost und West gleich nah und fern,
»Und wie er zu derselben Stunde
»Am Himmel macht dieselbe Runde,
»Und wie der Erde Wunderbau
»Die Allmacht Gottes stellt zur Schau,
»Das Wasser ihre Bäume tränket,
»Und Leben ihren Thälern schenket,
»Wie Sonn' und Luft nur Eines scheint,
»Wie sie verschieden, doch vereint,
»Wie alles Wirkung der Natur,
»Und überall des Schöpfers Spur,
»Wie sie im Grunde Eines sind,
»Wie Aeltern ähnlich ist das Kind.
»Es koch' ein Koch in tausend Töpfen,
»Um Wasser, Fleisch und Fett zu schöpfen,
»Er sied' und brat' mit großer Müh
»Rostbraten, süß' und saure Brüh',
»Es ist doch alles nur Ein Mus,
»Wenn gleich verschieden im Genuß,
»Die Sonn' und Luft gleich von Natur,
»Und Erd' und Wasser Eines nur.
»Wer kennet, was das Beßre sey?
»Der Weise, der vom Wahne frey.
»Sie glauben, daß der Sterne Stützen
»Hienieden schaden oder nützen.
»Ein Augenblick erzeugt gar Viele,
»Sie wallen nach verschied'nem Ziele;

»Der Eine ſtirbt an dieſem Ort,
»Der And're lebt an and'rem fort;
»Der Eine wird durch Reichthum ſtörig,
»Der And're falſchen Lehrern hörig.
»Andächtig der ein fromm' Geſicht,
»Und der unwiſſend, Böſewicht;
»Der Eine Sklav' in tiefem Schacht,
»Der And're Herr, begabt mit Macht;
»An dem Verſchied'nen iſt kein Ende,
»Bey dieſem Beyſpiel es bewende.
»Wär' dieß die Wirkung von den Sternen,
»So wären Eines alle Fernen;
»Allein dieß ſind des Schöpfers Werke,
»Beweiſe ſeiner Macht und Stärke.
»Der Eine mordet ohne Scheu,
»Er kennt nicht Sünde, fühlt nicht Reu';
»Sie ſammeln ſich zu Gram und Harm,
»Als wären ſie Inſektenſchwarm;
»Sie müh'n ſich ab mit Liſt und Ränken,
»Um Wein des Böſen einzuſchenken;
»Der Welt ergeben, die nicht dauert,
»Sind von Natur aus ſie verſauert;
»Sie meinen, daß ſie ſey'n die Beſten,
»So an Vernunft als Geiſt die Größten;
»Sie ſind, bey Gott! nur Ungerechte,
»Die ſprechen immer von dem Rechte,
»Hey! ſie verdienen nur vom Herrn,
»Daß ſie von ſeinem Throne fern,
»Denn ſie erfüllen nicht die Pflicht,
»Und thun, was er befohlen, nicht.
»Sie widerſtehen ſeiner Stimme,
»In Sicherheit vor ſeinem Grimme;
»Vom Herrn genährt, läg' ihnen ob,
»Zu handeln nur zu Gottes Lob.
»Sie wollen mehr, als ſie ſchon haben,
»Verſchwendend nur die ſchönſten Gaben,
»Mit vielem Gelde Unterdrücker,
»Mit großen Schätzen harte Knicker;
»Sie ſpeichern auf, der Sklav wird reich,
»Vergeſſen dann den Herrn ſogleich,
»Die ihnen ſind vorausgegangen,
»Sie haben ſich wie ſie vergangen.
»O hätt' ich Einen nur gekennt,
»Der milde in dem Regiment,
»Der Billigkeit Gehör gegeben,
»Unmögliches nicht ſucht im Leben!
»Dem Starrſinn jeder angehörig,
»Wie das Kamehl, das ſteif und ſtörrig.
»Wenn einer ſieht Beweiſe tauſend,
»So wird ſein Irrthum mehr noch brauſend.
»Beweiſe haben ſie voll Stärke,
»Und der Propheten Wunderwerke,

»Dadurch wird nur Unglauben mehr,
»Verirrungen und blinde Lehr.
»Wir fragen ihn, er sage mir:
»In was sie besser sind als wir?
»Wir setzen Gotte Zweyten nicht,
»An seiner Huld verzweifelnd nicht.
»Ich sprech' von Fehlern, die zu hassen,
»Ihr Lob, das wird man mir erlassen.«
Die Vögel sangen so im Hain',
Die Thiere schrieen alle drein,
Die Strauße sagten und die Leu'n:
Der König traf's, deß wir uns freu'n.
»Da,« sprach der Scheich, »bewegte sich
»Mein Eifer, und erregte mich.
»Weh that das Wort von Menschenschwächen,
»Und was er sprach von den Gebrechen.
»Ich faßte Muth, mich zu vertheid'gen,
»Und für den Menschen dort zu theid'gen.
»Ich dachte wohl, daß ich allein
»In dieser Thiere dichten Reihn;
»Besorgt war ich erst um mein Leben,
»Doch fühlt' ich mich vom Ruhm erheben.
»Ich dacht', setz' ich mein Leben dran,
»Durchlauf' ich doch mit Ruhm die Bahn.
»Mir ging's wie dem, der ob Gewinn,
»Was er besaß gab schändlich hin.«

5. Die Erzählung vom reichen Kaufmanne.

Es war ein reicher Handelsmann,
Der reich an Perlen lobesan,
Verkaufen wollt' er sie dem König;
Allein der Mäkler bot zu wenig;
Er setzt' sie in gering Geleis,
Um zu erwirken nied'ren Preis;
Er sprach von gelben, blauen Flecken,
Von Mängeln, welche sie beflecken;
Er gab zurück sie mit dem Schrein,
Ging in den Kauf nicht weiter ein.
Der Mann dacht', ich aus Büchern weiß,
Wie man die Perlen machet weiß;
Er stieß im Mörser sie zur Stunde,
Und wusch sie mit der Milch vom Hunde,
Und hoffte, daß die Sonn' vereine,
Was nun zerstoßen lag im Schreine;
So trieb er's, bis nichts übrig blieb,
Als Feile, die sich klein zerrieb.
Aus Reue biß er sich die Hand.
So geht's dem Mangel an Verstand.
Bey dem, der sinnt nur Lug und List,
Der hohe Muth verloren ist,
Wie's bey der Hirtin war. — »Wie so?«
Sprach ich, und er erzählte froh.

6. Erzählung von dem Weibe des Hirten.

Es hatte Einer einen Hirten,
Um seine Herden zu bewirthen;
Die männlichen Kamehle trotzten,
Von Fett und Milch die Weiblein strotzten.
Fern war er von des Stammes Sitze,
Die Felsen brannten von der Hitze.
Er ging zur Tränke auf die Au,
Ließ die Kamehlin bey der Frau.
Zu dieser nun ihr Liebster kam,
Der Zeit der Tränke wohl wahrnahm.
Sie reichte Milch ihm dar; er trank,
Und stand dann fröhlich auf zum Schwank.
Er schlachtet die Kamehlin ab,
Und zieht getrost die Haut ihr ab;
Er machet sich der Feste größtes,
Was freylich nicht des Hirten Bestes.
Als dieser kam mit frohem Muth,
Sah er die Spuren von dem Blut;
Er hört von innen in dem Hauf'
Geheul und Weinen, Schrey'n und Graus.
»Was ist's?« Sie sagt: »Dieß thaten Räuber,
»So geht es, wann allein die Weiber.
»Sie schlachteten das Thier und raubten,
»Indem das Zelt sie ganz durchstaupten,
»Ich Kranke konnte mich nicht regen,
»Ich kann den Finger kaum bewegen.
»Sie fingen an all' zu verderben,
»Die Datteln raubend mit den Körben.«
Das ging dem Hirten sehr zu Herzen,
Er mochte leicht das Thier verschmerzen,
Es grämt ihn aber übermaßen,
Daß er allein sein Weib gelassen.
Sie will Entschädigung und Scheidung,
Und dringet vor Gericht auf Theidung.
Die Feinde tadeln ihn in Massen,
Daß er sein Weib allein gelassen.
Bewähret ward das Wort: Es sollen
Die Hengste schützen stets die Follen.
Reumüthig fing er an zu huld'gen,
Und mit der Tränk' sich zu entschuld'gen.
Fürwahr! wohl ausgedachte List,
Die gut dem Weib gelungen ist!
So konnte ich mit meinen Listen
Die Dauer meines Lebens fristen,
Denn manchmal bringt dem Manne List
Den Wunsch, der sonst verloren ist.
So ging's dem Aamir, Sohn Reschid's,
Mit Maridsch, so der Sohn Hamid's.
Ich sprach: »Erzähl's, ich weiß es nicht,
»Mich langt zu hören dies Gedicht.

7. Erzählung von Aamir und Maridſch.

Er ſprach: Aamir ein König war,
Beherrſchend all die Ben Neſar,
Von hoher Würde, großer Kraft,
Von edeler Genoſſenſchaft;
Der Stamm war ihm ganz unterthänig,
Und alle ſcheuten ihn als König.
Biſtam, ſein Neffe, zieht das Schwert,
Führt wider ihn ſo Mann als Pferd.
Es kam ein König aus Jemen,
Ich denk' es war der Sa Jeſen.
Er ſprach aufnehmend ihn als Gaſt:
»Du, der du Ruhm der Großmuth haſt,
»Sey mir willkommen hier zu praſſen,
»Und theil' mit mir der Speiſen Maſſen.«
Und als hereinzog nun der Wein,
Nahm er den Kopf, die Sinne ein.
Da ſprach der König zu Biſtam,
Der ihm als Feind entgegen kam.
Ein König, der ſich ſelbſt verliert,
Auch des Reſpects verluſtig wird;
Die Stämme hat Aamir erbittert,
Als man ihn als Tyrann gewittert.
Sobald als treffen ſich die Reih'n,
Und Schwert und Speere hauen ein,
So wird das Volk zu dir ſich ſchlagen,
Ob dem, was ſie von ihm ertragen;
Denn wer die Herzen nicht bewahrt,
Erliegt im Kampf dem Widerpart,
Nur wer im Frieden gut es hält,
Kann zählen auf das Heer im Feld.
Es ſchlägt ſich nur für den, der's achtet,
Und der es wohl zu nähren trachtet,
Für ſelbes ſorgt mit Proviant,
Dann iſt's ihm in Gefahr zur Hand.
Der ſchwächſte aller Fürſten iſt,
Der in der Ruh' des Heers vergißt,
Gehorſam iſt es ſeiner Macht
Alsdann nur bis zum Tag der Schlacht;
Dann wird er ihnen Geld antragen,
Ob ſie vielleicht für ihn ſich ſchlagen;
Doch dieſes wird ihm nicht mehr nützen,
Er kann durch's Geld das Heer nicht ſtützen;
Statt ſich zu ſchlagen, flieh'n ſie lieber,
Verlaſſen ihn, und gehen über.
Der glücklichſte der Fürſten iſt,
Der's Heer im Frieden nicht vergißt,
Das Heer weiß, daß es lieb ihm ſey,
Und ſtehet ihm mit Freuden bey;
Vom kleinen ſchwillt's zum großen an,
Und ſchützet ihn als Talisman.

Ein Thor iſt, wer den Schatz aufſpeichert,
Und mit Marſtällen ſich bereichert,
Denn in der Noth bleibt er verlaſſen,
Viel beſſer ſind der Menſchen Maſſen,
Ihm geht es wie den Löwen zwey.
»Mach's kurz! wie ging es ihnen, ey!«

8. Erzählung von den beyden Löwen.

Es war ein Löwe in Hadſchir,
Der mächtigſte im Waldrevier,
Er fraß, was auf der Jagd ihm fiel,
Die Hunde dienten ihm gar viel,
Der Pardel und die and'ren Thiere,
Sie hungerten im Waldreviere,
Und wann ſie klagten, ſagt' er ihnen,
Daß ſie die Gnaden nicht verdienen;
Sie beißen ſich die Finger wund,
Sie grollen ihm mit ſtummem Mund.
Ein junger Leu ſaß zu Serud,
Der war mit ſeinen Leuten gut;
Er war noch jung als ſtarb der König,
Klein war das Heer, doch unterthänig,
Denn er war ſeinem Volke gut,
Behandelt' es mit Edelmuth.
Die Mutter ſäugt das Kind und fleht
Zum Heer, das willig bey ihm ſteht;
Sie jagt, was ſie erjagen kann,
Und theilt die Jagd mit Roß und Mann;
Sie hungert ohne Speiſ' zu koſten,
Wenn ſie befriedigt nur die Poſten.
Der junge Löwe wächſt heran,
Und jagt nach Kräften auf dem Plan,
Die Mutter lehret ſeine Jugend:
Großmuth, Freygebigkeit und Tugend.
Die Herzen weih'n ſich ihm mit Liebe,
Die Liebe folgt nur freyem Triebe.
Der and're Leu, der harrt zu Haus,
Zieht wider ihn zum Kampfe aus,
Mit großen und mit mächt'gen Schaaren,
Mit einem Heer von Magavaren *).
Dem jungen Leu war Schrecken nah,
Als er das Heer ſo zahlreich ſah;
Er hatte zu entfliehn beſchloſſen,
Und trug es vor nun den Genoſſen.
Sie ſprachen: Wir ſind zwar nur wenig,
Doch hohen Muths und unterthänig,
Ein Wackerer im Streit' gilt mehr,
Als von Unwackeren ein Heer;

*) يغور, كلّ بطل مغوار Mighwar, d. i. einer, der ſehr viel Beute macht, iſt das arabiſche Wort, welches die Byzantiner in die obige Form der Mogovaren verwandelten.

Vertrau' auf deiner Krieger Haus,
Wir lieferen den Feind dir aus.
Und wirklich, als die Reih'n ſich ſchaarten,
Begann das Heer ſich abzukarten;
Er blieb allein, und ward entthront;
So geht's dem, der ſein Heer nicht ſchont.
Sie folgen dem, der lohnt die Müh,
Sind wider den, der wider ſie.
Und ſo gelang, was ſie verſucht,
Der and're Leu ergriff die Flucht;
Ein Theil von ſeinem Heere band
In Stricken ihm den Hals, die Hand;
Sie brachten ihn dem Jungen dar,
Vollziehend ſo, was Rechtens war.
So ward's an Aamir auch verübt,
Den keiner der Genoſſen liebt.
Der Sultan ſprach als Mann von Witz:
Laſſ' mir nur das, was ich beſitz';
Denn ſchwach iſt, wer Beſitz ausſchlägt,
Und nach Verlor'nem Sehnſucht trägt,
Ihm geht es wie dem Weib des Mann's,
Verliebt in reichen Kaufmann ganz.

9. Erzählung vom Weibe des Vieharztes, welches in einen reichen Kaufmann verliebt.

Einmal ein Arzt des Viehes war
Vermählt mit Einer aus Neſar.
Sie ſprach: O hätt' ich einen Jungen,
So wäre mir der Wurf gelungen,
Was hab' ich an dem alten Mann,
Der mir nicht mehr genügen kann.
Sie bat, er mög' von ihr ſich ſcheiden,
Gewährend ihr der Trennung Freuden.
Sie warb um einen jungen Mann,
Der ſprach: Du haſt nicht wohlgethan,
Wär' reiner Sinn von dir nicht fort,
So ſprächſt du kein unziemlich Wort;
Du gabſt dem Mann die Kinder auf,
Um deiner Luſt zu laſſen Lauf.
Sie nun zu ihrem Manne kam,
Der aber ſie nicht mehr aufnahm;
Sie blieb ſich ſelber kaum bewußt,
Beſtraft für ihre böſe Luſt.

So ſprach der Sultan liſtig zu,
Und ließ dem Neffen keine Ruh',
Bis er auszog mit großer Menge
Und langer Stuten Heergedränge;
Und Aamir ſtellt ſich lau und faul,
Als dächt' er nicht an Mann und Gaul.
Ihn ſchmähten öffentlich die Leute:
»Er gibt das Land dem Feind zur Beute,

»Ihn kümmert nur die Tänzerin,
»Und nicht des Reichs, des Volks Ruin.«
Wann man ihm sagte: »Denk' auf Morgen!
»Du hast für Land und Heer zu sorgen.«
»Ich schlag' sie!« rief er, und alsdann
Sprach er um Hülf den Nächsten an.
»Du bist,« so sagt er, »lang' im Land',
»Doch mit den Nachbarn nicht bekannt;
»Der Aamir ist ein and'rer Mann,
»Der ruft sie wie sein Ahn Kahtan,
»Die Männer lockt er aus dem Schloß,
»Und tränket sie mit Todesloos,
»Ich könnte sie bekämpfen nur
»Mit schwachen Rossen auf der Flur;
»Du, der ein Rath bist der Nefar,
»Siehst nicht die drohende Gefahr!
»Wiewohl es mir nicht fehlt an Männern,
»An Leuten dieses Zustands Kennern,
»So zieh ich vor dich ihrer Schaar,
»Um abzuwenden die Gefahr.
»Geh' hin zum Neffen zum Bistam,
»Von reinem Blut und hohem Stamm,
»Und gib ihm dieses Billet,
»Mit diesem Kleinod fein und nett;
»Sag' ihm: ich wünsch' ihm Gutes nur,
»Und fern sey Unglücksvogels Spur,
»Ihm sey zu Willen nur gefahren,
»Wiewohl in meiner Gegner Schaaren;
»Die sitzen fest und von mir fern
»Auf ihren Schlössern wie ein Kern,
»Durch Mühen sind sie aufgerieben,
»Und ohne Pferd in Noth geblieben,
»Wir aber sind in unserm Haus,
»Und senden keine Truppen aus.
»Erschlagen ist nun Weib und Kind,
»Die Schlösser all verwüstet sind,
»Ich kann mich länger hier nicht halten,
»Du aber wirst mit Vorsicht walten.
»Bistam ist eben aufgestanden
»Von einer Krankheit schweren Banden.
»Wenn du uns beystehst, o Sejad!
»So wandeln wir auf sich'rem Pfad,
»Man merket nicht an deinem Eifer,
»Daß du nur aus Jemen ein Streifer;
»Du sagst nicht, daß du von Kahtan
»Indessen Aamir von Aadnan;
»Verrath nicht was mein Vorsatz ist,
»Daß er nicht merke meine List;
»Hier nimm mit reinstem Gold den Beutel,
»Daß das Geschäft nicht werde eitel.«
Er ging hinweg zu dem Bistam,
Und als er zu dem Helden kam

Da ſtaunte man, daß Jaareb's Kind
Gewendet ſeinen Sinn geſchwind.
»Wer wird mich,« ſprach er, »tadeln ſtill,
»Wenn ich Verwandten helfen will?
»Ich fürcht', es tödtet ſie Aadnan,
»Durch Zögern geht zu Grund Kahtan;
»Mir gilt der Stamm mehr als das Gold,
»Den Vettern mehr als Nachbarn hold.«
Zur Stunde kam der Stamm Jeſen.
Er rief: »Vor Unglück vorgeſehn!
»Ich bin Sejad, der Sohn Reſen's,
»Bin von dem beſten Haus Jemen's,
»Ich mied das Land ob Blutſchulds Tadel,
»Bewährend meinen hohen Adel;
»Ich nahm ſeitdem in Aamir's Land
»Als Nachbar meinen Platz und Stand.«
Er ging in die Erzählung tief,
Und übergab ihm einen Brief;
Als ſie geleſen dieſes Wort,
Da zogen ſie beſieget fort;
Sie ließen ihr Gepäck zurück,
Und Aamir wachte auf mit Glück.
Er ſchlug ſie todt, nahm ſie gefangen,
Und wüthete nun nach Verlangen,
Bis daß ſie kamen in ihr Land,
Kein Zehentel ſich übrig fand;
Sie tödteten dort den Biſtam,
Und Aamir ſo die Rache nahm.
So wird die Liſt durch Liſt vertrieben,
So werden Feinde aufgerieben.
Wer ohne Vorſicht ausgegangen,
Dem geht's, wie's Dſchabir'n iſt ergangen.
»Wer iſt der Dſchabir?« kam die Frage,
»Aus Maſen's Stamm, bekannt die Sage.«

10. Erzählung von Dſchabir.

Dieß war ein tapf'rer Kampfesheld,
Der offen ſtets ſein Urtheil fällt.
Er traf auf eine Heeresſchaar,
Die ſtark wie Sand und Sterne war.
»Wir ſind verderbt!« die Vettern ſchrey'n,
»Wir dachten, daß wir ſicher ſeyn.«
Er ſprach: »Dem Araber iſt's Schand',
»Zu flieh'n den Tod, wann er zur Hand,
Er fiel darein mit ſeinem Schwert',
Das hohe Tapferkeit bewährt,
Er hört nicht auf von Stoß und Schlag,
Bis er geſtreckt zur Erde lag;
Die Vorſicht iſt des Muthes Geiſt,
Denn Muth, der ohne Huth, nichts heißt.

Digitized by Google

Ich ſtieg vom Baume dann herab,
Voll Angſt, als ſtiege ich ins Grab,
Von mir ward nur der Kopf geſchaut,
Ich rief mit einem fremden Laut,
Stieß aus erſchreckliches Geſchrey,
Als ob ſchon da Verderben ſey.
Die Thiere kamen alle nah,
Ich dachte, daß mein Tod ſchon da.
Der Anka ſprach: »Wer ſchrie ſo laut?«
Ich ſagte: »Ein Geſandter, traut!
»Vom Könige der Dſchinnen, der
»Mit ſeinen Schaaren zieht einher;
»Er hat zum Boten mich gewählt,
»Der ſein Gebot an euch beſtellt,
»Ich heiſch' in menſchlicher Geſtalt,
»Daß ihr verlaſſet dieſen Wald.«
Dann macht' ich mich aus dem Verſtecke
Und ſprach: »Glaubt nicht, daß ich erſchrecke!
»Denn ich bin von Natur der Dſchinnen,
»Der nichts die Feinde abgewinnen.
»Der König hat das Wort gehört,
»Womit der Anka Ruhe ſtört,
»Das Menſchen, unſ're Brüder, ſchmäht,
»Die voll von Würd' und Majeſtät.
»Er ſchmähte ihrer Gier Gebrechen
»Und andere ihrer kleinen Schwächen,
»Er wünſcht, daß einer ohne Tadel
»Beweiſe ihm des Menſchen Adel;
»Ich komme als ihr Anwalt her,
»Verbürgend mich für ihre Ehr',
»Ich kenne and're Zwecke nicht,
»Als Wahrheit, Recht und Ehr' und Pflicht.
»Es höret uns der Dſchinnen Herr,
»Den alles Unrecht kränket ſchwer,
»Ich bin kein Menſch, laut meinen Zügen,
»Nun ſtraft mich, wenn ihr könnet, Lügen.
»Wer ſtehet auf zu Disputaten?
»Verſammelt euch, euch zu berathen!«
Die Thiere ſagten: »Dieß iſt Streit,
»Wir ſind von ſelbem gerne weit,
»Wir ſind gemacht um Schlag zu führen,
»Die Menſchen um zu disputiren.
»Nichts kömmt heraus zuletzt vom Streit,
»Mit aller Macht und Heftigkeit,
»Dazu gehöret Zungenkraft,
»Und mehr und minder Wiſſenſchaft.
»Schaut nur den Elephanten an!
»Der iſt ein hochgeſtellter Mann,
»Den Großen kann nur Großer ſchlagen
»Und Wicht'ger Wichtiges austragen.«
Die Thiere ſagten: »Disputat
»Mit Großen nichts zu ſchaffen hat,

»Hier braucht's nur Red' und Wissenschaft,
»Und Heftigkeit und Wörterkraft;
»Käm' es drauf an zu tragen Bürden,
»Wir trügen sie gewiß mit Würden.
»Es sprech' das Pferd und das Kamehl,
»Ein jedes ohne Falsch und Hehl,
»Ob jedes nicht der Last sich bückt,
»Womit der Mensch es niederdrückt.«
Sie sagten: »Wir sind ihre Sklaven,
»Bereit zu dienen, nicht zu strafen;
»Wer eine Zeit mit Leuten lebt,
»Zu dienen ihnen sich bestrebt,
»Es brächte uns fürwahr nicht Ehren,
»Wenn wir die Undankbaren wären,
»Genossenschaft gibt Anspruch auch,
»Der Weise hält auf Recht und Brauch,
»Unwissender nur hält sie leicht,
»Indem er von Geradheit weicht,
»Zu meiden Streit ist unsre Pflicht,
»Wir wünschen ihnen Böses nicht.«
Da sprach der Strauß und das Kamehl:
»Der spricht einfältig meiner Seel'!
»Dein Leib thut Abbruch dem Verstand,
»Der sich zu Haus bey dir nie fand,
»Du kennst das Futter nur zur Brunst,
»Und lass'st nicht gelten die Vernunft,
»Mit Wahrheit sagt das Sprichwort fein:
»Nichts Großes zeugt ein groß Gebein.
»Nicht in dem Körper sucht das Gute,
»Im Geiste nur, im hohen Muthe.«
Drauf das Kamehl: »Was schimpfst du, Vetter?
»Der Schlimmste ist ein Hausverräther.«
Der Strauß entgegnete: »Fürwahr!
»Mein Wort ist alles Hasses bar.
»Ihr haltet auf die Dankbarkeit,
»Weil ihr nur niedre Sklaven seyd.
»Ihr glaubt den Menschen euch verbunden,
»Indessen sie euch nur geschunden;
»Ihr seyd hierin in großem Fehl',
»Betracht' es nur beym Licht, Kamehl!
»Was müßt ihr nicht von ihnen leiden!
»Ist's Wohlthat, daß sie euch verschneiden?
»Ihr dient zu ihrem Nutzen nur,
»Und folgt nicht euerer Natur;
»Sie könnten ohne euch nichts thun,
»Und die Geschäfte müßten ruhn.
»Sie haben euch sich zugepaart,
»Zu ihrem Dienste euch geschaart,
»Die Pferde zu dem Kampf, zum Schlagen,
»Und euch, um ihre Last zu tragen;
»Deßgleich' den Esel und das Maul,
»Den Stier zum Ackeren nicht faul;

»Und andr'e ſind nur da zur Luſt
»Des Eſſens, wie dem Schaf bewußt.
»Wie ſind ſie euch durch Huld geneigt?
»Wo haben ſie ſich mild erzeigt?
»Die Gnad' iſt nicht auf ihrer Seit',
»Auf eurer iſt die Trefflichkeit;
»Wer nur den eig'nen Nutzen ſucht,
»Hat Anſpruch nicht auf Dankes Frucht,
»Und ihm gebührt nicht Lob und Preis,
»Lobwürd'ge That iſt anderweis.
»Wer wahrer Huld mit Undank lohnt,
»Sey als Ungläub'ger nicht verſchont!
»Der Eine gibt zufällig nur,
»Als Antwort auf die Frag' Natur;
»Der And're gibt aus Prahlerey,
»Vielleicht daß dein er dürftig ſey;
»Dieß iſt ein Kaufmann, welcher gibt,
»Weil er ſtets zu gewinnen liebt.
»Von dieſen iſt nur der zu preiſen,
»Der Gutes thut es zu erweiſen.
»Den Menſchen ziemt von euch kein Lob,
»Denn ſie behandelen euch grob,
»Ihr habt von ihnen zu ertragen
»Nur Schimpfen, Treiben, Schelten, Schlagen,
»Am Ende freſſen ſie euch auf,
»Das iſt von ihrem Thun der Lauf;
»Sie trinken eurer Kinder Blut,
»Wo iſt die Huld, der hohe Muth?
»Es geht mit eurer Dankbarkeit
»Und mit dem Böſen unſrer Zeit,
»Wie es in einem vor'gen Jahr
»Dem Leu'n und Eſel ergangen war.«

11. Erzählung vom Eſel und vom Löwen.

»Wie war's?« fragt das Kamehl ihn aus.
Es war ein Eſel, ſagt der Strauß,
Der auf der Weide, voll von Koth,
Nicht Mittel wußte ſeiner Noth;
Er ſuchte ſich aus ſeinen Nöthen
Wie ein Erſtickender zu retten;
Je mehr er ſich abmühte ſchwank,
So mehr er ins Verderben ſank.
So geht's dem, welcher Hoffnung nährt,
So lang noch Zeit des Unglücks währt,
Er mehrt es nur durch ſeine Liſt,
Weil um noch nicht des Schickſals Friſt.
So ſteckt er einen Monat ſchon
Im Wieſenſchlamm, und frißt davon.
Da ging an einem Morgen hell
Vorbey ein männliches Kamehl,
Der Eſel ſchreyet ſelbes an,
Und ſchreyet, was er ſchreyen kann.

Zu dieser Stunde ging ein Leu,
Auf Lust der Jagd erpicht, vorbey,
Er hört's und sagt: »Dieß ist's gerad,
»Aus allen Engen führt ein Pfad.«
Er folgt dem Schall und sieht den Koth,
Worinnen liegt des Esels Noth.
Er sprach: »Ich hab' versuchet viel,
»Doch meine Kräfte sind am Ziel,
»Ich will nicht leben! schwör auf das,
»Wenn ich was andres fraß als Gras,
»Es kömmt hier alles an auf Huth,
»Auf Vorsicht, Fleiß und hohen Muth.«
Da sprach der Löw': »Gruß Langohr [1]) dir!
»Du suchst mit List zu nahen mir,
»Ich seh', du bist an sich'rem Ort,
»Und schwatzest doch in Einem fort,
»O Ebaal Haris!« Jener sprach:
»Du bist ein großer Padischah [2])!
»Bey Gott! ich wählte diesen Ort
»Nicht zu verstecken einen Hort;
»Ich bin versunken in dem Schlamm,
»Zu meiner großen Pein und Scham;
»Ich bitte dich, o helfe mir
»Aus dem verderblichen Revier;
»Und tragst du mir vielleicht was nach,
»Ist zwischen uns die Feindschaft wach,
»So denk', daß du ein großer König,
»Ich ein Gefang'ner unterthänig,
»Und daß es Sitte ist der Großen,
»Unglückliche nicht noch zu stoßen,
»Daß wahre Größe drin besteht,
»Zu helfen wann es übel geht;
»Genug muß es dir Großer seyn,
»Daß ich mich flücht' zu deinem Schrein.«
Der Löwe sprach: »Du flehst mich an,
»Groß handelt stets der große Mann,
»Ich nehm' mich deiner huldvoll an,
»Und brech' dem Unglück aus den Zahn.
»Vor Unglück schirmt, wer meines Gleichen,
»Vor Zufalls Last und Schicksals Streichen;
»Wer sich vertrauet meinen Sorgen,
»Dem ist das Leben schon geborgen;
»Vernunft spricht's aus: es sey wer mild,
»Dem Feinde wie dem Freund ein Schild.
»Man kennt den Mann erst wann erprobt,
»Wann ihn die Welt als Bürge lobt.

---

[1]) Ebasejjad, d. i. der Vater des Ueberflusses, Metonymie des Esels, wie Ebul Haris, d. i. der Vater des Ackernden, die Metonymie des Löwen.

[2]) كا جحجاحا

»Heut iſt der Tag ein rettender
»Und morgen ein verkettender.
»Wer aber beyſteht dem Bedrängten,
»Dem ſteh' Gott bey ihm Eingezwängten.«
Der Löwe leitete mit Liſt
Das Waſſer ab in kurzer Friſt.
Das Waſſer ſank, dürr ward der Thon,
Der Eſel freute ſich der Frohn,
Er wartet nun nach dem Verlauf
Bey Tag und Nacht dem Löwen auf,
Der gibt ihm Futter friſch und dicht,
Und ſagt ihm: »Friß und fürcht' dich nicht.«
Getrocknet war gar bald der Koth,
Geſtillet war der Durſt der Noth,
Der Eſel ſcheute nicht den Leu,
Er dachte nicht, daß falſch er ſey,
Er hielt ſich feſt an das Erwerben,
Und hoffte Rettung vom Verderben.
Zurück hielt endlich ihm der Leu
Das friſche Futter und die Streu.
»Der Löwe fragt: »Soll ich dich zieh'n?«
Der Eſel ſagte: »Immerhin.
»Du wirſt es wohl am beſten wiſſen,
»Biſt mild von Herz, zart von Gewiſſen.«
Da zog er ihn mit ſeinen Klau'n,
Der Eſel war ein Eſel, traun:
Alsbald zerriß er ihn in Stücken,
So pflegt der Liſt Erfolg zu glücken.
Begünſtigt von der Heftigkeit,
Siegt Liſt allein zu dieſer Zeit.
Und anders ging's nicht der Gaſelle,
Der abgelockt der Fuchs die Seele.
Er ſprach: »Wie hat es ſich begeben?
»Wie trat die Sage in das Leben?«

12. Erzählung vom Fuchs und der Gaſelle.

Er ſprach: Ein Fuchs ſah die Gaſelle,
Die Jungen gab der Brüſte Quelle;
Doch ſie war krank und ſchwach und hager,
Ihr Schenkel dünn und dürr und mager,
Sie war beſchädigt voll von Wunden,
Sie ſchien dem Schauenden geſchunden.
Wenn ich ſie freſſe, ſann der Fuchs,
So iſt's für mich kein großer Jucks;
Weit beſſer, daß ich ein'ge Tage
Für ihre Nahrung Sorge trage,
Vielleicht, daß ſie mit Fett ſich deckt,
Und mir ſodann ſo beſſer ſchmeckt.
Er kam gar fromm, das Sprichwort lehrt:
Daß Fuchs Gaſellen ſtets bethört,
Er kennet nur Betrug und Liſt,
Wozu ihm Schnautz gewachſen iſt.

Er ſprach: »Wie geht's dir liebe Schweſter?«
»Sie ſagt: »Zum Beſten nicht, mein Beſter.«
Er zeigt ihr Huld und Freundlichkeit,
Sie meint, es ſey Aufrichtigkeit.
Sie klaget Hunger und er weint,
Indem er tief betrübet ſcheint.
Er ſpricht: »Entfernt von aller Feindſchaft,
»Leb' ich mit Thieren nun in Freundſchaft,
»Ich hab' zu eſſen nichts geſchworen,
»Als was das Leben ſchon verloren,
»Die Härte hab' ich aufgegeben,
»Mit allen friedlich nur zu leben;
»Wenn dir nicht blutsverwandt, Gaſelle,
»Bin ich verwandt dir durch die Seele;
»Wenn ich dich je beleid'gen wollte,
»Und aus Begier dich kränken ſollte,
»So wär' es reine Grauſamkeit,
»Ich vom Verbrechen nicht befreyt.
»O leider! daß ſo viele Herzen
»Noch meine Thaten nicht verſchmerzen,
»Daß ich durch meines Lebens Weiſe
»Gemachet mehr als eine Weiſe;
»Nun hab' ich eingeſehen freylich,
»Wer nicht verzeiht, iſt unverzeihlich,
»Nun aber hab' ich Reu' gethan,
»Und fang ein andres Leben an.«
Nach einer Weile kam er wieder,
Und legte Futter für ſie nieder,
Er hört nicht auf zu füttern ſie,
Wer ſchwach, iſt ohne Liſten nie;
Sie aber dankt ihm jederzeit,
Und glaubt an ſeine Frömmigkeit,
Sie weiß nicht, daß dieß Trug und Liſt
Und daß ſie die Betrog'ne iſt,
Bis daß ſie wie ein Eſel feiſt,
In ihrem Fette glänzt und gleißt,
Da fallet er ſie plötzlich an,
Mit feſter Klau' und ſcharfem Zahn.

So ſind euch nur die Menſchen gut,
Zu mäſten ſich mit eurem Blut,
Ihr aber, voll von blauen Dünſten,
Von leerem Wahn und Hirngeſpinſten,
Ihr haltet das für off'ne Freundſchaft,
Was nichts als offenbare Feindſchaft,
Der hat nicht den gemeinen Sinn,
Der Böſes nimmt für Gutes hin.
Zur Antwort ſagte das Kamehl:
»Der Menſch iſt beſſer, meiner Seel'.
»Du haſt ein Gleichniß nur erkoren
»Von den Unwiſſenden und Thoren,
»Gewohnt, mit ihnen umzugeh'n,
»Haſt gute Sitte nicht geſeh'n.

»Was du gemeldet, ist Natur
»Der Niedrigen und Schlechten nur,
»Die mit dem Aeußeren sich gatten
»In leerem Spott und Disputaten,
»Auf's Inn're geben sie nicht Acht,
»Denn thäten sie's, so wär's Verdacht,
»Viel Inn'res schön ist Außen schlecht,
»Was Außen gut, nicht Innen recht.
»Die Weisheit liegt verborgen tief,
»Was sichtbar ist, scheint krumm und schief,
»Unwissender begreift es nicht,
»Weil Gottes Wort ihm ein Gedicht;
»Wer Gott erkennt, hat nicht Verdacht,
»Er weiß, daß alles gut gemacht;
»Die gute Mutter schlägt ihr Kind,
»Wer schimpft sie deßhalb schlecht geschwind?
»Man weiß, daß sie die Kinder liebt,
»Und ihnen Tugenden einübt,
»Daß sie das Kind zum Nutzen schlägt,
»Und daß davon es Nutzen trägt,
»Sie kennt am besten die Geschäfte,
»Und leitet zu dem Zweck die Kräfte;
»Wer Zahn ausreißt und Ader läßt,
»Gibt der Gesundheit nur ein Fest.
»Du siehst, wie mancher blöde Greis,
»Dem nicht geblüht der Zeugung Reis,
»Zum Herren fleht um einen Sohn,
»Bis er erhält der Bitte Lohn.
»Ihm wird ein Sohn wie Mond so hold,
»Dem Alten fehlt es nicht an Gold.
»Er übergibt ihn einem Meister,
»Er sey ein harter, sey ein dreister,
»Der Junge muß für Mittagsschlaf
»Die Nacht durchwachen nun zur Straf',
»Bis er nicht annimmt Sitten gute
»Erhält zur Strafe er die Ruthe,
»Und wann geendet nun die Lehr,
»Da nimmt er ihn mit sich auf's Meer,
»Wird einer schelten ihn Tyrann?
»Er handelte als weiser Mann,
»Was ihm beschereet hat das Glück,
»Läßt er dem einz'gen Sohn zurück.
»Wie viel hat er für's Gold gelitten,
»Das er vererbet unbeschnitten,
»Warum erhielt er's nicht zur Zeit,
»Zufrieden mit Unwissenheit?
»So auch der Arzt, der mit Purgieren,
»Mit Brennen heilet und Klystieren,
»Er haut und sticht und sägt und trennt,
»Und gibt was auf der Zunge brennt.
»Der Herr erschuf die Bestien auch,
»Das Thier, das kriechet auf dem Bauch,

»In jedem Ding, das offenbar,
»Wird die verborg'ne Weisheit klar;
»Er, der geschaffen die Natur,
»Er kennet das Geheimniß nur;
»Nicht grausam ist, wer stets mit Kraft
»Nur handelt nach der Wissenschaft.«
Der Anka sprach: »Der Wack're meint,
»Aufrichtig sey verstellter Freund.
»Was saget denn hiezu das Pferd?«
Es sprach: »Dein Wort, Herr! ist bewährt.
»Sie thronen auf dem Königssitz,
»Mit Niemand theilend den Besitz,
»Sie machen, was sie wollen, immer,
»Und droh'n dem Sklaven stets noch schlimmer;
»Er muß gedulden sich, wenn nicht
»Noch Schlimmeres auf ihn einbricht.«
Nun sprach der Mensch: »Was lügest du,
»Und sprichst in deiner Dummheit zu!
»Ich dacht', der Mensch sey euer König,
»Und ihr demselben unterthänig;
»Es hat der Herr, der schenkt das Leben,
»Demselben euch ja untergeben.«
Da sprach das Pferd: »Was träumet dir?
»Wie führst du den Beweis dafür?
»Wie willst du mich denn überzeugen,
»Daß Dank statt Klage zu erzeigen?
»Sprichst du: »sie sagen,« sag ich wieder:
»Du nahmst von ihnen diese Lieder;
»Berufst du dich auf die Vernunft,
»So gilt dieß auch für unf're Zunft,
»Auch wir begreifen durch Verstand,
»Was uns gegeben an die Hand.
»Und liegt ihr Recht nur in der Macht,
»Ist Recht, was Böses sie vollbracht.
»Ist alles, was ich sage, wahr,
»Und diese Wahrheit offenbar,
»So ist auch Tyranney zu hassen,
»Wiewohl sie Gott hat zugelassen.
»Wenn die Vernunft privilegirt,
»So sey's der Mensch wann er regiert,
»So werden sie die Feindschaft lassen,
»Und sich mit Gutem nur befassen,
»Es ziemt nicht denen, die regieren,
»Uns Wackere zu insultiren.«
So sprach das Pferd, ein schöner Gaul,
Von feinem Kopf und zartem Maul,
Der durch Anmuth und Schnelligkeit
Den Ost besieget in dem Streit.
Der Anka sagt: »Der Widerpart
»Spricht ganz in der Verläumder Art,
»Ein schlauer, list'ger Advokat,
»Unbillig in dem Disputat,

»Der sich dem Schöpfer widersetzt,
»So die Gesetze eingesetzt.«
Das Pferd: »Welch' eine Wissenschaft,
»So die Propheten Lügen straft!«
Nun sprach der Mensch: »Weißt du denn nicht,
»Daß durch das Loos der Herr nur spricht,
»Daß Er die Welt als einen Staat
»Für Menschen nur geordnet hat,
»Daß alles Er für sie erschaffen,
»Die Weisheit und den Sinn der Lassen,
»Die Erd' als Haus, als Dach den Himmel,
»Und Straßen in dem Sterngewimmel,
»Daß alles fern und alles nah
»Den Schöpfer anzubeten da,
»Daß Er dem Menschen ohne Tadel
»Verleiht der Weisheit hohen Adel,
»Daß er ihn mit geheimer Macht
»Für Wissenschaft empfänglich macht,
»Durch Offenbarung, gute Werke,
»Durch Rechenschaft und Rednerstärke,
»Vernunft und Wort und gute Sitte,
»Verstand und wohlbedachte Schritte,
»Daß er der Höchste in der Welt,
»Der Beste unter'm Sternenzelt;
»Er ist der Zweck der Schöpfung nur,
»Ihm ist's gegeben als Natur,
»Daß er erkenn' des Herren Weise,
»Daß er Ihm diene und Ihn preise;
»Die Thier' sind seinethalb erschaffen,
»Kannst du mich denn zu Lügen strafen?
»So lang er nicht übt Tyranney,
»Ist er von allem Tadel frey,
»Die Stirne trägt Anbetungsspur
»Als Zoll dem Schöpfer der Natur,
»Die Diener fasten, Ihm zu Ehren,
»Einsiedler aller Lust entbehren,
»Die Herzen sind des Glaubens Platz,
»Der Busen ist des Korans Schatz,
»Sie üben Tugend, Reinigkeit,
»Und Treue und Aufrichtigkeit.
»Daß ihr Gebet erhöret ist,
»Zeigt Regen, den die Wolk' ausgießt;
»Gar Viele fassen den Beschluß,
»Für Gott zu fliehen den Genuß,
»Sie theilen aus ihr Hab und Gut
»Zu Liebe ihm mit frohem Muth,
»Gar Viele härmen sich ganz ab,
»Und machen ihren Geist zum Grab,
»Und And're ihren Leib verwüsten,
»Indem sie pilgern durch die Wüsten.
»Bey ihnen sind Gesandte Gottes,
»Und Könige die Schatten Gottes;

»Bey ihnen ist Vortrefflichkeit,
»Vernunft und Wort, Freygebigkeit;
»Von Speisen haben sie das Feinste,
»Von Kleid und Stoff das Ungemeinste;
»Wenn nicht die Menschensöhne wären,
»Es käme nie Vernunft zu Ehren,
»So wäre nicht der Satz gestellt:
»Daß ihrer dies' und jene Welt;
»Sie zeichnen der Geschlechter Lauf
»In wohlbewahrten Blättern auf,
»Sie wissen vor der Welt Gefahren
»Geheimnisse tief zu bewahren,
»Sie haben Wissenschaft und Sitte,
»Und treffen recht die wahre Mitte,
»Erschaffen in der Form der schönsten,
»An Wuchs und Leib die Angesehnsten,
»Ihr Leib verhältnißmäßig fein,
»Zu groß nicht und auch nicht zu klein,
»Ihr Wuchs aufrecht und wohlgepflanzt,
»Anmuth in ihren Schritten tanzt;
»Sie zwingen Elephant und Leuen,
»Daß sie wie fromme Schafe seyen,
»Sie kennen der Gestirne Lauf,
»Und heben die Verwesung auf,
»Sie heilen Fleisch durch Arzeney,
»Bewahren es durch Spezerey;
»Wenn ihre Trefflichkeit ihr schmäht,
»So ist's, weil ihr sie nicht versteht,
»Dem Weibe jenes Kaufmanns gleich,
»Die ihrem Mann spielt bösen Streich,
»Die gut zwar, doch unwissend war,
»Und so sich brachte in Gefahr.«
Es sprach das Pferd: »Wie ist die Mähre,
»Durch welche sich dein Spruch bewähre.«

13. Erzählung von dem Weibe des Kaufmannes.

Es war einst ein geschminktes Weib,
Das liebt den Mann von schönem Leib,
Er aber ging zu andrer Quelle,
Zu einem Mädchen wie Gaselle.
Die alte Thörin, die ihm öd',
War außerdem noch dumm und blöd.
Sie schimpfte auf das Mädchen gräßlich,
Als wär' sie ungestalt und häßlich;
Sie konnte einmal nicht verstehn,
Was häßlich sey und was sey schön;
Sie tadelte, was jene that,
Sie sprach: »Sie ist nicht recht bey Rath,
»Für jene hast du mich verlassen,
»Das ist wahrhaftig nicht zu fassen,
»Sie ist doch schwanger nie gewesen,
»Ein gar unschuldig, naives Wesen,

»Das unbekümmert um die Welt,
»Sich in geſtreiftem Kleid gefällt.
»Sieh! wie die Wimpern ſchmachten heiß,
»Wie ihr Geſicht ſo roth und weiß!
»Wie ihre Lenden dünn und ſchmächtig!
»Wie ihre Hüften ſchwer und trächtig!
»Wie ſie ſo wohlbeleibt und fett,
»Daß überall das Fleiſch aufſteht.
»Siehſt du ihr ſchelmiſch Blinzeln nicht!
»Weißt du denn nicht wie leiſ' ſie ſpricht?
»Siehſt du denn nicht wie feſt ihr Gurt!
»Wie Knöchelring nicht klingt und murrt! *)
»Wie ſie ſo wohlgethan und ſchlank!
»Wie ihre Wimpern ſehnſuchtskrank!
»Wie ſie ſo zart und dünner Mitte,
»Von kleinem, halbbetrunk'nen Schritte!«
So hörte ſie nicht auf zu ſchmähn,
Was an dem Mädchen zart und ſchön;
Sie dacht' in ihrer Blödigkeit,
Dieß alles ſey nur Häßlichkeit.

So ſchmäheſt du als ſchlecht und ſträflich,
Was an dem Menſchen gut und trefflich.
Wer ſchmäht den Honig weil er ſüß?
Und wer den Leu, der hart gewiß?
Bey Gott! wenn nicht die Menſchen wären,
So käme nicht die Welt zu Ehren.
Sieh! wie die Erde öd und wüſt,
Wo keine Spur von Menſchen iſt,
Iſt ſie wohl wie bebaute Flur,
Wo Gartenſchmelz und Quellen nur!
Der Kluge denkt, wie er gewinnt,
Und gält' es auch ſein Weib und Kind.
Der Menſch thut was er thut zum Beſten,
Und fürchtet Schmach nicht und Gepreſſen.
Haſt von dem Raben nie gehört,
Den vor dem Adler Furcht bethört?

14. Erzählung vom Adler und vom Raben.

Ein Rabe war des Adlers Freund,
In trautem Umgang ihm vereint,
Von Allen ward er hochbeneidet
Des Guten, ſo der Aar vergeudet.
Der Neid raunt in das Ohr dem Adler,
Der junge Rabe ſey ein Tadler,
Er habe das Harem entheiligt
(Wiewohl ihn kein Verdacht betheiligt).
Der Rabe fürchtet ſich, ihn ſchmerzet,
Daß ihn der Neider angeſchwärzet.
Drey Dinge ſcheinen dem Sultan
Verzeihlich nicht in einem Mann:

*) Weil er feſt angelegt.

Entweiht Geheimniß und Harem,
Und Kritik über's Diadem.
Er sagt: Ich fürchte seine Klau'n,
Kann seiner Ruhe nicht vertrau'n,
Gerath'ner ist's für meine Seele
Wenn ich den Tod des Sohnes wähle,
Ein krankes Glied wird abgeschnitten,
Ein morscher Zahn wird nicht gelitten;
Er gab dem Sohne alsbald Gift,
Wie manchem nützt, was schwer ihn trifft!
Er trug den Kopf des Sohn's zum Adler
Und sprach: So geh' es jedem Tadler!
Wer an dem Herrn Verräther wird,
Ihm and're Schonung nicht gebührt.
Ich bin ein Feind dess', der dein Feind,
Thu' so dem Feind, der Schlechtes meint.
Dem Manne geht die List nicht aus,
Er rettet sich damit das Haus.
Hast nicht gehöret von dem Pfau,
Dem Gast der Eul' im Tempelbau?
Der Anka sprach: Erzähl' es immer,
Denn mich langweilen Mährchen nimmer.

15. Erzählung vom Pfaue und von der Eule.

Er sprach: Ich hörte, daß ein Pfau
Gefangen worden auf der Au;
Der Jäger kam zu seinem Netze
Und dachte wie er ihn zersetze;
Er sah wohin er war gerathen,
Wie nicht zu helfen, nicht zu rathen.
Er sprach: Mich lockte die Begier,
Mich selbst zu schmäh'n genüget hier,
Auf welchem Weg' kann ich mich retten,
Wer kann wohl sprengen meine Ketten?
Ich bin hier einsam und allein,
Wer könnte wohl mein Gönner seyn?
Da nahte sich ihm der Schuhu
Und sprach: »Begebe dich zur Ruh',
»Wir sind Verwandte durch's Geschlecht,
»Wie hast du dir gebettet schlecht!«
Er sprach: »Das Schlimmste, was befällt,
»Ist Netz, das man dem Freyen stellt,
»Die Gegner fallen auf ihn her,
»Und dieses brennt ihn als Cauter.
»O welch ein Loos hat mich betroffen!
»Daß auf die Eule steht mein Hoffen.
»Geduld! Geduld! die nie versiegt!
»Das Sprichwort sagt: »Geduld'ger siegt.«
Zur Eul' sagt Einer: »Grüß dich, Bruder!
»Hat dich gelocket her das Luder;
»Woher kömmst du?« — »Vom Tempelbau,
»Wo gestern war mein Gast der Pfau;

»Er blieb bey mir vertraut als Gaſt,
»Und hielt bey mir die ſich're Raſt.«
»Er ſprach: »Geh'n mit dir um die Pfau'n,
»Ich meine nur im Unglück, traun!«
Er ſprach: »Es ward ſo eben Nacht,
»Als ich nach Hauſe mich gemacht;
»Da ſaß vor ſeinem Neſte fern
»Der Pfau auf, und verweilte gern.«
Ich ſprach: »Willkommen ſey als Gaſt!
»Trug Speiſen auf und Wein in Haſt!
»Er iſt von Edlen und von Reichen,
»Und trägt davon am Schweif das Zeichen.
»Ich ließ mich ins Geſpräch dann ein,
»Und er erzählte mir haarklein.
»Ich ſprach: Begebe dich zur Ruh,
»Denn herrliches Quartier haſt du.«
Er ſprach: »Ich ſterbe Hungerstod'
»Eh' daß ich werde hier zum Spott.«
Ich ſprach: »Sey nicht ſo blöd und dumm,
»Die Armuth bringt den Stand herum.«
Er folgte mir als armer Mann,
So arm als Einer ſeyn nur kann.
Die Speiſen wurden aufgeſetzt,
Am Weine herrlich ſich gelezt.
Er ſprach: »Ich eß nicht dein Gericht,
»Es riechet nach dem Hochgericht.«
Ich ſprach: »Was haſt du denn voraus?
»Bin ich denn nicht von gutem Hauſ?
»Es kömmt auf's Aeußere nicht an,
»Manch Schöner iſt ein dummer Mann;
»Der Vorzug liegt in dem Verſtand,
»Im freyen Sinn, in ſtarker Hand,
»Und die verborg'nen Schätze treten
»Durch Linien auf die Tapeten.«
Er ſprach: »Du redeſt wunderlich,
»Und wie's mir ſcheint abſunderlich.«
Ich ſprach: »Die Trunkenheit erläutert,
»Ich fühle ganz mein Herz erweitert.
»Hör', was in meinem ganzen Leben
»Am wunderbarſten ſich begeben:
»Ich ſaß zu Hauſ' in meinem Neſt,
»Von Weib und Kind gehalten feſt,
»Ein Weiblein flog vorbey gemach,
»Ich folgt' ihm auf dem Fuße nach,
»Bis daß in ihrem Neſt ich ſtack,
»Es war auf einem Baum N a b a k;
»Sie gab davon dem Manne Kunde,
»Der kam herbey zur ſelben Stunde,
»Ich ſagte: laßt mich! doch ihr Mann
»Fiel ſchonungslos mich heftig an,
»Er kam mit ſeinen Brüdern allen,
»Die mich wie Wüthende anfallen,

»Sie riſſen mir die Federn aus,
»Sie ſchlugen mich, es war ein Graus,
»Sie warfen mich in Schnee mit Macht
»In einer hellen Winternacht.
»Ich wäre damals ganz verkommen,
»Hätt' ich mich nicht zuſamm'genommen.
»Ich dacht': Es heißt ſich nun entblöden,
»Und nicht zu ſpielen hier den Blöden,
»Ein freyer Mann verſteht das Spiel,
»Geduld nützt bey dem Unfall viel.
»Ein jedes Ding hat ſeine Zeit,
»Sie zwingt nur den, der ihr ſich weiht,
»Den Frey'n demüth'gen nicht Beſchwerden,
»Ihn können Schrecken nicht gefährden;
»Ich lobe mir die Fertigkeit,
»Und haſſe Scheu und Blödigkeit;
»Es lacht der Mann, und wenn ſein Herz
»Auch weinet über bitt'ren Schmerz,
»Ehe fräß' er ſeine Leber auf,
»Als daß er Klagen ließe Lauf;
»Dem Gaſt gibt er den erſten Platz,
»Und zieht die Seele vor dem Schatz,
»So daß ihm die Freygebigkeit
»Den Schein gibt von Gemächlichkeit.
»Der Edle beugt ſich nicht mit Bangen,
»Und wird mit Liſten nicht gefangen,
»Der Held iſt, der wann's Unglück regnet,
»Demſelben mit Geduld begegnet,
»Ihm iſt der Tod Hinüberſchweben,
»Und ſüßer als ein bitt'res Leben.
»Juwel' erprobet wer ſie ſchlägt,
»Die Zeit bezwingt, wer ſie erträgt,
»Unglücke nah'n mit ſchwerem Tritte,
»Verſchieden iſt der Mann, die Sitte;
»Wie viel genoß ich nicht des Guten,
»Geduld, nun laß dich nicht entmuthen,
»Des Lebens Becher iſt nicht rein,
»Wo Reinheit iſt, muß Hefen ſeyn,
»Ich weiß es bleibt der Tod nicht aus,
»Und ich beſtehe nun den Strauß.
»Dann kroch ich fort in kurzem Bogen,
»Die Federn waren ausgezogen,
»Bis ich zu einem Baume kam,
»Der gegen Schnee in Schutz mich nahm.
»Die Nacht war kalt und mehr mein Gram,
»Das Unglück mich ganz überkam;
»Da hört' ich in der Näh' ein Huhn,
»Das ſprach ganz leiſ': Was iſt zu thun?
»Der Hahn erzürnet ſich darob
»Und ſchreyt: Was lärmeſt du ſo grob!
»Es ſprach: O habe doch Erbarmen!
»Erbarm' des Nachbars dich des armen!

»Man sagt, der Diener bester sey,
»Der Dienern Gottes stehet bey.
»Du sey nicht stolz auf sich'ren Schrein,
»Das Leben ist ja wie der Wein,
»Im Kruge ist er oben rein,
»Doch wird im Grunde Hefe seyn.
»Bald reich, gesund und froh und frey,
»Bald arm und krank in Sklaverey;
»Des Weisen Richtschnur liegt darin,
»Daß er nicht wankt in seinem Sinn,
»Auf Recht und Wahrheit haltet fest,
»Dem Herrn den Lügner überläßt,
»Daß er zum Herren kehrt zurück,
»Vom Uebermaß an Muth und Glück;
»Erbarmen hab', so wird's auch dir,
»Vor'm Fall ist Niemand sicher hier,
»Sonst könnt's dir wie dem Kräutler gahn.«
›Erzähle mir es,‹ sprach der Hahn.

16. Erzählung vom Kräutler.

Ich hörte, sprach das Huhn, es war
Ein Mann in einem Hungersjahr,
Er lebte ruhig in der Näh'
Der Nachbarschaft von der Moschee,
Bis ihn, der schlafberaubt geblieben,
Bald hätte Hunger aufgerieben;
Da dacht' er sich in seiner Seele,
Schlimm ist's, daß ich den Tod erwähle,
Ich will um Speise mich bewerben,
Das Schlimmste für den Mann ist Sterben,
Das Betteln, dacht er, in der Noth,
Ist doch viel besser als der Tod.
Er sprach zum Wärter in dem Bade:
Das Betteln ist mir große Gnade,
Denn Kais, der Sohn von Sobeir,
Ging hungrig betteln vor die Thür,
Doch als die Leute ihn gesehn,
Da ließen sie ihn hungrig stehn.
Ich konnte, sprach er, mich entehren,
Von Leuten Speise zu begehren,
Recht ist, daß ich nun sterben muß,
Mit keiner Dattel zum Genuß.
Er starb, und in der Todtenklage
Verscholl die melancholʼsche Sage;
Ich kann das Betteln nimmer lassen.
So ging er Abends durch die Straßen,
Und stand vor eines Kräutlers Haus,
Das sah wie reichen Mannes aus,
Er sprach dort zu den Leuten: Gebt
Dem Armen, der vom Betteln lebt,
Dem Fremden, der nichts hat zu essen,
Den Hunger hat halb aufgefressen.

Zu Tiſche ſaß der reiche Mann,
Es war die Nacht vom Ramaſan,
Auf ſtand ſein Weib mit einer Speiſe,
Daß ſie damit den Armen ſpeiſe.
Ihr Mann, der ſprang mit Schreyen auf,
Und ließ dem Zorn unmäßig Lauf;
Er ſprach: Ich ſcheide mich von dir,
Und nehme mir kein Weib hinfür.
Der Arme aber an dem Thor
War hungriger als ehevor.
Er ſprach: Warum haſt im Unfrieden
Dich meinethalb von ihr geſchieden.
Er ging nun wieder zur Moſchee,
Zum Hungertod bereit wie eh'.
Als dort die Leute ſich verſammelt,
Ward auch Allmoſen eingeſammelt;
Er ſprach: Ich habe Recht darauf,
Bey Gott! er kennet meinen Lauf.
»Der Mann war's werth,« ſprach der Imam,
»Daß die Gemein zu Hülf ihm kam.«
Almoſen ſtand ihm zu Gebot,
Erleichtert ward des Scheiches Noth,
Nachdem im Elend er geſchmachtet,
Ward er als reicher Mann geachtet,
Und ſchon nach eines Jahres Friſt,
Der Reichthum ihm verdoppelt iſt.
Als Kaufmann reiſt' er durch das Land,
Wo er Gewinn im Handel fand,
Vorſteher ward er von den großen
Kaufleuten, ſeinen Standgenoſſen.
Der Nachbarn Einer zu ihm ſpricht:
»An einem Weib es dir gebricht,
»An einem Weib, die anzuſeh'n
»Wie Vollmond, wie Gaſelle ſchön.«
Er bringt ſie ihm, und er genoß
Der Schönen ſüß in ihrem Schooß.
Einſt waren ſie mitſamm allein
Beym Eſſen zwiſchen Speiſ' und Wein;
Da kam ein Bettler an die Thür,
Es ſprach das Weib: Gott helfe dir!
Bey uns wird hier nichts ausgetheilt,
Und wer begehrt, wird nicht geheilt.
Da ſprang der Mann mit Schreyen auf,
Und ließ dem Zorn unmäßig Lauf:
»Du, der es mangelt am Verſtande,
»Wie bringet dieſes Wort dir Schande!«
Er gab dem Bettler das Gemiſche
Von Speiſen, welche auf dem Tiſche.
Sie ſprach: Ich habe nur gethan,
Wie mich gelehrt mein erſter Mann,
Der mich im Zorn und im Unfrieden,
Weil ich Almoſen gab, gemieden.

»Ich kenne, sprach er, »die Geschichte,
»Geh Schlechte mir aus dem Gesichte.«
Sie sprach: »Er starb, du bist beym Leben,
»Zu spät hat er bereut sein Streben«
Der Mann warf sich zur Erde nieder
Und sprach: »O Gott! Dir kehr' ich wieder.«
Zum Weib: »Weißt du, daß ich es bin,
»Der bettelnd kam zum Thore hin?
»Der Arme, nah dem Hungertod,
»Doch half mir Gott aus jener Noth.
»Gott sey gelobet und gepriesen,
»Der sich so gnädig mir erwiesen,
»Der mir gegeben Weib und Herd,
»Und jene Güter mir beschert.«

Der Hahn sprach, als er dieß vernommen:
»Weßhalb bist du hieher gekommen?«
Ich sprach: »Ich bin ein armer Narr,
»Dem man gerupft die Federn gar.«
Er sprach: »Wer that's? Erzähl' es frey,
»Allein der Wahrheit bleib getreu.«
Und als ich ihm erzählet hatte,
Wie mich erwischt des Weibleins Gatte,
Da prügelt er mich tüchtig ab,
So daß er Leid zum Leide gab.
Er sprach: »Mir dorre ab die Hand,
»Wenn ich dich lass' in gutem Stand,
»Dich todt zu schlagen ist mir Pflicht,
»Ich lasse dich Verruchter nicht.
»Verfluchter! scheer' dich auf der Stelle
»Aus dem Harem hinab zur Hölle.«
Er zog mich bey dem Fuß mit Schmerz,
Ihm aber däucht' es Spiel und Scherz;
Ich wußte nicht wohin zu geh'n,
Ich wußte nicht wie mir gescheh'n.
Da kam entgegen mir ein Fuchs,
Ich dacht' ihm zu entfliehen flugs,
Er aber jagte hinter mir,
Gleich einem Löwen im Revier.
Ich sann: wie ich mich könnte retten,
Und ich begann zum Herrn zu beten,
Zum Allerhörenden, zu Gott,
Der Hülfe sendet in der Noth;
Ich konnt' erwarten nicht von Mind'ren,
Daß meinen Schmerz sie könnten lind'ren,
Denn schon verzweifelnd an dem Leben,
Hatt' ich die Rettung aufgegeben.
Mir jagten alle feindlich nach,
Und ich war hülflos, krank und schwach.
Da mir nachrann des Waldes Rotte,
Verbarg ich mich in einer Grotte,
Und weilte dort, bis mein Gefieder,
Das ausgerupfte, sproßte wieder.

Ist dieses nicht sehr sonderlich?
Doch heut' ist nichts mehr wunderlich.
Der And're sprach: »Erzähle mir,
»Was weiter ist begegnet dir.«
Der Pfau war nun mit Fleiß und Macht
Auf seine Rettung nur bedacht.
Er brachte zu die Nacht im Tempel
Als Gast dem Schuhu ein Exempel.
Der setzte Speisen auf und Wein,
Erwies ihm Ehren groß und klein,
Erzählt' ihm, was sich zugetragen,
Und wie er ohne Schuld geschlagen;
Doch da ihn nun der Schlaf umrungen,
Da tödtet er des Pfaues Jungen.
Du kennest nun der Fabel Sinn,
Und die Moral, die steckt darin.
Ich schlief, das Weib sprach: »Wachst nicht auf?«
Ich sprach: »Sey still, du dummer Knauf.«
Sie sprach: »Zur Unehr' ist dem Manne Rast,
»Wann schlaflos wacht bey ihm der Gast.«

Ich schlief, er überfiel die Kinder,
Und schlug sie todt, der alte Sünder.
Da sprach der Pfau: »Das that er schlecht,
»Was du erzähltest, ist nicht Recht,
»Kein Edler wird den Gast auffressen,
»Der mit getrunken und gegessen,
»Deßgleichen kennt nicht unsre Art,
»Vernunft hält Sinnen Widerpart.
»Vielleicht daß hie und da ein Freund
»Als Lasterhafter dir erscheint,
»Vielleicht erkennst du sein Geschlecht,
»Wenn ich dir es beschreibe recht.«
Er sprach: »Er spricht von hohem Muth,
»Und sagt vom Vater, daß er gut,
»Man nennet ihn Ebu Kumasch *),
»Der beste Vogel in dem Maisch.
»Ich wohne auf dem Slaveneiland,
»Berühmt in Maghrib als ein Heiland,
»Ein Herr von großem Schatz und Gut,
»Weßhalb der Wali mit mir gut.
»Die Neider sprechen d'rum mir nach:
»Des Armen Gut ist ihm zur Schmach,
»Sie suchen es ihm zu entwenden,
»Es zu entreißen seinen Händen.
»Zwey Klassen meiner Neider streben,
»Zu schaffen mich aus diesem Leben,
»Zum Bösen um so mehr geneigt,
»Je mehr man ihnen Gutes zeigt,

*) Ebu Kumasch, d. i. der Vater des reichen Stoffes (Beyname des Pfaues).

»Unwiſſend gab ich Anlaß ihnen,
»Durch Gier und Luſt Haß zu verdienen,
»Ich hab' ſie Allen vorgezogen,
»Bis daß ſie wurden mir gewogen,
»Sie meinen, ganz erfüllt von Groll,
»Daß ich ſie All' erhalten ſoll;
»Ich laſſe mir dieß noch gefallen,
»Dem Menſchen geht Erwerb vor Allen.
»Wer Gutes thut Unwiſſenden
»Und ſich annimmt der Elenden,
»Der ſchadet ſich in ſeinem Wahn,
»Indem er Böſes nur gethan,
»Ich liebe ſie nicht von Natur,
»Halt mich an ſie gezwungen nur,
»Es ſind darunter Hochgeehrte,
»Und unter Träumern auch Gelehrte,
»Doch weil ſie mich behandeln grob,
»Bin feindlich ich geſinnt darob,
»Ich wähle mir zu den Gefährten,
»Die keine Freyen und Gelehrten,
»Mit ihnen läuft man nicht Gefahren
»Von der Bewilderung der Schaaren,
»Wer anders handelt zieht als Thor
»Begier und Luſt der Tugend vor;
»Wer ſeinen Nachbar übergeht,
»Und bey dafür den Feinden ſteht,
»Den ſchimpfet man dafür nur aus,
»Er machet es wie jener Strauß,
»Jemama's Strauß, von dem die Sage
»Fortdauert bis an's End' der Tage,
»Der Dumme wollte, daß ſein Ey
»So weiß als das des Katha ſey,
»Er wollt' es ſchälen, es zerbrach,
»Da lag nun ſeine Hoffnung brach,
»Verſchwunden war die junge Brut,
»Das Ey entzwey, das war ſein Gut.
»Die Menſchen meine Feinde ſind,
»Doch ſchlag' ich ihren Groll in Wind,
»Für mich ſind Nied're nur die Braven,
»Ich halte mich nur an die Sklaven,
»Weil anders ich gehandelt, war
»Ich in der Noth und in Gefahr,
»Ich muthete ihm Gröſ'res an,
»Als ſeine Kraft je leiſten kann,
»Ich hoffte von dem Niedern Dank
»Und von der Wüſte Lebenstrank,
»Die Dankbarkeit kennt Nied'rer nicht,
»Zu helfen iſt ihm keine Pflicht,
»Wer ihn ſich denkt als gut und willig,
»Der fordert von ihm mehr als billig,
»Der nimmt für Honig Coloquinte,
»Betrogen durch die gelbe Tinte,

»Betrogen durch die schöne Frucht,
»Ergreift er nicht was er gesucht.
»Wer Dornen tränkt, wünscht Blumentriebe,
»Wer Wölfe speist, wünscht ihre Liebe,
»Die Dummheit wärmt der Schlange Ey,
»Verdienend sich auch Schimpf dabey.
»Unwissend war ich, wie der Strauß,
»Der nahm ein Schlangenei nach Hauf'.
»Wer wider die Natur begehrt,
»Dem wird die Täuschung nur gewährt,
»Der hat verloren Zeit und Müh',
»Was er gewünscht, erreicht er nie.
»Großmuth von Niederem erwarten,
»Heißt Löwen zügeln in dem Garten,
»Unwissendem erwies'ne Huld
»Ist gegen die Verdienten Schuld.
»In meinem Land ist ein Sultan,
»Der ist ein Teufel und Tyrann,
»Doch zeiget er sich nicht als Feind,
»Der Herrschaft zu verderben meint,
»Er sucht vielmehr sich zu entschuld'gen,
»Nicht zu ermüden die Geduld'gen,
»Er hat vor bösem Leumund Scheu,
»Andächtig auch aus Gleißnerey,
»Er braucht geheimer Ränke Spiel,
»Um zu gelangen zu dem Ziel,
»Doch seine Feinde scheuen sich,
»Ihn zu verlästern öffentlich,
»Dem Wort des Feindes glaubt man nicht,
»Wie dem nicht, was der Neider spricht,
»Wenn er auch ein tyrann'scher Wicht,
»So läßt er doch die Ränke nicht,
»So daß Wahrhaftige ansteh'n,
»Ihn laut zu tadeln und zu schmäh'n.
»Sagt man von ihnen, daß sie schlecht,
»So steh'n sie alle ein für's Recht,
»Bemüh'n sich um wahrhaft'gen Zeugen,
»Geneigt, ihm Gutes zu erzeugen.
»Ihr seyd der Wahrheit treu geblieben,
»Habt, was ihr saht, getreu beschrieben,
»Ihr habt versteckt nicht was geschieht,
»Ihr habt erzählt was ihr gesehn,
»Aufrichtigkeit erfordert Gunst,
»Und Liebe kömmt zu Hülf der Kunst.
»Bey Mißgeschicken drückenden
»Und bey Gefahren zückenden
»Bewährt ihr euch als freye Seelen,
»Die ihr Geheimniß nicht erzählen.
»Sie sagten: Was ist denn zu thun?
»Er sprach: Stellt ihnen Netze nun.
»Sie waren auf dem Markt versammelt,
»Wo Tugend sich und Laster sammelt.

»Die Einen sprachen unter sich
»Von stiller List und feinem Schlich,
»Die Andern aber hörten zu,
»Den Ausgang wartend ab mit Ruh.
»Ist er, so sagten sie, so kühn,
»Ist er gefährlich immerhin.
»Ein Andrer sprach: Nicht so es ist,
»Vom König kam die erste List.
»Der Dritte sprach: O wie viel Ränke
»Ich von den Königen schon denke!
»Er bringet dieß gewiß auf's Reinste,
»Von Königen ist er der feinste.
»Von Allen ward der Schwur erneut
»Von Hülfe und von Hörigkeit,
»Und selber sprach nach Sitt' und Recht
»Von seinem Volke und Geschlecht.
»Ein Scheich sprach: der hochgeehrt:
»Der Reichthum die Empörung mehrt.
»Der Reichthum ist's, der ihn bewegt,
»Daß er sich wie ein Sultan regt.
»Kennst du nicht die Geschicht' vom Bader,
»Der einem König ließ zur Ader?«
»Wie war's? Erzähl's, wenn's dir gefällt.«
»Die Sag' ist allbekannt der Welt.«

17. Erzählung vom Könige und vom Bader.

Es herrschte einmal zu Ahwas,
In Syrien und in Hidschas
Ein Fürst, an Schloß und Städten reich,
Kein König kam an Macht ihm gleich;
Doch war ihm bey so hohem Werth
Kein Erbe seines Reichs beschert.
Er hatte Hoffnung schon verloren,
Da ward ein Mädchen ihm geboren,
Die liebt er zart und liebt er innig,
Sie war so schön, sie war so minnig,
Er pflegt mit Sorgfalt ihre Jugend,
Bewachet ihre Mädchentugend,
Er kannte keinen, so der Ehre,
Sie zu besitzen, würdig wäre,
Und jeden Freyer, welcher kam,
Als einen Räuber er aufnahm.
Er ging ins Bad, um sich zu schröpfen,
Umringt von seines Hofs Geschöpfen,
Da sagt der Bader ihm: »O König!
»Ich bitt' um Etwas unterthänig.«
Der König zürnt, daß pflichtvergessen
Der Mann sich gleich des Worts vermessen.
Er sprach zu seiner Diener Schaaren:
»Bin ich bey Türken und Barbaren?
»Doch da der Greis bey Hof erzogen,
»So bleib ich ihm in Huld gewogen,

»Und mag verzeih'n, was er verbrochen,
»Indem er alsogleich gesprochen.«
Der Zorn des Königs legt sich wieder,
Er ruft den Mann und setzt sich nieder.
Der Bader, als er an dem Ort,
Nimmt abermal sogleich das Wort:
»Ich habe eine Bitt', o König!«
»Sag an.« — »Ich bitte unterthänig,
»Gib deine Tochter meinem Sohn.«
Der König staunet Zürnen ohn',
Denn bey gar wunderbarem Falle
Bewahret die Vernunft vor Galle.
Er sprach: »Du magst das Wort beginnen.«
Er glaubt, der Bader sey von Sinnen.
Da sprach ein Alter vom Gefolge:
»Sein Wort ist nicht der Narrheit Folge,
»Von Sinnen nicht und nicht betrunken,
»Ist in Goldwirkung er versunken,
»Es spricht aus selbem nur ein Schatz
»Das Wort, das nicht an seinem Platz,
»Ein Schatz, verborgen an dem Orte,
»Der ihm eingab die närr'schen Worte.«
Man grub im Bade an dem Ort,
Und fand allda den reichsten Hort,
Ein Erbtheil von den Söhnen Aad's,
Die Werbung war das Werk vom Schatz.
Man fragt ihn nun: was er begehr',
Er aber wußte gar nichts mehr.«
»Dich hat,« sprach man, »der Schatz begeistert.«
»Ja wohl,« sprach er, »ich war bemeistert,
»Erinnernd mich nicht Eines Wortes,
»Trag ich unschuldig Schuld des Hortes.«
So ist's, ihr Leute! Geld und Gut
Gibt Niedrigen den hohen Muth,
Gibt Schwachen Ueberschuß an Kräften,
Unfähigen Geist zu Geschäften,
Und flößet Muth den Badern ein,
Um die Prinzessinnen zu freyn.

Ein Alter sprach: Um reiche Gaben
Ist wohl Prinzessin auch zu haben,
Und Königshaus und Fürstenthum,
Und Heeresmacht und Feldherrnruhm,
Und Gut und Muth, Humanität,
Und Stamm und Haus und Majestät.
Ein Andrer sprach: Dieß sind nur Lügen,
Nicht Alles kann das Geld erfliegen.
Und Andre sagten: Dieß ist Fabel,
Und nur verschönernde Parabel,
Sie hören es zwar Alle an,
Und glauben dennoch nicht daran,
Das Wort geht aus und gehet weiter,
Allein das Volk wird nicht gescheiter.

Zuletzt geschieht doch was sie wollen,
Und sie durchgraben ihren Stollen,
Behutsamen gar oft durch List
Des Feinds Ruin gelungen ist,
Dem Scheine nach darf er vertrau'n,
Und Andrer fallet in die Klau'n.
So ging's dem Bäcker mit dem Kader *),
Der durch die List abschnitt den Hader.
Ich sprach: »Laßt hören mich!« Er sprach:
»Nicht alle Kunden sind gleich schwach«

18. Erzählung vom Bäcker und Kader.

Zu Kairo lebt' einmal ein Bäcker,
Er war der Ketzerey'n Erwecker,
Er öffnet jeden Tag mit Glücke
Den Laden an der Dschisebrücke.
Er stand vor seiner Bud' und sprach
Dem Hakim stets viel Gutes nach,
Dem Kader flucht er offenbar,
Nicht scheuend sich vor der Gefahr.
So trieb er's zwanzig Jahre, bis
Einst der Chalif' gehöret dieß,
Daß er ihn schmäh' und schmäh' Bagdad
Und den, der es gebauet hat.
Zu Bagdad lebt' ein and'rer Bäcker,
Der war der Frömmigkeit Erwecker.
Nach ihm schickt Kader auf die Börse
Und spricht: »Siehst du die volle Börse,
»Mach dir in Kairo was zu schaffen,
»Geh hin zu jenem Bäcker-Laffen,
»Vielleicht bringst du ihn nach Irak,
»Der auf mich schimpft als ein Gepack.«
Der Bäcker reiste ab mit Glücke,
Bis er nach Dschise kam zur Brücke,
Er naht dem Bäcker mild und hold,
Er gibt ihm Silber, gibt ihm Gold.
Als dieser sah Gepräge Kader's,
Flammt er als Leu voll Zorn und Haders,
Er schlug den Mann und warf ihn nieder,
Und schimpft und flucht auf Kader wieder,
Das Gold, geschmückt mit dem Gepräg,
Warf er von sich hin auf den Weg.
Der Andere saß in der Näh',
Beweinend seiner Schläge Weh'.
Er sprach: »Bey Gott! es ist sehr schlimm,
»Wenn Fremder trägt Spießbürgers Grimm,
»Wenn unter der Schiiten Hufe
»Der fromme, gläub'ge Mann aus Kjufe.
»Ein seltsam' Ding, daß ihr ihn prügelt,
»Ihr, die im Glauben ungezügelt,

*) Der Chalife Kadirbillah, gleichzeitig mit dem ägyptischen Hakimbiemrillah.

»Ich unternahm der Reise Frohn
»Aus Liebe zur Religion.«
Der Bäcker hört's und weint darob,
Daß er behandelt ihn so grob,
Er bat ihm zu verzeih'n die Sach',
Und sie ihm nicht zu tragen nach.
Er sprach: »Ich that's dem von Bagdad,
»Dem Kjufer nicht, der Glauben hat,
»Denn Kader's Nam' empört mich schon,
»Ich that es aus Religion.«
Er bat ihn nochmal zu verzeih'n,
Und lenkte freundlich wieder ein.
Er sprach: »Ich bin wie ihr ein Bäcker,
»Und bin nach Ruhm und Ehren lecker.«
Sie machten in derselben Stund'
Gemeinschaft, Eintracht, Freundschaftsbund,
Der von Bagdad ihn überkam,
Indem er ihn zum Eidam nahm,
Er hört nicht auf ihn zu verführen,
Und ihm dabey das Herz zu rühren,
Bis daß ihm seine schwarze List
Am Ende ganz gelungen ist.
Er weinte als ein Tiefbetrübter:
»Was weinest du, o Vielgeliebter?«
Er sprach: »Ich sehn' mich nach Bagdad,
»Der hochgeehrten, schönen Stadt,
»Und ihrer reichen Segenspende.«
So war bey ihm des Lob's kein Ende,
Er mischte Wahrheit mit Betrug,
Und lobte fort in Einem Zug,
Bis daß der And're sagt: »Ich möchte
»Die Stadt wohl seh'n, wenn ich nicht dächte
»An Kader's Grimm den weit erstreckten,
»An seinen Groll den tiefverdeckten,
»Ich habe ihn geschimpfet laut,
»Und mir vor seiner Rache graut.«
Der And're sprach: »Was weiß er dann
»Von uns und unserm Reiseplan?
»Wie viele kommen nicht wie wir
»Alljährlich aus Damask's Revier
»Und aus Hidschas, er weiß es nicht,
»Unwissenheit umhüllt ihn dicht.«
So fährt er fort mit dem Bemühen,
Auf seine Seite ihn zu ziehen,
Bis er mit ihm nach Irak rennt,
Von den Genossen all' getrennt.
Es harrte sein der Sekretär
Des Kader's schon mit einem Heer,
Das nahm ihn auf der Straß' gefangen
Für Alles, was er schlecht begangen,
Bis daß er stand vor dem Chalifen,
Ein Opfer von der Ränke Tiefen.

Der aber saget: »Laßt ihn los!
»Er gehe frey herum im Schloß.«
Er fragt ihn freundlich: wie es geht,
Und nimmt ihn in sein Kabinet,
Er zog ihn in der Trauten Kreis,
Beehret ihn mit Huld und Fleiß.
Er sprach: »Schimpf' nicht wen du nicht kennst,
»Wenn du dich anders billig nennst.«
Er ließ ihn friedlich dann von sich,
Indem der Haß der Liebe wich.
Als wieder er im Laden stand,
Mit seinen Nachbarn all' zur Hand,
Da hielt er Rede wie gewohnt,
Doch der Chalife blieb verschont.
Er sprach von Kader Lob und Glimpf,
Entschuldigend den vor'gen Schimpf,
Er lobet Seine Majestät
Mit Segenswünschen und Gebet.
Als Hakim dieß von ihm gehört,
Er sich darüber sehr beschwert,
Gebet ward ihm des Zorns Erwecker,
Und eines Morgens hing der Bäcker,
Mit einer Tafel angehängt:
»Wir hingen ihn, er sey gehenkt!«
Die Freunde zogen sich zurück,
Dieß war ein seltsames Geschick,
Er litt für seines Schimpfes Schuld,
Die beste List ist die Geduld
Und freundliche Nachgiebigkeit
Wo nützet nichts Halsstärrigkeit.

Nun fuhr der Redner weiter fort,
Er war ein Meister in dem Wort,
Er sagte: Und als in die Runde
Von diesen Dingen ging die Kunde,
Straft sie zu Lügen der Emir *),
Der gar erfahren fein und quirr,
Durch äußerer Erscheinung Thor
Drang er bis in das Inn're vor,
Er wandte seine Huld mir zu,
Und setzte mich in stille Ruh,
Als Fremder kam ich in das Land,
Fand Keinen, der mit mir verwandt.
Da sprach der Pfau: »Ich hab' verstanden,
»Was Alles du hast ausgestanden,
»Wer sich ob nied'rer Mutter grämt,
»Zehrt ab, weil er sich ihrer schämt,
»Undankbar sind dergleichen Kinder,
»Sie selber Sklaven nicht viel minder,

*) نحرير, der Edelste, Erste des Stammes.

»Der Zweig nimmt an des Stamm's Natur,
»Verborgen läuft der Adern Spur,
»Kein edler Zweig aus nied'rem Stamm,
»Lobwürd'ges nie von Schlechtem kam;
»Sie kommen zwar zu Würd' und Graden,
»Zu hohen Ehren und zu Gnaden,
»Doch nie erreichen sie an Adel
»Den Mann, deß Wiege ohne Tadel.«
Der Schuhu sprach: »Wie Weiser frey
»Dein Adelstolz ist Tyranney,
»Der Edle ist aus eig'nem Stamm,
»Der Zweig ist schlecht, wenn Wurzel lahm.«
Da sprach der Pfau: »Du hast wohl Recht,
»Zu denken so von dem Geschlecht,
»Allein wer hängt an edlen Ahnen
»Und an der Väter Siegesfahnen,
»Der ist begabt mit hohem Sinn,
»Den du magst läugnen immerhin;
»Laß das Vergang'ne wie es sey,
»Es ist doch einmal schon vorbey,
»Und denke lieber uns zu retten
»Vom Unfall, welcher uns zertreten.«
Der Schuhu sagt: »Ein Stratagem
»Verschafft die Rettung dir bequem,
»Setz' dich mit mir auf gleichen Fuß,
»So rettest du dich von Verdruß,
»Der Jäger läßt dich ungeschoren,
»Wenn dein Gefieder du verloren.
»Wer gibt sich denn um Eulen Müh',
»Wer kauft, wer kauft solch Rabenvieh?«
Dem Pfaue pflückt die Eule ganz
Mit seinen Federn aus den Glanz.
So erntet des Unglückes Saaten
Wer thut, was seine Feinde rathen,
Der Jäger ließ ihn ungeschoren,
Doch war der Ehre Glanz verloren.
Er sprach: »Wie schlecht hab' ich gethan,
»Zu folgen elendem Kumpan,
»Mich hätten Jäger nicht geschlachtet,
»Nur einzusperren mich getrachtet,
»Ich that aus Furcht, was ich gethan,
»Mich schauet keine Seele an;
»So wird verderbet in der Welt,
»Wer an den Rath des Feind's sich hält.«
Nun sprach die Eul': »Ich will mit Lust
»Mir kühlen nun den Groll der Brust.«
Sie kam mit Lärmen und mit Poltern,
Um ihn mit Peinen zu zerfoltern.
»Weh!« schrie der Pfau, »was that ich dir,
»Daß du mich stoßest hart dafür!
»Soll Heilung mir das Uebel seyn,
»Die Tugend treffen Lasterpein?«

»Ja!« sprach die Eule, »für gewiß,
»Die Rache am Geschlecht ist dieß.«
»Du bist so,« sprach der Pfau in Klemme,
»Nicht Dummkopf nur, du bist auch Memme;
»Die Dummheit und die Feigheit flammen
»Ein Feuer an, mich zu verdammen.«
Entfliehen wollte nun der Pfau,
Da war der alte Groll nicht flau,
Er war gefallen ins Verderben,
Und sollte ohne Rettung sterben.
Ein schlauer Fuchs war in der Näh',
Der sich zu Nutzen macht das Weh,
Er nahm ihn in das Maul geschwind
Als Speise für sein Weib und Kind.
Als er gekommen an das Thor,
Warf er denselben ihnen vor.
Der Pfau sah nah'n den klaren Tod,
Er flehet nun in schwerer Noth
Zu Gott, der einen Ausweg baut
Für den, der Seiner Hülf' vertraut.
Er sprach zur Füchsin: »Ich bin krank,
»Ganz ausgezehret, mager, schlank.
»Vernünft'ger ißt nicht Haut und Bein,
»Er hütet sich vor mag'rem Schein,
»Er will sich Krankheit nicht anfressen,
»Die meiste Krankheit kömmt vom Essen,
»Es würde dir von dem Gesunden
»Der Fraß vielmehr gedeih'n und munden,
»Wart, liebe Base, bis dein Vetter,
»Gemästet, wird ein wenig fetter,
»Ich bin beschränket auf den Ort,
»Und meines Gleichen fliegt nicht fort.«
So wollte er mit schlauen Reden
Und List die Füchsin überreden.
Sie zürnet sich; er spricht: »Fürwahr!
»Wer Krankes ißt, der ist ein Narr,
»Du willst mich ob des Fleisches tödten,
»Und bist vor Krankheit nicht zu retten.«
Er überredet sie so süß,
Daß sie es sich gefallen ließ.
Er dachte sich: Ich fürchte List,
An der sie überlegen ist,
Ich werde sie mir schwören lassen,
Ich kann sie dann beym Bunde fassen.
Er sagte: »Schwör' mir Sicherheit,
»So lang die Krankheit mich bedräut.«
Er lebt' nun mit der Füchsin rührig,
Und fraß, was sie ihm auffetzt, gierig,
Bis daß gewachsen das Gefieder,
Und er sich konnte heben wieder.
Er flog davon auf hohen Ast,
Die Füchsin ihn ins Auge faßt;

Sie fürchtete sehr den Gemahl,
Sah ihre Dummheit ein zumal;
Sie sprach: »Du brachst gegeb'nes Wort,
»Der Wortbruch scheucht den Glauben fort,
»Komm nur zurück und fürchte nicht,
»Daß ich mit dir geh' ins Gericht,
»Ich nähr' dich als ein Kind des Lichts,
»So lang ich leb' gebricht dir nichts.«
Er sprach zu ihr: »Ich brauchte List,
»Die gänzlich mir gelungen ist.«
Erfreuet kehrt der Pfau zurück,
Erzählt den Vögeln sein Geschick.
Sie sagten ihm: »So wunderbar
»Als lehrreich ist die That fürwahr.
»Dich überlistete die Eule,
»Der Scharfsinn nimmer ward zu Theile,
»Du überlistetest den Fuchs,
»Der sich auf List versteht und Jucks;
»So lang als günstig dir die Zeit,
»Ist nützlich die Verschlagenheit,
»Zu Tugenden macht Glück die Schwächen,
»Das Unglück Tugend zum Verbrechen,
»Wann wohl das Glück dir will, wirst siegen,
»Wenn nicht, dann wirst du unterliegen.«
Der Anka sprach: »Du redest wahr,
»Doch wußt' ich dieß zuvor, fürwahr!
»Die Menschen haben and're Schwächen,
»Von denen frey euch steht zu sprechen.
»Sie glauben nicht an Gott den Retter,
»Der eig'nen Seele dumme Tödter,
»Mit Gütern geizend ohn' Bestand,
»Und gierig nach Erwerb und Land;
»Sie sä'n Verderben, ernten Tod,
»Betrübet durch des Schicksals Noth.«
Da sprach der Ost mit Gründen eignen:
»Bist du von denen, die Gott läugnen?«
Der Anka spricht: »Zu läugnen, Freund!
»Den Schöpfer, mir unmöglich scheint.«
Der Ostwind sagt: »Er ist Allweise,
»Und handelt nach der Weisheit Weise.«
Der Anka spricht von Seiner Macht,
Wie Er das All mit Huld bedacht.
Der Ostwind sagt: »Und was hier ist,
»Durch Vorsicht nur bestimmet ist.«
Der Anka spricht: »Und weiter hin
»Um Heilung bittet Kranker ihn.«
Der Ostwind sagt: »Es sind hienieden
»Die Meinungen zwar sehr verschieden,
»Doch jede für die Allmacht spricht,
»Entschuldigung hat Böser nicht.
»Was an Geschöpfen ist erschaffen,
»Verschieden von Natur und Waffen,

»Beweisen All', daß Gott allmächtig,
»Daß keines Unrechts Er verdächtig,
»Er gab Gebot und gab Verbot
»Für off'ne und geheime Noth,
»Für Gläubige und Uebelthäter,
»Für Pflichterfüllter Uebertreter,
»Der Gläubige wird selig seyn,
»Ungläubiger harrt Höllenpein.« —
»Worin bestehet sie? sag' an!
»Mit Phrasen ist's hier nicht gethan.« —
»Du kennest,« nun der Ostwind spricht,
»Den Grund von dem Geheimniß nicht.
»Erschaffen sind so Stein als Pflanzen,
»Und Thier' verschieden all' im Ganzen,
»Bald spricht das Thier, bald ist es stumm,
»Bald ist's gescheit, bald ist es dumm,
»Der Stumme bleibt im Unverstand,
»Das And're adelt der Verstand,
»Glaub nicht, daß Alles Eines sey,
»Und Mangelhaftes Einerley,
»Der Schöpfer hat in seiner Macht
»Contraste auch hervorgebracht,
»Hat sie durch Seine Kunst vereint,
»Verbunden sie wie er's gemeint.
»Erschaffen dann verschied'ne Arten,
»Die Alle unter sich sich paarten,
»Den Elephanten und die Mücke,
»Begabt mit eigenem Geschicke,
»Bestimmt, sich selber todt zu schlagen,
»Indem die Einen And're plagen.
»Bey Thieren und bey Vögeln traf
»Das Böse ein, des Bösen Straf',
»So kam die Antwort offenbar,
»Und das Geheimniß war nun klar.«
Der Anka sah die Sache ein,
Daß wahr des Ostes Worte sey'n;
Er sagte: »Wahrlich! du hast Recht,
»Der Mensch ist edel von Geschlecht.«
Er ruft mich, dann entschuldigt sich,
Und reuevoll geduldigt sich.
»Sag',« sprach er, »sag dem großen König,
»Daß reuig ich und unterthänig,
»Daß ich Geheimniß schaute heut,
»Daß mich der Schimpf des Menschen reut;
»Doch wundert's mich, daß er bestimmt
»Der Menschen sich so sehr annimmt,
»Mit ihnen nicht vom Stamm befreundet,
»Wird er von ihnen angefeindet;
»Es läugnen Einige die Dschinnen,
»Und and're Menschen fluchen ihnen,
»Die spotten ihrer Art und Sitte,
»Die flüchten sich aus ihrer Mitte,

»Die Einen läugnen ihr Geschlecht,
»Den And'ren machen sie nichts recht,
»Nach And'ren seyd ihr voll Gebrechen,
»Voll Laster, Eigensinn und Schwächen;
»Der Mensch verdient nicht eure Gunst,
»Vielmehr den Fluch ob seiner Kunst.«
Ich sprach: »Hör' meine Antwort an,
»Und überlege sie dir dann,
»Vernünftiger verlachet nicht,
»Was ihm geboten ward durch Pflicht,
»Doch handelt er aus dummen Trieben,
»Wird's der Natur nur zugeschrieben,
»Das Beste bleibt Wohlthätigkeit,
»Die lohnt sich vor des Abends Zeit;
»Thu' Gutes stets den Unterdrückten,
»So bist du bald von den Beglückten,
»Sey gut dem Feind, sprach der Prophet,
»Gewähre dem, der widersteht,
»Das Gute traget Interessen,
»Des Menschen Handlung ist bemessen,
»Durch Milde wird Verhältniß klar,
»Und das Geheimniß offenbar,
»Wir sind gewohnt schon seit Aeonen
»Mit Gutem Böses zu belohnen,
»Und manchmal fordert das Verhältniß
»Für ihren Schimpf der That Vergeltniß«
Der Anka sprach: »Mach' dieß nun klar,
»Denn Seltsames sprichst du fürwahr!
»Seyd ihr nicht Feuer, sie nur Lehmen,
»Kann Schlang' mit Hirschen sich bequemen?
»Und euer Scheich Iblis, er ward
»Ungläubig, Adams Widerpart.«
Da sagte ich: »Du sagest recht,
»Verwandt sind wir nicht von Geschlecht,
»Doch durch die Rede, durch das Bild,
»Das uns statt der Verwandtschaft gilt;
»Wir Alle sind die Diener Gottes,
»Die Sklaven des Gebots, Verbotes,
»Verwandt durch Rede und Vernunft
»Ist, wie du sagest, unsre Zunft;
»Den Bruder weckt der Mann zum Leben,
»Und sey er mit ihm feindlich eben.
»Kennst du die Worte nicht, die ächten,
»Von zwey Notaren den gerechten?«

19. Die Erzählung von den zwey Notaren.

Es gab einst vor gar vielen Jahren
Ein Paar von feindlichen Notaren;
Der Eine ging mit einer Hur'
Spazieren lustig auf der Flur,

Die Wach' bemächtiget sich sein'
Und sperrt ihn mit den Dieben ein,
Die Metze ging dieselben Wege,
In der Erwartung ihrer Schläge.
Das hört der andere Notar,
Der abgesagter Feind ihm war,
Er ging zu seines Feinds Gemahl,
Aussinnend eine List zumal.
Er sprach: »Dein Mann ist eingesperrt
»Mit einer Hur', die ihn entehrt,
»Nun setz' dich an und mach' dich auf,
»Und lasse deinem Eifer Lauf,
»Denn zauderst du, so fließt sein Blut,
»Verloren ist sein Hab und Gut,
»Der Groll vergeht wann Feinde sterben,
»Sey schnell und rett' ihn vom Verderben.«
Sie sagt: »Was soll ich thun?« Er sprach:
»Du rette ihn zuerst von Schmach,
»Bestich die Wache, geh' hinein,
»Weh' dir, wenn du es lassest seyn!
»Leg' dann ihr Kleid im Kerker an,
»Und bleibe so bey deinem Mann,
»Sitz' in dem Kerker ihm zur Hand,
»Ich trau', du bringst das Werk zu Stand.«
Sie sagt zur Wache: »Hör' mich an,
»Ich möchte rächen meinen Mann.«
»Ohrfeigen gäb' ich gern der Hur',
»Die aufgepaßt ihm auf der Flur.«
Sie ging hinein und that es so,
Und war gelung'ner List sehr froh,
Der Feind, der ging zu den Notaren,
Die alle wack're Männer waren.
Er sprach: »Was habe ich gesehen?
»Um unsre Ehre ist's geschehen!« —
»Wie so?« — So hört denn: »Der Notar
»Allein in seinem Garten war,
»Allein mit seinem rechten Weib,
»Die Wache stört den Zeitvertreib,
»Sie sperrt ihn ein mit seiner Braut,
»Sie schreyen nun um Hülfe laut.«
Zum Richter gingen die Notare,
Erklären ihm die Schmach, die bare,
Dann gingen sie zu dem Sultan
Und brachten ihre Klage an.
Erzürnt, fuhr dieser auf im Grimm
Und schwur, daß dieß soll enden schlimm.
Frey wurde der Notar der Haft,
Die Wache ward dafür gestraft.
Dann sagte dieser jenem Feind,
Ich that dir dieß nicht als dein Freund,
Ich bleibe wie zuvor dein Gegner,
Und stürz' dich, wenn ich kann, Verweg'ner.

Allein entehrt war unser Stand,
D'rum war ich hülfreich dir zur Hand.
So helfen auch die Menschen Dschinnen,
Wenn sie auch nicht befreundet ihnen.
Wir trennten uns dann sogestalten,
Nachdem ich meinen Wunsch erhalten,
Ich ritt davon auf falbem Pferd,
Beglückt wen fremdes Beyspiel lehrt.

Hier endet die Hauptfabel, welcher, wie man gesehen, neunzehn Erzählungen eingeschachtelt sind, und nachdem der Strom der Erzählung so breit sich ergossen, verrinnt er am Ende im Sande. Die noch folgenden 1260 Verse sind mehr als metrisches Kunststück wegen ihrer Kürze, als wegen ihres ethischen und ästhetischen Inhaltes beachtenswerth; sie bilden den Anhang des hier übersetzten Kernes des Buches unter dem besonderen Titel: Babol edeb, d. i. Hauptstück der Humanität. Den Schluß des Ganzen machen die folgenden zwey und zwanzig Distichen, welche Hadschi Chalfa in seinem bibliographischen Wörterbuche unter dem Titel des Buches mit einigen Varianten unseres Textes aufgenommen:

Auf dieses schöne Buch,
Worin manch Witzversuch,
Verwandt' ich zehen Jahre
Der Jugend, unschätzbare.
Seit ich gehört von dir
Hab' ich's bestimmet dir,
Bedacht es stets zu läutern,
Den Sinn dir zu erheitern,
Für jeden Tag ein Wort,
Als einen Weisheitshort.
Den Männern scheint gleich schwer
Die Handlung und die Lehr',
Ich hab' es ausgeschmückt,
So daß mein Styl entzückt,
Es hat nicht seines Gleichen,
Ihm müssen and're weichen,
Und in dem edlen Streite
Stellt kein's sich ihm zur Seite.
Von Weisen wird's gesucht,
Von Dummen wird's verflucht.
Gemacht die Zucht zu bahnen
Wie Perlen der Collanen,
Was lang, ist zu betrachten,
Was kurz, nicht zu verachten,
Zweytausend schöne Reime
Des Sinnes Honigseime,
Und wenn sich alle Träumer,
Prosaiker und Reimer,

So lang als Noe's Leben,
Viel tausend Mühen gäben,
So brächten sie mitsammen
Nicht Einen Vers zusammen,
Ich fand es als mein Gut,
Mein Kind und Herzensblut.
Du bist ja, wie ich meine,
Der Herr vom Gnadenschreine,
Der Fels, auf den zu bauen,
Auf dich steht das Vertrauen,
Groß ist Beschwerlichkeit,
Die Straße lang und weit;
Nichts hab' ich unterlassen,
An Fleiß nichts fehlen lassen,
Des Ruhmes Herrlichkeit
Bewährt sich mit der Zeit.

Die vorstehende Uebersetzung des Kernes dieses arabischen Apologenbuches zeigt, daß dasselbe weit weniger eine Nachahmung der Fabeln Bidpai's, zu welchen es als Seitenstück aufgeführt wird, als eine Nachahmung der ein Jahrhundert älteren Abhandlung der Brüder der Reinigkeit über den Adel des Menschen. Die große Encyclopädie Taschköprisade's erwähnt der Fabeln Bidpai's keineswegs, wie man vermuthen sollte, unter den rhetorischen Werken, sondern in der Einleitung der Abtheilung der philosophischen Wissenschaften mit der umständlichen Erzählung der Sendung Bersuje's und der ersten Uebersetzung ins Arabische durch Abdallah Ben Hilal aus Ahwas unter dem Chalifate Mehdi's und der ersten gereimten, durch Sehl Ben Newbacht für Chalid den Barmekiden, wofür er von demselben tausend Dukaten erhielt. Hierauf folgt aber eine bisher ganz unbekannte, und nicht nur für die Literaturgeschichte der Fabeln Bidpai's, sondern für die arabische Literaturgeschichte überhaupt nicht unwichtige Stelle, mit deren Uebersetzung wir diese Anzeige besiegeln.

»Naßir' (Lidinillah Ebul Mosaffer Abderrahman), der Herrscher von Andalus, forschte metaphysischen und philosophischen Werken nach. Der König Indiens, Melhew, hievon benachrichtigt, sandte ihm eine Handschrift des Kelile we dimne mit Bildern, dann das Buch Adams über die Wissenschaft der Buchstaben, das Buch der dem Adam gesandten Buchstaben auf 21 Olivenblättern des Paradieses mit allen Namen, Eigenschaften, Zahlen, Weisheitssprüchen und erklärenden Versen. Mit diesen Geschenken sandte er ihm ein Bettlacken aus einer Schlangenhaut, welche die Farben des Pfauengefieders spielte, und ein anderes Bettlacken aus einer Thierhaut, welche den darauf Sitzenden die goldene Ader heilte. Der griechische Kaiser Romanus (der Zweyte, der Zeitgenosse Hugo Capet's) wandte sich an Naßir, um von ihm das Buch der Wissenschaft der Buchstaben (der Kabala) zu erhalten;

Naßir sandte ihm dasselbe i. J. 337 (948) [1]) mit kostbaren Geschenken und seltenen Werken, deren eines das des Dioskorides, mit der Abbildung aller Pflanzen, in altgriechischer Sprache und Schrift; außerdem das Buch der Erzählungen Herodots, welches die Geschichte der griechischen Könige und der an dieselben gesandten Propheten enthält, in lateinischer, d. i. in fränkischer Sprache. Im Jahre 340 (951) [2]) sandte Romanus an Naßir den Mönch Nikolas, um die unbekannten Namen der Pflanzen und Spezereyen des Dioskorides für denselben ins Arabische zu übersetzen. Dieser verfertigte zuerst zu Cordova den Terjak nach der erprobten Weise; den Dioskorides hatte aber schon Stephan, der Sohn Besils, der Dolmetsch zu Bagdad, unter der Regierung des Chalifen Motewekkil aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt.«

Wenn auch hier durch die Schuld des Abschreibers oder des Geschichtschreibers ein Zahlenirrthum eines Jahrzehends unterlaufen, so strahlen doch der indische König Mehlhew, der griechische Kaiser Romanus und der spanische Chalife Naßir als die drey Sterne des Oriongürtels großer Herrscher, welcher in der Mitte des zehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung den Osten mit dem Westen umschlang.

Hammer-Purgstall.

Art. IV. P. Ovidii Nasonis Tristium libri quinque, ad veterum librorum fidem recensuit, varias scripturas omnium codicum a superioribus editoribus collatorum, imprimis heinsianorum, e Burmanni et Heinsii schedis idiographis et aliunde auctas, correctas, expletas, quibus V novae collationes accesserunt, itemque varias scripturas VIII editionum saeculi XV. apposuit, commentariis instruxit, praefatus est, et indicem addidit *Vitus Loers*, Dr. Treviris, apud Fridericum Lintz 1839.

P. Ovidius Naso, der Peligner, hat sich durch seine anziehenden Dichtungen sowohl, als auch zuletzt durch seine tragischen Schicksale, von welchen diese eben Tristia als rührende Seufzerlaute Zeugniß geben, von jeher zu einem der vorzüglichsten Lieblingsdichter des klassischen Alterthums zu machen gewußt, und wo nicht eben so viele Bewunderer als Homer und Sophokles, doch gewiß nicht weniger Gönner und Leser als Pindar, Virgil und Horaz gefunden. Die vorliegenden Elegieen schrieb er während seiner räthselhaften Verbannung zu Tomi (heute Thomisvar) unter den rohen Geten, nahe an den Mündungen des Ister, gleich-

---

[1]) Hier ist ein Schreibfehler oder chronologischer Irrthum, indem Roman II. erst eilf Jahre später den Thron bestieg.

[2]) In diesem Jahre herrschte Constantin, welchen sein Sohn Roman II. erst 8 Jahre später vergiftete.

sam nach dem trübseligen Losungsworte, das er sich selber gegeben (Tr. III. 1. 10):

Inspice quid portem: nihil hic nisi *triste* videbis,
Carmine temporibus conveniente suis.

Wir besitzen treffliche Ausgaben von seinen sämmtlichen Werken, und die erste ist zu Rom im J. 1471 in Folio an's Licht getreten. Auch haben insbesondere seine Tristia (meistens in Verbindung mit: Epistolae ex Ponto) gut commentirte Ausgaben erlebt, wovon wir zwey der vorzüglichsten namentlich anführen: die von Harleß (Erlangen 1772) und von Oberlin (Straßburg 1778). Die jüngste von Merkel liegt uns nicht zu Handen. Die gerühmtesten Commentirungen des Naso sind, auch unserm vorliegenden Herausgeber gemäß, aus den gelehrten Federn eines Nikolaus Heinsius und Peter Burmann geflossen, wie es schon der Titel des Buches andeutet.

Es entsteht nunmehr die bedeutsame Frage, ob unser Autor die trefflichen Materialien zu seinem Zwecke mit Geschick benützt, und seinen Bau auf der festen und breiten Grundlage dergestalt aufgeführt habe, daß er alle seine Vorgänger um einen beträchtlichen Schritt überbot. Er verspricht uns das in seiner gelehrten Praefatio, welche sich über 32 Seiten ausdehnt, und wir wollen wenigstens im voraus kein Mißtrauen in die Versicherung setzen, welche er uns im Eingange dieser Vorrede gibt, der da lautet: »In adornanda hac editione P. Ovidii Nasonis Tristium propositum mihi fuit, pleniorem atque accuratiorem, quam quae adhuc vulgatae exstarent, horum carminum editionem conficere; quae textum, quem vocant, diligenter recognitum variantes, quae in promptu erant, scripturas codicum manu scriptorum et editionum saeculi XV, itemque commentarios, omninoque omnes copias grammaticas ad haec vatis Peligni carmina recte intelligenda et ad scripturam, quae vera esse videretur, tuendam atque confirmandam idoneas contineret.«

Hierauf läßt er zwar dem gelehrten N. Heinsius die Ehre widerfahren, die in den Annalen der Philologie für ihn gleichsam stereotyp geworden ist, lobpreiset seinen gediegenen Scharfsinn, sein richtiges Urtheil, seine ungewöhnliche Sprachwissenschaft und seinen Vorrath von kritischer Beleuchtung, Tugenden, die wenigstens zu seiner Zeit ziemlich selten in Einem vereinigt zu finden waren; doch behauptet er, daß der ausgezeichnete Mann in seinen kritischen Forschungen nicht überall genug umsichtig und behutsam gewesen, nicht die gehörige Art und Weise in seinen Erklärungen und Commentirungen beobachtet, und in seinem wissenschaftlichen Treiben zu vielfach angesprochen und beschäftigt war, um sein Augenmerk, wie es der Sache nach nöthig gewesen wäre,

auf jede einzelne Stelle eines Autors zu richten. Dem zu Folge sey er in viele und grobe Fehler verfallen: atque inde (schreibt Loers) in errores delapsus est et graves sane et valde multos. Sonach macht er ihm zum Vorwurf, daß er nach momentanem Gutdünken und keineswegs nach reiflicher und gewissenhafter Erwägung und Vergleichung bald diesem, bald jenem Codex gefolgt sey, willkürlich Stellen verwechselt und gedeutet habe, und in der Commentirung nicht selten nach vorgefaßter Meinung blindlings verfahren ist. Auch tadelt er ihn, daß er sich so gerne ohne Ursache des Konjunktives bedient, bey Collectivnamen das Zeitwort im Plural gebraucht, gerne in rednerischen Prunk übergegangen, häufige Wiederholungen der Zeitwörter, Gegensätze, Ausrufungen, Fragefiguren, und was dergleichen mehr ist, unstatthaft angenommen habe. Diese Beschuldigungen sucht er durch eine Unzahl angeführter Citaten zu bekräftigen.

Und von Burmann sagt er, daß er sklavisch in die Fußstapfen des Heinsius getreten sey, sein Vorbild aber weder an Scharfsinn des Urtheils, noch an Tiefe und Reichthum der Gelehrsamkeit erreicht habe.

Es muß uns in der That nicht wenig gewagt dünken, zwey Männer angetastet zu sehen, über welche seit beynahe zweyhundert Jahren nur eine Stimme der ruhmvollsten Anerkennung geherrscht hat; denn was dieses Gelehrten-Paar, und vornehmlich Heinsius für die römisch-klassische Literatur (nach dem Beyspiele seines großen Vaters) gethan hat, ist bisher noch, wenn auch nicht jedem einzelnen Gelehrten, doch den gesammten Schulanstalten Norm und Quelle geworden, so daß seine Commentare gleichsam Orakelsprüchen gleich geachtet wurden. Dem zu Folge müssen wir um den gegenwärtigen Herausgeber Ovids nicht wenig besorgt seyn, einmal, wie er seinen kühnen Angriff und Tadel der hochverdienten Männer rechtfertigen möge, und das andere Mal, ob er wirklich nicht bloß berufen, sondern auch auserwählt sey, uns Gediegeneres zu bieten, als in der Sache schon geliefert worden. Er läßt sich von S. V auf VI also vernehmen: »Quomodo vero acciderit, ut ista Heinsio-Burmanniana recensio tantam nacta sit auctoritatem, ut textus, qualis ab illis viris constitutus est, longius toto saeculo et ad nostram propemodum aetatem quasi pro integra ac nova vulgata sit habitus, non est hujus institutae scriptionis copiosius exponere. Ego vero, ut breviter dicam, de ea sic sentio, sic judico: permultos quidem locos corruptissimos ab Heinsio divina quadam sagacitate atque eruditioue integritati suae esse restitutos aut contra suspiciones ac dubitationes ab aliis grammaticis excitatas defensos atque confirmatos. At idem ego

affirmo, nil reverens reprehensionem, quam hujus sententiae novitas apud eos, qui rem accuratius perquirere nollent, sit habitura, ab eodem Heinsio et parum felici ejus sectatore Burmanno textum Nasonis carminum ita multis locis esse depravatum, ut nullus fere scriptor Latinus ab editoribus pejus habitus magisque corruptus esse videatur, et quemvis fere codicem de melioribus quidem et quamvis fere editionem saeculi XV, si Bononiensem excipias, omnium operum Ovidii plus mille quingentis, Tristium autem plus ducentis locis emendatiorem et integriorem exhibere textum, quam laudatam istam Heinsii et Burmanni recensionem.« — Wir werden uns von der Zulänglichkeit dieſer Behauptung, wo wir den Urtext mit ſeinen Commentirungen unterſuchen, des Nähern überzeugen; inzwiſchen aber müſſen wir noch hören, wie ſich unſer Autor in ſeiner etwas breiten Vorrede noch weiter vernehmen läßt.

Er kommt nun der Reihe nach auf Merkel zu ſprechen, welcher der Meinung war, daß die anerkannten Fehler des Heinſius davon herrühren, weil er fehlerhafte, interpolirte italieniſche Codices benützt, ohne ſie gehörig geprüft und mit andern verglichen zu haben. Ihm widerſpricht aber Loers geradezu, und behauptet: Heinſius ſey weder durch italieniſche, noch durch deutſche, franzöſiſche und niederländiſche Codices und Abſchriften zu Irrthümern verleitet worden, ſondern der Uebelſtand ſeiner mangelhaften Ausgabe ſey lediglich bey ihm ſelber zu ſuchen. Die meiſte Schuld dieſes Commentators, ſagt er wiederholt, liegt darin, daß er ſich die Freyheit herausnahm, die Urſchrift nach eigenem Gutdünken zu verändern, den Dichter zu verbeſſern, wo er ihm ſelbſt oder der Abſchrift einen Fehler zumuthete, und endlich die Codices nach bloßer Willkür ſo zu gebrauchen, wie ſie ihm nach ſubjectiver Anſicht am richtigſten und bequemſten erſchienen ſind. Hierauf zählt er 120 Stellen aus den Tristibus nummeriſch auf, worin Heinſius entweder wirkliche Fehlgriffe begangen, oder mangelhaft in der philologiſchen Kritik geweſen iſt.

Was nun Rudolph Merkel betrifft, ſo ſpricht er ihm alles Lob zu, und ſagt, daß er die Schlimm-Verbeſſerungen des Heinſius und Burmann als erkannte Fehler und Abſurditäten ausgeſtoßen, und den alten wahren Urtext wieder hergeſtellt habe; ſonach tadelt er ihn aber, daß er die kritiſche Sichel an ſo vielen Orten nicht angewendet, und ſo vieles übrig gelaſſen hat, was erſt künftige Herausgeber ausreuten und beſeitigen müſſen. Ja, er hat alte Fehler nicht bloß beybehalten, ſondern dieſelben auch noch in Schutz genommen, und zu vertheidigen geſucht, gute authentiſche Stellen verderbt oder in Verdacht gezogen, und viele

andere, welche einer kritiſchen Beleuchtung augenſcheinlich bedurft hätten, ganz unberührt und unbeſprochen gelaſſen.

Die neueren Ausgaben der Tristia haben auf der Wagſchale unſers Autors ein noch viel geringeres Gewicht, denn er ſagt von den Bearbeitungen des Oberlin, Harleſius, Nic. Klein, Platz und Andern: horum omnium cura, licet pauca emendarint, propemodum tota adhuc pendet e recensione ac ratione Heinsio-Burmanniana; obwohl ſie auf den Titelblättern und in den Vorreden ihrer Werke ausſagen: textum sese recognovisse atque emendasse. Erfreulicheres, fährt er fort, läßt ſich von Joh. Chriſtian Jahn erwarten, der eine neue Ausgabe der ſämmtlichen Schriften des Ovid veranſtaltet, und bereits ſchon mehreres Preiswürdige geliefert hat (bis dahin nämlich die Amatoria und Metamorphoses.)

Seite X gibt unſer Verf. die Quellen und Hülfsmittel an, deren er ſich zu ſeiner vorliegenden, allerdings ſchätzenswerthen Ausgabe, ſeiner Verſicherung nach, der Art bedient hat, daß er alles, was bisher über dieſen Gegenſtand erſchienen iſt, überboten. Er benützte zuvörderſt die Varianten, welche ſich bey den erſten Herausgebern des Naſo, alſo vor den Zeiten des Heinſius und Burmann vorgefunden haben, ſodann die Angaben, Winke und Excerpte der beyden genannten Philologen, ingleichen die älteren Literaten, die unmittelbar aus den Handſchriften geſchöpft haben, als: Naugerius, Herkules Ciofanus, Gregor Bersmann und Andere, welche in der Ausgabe Burmanns namentlich angeführt werden; ſonach verſchiedene Codices, deren ſowohl Heinſius, als auch Burmann in ihren Ausgaben gedenken. Die ſicherſte Quelle zur möglichen Completirung und zweckmäßigen Commentirung eines alten Klaſſikers iſt für uns immerhin in den alten Pergamenten zu ſuchen; wir wiſſen aber aus tauſend Beyſpielen, welche Schwierigkeiten da faſt immer im Wege ſtehen, und wie abweichend oft ein Coder von dem andern iſt, wenn er ſich anders für uns lesbar erhalten hat.

Nunmehr zählt Loers S. XIII ꝛc. die verſchiedenen Codices und Abſchriften auf, welche ihm durch die Citaten ſeiner Vorgänger ſowohl, als auch durch eigene Nachforſchungen für ſeinen vorgeſetzten Zweck bekannt geworden ſind. Seine Nummern laufen hier bis zu der beträchtlichen Zahl von 55 hinauf, und die ihm zugänglich waren, und was ihm von jedem Coder, jeder Abſchrift oder früheren Commentirung nutzbare Materialien lieferte, hat er für ſeine gelehrte Arbeit mit unermüdetem Fleiße, und wir können hinzuſetzen, mit einer ſeltenen Sachkenntniß, Urtheilskraft und Weihe verwendet. Außerdem führt er noch verſchiedene Quellen an, die ihm mittelbar durch Merkel und Andere bekannt ge-

worden sind, oder die er zum ersten Male selbst aufgespürt und benützt hat. S. XIX ꝛc. schreibt er: His accedunt variantes quinque codicum, qui a me nunc primum aut denuo collati sunt, quorum primus est Berolinensis (Diezii); alter Relandinus, membranaceus; tertius Crevennae, chartaceus; hos tres codices (fügt er bey) a. 1832 in ipsa bibliotheca regia Berolinensi ipse contuli. Quartus est bibliothecae regiae Dresdensis, membranaceus; quintus est Buslidianus sive Collegii, nunc bibliothecae Universitatis Lovaniensis.

Ueber die Richtigkeit und Güte so vieler Codices ein zureichend kritisches Urtheil zu fällen, ist, wie wir oben schon angedeutet, ungemein schwierig, um so mehr, sagt unser Autor, als sich in Bezug auf ihre Treue und Auctorität kein bestimmter Maßstab angeben läßt, und als selbst die gelehrtesten Männer eine schlechte Abschrift für gut, und eine gute lange Zeit hindurch für eine interpolirte und verstümmelte gehalten haben. Dem gemäß führt er ein Beyspiel von Merkel an, und sagt: »Is Palatinum I. bonum quidem codicem, non interpolatum esse censuit, contra multos alios, in his praecipue Vaticanum I., Mediceum I., utrumque Politiani, Palatinum II. et Combianum nota familiae interpolatae insignivit. At Palatinus ille etsi easdem interpolationes, quas illi, non omnes habet, multas tamen habet alias et proprias, ac re accuratius examinata facile apparet, eum aeque aut certe non multo minus interpolatum esse, quam plures alios de Merkelii ista familia interpolata.« — Loers citirt nummerisch alle Hauptstellen, welche ihm von seinem Gesichtspunkte aus im Coder Palatino I. als interpolirt erschienen sind, da doch Merkel nach seiner kritischen Vergleichung behaupten zu können glaubte, daß eben dieser Coder bey weitem der fehlerfreyeste, und folglich gleichsam der zuverläßigste und für jeden Herausgeber der empfehlendste sey. Dagegen eifert aber Loers mit den Worten: »Quilibet harum rerum non plane ignarus atque insolens, vel non monitus facile ipse intelligit, Palatinum istum in his ac talibus locis (quos p. XXIV memorat) omnibus nihil praestare ceteris.«

Indem wir nun endlich die weitläufige Vorrede verlassen, und auch einige Blicke in die Commentirung des Urtextes werfen wollen, fragen wir schlüßlich nur noch, welche Codices unser Autor als die besten erkannt, und bey seiner gegenwärtigen Ausgabe vornehmlich benützt hat? Er schreibt S. XXVIII: »Ceterum inter praestantiores numerandi Tristium codices videntur Combianus sive Dresdensis, Palatinus I., Hamburgensis, Vaticanus I., Gothanus, Guelferbytanus, Puteanus, Bernensis, Maffeianus. Satis boni quoque Bersmannianus, Buslidianus,

Francofurtensis, Mediceus I., Gottorpianus, Vossianus sive excerpta Vossii, Berolinensis, Pirkheimerianus, Gallicus, Politianus I., Palatinus II. — Valde mediocres Relandinus, Regius, Sequerianus, Crevennae, Leidensis Moretanus, Servianus et Junianus.«

Was nun die vorliegende Ausgabe betrifft, so hat der Verf. nach seinem besten Wissen und Gewissen mit sorgfältiger Benützung all des Guten, was über diesen Gegenstand vorhanden war, den seiner Ansicht nach gereinigtesten und möglich echten Urtext zum Grunde gelegt, denselben überall erklärt, wo er schwierig, dunkel oder mangelhaft war, und sowohl einzelne Wörter, als auch Sätze und ganze Stellen, je nachdem sie ihm fehlerhaft schienen, oder auch als Muster von Schönheit und Zierlichkeit galten, beleuchtet, was historisch, geographisch, mythisch oder antiquarisch zu berichtigen war, angemerkt, und über alles das die eigenthümliche Schreibart dieses Dichters in vielen Beziehungen angedeutet. Er fährt mit den Worten fort: »Atque in toto illo interpretandi munere ita plerumque sum versatus, ut primum res ipsas breviter exponerem, tum ubi opus videbatur, argumentis, locis similibus ac testimoniis, aut ex ipso Nasone, aut aliunde petitis confirmarem, denique auctores et veteres et recentiores citarem, apud quos eadem uberius tractatae reperientur, ut si quis accuratiorem et pleniorem earum notitiam aut majorem fidem quaereret, fontes sciret, quos adire et unde uberiora ac subtiliora repetere posset.«

Wir können nicht läugnen, daß uns diese Commentirung an vielen Orten zu weitläufig und unerheblich geschienen hat, der Verf. aber, der diesen Einwurf im Allgemeinen schon im voraus geahnt und befürchtet hat, begegnet ihm mit der Erklärung: Es sey wahrlich schwer, bey einer solchen Arbeit das rechte Maß zu treffen, und allen vernünftigen Anforderungen zu genügen. Er wollte nicht bloß für Gelehrte und Sachkundige schreiben, und somit beyfügen, auf welche Weise andere Literaten diese oder jene Stelle aufgefaßt und erklärt haben, sondern auch für Laien und Schüler, um ihnen diesen vorzüglichen Barden des klassischen Alterthums so verständlich und genußreich als möglich zu machen.

Wir wollen nun unsern verehrten Lesern ein Probestück vorlegen, wie es uns eben zu Gesichte steht, und sie lieber selbst ein Urtheil über die Brauchbarkeit und den Werth dieser Ausgabe fällen lassen.

Libri I, elegia III. (S. 61.)

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Qua mihi supremum tempus in Urbe fuit;
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui:
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Jam prope lux aderat, qua me discedere Caesar, 5.
Finibus extremae jusserat Ausoniae.
Nec spatium nec mens fuerat satis apta parandi:
Torpuerant longa pectora nostra mora.

---

1. *Subit*, in mentem venit. Dicitur simpliciter *subire*, ut h. l. Met. XI, 542, et II, 755; *subire menti* vel *animo*, ut Trist. I. 5. 13, Pont. IV, 15. 20, et quod usitatissimum est *subire mentem*, ut Met. XII. 472. Vid. Serv. ad Virg. A. VIII. 125. — Vat. Hafn. Put. Gall. et Goth. *dum*.

2. *Qua*. Gall. et vett. edd. *quae*, quod dedit Heinsius. Sed cum scriptura: *quae* etsi simplicior et e vulgari more dicendi sit, mihi codd. consensus in scriptura *qua* non librariis deberi videtur, quae etiam elegantior et concinnior est, quum v. 3. iterum *qua* sequatur. — Serv. *quod*. — Wir fragen aber, ob es nicht beſſer wäre, die Monotonie des doppelten *cum* und *qua* nach dem Winke der Varianten durch: dum und quae oder cum — si und quae — qua zu verhüten, da Ovid urſprünglich wirklich dieſen Rhythmus beobachtet haben konnte?

3. *Repeto*, sc. cogitando: *reminisci enim*, auctore Varr. de L. L. V. c. 6, *est, cum ea, quae tenuit mens ac memoria, cogitantur et cogitando repetuntur*. Conf. I. 1. 23. Eodem modo dicitur *refero*, velut Met. I. 165, et rocolo, ut Her. V. 113, quod h. l. Serv. habet.

4. *Nunc*. Maff. et quidam alii rectius nunc, h. e. *nunc adhuc, cum haec recordor*. Cioſ. Confirmant Dresd. Rottend. ed. pr. Heinsii et Guelf. pro v. scr. Reliqui codd. et vett. edd. *tunc*. — Gutta. Prop. IV. 1. 144. *Gutta quoque ex oculis nonnisi jussa cadat*. — Unus Med. *humida gutta*.

5. *Lux*. Pal. 2. et II alii Heinsii *non*. Male. Mirari autem licet, interpretes dubitasse, quum et sensus et ipsum carmen (Conf. v. 47) et vett. libri scripturam *lux* confirment. — Guelf. *cum me*.

6. *Extremae*, ex copia poëtica additum. De Ausonia vid. ad I. 2. 92. Ceterum eodem modo pentametri choriambo exeunt Trist. II. 232. 416. 430 514. III. 5. 40. III. 9. 2. III. 10. 4. IV. 5. 24. V. 6. 30. Conf. II. 212. 294. Qui autem ex his paucis versibus inter tria fere millia Nasonem contendunt in Tristibus, quod ad numeros ac modos attinet, negligentiorem fuisse, parum mihi dicere videntur, cum praesertim neque in aliis iisque elaboratissimis carminibus choriambi usum in fine pentametri vitarit. (Vid. Her. XVI. 288. XVII. 16. XIX. 202. Fast. V. 582. VI. 660. Conf. not. ad. Her. XVI. 62.) Nec omnino satis explicata quaestio sit, quatenus ille usus a Latini sermonis elegantia abhorrere videatur. Vid. Broukh. ad Tibull. II. 6. 22.

Non mihi servorum, comitis non cura legendi,
Non aptae profugo vestis opisque fuit. 10.
Non aliter stupui, quam qui Jovis ignibus ictus
Vivit et est vitae nescius ipse suae.
Ut tamen hanc animi nubem dolor ipse removit,
Et tandem sensus convaluere mei;
Alloquor extremum moestos abiturus amicos, 15.
Qui modo de multis unus et alter erant.

---

7. *Nec spatium nec mens.* Heinsius cum paucis codd. suis: Barb. Pirkh. Reg. Gall. Mor. et IV. aliis quibus, accedunt Guelf. Seg. et ed. Bonon. male dedit *nec mens nec spatium.* Restituendum *nec spatium nec mens*, quum illa *torpuerant — mora* pro expositione sint verborum *nec mens*, qui sententiarum nexus, si *nec mens nec spatium* scribitur, interpositis illis *nec spatium*, turbatur. Atque ita exhibent cum vett. edd. praeter Leid. qui nec *spatium fuerat nec mens* plurimi et optimi codd. Male porro idem Heinsius et Barb. et Fr. Rev. quibus nunc accedunt Rel. et Guef. *fuerant:* pluralis enim revocata vetere scriptura *nec spatium nec mens* minime opus est, sive satis apta pro nominativo sive pro accusativo accipitur. Denique idem Heinsius ex uno Serv. novavit *paranti*, quod etsi, si paranti pro verbe (verbo) neutro accipias, ferri potest, tamen *parandi*, quod optimum habet sensum, invitis libris mutare non licebat. *Apta* autem recte monente Verburgio accipiendum pro casu quarto. Jun. *cura parandi.* Richel. *paratu.* Crev. *parare.*

8. *Pectora.* Vid. ad v. 29. Bern. *corpora.* Berol. Seg. *tempora.* Auch dieſer monotone Pentameter zeigt wieder, daß Ovid nicht genug Sorgfalt auf alle ſeine Verſe verwendet habe.

9. *Comites.* Heinsius cum Barb. (idem Goth. a. 2. m.) edidit *comitis*, et sic recentiores editores omnes. Restituendum cum omnibus libris vett. *comites*, et intelligendum: *non mihi servorum* (cura), *non legendi* sive *quaerendi comites cura*, non (cura) *aptae profugo vestis opisve fuit.* Jun. et Reg. *comites nec.*

11. *Ictus.* Juretus ad Symmach. III. Ep. 6. in aliis codd. esse *actus* scribit, Mor. pro v. scr. Pal. 1. IV. alii Heins. et ed. pr. ustus. Burm. Vid. IV. 3. 69. *Jovis ignibus*, circumlocutio fulminis. Nam Jovis manum fulmine armavit vetus religio.

13. *Animi nubem.* Malim *animo*, ut Put. Heins. Et sic recentiores editiones omnes. Sed non idoneam video caussam, scripturam, praeter Fr. Rev. quod habet *animam*, omnium vett. librorum mutandi. Animi nubes est stupor, quo ut caligine offusus fuerat. Sic *nox animi* Met. VI. 662. — Met. II. 658. *Plura loqui* (vetor) *vocisque meae praecluditur usus*, ubi var. 5. *vocique.* Eadem sententia est Her. X. 33. *Nec languere diu patitur dolor; excitor illo. — Excitor et summa Thesea voce voco.* Met. V. 510. ... *utque dolore. — Pulsa gravi gravis est amentia* V. 15. Gall. aditurus.

16. *Modo de multis*, h. e. de modo multis. Her. XIV. 1. *Mittit*

Uxor amans flentem flens acrius ipsa tenebat,
Imbre per indignas usque cadente genas.
Nata procul Libycis aberat diversa sub oris,
Nec poterat fati certior esse mei.
Quocumque aspiceres, luctus gemitusque sonabant,
Formaque non taciti funeris intus erat.
Femina virque meo, pueri quoque, funere maerent,
Inque domo lacrimas angulus omnis habet.
Si licet exemplis in parvo grandibus uti;
Haec facies Trojae, cum caperetur, erat.

Hypermnestra de tot modo fratribus uni. — Saepe in miseria ab amicis sese relictum esse queritur poëta. Trist. I. 5. 33. I. 8. 17. III. 5. 10. Pont. I. 10. II. 3. 29. et aliis locis. — Guelf. et vett. edd. *erat*. Wir würden dem Pentameter dieſe Interpunktion gegeben haben: Qui modo de multis, unus et alter, erant.

17. *Flens acrius ipsa.* Construe: uxor amans flentem, ipsa acrius (etiam) flens, tenebat. Met. XIV, 305. flentem flentes amplectimus illum. Goth. *dolebat.* Serv. timebat. Pirkh. *strictius.*

18. *Indignas*, quae hoc non meruerant. Sic Met. I. 138. indignos lacertos. Amor III. 9. 3. indignos solve capillos. Pari modo dicitur immerentes, ut Hor. Od. II. 13. 12. et immeritus, ut Hor. Od. I. 17. 28. — Imbre. Conf. III. 2. 19. IV. 1. 98. Cadente gravius dictum, quam fluente.

19. Nata — aberat, sine dubio maritum, qui senator erat, in provinciam secuta, quod eo tempore non insolens fuit. Vide interpp. ad Tac. Annal III. c. 33. 34. De Nasonis filia vide ad IV. 10. 76. Libycis a Libya, quod est graecum nomen Africae sive litoris mediterranei ab Aegypto, quae ab ea erat exclusa, usque ad fretum Gaditanum. Plin. H. N. V. Prooem. Conf. I. H. Voss. ad Virg. Georg. III. 249. et Schirlitz Geogr. ant. p. 451 — *diversa*, longe remota III. 2. 12. Met. II. 323. XV. 23. Conf. Virg. A. IX. 415. — Pirkh. Pal 2. et tertius Heinsii divisa Berol. divulsa. — *Sub* pro *in*, sed minus finite, fere ut circa. Met. I. 689. Serv. ad. Virg. A. I. 452. III. 234. 444. Prop. III. 7. 35. interpret. ad Tib. II. 3. 19. — Jun. Libycas sub oras. V. 20. Goth. *non.*

21. *Quocunque* Qui nuper cum Ven. 1486. *quodcunque* legendum censuit; et sequitur *intus*. *Aspicere aliquo* est apud Plant. Ampitr. II 2. 146. *Age, aspice huc.* Cf. I. 11. 23. I. 2. 23. De aspiceres conf Fast II. 419. Rel. a. 1. m. aspicerem. Pirkh. et ed. Bonon. quacunque. Bern. et Leid. gemitus luctusque. (In unſerer Ausgabe finden wir: sonabat.)

22. *Non taciti*, sed quod valde defleretur, vel, ut alio loco dixit: *lacrimosi.* Gall. *nec taciti.* Pirkh. et ed Bonon *non tanti.* Crev. *instar erat.*

23. *Meo funere*, meo casu I. 1. 118. — Gall. *femina ubique.*

25. *Si licet.* Vid. I. 6. 98. Met. V. 416. ... quod si componere magnis. — Parva mihi fas est. Art. A. III. 525. Quis vetat, a magnis ad res exempla minores — Sumere? — Conf. Virg.

Das ist ein kurzer Abriß, ein Miniatur-Bild des vorliegenden Buches, dem wir im Verlaufe unserer kritischen Beleuchtung nach Gebühr schon manch ein günstiges Wort gesprochen, und das wir jetzt schließlich einen bedeutsamen Fortschritt vor allen Ausgaben nennen, welche bisher denselben Autor und Gegenstand commentirt haben. Es ist wohl unbestreitbar, und der verehrte Leser wird es in dem Auszuge theilweise selbst eingesehen haben, daß Vieles zwar für Viele zu weitläufig und unnöthig erklärt, mit übereinstimmenden Stellen und Zeugnissen überley belegt, und in mancher Hinsicht beynahe ins allzu Breite und Ermüdende ausgeführt sey; doch ist der Herausgeber hinlänglich gerechtfertigt, da er (S. XXX) sagen kann: verum illud potius spectavi unice, ut annotatio nostra, quoad fieri posset, omnino omnium lectorum, etiam eorum, qui in his studiis haud ita longe progressi essent, desiderio et usui responderet, opemque ad percipiendum poëtae sensum commodam et necessariam ubivis suppeditaret; quanquam nonnulla satis expedita minimeque obscura a me diligentius atque impensius tractata sunt. quam opus esse videatur.

Noch haben wir die Prolegomena zu erwähnen, d. i. die gelehrte Untersuchung und Abhandlung über die Tristia, so ausführlich und bündig, wie wir sie bisher noch in keiner der frühern Ausgaben anderer Philologen gefunden haben, obwohl wir auch hier vergebens die Frage gelöset finden, welch ein grobes Verbrechen sich eigentlich Ovid mochte zu Schulden kommen lassen, daß ihn Kaiser Augustus mit einer so strengen Verbannung unbarmherzig bestrafen konnte?

Indem wir nun das verdienstliche Werk allen Bibliotheken, Literaten, Lehrern und Schülern bestens empfehlen, solcher Gestalt, daß wir von demselben Gegenstande Niemanden eine bessere, zweckmäßigere Bearbeitung anzupreisen vermöchten; wollen wir nicht ermangeln, auch der Verlagshandlung das gebührende Lob zu zollen, und öffentlich auszusprechen, daß sie nicht bloß darauf bedacht war, eine möglich correcte, sondern auch eine wahrhaft elegante Ausgabe an's Licht zu fördern!

G. IV. 176. et Ecl. I. 24. — Reg. scilicet. Vett. edd. Leid. Goth. et Bern. in parvis exemplis. Reg. a. 2. m. Guelf. sub ras. Berol XVIII. Heinsii et pr. ed. *exemplis in parvis*. Put. *in parvos exemplis*.

26. Prop. IV. 9. *Spectaculum capta non minus urbe fuit.* Tacit. Hist. IV. *ubique lamenta*, conclamationes et forma captae urbis. Vid. Senec. de Clem. I. c. 26. — Fr. Rev. *Trojae facies*.

Jos. A. Moshamer.

Art. V. 1) Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily. — Presented to both Houses of Parliament, by Command of Her Majesty. London: Printed by T. R. Harrison, 1840.

2) Exposé de la question des soufres de Sicile. Paris. Imprimerie administrative de Paul du Pont et Comp. 1840.

3) Di una quistione surta tra 'l governo delle due Sicilie e la Inghilterra in Marzo 1840. Napoli, li 22 Marzo 1840.

4) Risposta alle petizioni de' negozianti inglesi pei zolfi di Sicilia. Pisa 1840.

5) Contratto di Società rogato in Napoli dal Notajo Giuseppe Maria Pacifico ai 10 di Luglio 1838 per to spaccio dei zolfi di Sicilia tra la Compagnia Taix, Aycard e Ci. ed il Cav. Gran Croce B. Nicola Santangelo, ministro segretario di stato degli affari interni interveniente in nome di S. M Ferdinando II. Re del Regno delle due Sicilie. (Dalla collezione delle leggi del Regno delle due Sicilie 1838, n. 4712.) Napoli 1840.

Vom höchſten Intereſſe ſind die offiziellen Dokumente, welche das engliſche Miniſterium in Folge der Motion Lord Lyndhurſt's zum Gebrauche des Parlamentes drucken ließ. Die Sammlung führt den Titel: Papers relative to the Sulphur Monopole in Sicily, und enthält auf neunzig Folioſeiten die ämtliche Korreſpondenz Lord Palmerſton's mit der brittiſchen Geſandtſchaft in Neapel, vom 25. September 1837 bis zum 16. April 1840, überdieß die Berichte des Handelsbevollmächtigten Mac Gregor, den Notenwechſel zwiſchen der engliſchen Geſandtſchaft in Neapel und dem neapolitaniſchen Miniſterium, und zwiſchen Lord Palmerſton und der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in London; endlich mehrere Eingaben der betheiligten Parteyen. Wir werden auf die für unſeren Zweck wichtigeren Aktenſtücke dieſer Sammlung zurückkommen.

Die drey unter Nr. 2, 3 und 4 angeführten Druckſchriften ſind ſämmtlich der Vertheidigung jenes vielbeſprochenen Vertrags gewidmet, welcher von der neapolitaniſchen Regierung mit der Geſellſchaft Taix, Aycard und Comp. unter Vermittlung des Miniſters des Inneren, Ritters Santangelo, vor zwey Jahren geſchloſſen worden iſt. Von ihrem einſeitigen Standpunkte beleuchten ſie ihren Gegenſtand in lichtvoller und erſchöpfender Weiſe. Was von der Gegenſeite vorgebracht wurde, muß zur Bildung einer unparteyiſchen Anſicht zwar auch gehört werden, an Gründlichkeit, ſcharfſinniger Logik und Klarheit der Darſtellung bleibt es aber weit hinter jenem zurück. Es iſt kein Leichtes, aus ſo widerſtrebenden und ſich durchkreuzenden Behauptun-

gen die Wahrheit zu sondern, und zu einem genügenden, d. h. auf vollkommener Sachkenntniß gegründeten Endurtheile zu gelangen. Schon deßhalb nicht, weil von der einen Seite theoretische Grundsätze geltend gemacht werden, die dem Zeitgeiste vorzugsweise entsprechen, und jeder Beschränkung der Produktion und des Handels entschieden feindselig sind, — die Vertheidiger des Kontraktes hinwieder, der größeren Lokalkenntniß wohl mit Recht sich rühmend, eine Menge Thatsachen vorbringen, gegen welche vorgefaßte Theorien nicht ausreichen. So wird denn der Streit gar leicht auf das Feld nationaler und persönlicher Vorurtheile verschoben, wo zu einem Verständnisse sich weder Stimmung noch Gelegenheit vorfindet.

Man könnte fragen, ob diese Schwefelhändel überhaupt die Wichtigkeit haben, welche die Presse ihnen beylegt, ob sie nicht vielmehr, als den beyden streitenden Theilen ausschließlich angehörend, ihnen auch in der vermittelnden Diplomatie zu überlassen, und der öffentlichen Diskussion gänzlich zu entziehen seyen. Auf den ersten Blick hin mag dieß gelten. Begreiflich ist, daß in einer Zeit, wo so große, gewichtige, in das innere Leben des Staats und der Familie tief eingreifende, sociale Fragen im Schwunge sind, Streithändel, gleich jenen wegen des sicilischen Schwefels, oder des Opiums, oder einer unbestimmten Gränze, als zufällig und vorübergehend mit Geringschätzung betrachtet, und einer ernsteren Prüfung als unwürdig mögen zur Seite geschoben werden.

Wir selbst sind indeß weit entfernt, eine solche Ansicht zu theilen. Wo es sich um Fragen höherer Art handelt, wo religiöse Ueberzeugungen, philosophische Systeme oder staatsrechtliche Theorien im Kampfe begriffen sind, wird nicht sogleich zu den Waffen gegriffen, welche Zeughäuser und Arsenale liefern. Das Gefühl, wie wenig die rohe Gewalt über die Geister vermag, vereitelt den Ausbruch des physischen Krieges, oder schiebt ihn hinaus, bis andere Veranlassungen von außen hinzutreten. Aber gerade ein solcher Anlaß könnte möglicher Weise durch die brittisch-neapolitanischen Weiterungen gegeben werden. Wo bestimmte materielle Interessen vindicirt werden, liegt die ultima ratio der Könige weit näher, eben weil alle anderen Gründe und Gegengründe sobald erschöpft sind, und die Frage um Mein und Dein immer gleich mächtig wieder hervortritt, dann auch, weil in der Regel eine schleunige Entscheidung von einem jeglichen Theile gewünscht und nach Kräften betrieben wird. Hiemit soll nicht gesagt seyn, daß in dem vorliegenden Falle das Aergste und Aeußerste wirklich zu befürchten sey. Alles läßt vielmehr eine friedliche Beylegung erwarten, und wenn diese

Zeilen die Preſſe verlaſſen haben, gehört hoffentlich jenes Zerwürfniß bereits der Geſchichte an. Nur auf die politiſche Bedeutung desſelben und auf die möglichen Folgen wollten wir hier hingedeutet haben.

Neben der politiſchen Seite der Frage ſtellt ſich indeß noch eine andere, die rechtliche, dar. Dieſe allein, mit Ausſchließung der erſteren, iſt Gegenſtand des gegenwärtigen Aufſatzes.

Wir gehen zur Sache ſelbſt über. Am 10. July 1838 ſchloß die Regierung aus ſpäter zu entwickelnden, und je nach der Anſicht der beyden Parteyen zu beleuchtenden Gründen mit einer franzöſiſchen Geſellſchaft einen Vertrag ab, der die Ausbeutung der ſiciliſchen Schwefelminen zum Gegenſtande hat, und weſentlich folgenden Inhalts iſt: Die Normalproduktion des Schwefels iſt jährlich auf 600,000 Cantari feſtgeſetzt; die Eigner können verkaufen an wen ſie wollen, aber die Compagnie muß kaufen allen Schwefel, welchen ſie ihr zum Preiſe von 23 Tari liefern wollen, unbeſchadet einer Entſchädigung von 4 Tari für die Quantitäten, deren Produktion unterſagt iſt. Für jeden Cantaro ausgeführten Schwefel kömmt der Compagnie eine Prämie von 20 Tari zu; der dritte Theil dieſer Prämie oder dieſes Ausfuhrzolles, der das Minimum von 400,000 Ducati für 600,000 Cant. beträgt, wird von der Compagnie an die Staatskaſſen abgegeben. Endlich iſt dieſelbe gehalten, beſtändig einen Vorrath von 150,000 Cant. in Sicilien zur Dispoſition des Handelsſtandes zu haben, zum Preiſe von höchſtens 43 Taris.

Mehr Licht über den Inhalt des Vertrages werden die weiter unten folgenden, den verſchiedenen Parteyſchriften entlehnten Darſtellungen verbreiten.

So wenig es ſonſt in den Gewohnheiten der neapolitaniſchen Regierung liegt, dem Publikum durch Vermittlung der Preſſe in Gegenſtände der äußeren Politik oder der inneren Verwaltung Einſicht zu geſtatten, ſo wurde doch dießmal, als Ausnahme von der Regel, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, der Schwefelkontrakt, zuſammt dem von England durch dieſen für verletzt erklärten Vertrage von 1816, in einer uns vorliegenden Broſchüre abgedruckt. Schon früher hatte die Geſellſchaft Taix et Aycard als eine Beylage zu dem am Eingange citirten Exposé de la question des soufres eine Ueberſetzung des Kontraktes veröffentlichen laſſen. Wir geben hier den Text in der Urſprache:

1) La Compagnia Taix, Aycard e Compagni è autorizzata a formare ne' reali dominj di là del Faro uno Stabilimento inteso a migliorare la industria dello zolfo, secondo i patti e le condizioni qui appresso.

2) La Compagnia si obbliga di comperare in ogni anno lo zolfo che si produrrà in Sicilia sino a cantaja 600,000, avendo la esperienza comprovato eccedente, e cagione di gravi danni ogni più copiosa produzione. E poichè questa negli scorsi anni si è talvolta elevata fino a 900,000 cantaja, affin di dare ai produttori anche una compensazione sull' eccedente dello zolfo che avrebbero potuto e non potranno produrre, la Compagnia si obbliga di dar loro un premio di carlini quattro a cantajo in ogni anno sulle altre 300,000 cantaja delle quali sarà vietata la produzione.

3) Per tutto il mese di luglio dell' anno corrente i proprietarj delle zolfatare dovranno aver inviato a' Sindaci de' rispettivi Comuni, di unita a' documenti di prova, le dichiarazioni del prodotto delle loro zolfatare nelle fusioni eseguite negli anni 1834, 35, 36 e 37.

4) I proprietarj i quali trascureranno di fare le loro dichiarazioni nel tempo di sopra indicato, non avranno diritto per l' anno corrente a produrre alcuna quantità di zolfo.

5) I proprietarj delle zolfatare chiuse da uno o più anni potranno anche essi fare le loro dichiarazioni, indicando la produzione dell' anno precedente a quello in cui vennero chiuse, e le ragioni dalle quali furono indotti a farle rimanere inoperose.

6) Se la determinata produzione di ciascuna zolfatara negli anni seguenti venisse in tutto o in parte a mancare, la mancanza totale o parziale accrescerà proporzionatamente la produzione delle altre zolfatare.

7) Determinate la produzione e le indennità di ciascuna zolfatara, ogni produttore potrà immantinenti consegnare la metà del suo zolfo alla Compagnia, la quale non potrà ricusarla, ne' soliti caricatoj di Licata, Catania, Messina, Siculiana, Girgenti, Terranova e Palermo, pagatone prontamente il prezzo stabilito, cioè:

Per la qualità di Talamone carlini 25 a cantajo.

Per la prima di Licata carlini 24 a cantajo.

Per la seconda buona e vantaggiosa di Licata carlini 23.

Per la terza corrente, e terza vantaggiosa di Licata carlini 22.

E finalmente per la terza buona e terza corrente carlini 21.

8) La Compagnia dovrà acquistare l'altra metà dello zolfo che sarà prodotto nel corrente anno, pagatone a' produttori il prezzo determinato, nel termine improrogabile

di un anno dalla produzione di esso; e negli anni seguenti in quello di otto mesi: ed ove non adempia, perderà non solamente l'anticipazione, della quale si farà menzione, che rimarrà a profitto de' produttori, ma sarà anche condannata a riparare i danni e gli interessi cagionati dal suo inadempimento.

9) La Compagnia a misura che venderà lo zolfo riposto ne' suoi magazzini, rimpiazzerà le quantità vendute con lo zolfo rimasto presso i produttori, si che in essi vi sia sempre un deposito di cantaja 150,000, onde poter soddisfare alle richieste del commercio.

10) Sarà in piena ed assoluta libertà de' produttori di vendere il proprio zolfo ad ogni altro qualunque, o d'inviarlo dove loro piacerà, non volendo venderlo alla Compagnia

11) La Compagnia pagherà ad ogni produttore l'indennità di carlini quattro per ogni cantajo di zolfo, del quale è impedita la produzione, metà nel mese di dicembre, e metà in quello di maggio di ciascun anno.

12) Il capitale della Compagnia sarà di un milione e dugentomila ducati.

13) De' ducati un milione e dugentomila la Compagnia verserà nelle casse del Banco delle due Sicilie, i tre quarti ciascuno di ducati 300,000 il primo di giugno, il secondo in agosto, ed il terzo in ottobre dell' anno corrente.

I rimanenti ducati trecentomila, per compiere gli interi ducati un milione e ducentomila, saranno divisi in mille azioni, cadauna di ducati trecento, con l'annuale interesse del 6 per cento, le quali potranno venir tolte da proprietarj o fittajoli di zolfatare, ed anche da altri naturali de' reali dominj.

14) La Compagnia si obbliga di pagare per ogni anno della sua durata ducati quattrocentomila al Governo di S. M.

15) Vi saranno tre Commissarj Regj nominati da S. M. per rappresentare il suo Governo nella impresa, e vegliare alla esatta esecuzione del contratto.

16) Ogni produttore il quale per se stesso o per altri potrà offrire una sufficiente guarentia, avrà il diritto di ricevere anticipatamente dalla Compagnia il terzo del prezzo dello zolfo che dovrà produrre, e vorrà vendere alla medesima.

17) La Compagnia non potrà vendere i suoi zolfi a prezzi maggiori dei seguenti; cioè:

41 carlini le terze qualità.
43 le seconde.
45 il Talamone e le prime.

18) La Compagnia è autorizzata dal primo agosto del corrente anno 1838, a riscuotere il premio di carlini venti per ogni cantajo di zolfo fuso o bruciato con caldaje, macchine o pentole all' uso di Talamone, o in minerale greggio, o in altra forma qualunque ridotto, che sarà venduto o esportato allo straniero.

23) La durata della Società Taix, Aycard e Compagni, sarà per lo periodo di anni dieci da cominciare dal primo agosto dell' anno corrente.

Firmati... } *Nicola Santangelo.*
Aimé Taix.

L'approvo FERDINANDO.

Notaro: *Giuseppe Maria Pacifico* di Napoli.

Dieß iſt der Vertrag, der ſo vielfachen Widerſpruch nicht nur im Auslande, ſondern auch in Sicilien ſelbſt gefunden hat. Die gehäſſigſten Beſchuldigungen wurden zugleich gegen die Unternehmer und diejenigen, welche den Vertrag unterhandelt und zum Abſchluſſe geführt hatten, vorgebracht, und ermangelten nicht, auf die ganze Sache ein übles Licht zu werfen. So konnte das öffentliche Urtheil von Anfang her nicht günſtig geſtimmt ſeyn. Allein ſolche Einflüſſe, die noch dazu von den in Folge dieſer neuen Ordnung leidenden Theilen ausgingen, können unmöglich als Maßſtab bey Beurtheilung des Vertrags gelten. Ueber die Natur desſelben machten ſich in Sicilien, alſo an Ort und Stelle, verſchiedene Anſichten geltend. Angeſehene Sicilianer, denen weder Kenntniß der Verhältniſſe noch die nöthige Unbefangenheit abgeſprochen werden kann, erklärten ſich im Allgemeinen für die Idee des Monopols, und waren nur mit der Ausführung unzufrieden. Andere verwarfen aber freylich eben ſo beſtimmt die neue Ordnung nach Form und Inhalt. So blieben denn in Sicilien ſelbſt die Meinungen getheilt.

Hören wir nun die Parteyen, zunächſt die engliſche, als die klagende:

Das königliche Dekret vom 10. July 1838 rief von Seite der in Palermo reſidirenden brittiſchen Kaufleute, welche der Schlag allerdings am unmittelbarſten traf, den entſchiedenſten Widerſpruch hervor.

In den Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily befindet ſich (Inclosure in Nro. 20) eine Denkſchrift meh-

rerer dieser Kaufleute (unterzeichnet von Prior, Turners and Thomas; W. Sanderson, Jos. Whitaker; Gardiner, Thurburn and Rose; Morrison, Valentine and Co.), welche Mr. Kennedy an Lord Palmerston übersandte. Sie diente allen folgenden Schritten des englischen Kabinettes als Grundlage und Veranlassung, weßhalb wir sie denn auch, statt aller übrigen uns vorliegenden Dokumente, die den historischen Theil der Frage behandeln, hier in extenso folgen lassen.

Palermo, 31. July 1838.

»Nachdem das königliche Dekret vom 10. July d. J., kraft welchem der mit der Gesellschaft Taix, Aycard und Comp. abgeschlossene Vertrag und das königl. Reskript, d. d. Neapel, 27. Juny, zum Landesgesetze erhoben wurden, publicirt worden ist, so sehen wir uns, im Interesse der brittischen Handelsschiffahrt und Industrie, welche durch jene Maßnahmen im höchsten Grade verletzt werden, verpflichtet, uns ohne Aufschub in dieser so äußerst wichtigen Angelegenheit an Ew. Excellenz zu wenden. Wir erlauben uns jedoch vorläufig zu bemerken, daß wir, weil das Reskript an mehreren Stellen so zweydeutig und doppelsinnig ist, für klug erachten, eine detaillirtere und förmlichere Vorstellung an Ihrer Majestät Regierung dermalen noch zu verschieben, bis wir uns des Sinnes der verschiedenen Bestimmungen desselben nach allen Richtungen hin versichert haben werden. Wir beschränken uns daher darauf, Ew. ꝛc. Aufmerksamkeit auf Folgendes zu richten:

Erstlich, kann unserer Meinung nach kein Zweifel obwalten, daß, obgleich die Regierung Sr. sicilianischen Majestät in der Einleitung zu dem Reskripte vom 27. Juny behauptet, daß Se. M. den früher gemachten Vorschlägen, Betreffs eines Privilegiums oder Monopols, kein Gehör gegeben habe, dennoch das vollständigste und augenfälligste Monopol errichtet worden ist, welches in seiner Ausführung äußerst veratorisch seyn und zu Willkürlichkeiten Anlaß geben, und die den brittischen Unterthanen vertragsmäßig gesicherten Freyheiten unvermeidlich zerstören muß, in direkter Verletzung des V. Art. des zwischen beyden Regierungen am 26. September 1816 zu London abgeschlossenen Vertrages, welcher ihnen »die freye Verfügung über ihr Vermögen jeder Art, ohne Hemmung, noch Hinderniß« zusichert.

Doch was wir, wo möglich, für eine noch offenbarere Verletzung des Traktates halten, ist der 18. Artikel des Reskriptes, kraft welchem die Kompagnie Taix, vom 1. August l. J. an, zur Erhebung einer Abgabe oder sogenannten Prämie von 20 neapol. Carlins pr. Cantar auf allen Schwefel berechtigt wird, welcher

von Anderen verkauft oder ausgeführt wird, wogegen sie für das Recht, bis zum Betrage von 600,000 Cantar Schwefel zu verkaufen und auszuführen, und von den Eignern 20 Carlin pr. Cantar einzutreiben, einzig 520,000 Ducati jährlich zu bezahlen hat, von welcher Summe 400,000 Ducati in den Staatsschatz fließen, und 120,000 an die Minenbesitzer als Ersatz für die verminderte Production verabfolgt werden.

Um dieß deutlicher zu machen, dürfte es nicht überflüssig seyn, beyzufügen, daß die Quantität des jährlich zu producirenden Schwefels, welche in den letzten Jahren auf 900,000 Cantar berechnet wurde, laut dem 2. Artikel des Reskriptes auf 600,000 Cantar reducirt werden soll; und daß als Entschädigung für die verminderte Production die Gesellschaft den Eignern 4 Carlin pr. Cantar zu zahlen hat, was auf 300,000 Cantar 120,000 Ducati ausmacht.

Ferner ist im 25. Artikel festgesetzt, daß, sollte die Jahresausfuhr 600,000 Cantar übersteigen, das Jahresprämium von 400,000 Ducati verhältnißmäßig zu erhöhen wäre.

Nun aber wird die jährliche Exportation nicht unter 600,000 Cantar bleiben, sondern höchst wahrscheinlich in einem oder zwey Jahren auf 800,000 oder 900,000 steigen; aber selbst, wenn man die jährliche Ausfuhr nur auf 600,000 Cantar anschlägt, so gibt die jährlich von der Gesellschaft zu entrichtende Summe von 520,000 Ducati nur den Betrag von $8^2/_3$ Carlini pr. Cantar; und für den Rest des laufenden Jahres, nämlich vom 1. August bis letzten Dezember 1838, beträgt die von ihr laut Art. 14 zu zahlende Abgabe nur $6^2/_3$ Carlin pr. Cantar.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß die Kompagnie Tair nicht über $8^2/_3$ Carlin pr. Cantar zu zahlen hat, während alle übrigen 20 Carlin pr. Cantar entrichten müssen, was eine klare und offenkundige Verletzung des 4. und 5. Art. des Vertrages vom Jahre 1816 ist, in welchem ausdrücklich stipulirt wird, daß die brittischen Unterthanen nicht nur mit Rücksicht auf ihre Person und Eigenthum, sondern auch bezüglich auf jeden Artikel, mit welchem sie Handel treiben, auf dem Fuße der begünstigsten Nationen behandelt werden sollen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß, obgleich der Art. 10 des Reskriptes den Schwefelproducenten volle Freyheit gibt, ihr Erzeugniß an wen sie wollen, zu verkaufen und auszuführen, diese Bestimmung offenbar illusorisch ist, so lange sie an die Kompagnie die ungeheure Abgabe oder Prämie von 20 Carlin pr. Cantar zu entrichten haben.

Hieraus folgt, wie Ew. ꝛc. nicht entgehen wird, daß wirklich und augenscheinlich ein Monopol errichtet worden ist.

Wir flehen demnach den Schutz der Regierung Ihrer Majestät an, in der Hoffnung, daß die nöthigen Schritte gethan werden, um Se. sicilianische Majestät zu vermögen, diese Maßregeln, über welche wir uns beklagen, zu widerrufen, und die brittischen Nationen mit den Unterthanen jeder andern Nation, oder mit jedweden Unterthanen solcher Nationen wieder auf gleichen Fuß zu stellen.

Wir haben die Ehre ꝛc.«

So lauten die Beschwerden der brittischen Kaufleute in Palermo, welche in der Folge eine zweyte noch dringendere Bittschrift an die Lords-Kommissioners of Trade and Plantations richteten, sie ist vom 11. Jänner 1840 datirt, und befindet sich gleichfalls unter den officiellen Dokumenten der Papers ꝛc. (sub incl. in Incl. in Nr. 50).

Wir lassen hier noch, um auch die Tagespresse zu hören, ein englisches Journalurtheil folgen:

»Die Quelle«, sagt der Globe, bekanntlich ein Organ des Ministeriums, »aus welcher Europa hauptsächlich seinen Schwefelbedarf bezieht, sind die Schwefelminen: der Mangel an Capital und der sprichwörtliche Mangel an Energie und Unternehmungsgeist unter den Bewohnern jenes Landes verursachte, daß diese Minen viel weniger einträglich waren, als sie augenscheinlich bey geschickterer Ausbeutung hätten seyn können. Eine Gesellschaft brittischer Kaufleute wurde dadurch veranlaßt, einige dieser Minen anzukaufen, und verwendete ein großes Capital auf Maschinerien und andere wirksame Mittel, um die nöthige Trockenlegung herbeyzuführen, deren mangelhafte Bewerkstelligung bis dahin die Ausbeutung der Minen sehr behindert, und sowohl die Qualität des gewonnenen Schwefels benachtheiligt, als dessen Quantität vermindert hatte. Die Resultate waren für die brittische Industrie sehr ehrenhaft; der verbesserte Zustand der Minen belohnte zu gleicher Zeit die Eigenthümer, und bevortheilte diejenigen, welche in den Zweigen der Manufactur beschäftigt sind, zu denen dieses Mineral ein wesentliches Ingrediens bildet. Demungeachtet wurde unter Verletzung des mit Großbrittanien abgeschlossenen Traktates ein Plan entworfen, um das Eigenthum der brittischen Kaufleute zu vernichten. Es wurde einer Compagnie fremder Spekulanten ein Monopol des Schwefelhandels übertragen, und scharfsinnig ausgedachte lästige Restrictionen des Handels, durch welche derselbe mehr productiv gemacht werden sollte, waren das Mittel, um jenen ehrlosen und verderblichen Plan ins Werk zu setzen.

Im Jahre 1838 machte ein in Marſeille wohnender karliſtiſcher Franzoſe der neapolitaniſchen Regierung Eröffnungen, behufs Bildung einer Handels-Kompagnie, welcher das Monopol des ſicilianiſchen Schwefelhandels zu überlaſſen wäre. Die Folge davon war, daß ſich die neapolitaniſche Regierung herbeyließ, dieſer Geſellſchaft das geſammte Monopol und die Kontrolle des Schwefelhandels, welcher fortan nur von und durch ihre Agenten betrieben werden ſollte, zu übertragen. Aller Schwefel, der in den Minen im Gebiete Sr. ſicilianiſchen Majeſtät gewonnen wird, von wem er auch gewonnen worden ſeyn mag, ſollte an dieſe Kompagnie verkauft werden müſſen, welche denſelben dann in Quantitäten, die nach ihrem Gutbefinden zu beſtimmen wären, an die Märkte im Auslande zu verſenden hätte. Damit dieſe neu gebildete Geſellſchaft ſich das auf dieſe Weiſe bewilligte Monopol ſichern könnte, verdoppelte die Regierung den Ausfuhrzoll von allem Schwefel, der von andern, als den Agenten dieſer Kompagnie aus Sicilien ausgeführt würde, und verfügte zugleich, daß die producirte Quantität auf zwey Drittheile der vordem gewonnenen reducirt würde, nämlich von 900,000 Cantars auf 600,000 Cantars. Da England und Frankreich allein 500,000 Cantars bedürfen, ſo wurde ein künſtliches Monopol erzeugt, und der Preis dem zu Folge am brittiſchen Markte mehr als verdoppelt, die Waare ſtieg nämlich von 6 oder 7 L. pr. Tonne auf 12 und ſelbſt 15 L. Der Handel Englands mit Sicilien würde geradezu vernichtet werden, wenn man der neapolitaniſchen Regierung erlaubte, ihren gewiſſenloſen und tollen Weg zu verfolgen. Im Durchſchnitte waren bisher jährlich 191 brittiſche Schiffe im Handel mit Palermo allein beſchäftigt; im vorigen Jahre betrug die Zahl nur 93. In andern Häfen der Inſel iſt die Abnahme noch größer.

Von ihrem Standpunkte aus entgegnen die Vertheidiger des Monopols Folgendes:

Die Schwefelkonſumtion wird auf 50 Millionen Kilogrammes angeſchlagen; Frankreich und England ſind die beyden Hauptkonſumenten, nur was von ihnen übrig gelaſſen wird, geht auf die Märkte der anderen Nationen über. Obgleich nun der Schwefel in allen vulkaniſchen Erdbildungen vorkommt, ſo hat dennoch die Erfahrung gelehrt, daß er nur dort für den Handel geeignet iſt, wo er in dichten Schichten gefunden und in großen Maſſen gewonnen wird. Zu den begünſtigſten Ländern gehört in dieſer Beziehung Sicilien. Anderwärts ſind zwar vielfache Verſuche angeſtellt worden, wie in der Romagna, in Toskana u. ſ. f., aber das Ergebniß war zu unbeträchtlich, um die Koſten der Exploitirung zu decken, ſo geriethen ſolche Unternehmungen alsbald

ins Stocken. Die chemischen Versuche, welche in neuester Zeit angestellt wurden, um aus Gyps Schwefel zu gewinnen, haben zwar allerdings die Thatsache des Vorhandenseyns des Schwefels im Gyps dargethan, können jedoch nur auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen, und haben für Handelszwecke durchaus keinen Werth.

Um das Interesse Frankreichs mit jenem der Kompagnie Taix so viel als möglich in Verbindung zu setzen, werden von den Vertretern des Kontraktes zunächst die Verhältnisse des französischen Schwefelbedarfes dargelegt.

Offizielle Listen weisen nach, daß folgende Quantitäten von Schwefel in Frankreich eingeführt worden sind:

1815 . . .	536,628	Kilogr.
1820 . . .	6,790,236	»
1825 . . .	10,570,205	»
1830 . . .	12,921,644	»
1835 . . .	18,625,522	»
1838 . . .	18,578,710	»

Es gibt wenig Artikel, deren Verbrauch in so rascher Progression gestiegen ist.

Merkwürdig ist, daß, wie sich offiziell nachweisen läßt, ein einziges Land: Sicilien, beynahe den gesammten Schwefelbedarf für ganz Europa liefert. Von den 18½ Millionen Kilogrammen des in Frankreich eingeführten Schwefels werden 17,500,000 Kilogramme aus Sicilien bezogen.

Sicilien ist also im Besitze eines eigentlichen Privilegiums, welches es der vulkanischen Bildung seines Bodens verdankt, von dem es jedoch bis jetzt nicht den vollen Nutzen zu ziehen wußte. Es fehlt an der nöthigen Kenntniß und an dem nöthigen Kapital. Hiezu tritt der Mangel an Straßen, oder der schlechte Zustand der bestehenden. Natürlich müssen die Preise im Verhältnisse der Entfernung der Minen vom Meere steigen, und dieser Aufschlag fällt größtentheils dem Erzeuger zur Last. Den üblesten Einfluß aber übte die ungeregelte Konkurrenz der Minenbesitzer. Ohne alle Kenntniß von dem Bedürfnisse und dem Maße des erforderten Schwefels, fielen sie alsbald einer kleinen Anzahl von Spekulanten in die Hände, welche sich des Umsatzes einer Waare, deren Verbrauch durch ihnen bekannte Gränzen abgeschlossen war, bemächtigten, und dergestalt dem Producenten und der auf diese angewiesenen Industrie das Gesetz diktiren konnten.

Vor dem Abschlusse des Traktates vom J. 1838 war der sicilianische Schwefelhandel fast ausschließlich in den Händen der

Engländer. Funfzehn bis zwanzig Handelshäuser dieser Nation in Palermo, Messina und Syrakus übten ein eigentliches Monopol aus; mittelst Vorschüssen erreichten sie von den Minenbesitzern Verschreibungen, welche ihnen auf zwey oder drey Jahre voraus das Ergebniß der Schwefelausbeute zu niedern Preisen sicherten. Hieraus folgte für die sicilianischen Schwefelminenbesitzer ein drückendes Verhältniß, welches in den letzten Jahren aus folgenden Gründen bis auf das Aeußerste verschlimmert wurde.

Der Schwefel dient fast ausschließig zur Bereitung der Schwefelsäure. Die moderne Industrie der künstlichen Soda hatte Marseille zum Hauptmarkte dieses Produktes gemacht. In diesem Hafen kam vor dem J. 1832 der größte Theil der 300,000 Cantari (der neapolitanische Cantaro wiegt 79 Kilogramme oder 141 Wiener Pfund) Schwefel an, welche für diesen Industriezweig jährlich von Sicilien ausgeführt wurden.

Im J. 1832 begann England künstliche Soda zu erzeugen; eine ungeheure Steigerung des Schwefelbedarfs war die nächste Folge. Zugleich stiegen die Schwefelpreise ganz außerordentlich. Dieser Artikel, der um 11 bis 12 Tari's *) verkauft wurde, mit Inbegriff der zwey Tari reinen Gewinnes der Producenten, stieg im J. 1833 in Sicilien bis auf 55 Tari's; in den französischen Häfen war die Steigerung noch beträchtlicher, weil die Spekulation hinzutrat. Natürlich fand die Produktion in diesem Verhältnisse einen mächtigen Antrieb; eine große Anzahl von Händen wurde dem Ackerbau entzogen, um den vulkanischen Boden Siciliens nach allen Richtungen zu durchwühlen, die Ebenen zu sondiren, die Berge auszuhöhlen. Der jährliche Schwefelgewinn wurde verdreyfacht, d. i. auf 900,000 Cantari gebracht; da sich aber der Bedarf nur verdoppelte, so blieb ein Ueberrest von 300,000 Cantari, welcher in den Jahren 1834 bis 1837 die Magazine in Sicilien und im Auslande mit Schwefelmassen, die für achtzehn Monate hinreichten, überschwemmte, und die Schwefelpreise, wie vor dem J. 1833, wieder bis auf 10 und 12 Tari's herabdrückte.

Indeß hatte die Entwicklung der Ausbeutung den Arbeitslohn gesteigert, man hatte sich immer mehr und mehr von der Meeresküste entfernen müssen, wodurch natürlich die Schwefelpreise mit den in einem Lande, dem es an Wasser gebricht, sehr bedeutenden Transportkosten belastet wurden. So geschah es, daß die Preise der Produktion, die sich auf 13 bis 14 Tari's er-

*) Der Taro oder Carlin ist der zehnte Theil eines Ducato; der Ducato gilt 1 fl. 40 kr. C. M., mithin der Taro gleich 10 kr. C. M.

hoben hatten, nicht mehr durch den Verkaufspreis gedeckt waren. Bey einer solchen Lage der Dinge hätte man die Schwefelproduktion, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, während drey Jahren, wie vor dem J. 1832, auf 300,000 Cantari festsetzen, d. h. um zwey Drittel vermindern müssen. Aber wie wäre die Ausführung eines so durchgreifenden Mittels möglich gewesen, wie hätte man hoffen dürfen, mehrere hundert Minenbesitzer, die von einander getrennt, und durch Konkurrenz geschieden, auch von dem Sachverhältniß und den Gründen ihrer mißlichen Lage keine Ahnung hatten, zur Annahme dieses Auskunftsmittels zu bewegen? Gaben sie sich ja immer noch wenigstens zum großen Theil der Täuschung hin, als würden jene glücklichen Zeiten eines künstlich hinaufgeschraubten Bedarfs und der unnatürlich hohen Preise wiederkehren! Die Gefahr der Ueberschwemmungen, durch welche verlassene Minen bedroht sind, war überdieß ein gewichtiger Grund, die Arbeiten fortzusetzen, um nicht alles, die Frucht mit dem Besitzthume zu verlieren. So wurden denn noch immer 6- bis 700,000 Cantari, d. i. der Bedarf des Auslandes, gewonnen, da aber der, einen achtzehnmonatlichen Bedarf deckende Ueberschuß noch immer auf den Preisen lastete, so war es unmöglich, das Ende eines Zustandes vorauszusehen, welcher die sicilianische Industrie mit einem permanenten Verluste von 20 bis 25% der Produktionskosten belegte.

In dieser Bedrängniß wandten sich die Minenbesitzer an die Regierung, deren Beystand sie dringend in Anspruch nahmen; zugleich wurden mehrere Mittel in Vorschlag gebracht, alle eine Beschränkung der Produktion nach Maßgabe des Bedarfes bezweckend. Der Herzog Villarosa überreichte dem Könige, im Namen einer großen Anzahl von Producenten, ein gedrucktes Memoire, in welchem eine Festsetzung der Arbeitszeit in den Minen, welche bisher sechs Monate im Jahre betrug, auf vier Monate verlangt wurde. Ein Engländer, Mr. Wood, selbst Minenbesitzer, machte einen ähnlichen Vorschlag, und beantragte überdieß, daß die Arbeiten während des ganzen Jahres 1837 eingestellt werden sollten. Dieser letzte Vorschlag schien der neapolitanischen Regierung zu sehr im Interesse der fremden Spekulanten gemacht, welche sich im Besitze ungeheurer Schwefelvorräthe befanden, und bey dem augenblicklichen Steigen der Schwefelpreise, einer nothwendigen Wirkung dieser Maßregel, natürlich bedeutend gewonnen hätten. Die Beschränkung der Arbeitszeit hätte übrigens schwerlich zu dem gewünschten Erfolge geführt, indem es den Besitzern der Minen immer möglich blieb, durch erhöhte Anstrengung in vier Monaten dieselbe Quantität

Schwefels zu Tage zu fördern, welche bisher binnen sechs Monaten gewonnen wurden.

Die Nothwendigkeit, die Produktion einzuschränken, ward also allgemein gefühlt und anerkannt; aber die vorgeschlagenen Auskunftsmittel hatten das doppelte Gebrechen, erstlich zu scharf in das ganze Verhältniß einzugreifen, sodann den Producenten durchaus keine Bürgschaft einer besseren Zukunft darzubieten. Die Regierung, welche nunmehr die Schwefelfrage einer genaueren Prüfung unterzog, befragte sich mit Recht, warum ein, dem sicilianischen Boden fast ausschließlich angehöriges, der fremden Industrie unentbehrliches Produkt weder dem Staate zum Nutzen gereiche, denn es lag keine Grundsteuer auf den Minen, auch war die Ausfuhr des Schwefels mit keinen Zöllen belegt — noch den Producenten, die nicht einmal die Ausbeutungskosten zu decken vermochten — noch endlich dem Lande, dessen Agrikultur in doppelter Hinsicht ohne alle Entschädigung litt, sowohl durch den Abgang so vieler einer unfruchtbaren Industrie zugewandten Hände, als durch die dem Ackerbau schädlichen Ausdünstungen der Schwefelminen.

Unter solchen Umständen entwarf ein Franzose, Hr. Tair, einen auf Versöhnung aller Interessen berechneten Plan. Er schlug vor, die jährliche Schwefelerzeugung auf 600,000 Cantari zu reduciren, so lange nicht ein gesteigertes Bedürfniß vorhanden sey, wogegen er sich erbot, diese 600,000 Cantari zu dem Preise von 23 Tari zu kaufen, unter der Bedingung, der einzige Käufer zu seyn; er erbot sich ferner, die Minenbesitzer für die 300,000 Cantari, deren Gewinnung ihnen untersagt wurde, mit 4 Tari per Cantaro zu entschädigen, und immer einen beträchtlichen Vorrath für den Handelsgebrauch zu dem höchsten Preise von 43 Tari bereit zu halten. Ueberdieß machte er sich anheischig, jährlich in Sicilien 25 Miglien Weges als fahrbare Straße herzustellen.

Dieß war nun allerdings ein eigentliches Monopol, welches einerseits den sicilianischen Producenten durch die erhöhten Schwefelpreise bedeutende aber abgegränzte Vortheile darbot, und andrerseits auch dem Lande zum Nutzen gereichte, indem für Herstellung neuer Kommunikationsmittel gesorgt wurde. Im September 1837 wurde Hrn. Tair's Vorschlag, in Folge eines günstigen Berichtes einer aus den ersten Minenbesitzern und sonstigen bedeutenden Personen des Landes zusammengesetzten Spezialkommission angenommen, am 23. Dezember desselben Jahres erhielt er gleichfalls die Zustimmung der in Neapel residirenden sicilianischen Consulta mit einer Mehrheit von vier Stimmen gegen eine.

Ungeachtet dieser einhelligen Gutachten der Behörden verlangte der König eine Umarbeitung des Projektes, in der Absicht, jeden Schein eines Monopols zu vermeiden, und dem Staate größere Vortheile zuzuwenden. Nach langen Verhandlungen gelangte man endlich zu einer Verständigung, und am 9. May 1838 wurde ein neues Projekt unterzeichnet, welches die Bestimmungen des früheren Entwurfes im Sinne der königlichen Absichten wesentlich modificirte.

Der Inhalt dieses Vertrags ist bekannt.

Die Compagnie Tair stützt sich bey Vertheidigung desselben hauptsächlich darauf, daß der Vertrag kein Monopol sey.

Worum handelt es sich? fragt sie ihre Gegner. Doch nur um einen Ausfuhrzoll von 20 Tari per Cantaro, dessen Erhebung einer in der Sache betheiligten Regie anvertraut ist. Ein Drittel dieser Auflage fällt dem Staatsschatze zu, zwey Drittel der Compagnie, welche dagegen den Producenten einen vortheilhaften Preis für ihr Produkt sichern, ihnen überdieß 120,000 Ducati als Entschädigung für die Nichtproduktion zahlen, ihnen für einen Theil ihrer Schwefelgewinnung Vorschüsse machen, und alle Kosten der Ueberwachung und Erhebung der neuen Auflage tragen muß.

Welches sind nun die Ergebnisse dieser Kombination und ihre Rückwirkung auf die verschiedenartigen Interessen der Betheiligten?

Unstreitig gereicht sie Sicilien im Allgemeinen und den Schwefelproducenten insbesondere zum größten Vortheile. Der Letzteren gesicherte Verkaufspreis verbürgt ihnen reichlichen Gewinn in einem Industriezweige, wo früher bey unbeschränkter Konkurrenz kaum die Kosten gedeckt waren, ungerechnet die vielfachen Verluste, die am Ende nicht ausblieben. Dieser Gewinn ist ihnen selbst für die Produkte gewiß, die sie nicht gewinnen, so daß die gezwungene Verminderung der Ausbeutung dieser eine längere Zukunft sichert, ohne ihre Einkünfte zu schmälern. Man darf sich daher nicht wundern, daß das den ersten sicilianischen Besitzern von Solfatara vorgelegte Projekt mit einstimmiger Gunst aufgenommen wurde. Die Lokalregierung und die sicilianische Konsulta ihrerseits erkannten die Vortheile einer neuen Revenüe von 1,700,000 Francs mindestens, welche der König sich durch ein Dekret anheischig machte, ausschließlich der Verbesserung der Straßen in Sicilien zuzuwenden. Im Lande selbst wurde der Vertrag auf das günstigste aufgenommen, und noch gegenwärtig ist die öffentliche Meinung, welche nichts mehr fürchtet, als eine Rückkehr zu dem verderblichen System der unbeschränkten Konkurrenz, für den Vertrag mit der Kompagnie Tair.

Diese den Schwefelproducenten, dem Lande und der Regierung zugewandten Vortheile konnten natürlich zum Theil nur auf Kosten des fremden Handels erreicht werden; man kann gewiß den König von Neapel nicht tadeln, dem durchaus vernunftgemäßen Beyspiele anderer Staaten gefolgt zu seyn; wo bey allen fiskalischen Bestimmungen der Grundsatz gilt, die Einheimischen auf Kosten der ausländischen Producenten und Konsumenten zu begünstigen. Der auf den Schwefel gelegte Ausfuhrzoll, welcher den den Producenten gesicherten Preis, die Letzteren zugesagten Entschädigungen für die Nichtproduktion, die Staatsrevenüe von 400,000 Ducati, und endlich die Vortheile der Kompagnie decken muß, — dieser Ausfuhrzoll bedingt natürlich eine Erhöhung des mittleren Schwefelpreises im Auslande. Diese Erhöhung war besonders empfindlich in den ersten Augenblicken nach Einführung des neuen Systems, weil sie dem außerordentlichen Sinken der Preise in Folge der ungeheuren Importationen des J. 1836 und der industriellen Stagnation des J. 1837 unmittelbar folgte. Als man die Preise von 10 Francs auf 23 Francs das Hundert Kilogrammes steigen sah, erhoben sich auf den großen Märkten von Marseille und Liverpool laute Klagen, man schrie über das Monopol, und rief zum Schutze des Handels und der Konsumtion den Beystand der Diplomatie herbey.

Eine aufmerksame Prüfung der Frage führt zu einer richtigen Beurtheilung und der gebührenden Würdigung dieser Klagen. Dieser so sehr vermißte Preis von 10 Francs war kein Normalpreis, denn er entmuthigte die Producenten. Die Hausse, über welche man so sehr klagt, ist nicht zu vergleichen mit dem Hinaufgehen der Preise, welches unter dem Systeme der unbeschränkten Konkurrenz bloß in Folge der Spekulation so häufig vorkam. Wäre eine unbedingte Willkür nach wie vor geduldet worden, so hätte sich wiederholt, was in den Jahren 1838 und 1839 Statt fand, wo das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion gestört war, und die Preise in Folge der Agiotage bis auf 50 Francs per 100 Kilogr. hinaufgetrieben wurden. Der Kontrakt mit der Kompagnie Taix läßt weder die Wiederkehr des für den Producenten so verderblichen Preises von 10 Francs, noch jenes für die Konsumenten so lästigen von 50 Francs zu. Der Preis von 23 Francs wurde gleichsam ein fester Mittelpreis, auf welchen alle Interessen berechnet werden konnten. Die Spekulanten — und ihre Zahl ist sehr gering — welche früher die Kurse auf englischen und französischen Märkten in ihrer Macht hatten, und der Produktion und dem Verbrauch das Gesetz ihrer jeweiligen Agiotage auferlegen konnten, sahen sich allerdings die-

ſer Vortheile beraubt: daher die Klagen, welche man vernimmt. Aber das Intereſſe einer produktiven Induſtrie liegt hauptſächlich in der Stätigkeit des Preiſes der Urſtoffe, welche ſie verarbeitet, denn nur dann iſt ſie im Stande, mit Beſtimmtheit die Erzeugungskoſten ihrer Fabrikate zu berechnen, und dieſer Vortheil überwiegt bey weitem den unbedeutenden Nachtheil, der aus der Erhöhung des Durchſchnittspreiſes eines Stoffes entſtehen kann, deſſen relativer Werth in einer Reihe von Manipulationen und Umformungen faſt gänzlich verſchwindet. 100 Kilogr. Schwefel geben 3- bis 400 Kilogr. Schwefelſäure; dieſes letztere Produkt nimmt ſelbſt wieder nur eine geringe Stelle in den Elementen der Manufaktur ein, ſo daß der Schwefelpreis keinen bedeutenden Einfluß auf den Werth der Gegenſtände zu deren Erzeugung er beygetragen hat, ausüben kann.

Ein Monopol iſt nur vorhanden, wo es nur Einen Käufer und Einen Verkäufer gibt, und wo dieſer Eine Verkäufer den Preis feſtzuſetzen hat: aber dieß iſt gerade, was der Schwefelvertrag verhüten ſollte, und was er in der That vollkommen verhütet hat. In der That, der Schwefel koſtet der Kompagnie:

Für den den Producenten bezahlten Preis . .	23 Tari.
Für Entſchädigung zu 4 Tari per Cantaro auf 300,000 Cantari nicht zu Tage geförderten Schwefels, woraus ſich für den Preis der 600,000 Cantari der jährlichen Produktion per Cantaro ergibt ein Zuſchlag von .	2 »
Als das dem Staate zu entrichtende Drittel des Zolles von 20 Tari	$6^2/_3$ »
Für Verwaltungs- und Ueberwachungskoſten annäherungsweiſe	$3^1/_3$ »
Zuſammen für den Cantaro, ſo wie er auf der ſicilianiſchen Küſte gewonnen wird	35 Tari.

Der Antheil der Kompagnie beruht alſo ganz allein in den 8 Tari, welche ſich als Differenz zwiſchen dem Ankaufs- und Verkaufspreiſe ergeben, denn letzterer darf vertragsgemäß das Maximum von 43 Taris nicht überſchreiten.

Von ſeiner Seite bleibt dem Producenten vollkommen frey, ſeine Schwefelernte ſelbſt auszuführen oder an beliebige Käufer zu verkaufen. Ihm kömmt der Schwefel auf 14 Tari an Ausbeutungskoſten, die noch durch die Entſchädigung für Nichtproduktion auf 12 Tari herabgeſetzt werden. Nach Abgabe des Zolles von 20 Tari an die Geſellſchaft koſtet ihm der an die Küſte gebrachte Schwefel 32 Tari; hieraus ergibt ſich, im Vergleiche mit dem Maximumspreiſe der Kompagnie, für den Producenten ein Mehrgewinn von 11 Tari. Er kann alſo wählen zwiſchen

dem möglichen Gewinn von 11 Tari und dem ihm gesicherten von 9 Tari, wenn er nämlich seinen Schwefel, der ihm 14 Tari gekostet hat, zu 23 Tari an die Gesellschaft verkauft.

Anderntheils hat die Gesellschaft kein Interesse, den Schwefelhandel zu treiben, denn für den von Anderen ausgeführten Schwefel bleibt ihr von den 20 Taris, welche sie von dem Minenbesitzer erhält, ein sicherer und auch etwas höherer Gewinn, als die 8 Tari, welche sie möglicher Weise von ihren eigenen Operationen erwarten kann, und überdieß hat sie nicht die Kosten der Magazinirung, der Verluste von Interessen u. s. w., was nicht auf weniger denn 10% angeschlagen werden kann, zu tragen.

Was die irrthümliche Meinung von einem angeblichen Monopol am meisten verbreitet hat, ist die Thatsache, daß die Gesellschaft allen Schwefel Siciliens ankaufte. Dieser Umstand läßt sich begreifen, wenn man die schwierigen und mißlichen Dienste ins Auge faßt, welche die Gesellschaft Sicilien und dem Handel geleistet hat, so wie auch die gewissenhafte Treue, mit welcher sie ihren Verbindlichkeiten nachkam.

Es ist bereits gesagt worden, daß die zur Zeit der Unterhandlungen mit der Gesellschaft Tair in den Handelsdepots liegenden Schwefelvorräthe für achtzehn Monate zureichten. Die Ausfuhr stieg beym Herannahen des 1. July 1838, an welchem Tage der Vertrag in Kraft treten sollte; die englischen Spekulanten verabsäumten nicht, eine Operation zu unternehmen, die darin bestand, für 6 Pfund Sterling per Tonne eine Waare zu kaufen, die sie nach Einführung des Zolles sicher waren, mit 100% loszuschlagen. Sie erlangten sogar von der neapolitanischen Regierung einen Aufschub von einem Monate, und dieser Aufschub wurde gewährt, ungeachtet des natürlichen Einspruches der Gesellschaft, der jedoch für den ihr hieraus erwachsenden sehr bedeutenden Verlust eine Entschädigung versprochen wurde. Die Engländer beeilten sich, von dieser Concession nach Kräften Vortheil zu ziehen; sie befrachteten alle Schiffe, deren sie habhaft werden konnten, bis zu den Schifferbarken, und führten in dem einzigen Monate July an 350,000 Cantari aus, womit Malta und die anderen englischen Depots im mittelländischen Meere überschwemmt wurden. Diese Ausfuhr mit der früheren reichte hin, den Bedarf von zwanzig Monaten zu decken; denn am Ende des Monats März 1840 hatte die Gesellschaft erst 200 Tonnen Schwefel nach England verkauft, und noch blieben dem Handel 5000 Tonnen zurück, welche alle von der Ausfuhr des Jahres 1838 herrührten.

Bey so bewandten Umständen wäre das Interesse der Gesell-

schaft gewesen, zu warten, und keinen Schwefel in Sicilien zu kaufen. Hiezu war sie berechtigt, denn der Vertrag verpflichtete sie zum Ankauf erst nach Vollendung der schwierigen Vertheilung der 600,000 Cantari und der Entschädigungssumme von 120,000 Ducati unter die Producenten: diese höchst verwickelte Arbeit ward erst im Dezember 1839 vollendet. Ein solches Zuwarten war auch in ihrem Interesse, denn indem sie seit 1838 große Schwefelmassen ankaufte, deren Verkauf, wie sie wohl wußte, erst im J. 1840 beginnen konnte, mußte sie ungeheure Kapitalien verwenden, deren Interessen ihr zur Last fielen. Man bedachte jedoch, daß wenn Sicilien seine Schwefelernte von 1838 und 1839 nicht verkaufen könne, die Einkünfte der Producenten plötzlich abgeschnitten würden, und die Arbeiter um ihren Verdienst kämen und brotlos würden. Die Behörden ersuchten also die Gesellschaft, auf Rechnung der vorzunehmenden Vertheilung provisorische Ankäufe zu machen. Die Gesellschaft, mit Berücksichtigung der Wichtigkeit der angeführten Gründe, übernahm nach und nach, bis zum verflossenen Monat März, 900,000 Cantari, und verwendete in diesen Operationen ein Kapital von 12 bis 13 Millionen, welche theils von den Aktionären, theils von den Kommissionären und Banquiers geliefert wurden.

Man begreift, warum die Gesellschaft bis heute allein gekauft hat, nämlich, weil bey der Ueberfüllung der französischen und englischen Märkte der Handel nicht für Bedürfnisse zu sorgen hatte, die damals sich nicht fühlbar machten. Die Gesellschaft allein sah sich durch die Größe ihrer Kapitalien und die Ausdehnung ihres Kredits in der Lage, Sicilien vor den Nachtheilen zu schützen, welche von dem Uebergange von einem, allen Interessen gleich schädlichen Systeme zu einem geregelteren Zustande unzertrennlich sind; und diese Aufgabe hat sie auch bis zum heutigen Tage auf eigene Gefahr hin getreulich gelöst.

Dank dem Vertrage von 1838, haben die Minenbesitzer, welche eine der bedeutendsten Klassen der sicilianischen Bevölkerung bilden, in Folge des gewaltsamen Stillstandes, der durch das Uebermaß der vorangegangenen Produktion erzeugt worden war, nicht gelitten; vielmehr setzten sie ihre Verkäufe fort, und zwar zu vortheilhafteren Preisen als vorher. Dank dem Traktate von 1838, hat die Regierung von der Gesellschaft 500,000 Ducati bezogen, welche ihr ohne diesen Vertrag entfallen wären. Dank diesem Vertrage, konnte endlich Sicilien von der so sehr verabscheuten Mahlsteuer, in sofern sie auf dem Landvolke lastet, befreyt, und dieselbe Steuer, hinsichtlich der Städte, bedeutend ermäßigt werden Als der König von Neapel, gegen Ende des Jahres 1838, seine Lande jenseits des Faro's besuchte, konnte

er sich in eigener Person von den heilsamen Wirkungen einer Maßregel überzeugen, welche die Bande zwischen Fürst und Volk enger schlang, und mannigfache Gründe der Aufregung und Verstimmung in jenem Theile seiner Staaten beseitigte.

Dieß ist die Darstellung des Sachverhältnisses im Interesse und von dem Standpunkte der Kompagnie, denn die am Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Druckschrift Exposé de la question des Soufres de Sicile rührt von der Gesellschaft selbst her. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Argumentation, in sofern sie die Wirkungen des Vertrages auf Sicilien und die Minenbesitzer, so wie auch das gesammte Verhältniß des Schwefelbetriebes betrifft, an vielen Stellen unstichhaltig ist. Eben so wenig wird man wohl geneigt seyn, auf die etwas subtile Unterscheidung zwischen einem Vertrage, gleich dem von der neapolitanischen Regierung und Taix et Aycard abgeschlossenen, und einem Monopole im eigentlichen Sinne des Wortes einzugehen. Daß beyden kontrahirenden Theilen darum zu thun war, den Schein eines Monopols zu vermeiden, wird von niemanden in Abrede gestellt werden. Die natürliche Veranlassung hiezu gaben die Noten des brittischen Gesandten, Hrn. Temple, und des französischen Geschäftsträgers, Hrn. v. Talleneye, welche beyde bereits ein Jahr vor dem Abschlusse des Kontraktes auf das feyerlichste gegen jedes Monopol protestirten. Daher die besondere Sorgfalt, mit welcher man den Namen Privilegium oder Monopol vermied; daher das Bestreben der mehr erwähnten und benützten Broschüre, den eben nicht herzustellenden Beweis zu führen, daß die Bestimmungen des Kontraktes vom J. 1838 kein Monopol konstituiren. Die Erfahrung hat nun aber gezeigt, daß die Kompagnie bisher faktisch der einzige Käufer war. Freylich bemüht sich das Exposé, diese Thatsache durch die vorangegangene übermäßige Ausfuhr zu erklären.

Wenn wir aber die Argumentation, welche nachweisen soll, der Vertrag Taix sey kein Monopol, nicht gelten lassen können, so sind wir andrerseits weit entfernt, in der ohne Sophisterey nicht wohl wegzuläugnenden Thatsache der Ertheilung eines Monopols von Seiten der neapolitanischen Regierung an eine Gesellschaft, einen Bruch der bestehenden Traktate zu erblicken.

Bevor wir jedoch auf die Rechtsfrage eingehen, sey es erlaubt, noch andere Ansichten über den ökonomischen Theil der Frage zu vernehmen. Es ist nämlich merkwürdig genug, ja kaum glaublich, daß nicht nur im Auslande, sondern auch in Neapel, im Rathe des Königs, im Schoße der Regierung, und, was noch auffallender, sogar, wie bereits bemerkt wurde, in

Sicilien, an Ort und Stelle und unter den Minenbesitzern selbst die Meinungen über die Natur und die Wirkungen des Schwefelmonopols getheilt sind, und daß die Frage, ob das Monopol dem Lande und der Regierung zum Nutzen oder zum Nachtheile gereiche, noch keineswegs entschieden ist. Hrn. v. Raumer's Urtheil, wie er solches in seinen jüngst erschienenen Briefen aus Italien niederlegte, ist von öffentlichen Blättern, als von einer Autorität herrührend, citirt worden. Hr. v. Raumer erklärt, wenn wir uns recht erinnern, den Kontrakt kurzweg für ein Muster, wie man Dinge dieser Art nicht leiten solle, und spricht sich überhaupt gegen jede Beschränkung der Produktion aus. Ueber letzteres ließe sich manches sagen, und ist bereits vieles gesagt worden. Ein jeder Theil hält an seiner Ansicht, und ein jeder kann gewichtige Gründe für sie beybringen. Anders verhält es sich aber mit Hrn. v. Raumer's Darstellung und Beurtheilung des Schwefelvertrages. Wir erlauben uns hier, eine bereits von anderer Seite ihm gewordene Bemerkung mit besonderer Beziehung auf seine Schilderung des sicilischen Schwefelverhältnisses zu wiederholen: daß nämlich zur Fällung eines Urtheils über die Zustände eines Landes ein kurzer Besuch mittelst Dampf- und Schnellpost nicht hinreiche, und daß namentlich Italien von dem Reisenden mehr Zeit und Muße und ein tieferes Studium verlange, soll diesen anders nicht der gerechte Vorwurf der Oberflächlichkeit treffen.

Es kömmt eben bey solchen Fragen nicht auf abstrakte Grundsätze, sondern auf genaue Kenntniß der Lokalverhältnisse an. In dieser Hinsicht verdienen die in den Blättern für literarische Unterhaltung mitgetheilten Briefe aus Sicilien Beachtung. Die daselbst enthaltene Schilderung trägt die sicilische Lokalfarbe. So spricht sich jetzt die Mehrzahl der Sicilianer aus. Wir geben davon Folgendes.

»Girgenti bietet dem Reisenden durch seine Lage, seine merkwürdigen Alterthümer und seine Betriebsamkeit so viele Gegenstände des Interesses dar, daß die Wahl schwer scheinen könnte unter all dem Mittheilungswerthen. Aber man kann gegenwärtig keinen Augenblick zweifelhaft seyn, worüber man von hier aus zu berichten habe. Girgenti ist der Hauptort des sicilischen Schwefelbetriebs, und alle Bewegungen der jüngsten Zeit Siciliens haben sich um diese Angelegenheit gedreht; die Räubereyen, die Befürchtungen der Regierung, die Erbitterung der Gemüther, die leisen und lauten Beschwerden der Betheiligten und Antheilnehmenden, alle werden aus der einen Quelle hergeleitet, dem sogenannten Schwefelmonopole. Es muß bey der Wichtigkeit dieser Angelegenheit und dem Aufsehen, welches dieselbe auch im

Auslande erregt hat, von hier aus eine erſchöpfende Darlegung der Verhältniſſe allerdings erwartet werden. Aber die Urtheile, welche im Volke kurſiren, ſind wie gewöhnlich ſo wenig begründet, und die Mittheilungen von Thatſachen widerſprechen einander ſo ſehr, oder ſind ſo ungenau, daß ſich zu ſichern Reſultaten nicht gelangen läßt. Nun liegt mir zwar, indem ich dieſes ſchreibe, eine Vertheidigung der Maßregel vor, welche durch ihre Publikation in den »Annalen des Reiches« für eine offizielle Rechtfertigung genommen werden muß, und ſich ſelbſt als ſolche gegen den Schluß durch dieſe Phraſe gibt: »Die neapolitaniſche Regierung läßt ſich nicht zu Apologien herab, die Thatſachen aber ſprechen« u. ſ. w. Dieſe offizielle Darlegung iſt jedoch, ſo ſehr ſie ſich das Anſehen gibt, mit Gründen, Zahlen und Thatſachen zu fechten, nur ein Muſter von oberflächlicher und unzureichender Entwicklung des Gegenſtandes, und kann nichts weiter beweiſen, als wie wenig es mit der unverhohlenen Aufdeckung des ganzen Sachverhältniſſes Ernſt iſt, und wie wenig man denen, für welche man geſchrieben hat, die Geſchicklichkeit oder den Willen, aufmerkſam zu folgen, zu folgern und nachzurechnen, zutraut. Ich will mich bemühen, die Sache ſo klar darzulegen, als meine Hülfsmittel es mir geſtatten.

»Der Markt war in den letzten Jahren mit Schwefel überführt worden, und die natürliche Folge davon war das Fallen der Preiſe. Die Zahl der Schwefelminen in ganz Sicilien belief ſich zu Anfang des Jahres 1838 auf 134, davon 69 um Caltaniſetta, 56 um Girgenti und nur 9 um Catania liegen. Die Produktion war im Jahre zuvor auf ungefähr 820,000 Cantari geſtiegen, d. h. in gebranntem Schwefel, wozu etwa 8,500,000 Cantari (160 Pfund) des rohen Materials erforderlich ſind. Da nun angegeben wird, daß gegen 300,000 Cantari unverkauft blieben, ſo muß man den Abſatz auf nicht ganz 600,000 Cantari anſchlagen. Weßhalb die offizielle Schrift über den Arbeitslohn einige Notizen gibt, wird nicht recht deutlich, da dieſelben nicht ausreichen, um die Koſten der Produktion zu berechnen. Sie beſtimmt den in ſämmtlichen Minen ausgezahlten Tagelohn ungefähr auf 1000 Ducati für 2000 Picconieri (Minenarbeiter); 800 Ducati für 4000 junge Burſche zum Fortſchaffen des Schwefels an die Orte, wo er gebrannt wird; 120 Ducati für 200 Wächter, Aufſeher, Meiſter, Faktoren, und während einer Hälfte des Jahres 120 Ducati für 300 Brenner und Gehülfen, (arditori ed assistenti). Rechnet man nun das Jahr nur zu 200 Arbeitstagen und die Zeit des Brennens zu 100, ſo hat die geſammte Produktion gekoſtet: 396,000 Ducati, oder 3,960,000 Carlin, und jeder von den producirten 820,000 Cantari nicht

mehr als gegen 5 Carlin. Die Transportkosten bis zum Ablager am Meere variiren nach Verhältniß der Entfernung und Beschaffenheit der Wege zwischen 2 und 10 Carlin pro Centner. Der Cantar kostet dem Eigenthümer daher im Hafen 7 bis 15 Carlin. Die Verkaufspreise schwankten in den letzten Jahren zwischen 12 und 16, und stiegen nur ausnahmsweise auf 20 Carlin pro Cantar. Es wäre nach dieser Berechnung nicht einzusehen, wie die Verluste der Schwefelbesitzer so ungeheuer seyn konnten, als sie angegeben werden; oder wenigstens scheinen sie nur die entfernteren Eigenthümer getroffen zu haben, denen es allerdings im ungünstigen Falle unmöglich seyn mußte, ihre Kosten zu decken. Man muß aber noch zweyerley in Anschlag bringen, nämlich den Ueberschuß der Produktion von 300,000 Centner jährlich, und ferner die häufigen und beträchtlichen Beschädigungen der Minen durch Wasser und Feuer. Die Wassereinbrüche sind gerade für die beträchtlichsten Minen oder sogenannte Hauptminen, bey welchen alle die verschiedenen Schwefeladern in einen großen Stock zusammenlaufen, am nachtheiligsten, denn sie machen das ganze Werk bis zur Abführung des Wassers durch Leitungen oder Pumpen unbrauchbar. Die Wegschaffung des Wassers ist aber bey der großen Tiefe der Gruben äußerst kostspielig, und da häufig, nachdem dieselbe kaum gelungen, beym weitern Einschlagen ein neuer Einbruch des Wassers erfolgt, so ist begreiflich, daß ein solcher Unglücksfall den Besitzer ruiniren kann. Die Brände andrerseits sollen sehr häufig vorkommen, und außerordentlichen Schaden thun; sie entstehen theils durch Entwicklung von brennbarem Gas in den Schachten selbst, theils durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter, oder gar durch Frevel. Während Unfälle dieser Art keiner weiteren Herleitung bedürfen, entsteht die Frage, woher die Ueberfüllung des Marktes entstanden sey. Wir erfahren, daß die gesteigerte Nachfrage, welche vor einigen Jahren eintrat, der Produktion einen plötzlichen Aufschwung gab; der einmal gegebene Antrieb wirkte aber fort, während auf der andern Seite der Bedarf nicht im Verhältniß zu der gesteigerten Thätigkeit blieb. Denn im Allgemeinen erleidet der Verbrauch des Schwefels in ganz Europa nur geringe Veränderungen, und das aufgelagerte Gut ist keinem Verderb ausgesetzt, durch welchen unerwartete Ankäufe nöthig gemacht würden. Sobald den größern Besitzern der Schwefel sich aufhäufte, fingen sie an zu schleudern, diejenigen vermuthlich am meisten, welche den Transport am wohlfeilsten hatten; und da mehr als die Hälfte der Minen, nach den obigen Angaben, in der Intendantschaft Caltanisetta, also entfernt von der Küste liegt, so konnten deren Besitzer mit den begünstigtern nicht mehr konkurriren. Der Umsatz gerieth

alsbald in die Hände einiger Spekulanten, vorzüglich gewandter Ausländer, und, wie die offizielle Schutzschrift sich ausdrückt: »Das Monopol des fremden Geldes lastete auf der sicilischen Armuth.« Viele Eigenthümer suchten sich durch Verpachtung zu helfen. Der Kontrakt pflegte dergestalt gestellt zu werden, daß der Pächter die Bearbeitung der Minen durchaus auf seine eigenen Kosten und das ganze Risico übernahm, und je nach Maßgabe der Ergiebigkeit des Werks, des Wasservolumens in den Stollen, der Entfernung vom Stapelort und des Zustandes der Wege ein Pachtquantum von 15 bis 30 Prozent des durchschnittlich fixirten Ertrags der Minen zahlte. Wie sich bey den erwähnten ungünstigen Konjekturen unter solchen Bedingungen Pächter finden konnten, vermag ich nicht einzusehen. Es scheint, als haben sie ihren Vortheil in übereilter Ausbeutung der Minen und sehr vermehrter Produktion gesucht, indem sie für die Niedrigkeit der Preise sich durch die Menge des Absatzes zu entschädigen dachten. Indeß konnte immer bey einem Artikel, dessen Verbrauch lediglich vom Bedürfniß abhängt, der gedrückte Preis keine stärkere Konsumtion zuwege bringen. Wie dem nun sey, es ist doch dieses Thatsache, und ist von Allen, welche ich darüber befragen konnte, mir bestätigt worden, daß die Klagen über den traurigen Verfall eines für Sicilien so wichtigen Industriezweiges schon 1838 immer allgemeiner und dringender wurden. Es lag der Regierung allerdings ob, Veranstaltungen zu treffen, durch welche dem gänzlichen Ruine des Schwefelbetriebs vorgebeugt werden könnte. Ihr Einschreiten wurde noch aus einer andern Rücksicht unerläßlich. Jene zuvor erwähnten Unglücksfälle traten immer häufiger ein, je eilfertiger man die Minen auszubeuten suchte; dadurch, und durch die Fahrläßigkeit und Untüchtigkeit der Aufseher und Meister vermehrten sich die Fälle, in welchen Arbeiter zu Schaden und Siechthum kamen, außerordentlich, und die aus den Brennereyen aufsteigenden Schwefeldämpfe blieben nicht ohne Nachtheil für das vegetative und animalische Leben, oft in weitem Bereiche. Die Uebelstände der letztern Art forderten eben so sehr polizeyliche, als die ersteren ökonomische Abhülfe.

Da nun der Generalstatthalter, Fürst Campofranco, die Angelegenheit der Fürsorge der Regierung dringend empfohlen hatte, so glaubte man den Antrag einer Handelskompagnie 1834 auf ein für zehn Jahre ihr zu ertheilendes Monopol nicht ungeprüft abweisen zu dürfen. Der Vorschlag wurde indessen von der aus Schwefelbesitzern und Oekonomieverständigen zusammengesetzten Kommission verworfen, und die Regierung ließ damals die Sache fallen. Erst im März 1836 wurde dieselbe Kommission

wieder zusammenberufen, um einen neuen, auf ganz andere Grundlagen gestellten Vorschlag der Herren Tair und Aycard zu prüfen. Alle Mitglieder der Kommission kamen darin wenigstens überein, daß Maßregeln zur Regulirung der Schwefelangelegenheit unverzüglich getroffen werden müßten, und ein Memorial des englischen Kaufmanns Wood sprach aus, daß dem vorhandenen Zustande bey weitem selbst ein entschiedenes Monopol vorzuziehen seyn würde. Einige riethen, die Minen auf kurze Zeit gänzlich zu schließen. Die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel wurde aber von der Mehrzahl sogleich erkannt, und der Generalstatthalter machte außerdem bemerklich, daß sie nicht einmal ausführbar seyn würde. Die Mehrzahl stimmte für die Annahme des Tair-Aycard'schen Projekts, mit einigen Modificationen des ersten Entwurfs. Das Projekt bestand darin, daß die Gesellschaft sich anheischig machte, ein kontraktmäßig zu bestimmendes Kapital auf Aktien zusammenzubringen, eine eben so zu bestimmende Quantität Schwefel den Minenbesitzern, unter welchen die Lieferung durch gerichtliche Abschätzung vertheilt werden sollte, zu festem Preise abzunehmen, und ihnen für eine Mehrproduktion bis auf die Hälfte derselben Quantität eine Entschädigung zu geben, endlich den Schwefel nicht über einen von der Regierung zu limitirenden Preis wieder zu verkaufen, und für das Privilegium auf zehn Jahre dem Staate eine Pachtsumme zu bezahlen, welche durch eine Tantieme von dem mehr, als kontraktmäßig ihr zustand, abgesetzten Produkt erhöht werden sollte. Bey der Ausführung des Kontraktes, welcher mit dem 1. Julius 1838 ins Leben treten sollte, wurde festgesetzt, daß ein Theil der Pachtsumme zum Bau von zwanzig Miglien fahrbarer Straße verwendet werden sollte, wenn nicht die Gesellschaft selbst diese anzulegen vorzöge; ein anderer Theil sollte den Armenanstalten zufließen, das Uebrige den Staatskassen, aber mit der ausdrücklichen Bestimmung, zum Besten Siciliens allein verwendet zu werden. Daß dadurch die Handelskontrakte mit Frankreich und England durch das Schwefelmonopol verletzt worden, ist völlig unwahr, da dieselben die englischen und französischen Unterthanen, welche Handel treiben, den am meisten begünstigten Nationen in Allem gleich stellen, keineswegs aber zu Freyheiten berechtigen, welche nicht einmal den Neapolitanern gewährt werden.

»Um begreiflich zu machen, wie eine, für sich betrachtet, den Bedürfnissen so sehr entsprechende Maßregel so viel Unheil anrichten konnte, als wirklich geschehen ist, wird vor Allem nöthig seyn, die allgemeinen Verhältnisse des durch den Kontrakt herbeygeführten Standes des Schwefelhandels in bestimmte Zah-

len zu fassen. Die Gesellschaft ist verpflichtet, jährlich 600,000 Cantari Schwefel zu übernehmen, und für 300,000 Cantari eine Entschädigung von 4 Carlin zu geben. Jeder Cantar kömmt ihr über 3 Ducati zu stehen. Der ihn bewilligte Verkaufspreis muß also gegen vier Ducati betragen. Gleich auf das erste Gerücht, daß die Regierung in der Schwefelangelegenheit eine Abhülfe getroffen habe, gingen vom Januar bis Ende May zu allmälich steigendem Preise mehr als 500,000 Cantari Schwefel aus Sicilien, und im Junius und Julius stieg die Ausfuhr zu der ganz unerhörten Höhe von 600,000 Cantari, woraus (wie die Schutzschrift versichert) Sicilien ein Gewinn von fast zwey Millionen Ducati erwuchs.

»Kann man, nachdem die Schutzschrift selbst wiederholt versichert hat, der Schwefelverbrauch in Europa erleide fast gar keine Schwankungen, und nachdem man den durchschnittlichen Absatz des ganzen Jahres auf 600,000 Cantari angeschlagen hat, das plötzliche Herzuströmen der Käufer, durch welches innerhalb sieben Monaten der Absatz eines gewöhnlichen ganzen Jahres beynahe auf das Doppelte gesteigert ward, anders erklären, als aus der Besorgniß der Abnehmer, die Waare, sobald die neue Maßregel ins Leben träte, theurer bezahlen zu müssen, und aus dem Wunsche, sich bey guter Zeit mit einer lang ausreichenden Quantität des Schwefels, der ja, nach der Angabe der offiziellen Schrift, durch Auflagern nicht verdirbt, zu versorgen. Daß dieser Schwefel nicht von der Kompagnie, sondern von den Besitzern selbst und andern Spekulanten verkauft worden sey, scheint auch die Angabe des Gewinnes zu beweisen, da nach dem Verkaufspreise der Kompagnie 1,100,000 Cantari über vier Millionen Ducati einbringen müßten; die angeblichen zwey Millionen aber auf einen Verkaufspreis unter zwey Ducati pro Cantar im Durchschnitte, also wie gewöhnlich in guten Jahren zwischen 16 und 20 Carlin schließen lassen, oder die offizielle Schrift müßte dann die zwey Millionen Ducati nur auf die im Junius und Julius ausgeführten 600,000 Cantari beziehen, welche Annahme zu den kontraktmäßigen Zahlungen der Kompagnie von 1,666,000 Ducati für 600,000 Cantari einigermaßen stimmen würde. Alsdann sind aber immer 500,000 Cantari in demselben Jahre schon vorher abgesetzt gewesen, und die nothwendige Folge davon hat eine Stockung des Handels für den Rest des Jahres und das folgende Jahr 1839 seyn müssen.

»Es wird hiedurch die Behauptung, welche wir schon in Neapel von allen Seiten aufstellen hörten, bestätigt, daß die Kompagnie sich arg verrechnet habe, und bey ihrem Kontrakte nicht bestehen könne. Möglich, daß mit dem Verlaufe der Zeit

diese ersten Scharten sich auswetzen lassen! Inzwischen sollte man denken, daß der Nachtheil ganz allein auf Seite der Kompagnie, daß hingegen die Minenbesitzer durch die Gewißheit eines regelmäßig unter ihnen vertheilten Absatzes zu bestimmtem Preise und durch die Aussicht auf Verbesserung der Wege zufrieden gestellt, das gesammte Volk aber durch die den Armen gewordene Unterstützung, und besonders durch die Herabsetzung der Getreideabgabe ganz zu Gunsten der Maßregel seyn müßte. Im Widerspruche hiermit stoßen wir überall auf heftige Klagen, scharfen Tadel, tiefe Entrüstung und allgemeine Erbitterung. Sehr natürlich! Mit dem Wegebau ist, wie es heißt, noch kein Anfang gemacht worden; von der Verringerung der Auflagen will man nirgends etwas gespürt haben; über die Verwendung der für die Armen, und insonderheit für die sicilischen Armen bestimmten Summe ist wenigstens nicht öffentliche Rechenschaft gegeben worden; und was das Allerschlimmste ist, die Kompagnie hat die durch den Kontrakt erforderte Quantität Schwefel in diesem Jahre nicht genommen. Die Ursache hiervon erklärt sich aus den obigen Berechnungen; die Möglichkeit, welche anderwärts ein Räthsel seyn würde, hat an dem Zustande des Landes, wie ich in meinen früheren Briefen ihn schon vielfältig geschildert habe, ihren Kommentar. Den Vorwand soll die gerichtliche Abschätzung gegeben haben. Die Gesellschaft erklärte, daß sie mit dem Entgegennehmen des Schwefels warten müßte, bis festgesetzt wäre, wie viel sie von jedem Eigenthümer zu verlangen habe. Verzögerung von Taxationen wird vielleicht nirgends zu den schwierigsten Kunststücken gehören, gewiß am wenigsten im Königreich beyder Sicilien, wo die Göttin Käuflichkeit mit ihrer Wage und nicht blind, vielmehr mit allen Argusaugen, ihren Tempel hat.

»Da nun durch den ungeheuren Absatz in dem ersten Monat des verflossenen Jahres die Betriebsamkeit in den Werken und Oefen außerordentlich zugenommen hatte, und dann plötzlich aller Absatz aufhörte, während der Eifer der Produktion fortdauerte, so sahen viele Besitzer sich außer Stande, ihre Arbeiter zu bezahlen. Die Arbeiter, unversehends brotlos geworden, und ohne Aussicht auf andern Erwerb, zerstreuten sich im Lande, und suchten ihr Leben mit Wegelagerung, Kinderraub, in Hoffnung des Lösegeldes und Brandschatzung aller Art zu fristen. Die Banden wurden so zahlreich und so dreist, daß im vorigen Winter selbst in den Straßen von Palermo Niemand seines Lebens sicher war. Da man von den verheißenen Vortheilen des Schwefelmonopols keinen einzigen, wohl aber die durch dasselbe hervorgerufenen Uebel empfand, so konnte die allgemeine Entrüstung

über diese Maßregel nicht ausbleiben. Am meisten schrieen natürlich dawider diejenigen Besitzer von Schwefelwerken, welche zu Grunde gerichtet waren. Die übrigen aber, welche sich halten konnten, waren auch nicht zufrieden, denn von dem ihnen ganz erwünschten Ruin Vieler hatten sie deßhalb keinen Vortheil, weil die Kompagnie mit dem Abnehmen des Schwefels einhielt, und andere Käufer sich nicht fanden, und weil sie überhaupt viel lieber selbst zu dem der Kompagnie bewilligten hohen Verkaufspreise verkauft hätten, als durch Freude über die um 466,000 Ducati vermehrte Staatseinnahme ihren Patriotismus zu beweisen. Einer der Besitzer versicherte mir, die Gesellschaft habe von ihm 10,000 Cantari genommen, während er allein 400,000 Centner ausbeuten könnte. Ihn fechte das wenig an; er lasse ruhig fortarbeiten, und lagere seinen Schwefel auf, in der Hoffnung besserer Zeiten, es fehle ihm weder an Kapitalien noch an Raum dazu; doch von den 145 Eigenthümern in Sicilien seyen wenige so günstig gestellt; man thue ihnen himmelschreyende Gewalt; es sey ein fürchterlicher Eingriff in die geheiligten Rechte des Eigenthums. Man sieht, wie diese Ansicht von der Sache, so einseitig sie ist, doch unter den Leuten sich verbreitet hat; wie werden erst jene reden, die ihre Arbeiten haben einstellen müssen! Die gegenwärtige dringende Noth macht die Möglichkeit künftiger besserer Konjunkturen vergessen. In der Maßregel wird nichts gefunden, als eine neue Geldschneiderey der Regierung; in den Unternehmern erkennt man nur die bevorzugten Fremden, die gehaßten Franzosen. Die in Bezug auf diese Angelegenheit herrschende Stimmung gibt folgendes Wort eines persönlich unbetheiligten und sehr einsichtsvollen Sicilianers zu erkennen. »Wir leben in einem Lande, welches der Herr mit seinem besten Segen gesegnet hat, welches von Fruchtbarkeit überfließt, welches an Hülfsmitteln nicht seines Gleichen hat. Die Gaben, welche wir vom Himmel haben, hat man stückweise eine nach der andern uns verderbt und uns entrissen. Da ist uns nichts geblieben, als noch ein kleiner Brunnen, den Satan uns im Schooße der Erde brodeln läßt. Und nicht zufrieden, uns um die Güter, die uns Gott geschenkt hat, zu betrügen, hat man zuletzt uns auch noch dasjenige geraubt, was selbst der Teufel uns gegönnt hat.«

Man sieht, der hier ausgesprochene Tadel trifft nicht so sehr die Idee eines Monopols, als die Art und Weise, wie man zu Werke ging. Daß bey der Tarirung und Festsetzung des Reduktions-Antheils und der Entschädigungs-Ansprüche die größte Willkür geherrscht habe, dürfte kaum in Abrede gestellt werden können. Das Exposé beobachtet über diesen Punkt ein bedeut-

ſames Schweigen. Der Minenbeſitzer litt aber gerade hierunter zunächſt, und auf Rechnung dieſes Uebelſtandes kann wohl mit Grund die erſte Verſtimmung der Beſitzer geſetzt werden. Denn die angeblichen Freudenbezeugungen, mit welchen dieſe Klaſſe der ſiciliſchen Bevölkerung den König bey ſeiner Reiſe durch die Inſel gegen Ende des Jahres 1838 empfing, beweiſen wenig oder nichts. Schon deßhalb nicht, weil es auch nicht an Aeußerungen der bereits allgemein verbreiteten Mißſtimmung fehlte, die aber weniger die Perſon des Königs, als ſeine Räthe traf.

Am meiſten klagte, wie natürlich, der auswärtige Handel, und dieſe Klagen erhoben ſich ſchon vor einem Jahre eben ſo laut in Frankreich ſelbſt, als in England, denn die Verleihung des Monopols an ein einzelnes franzöſiſches Haus mußte dem franzöſiſchen Handel eben ſo nachtheilig ſeyn, als dem engliſchen, während alle Berichte aus Sicilien ſeit Jahr und Tag über die Noth klagen, in welche faſt die Hälfte der Schwefelgrubenarbeiter in Sicilien dadurch gerieth, daß die Produktion gewaltſam um ein Drittel des früheren Ertrags herabgedrückt werden wollte. Schon unterm 24. Jänner v. J. theilte die allgemeine Zeitung ein Schreiben aus Marſeille mit, worin es hieß:

»Unſer Handel und unſere großen chemiſchen Fabriken klagen bitter über ein neues Monopol, das die ſicilianiſche Regierung eingeführt hat. Sie hat im Anfang vorigen Jahres einer franzöſiſchen Geſellſchaft das ausſchließende Privilegium der Ausfuhr von Schwefel aus Sicilien zu Bedingungen ertheilt, welche den Preis dieſer für uns ſo wichtigen Materie verdoppeln müſſen. Das Kapital der Geſellſchaft wurde anfänglich auf 1,200,000 Ducati feſtgeſetzt, aber die Regierung zwang ſie, es auf 1,800,000 Ducati zu ſetzen, wovon der Staat ein Drittheil für ſich nahm, die Hälfte der Geſellſchaft reſervirte und die übrigen 300,000 in 1000 Actien vertheilen ließ. Die Geſellſchaft iſt auf zehn Jahre privilegirt, und bezahlt jährlich der Regierung 400,000 Ducati, das heißt 1,800,000 fl.

»Dieß iſt eine der monſtröſen Combinationen, wie ſie die Holländer ehemals in den Molukken erfunden hatten, und wie man ſie noch jetzt in Salz- und Tabakmonopolen findet, die man aber neuerer Zeit bey Artikeln, die auf fremden Handel berechnet ſind, nirgends mehr ſieht. Es war einer Regierung, wie der neapolitaniſchen, vorbehalten, der Handelswelt wieder dieſes Schauſpiel zu geben, die Produktion mit großen Opfern zu beſchränken, und zu hoffen, durch Vertheuerung des Artikels auf fremden Märkten größere Summen daraus zu ziehen. Der Plan iſt ganz einfach: Man hofft die Verkaufspreiſe um etwa

5,000,000 Fr. zu steigern, davon sollen 500,000 an die Grubenbesitzer gehen, 1,800,000 Fr. an die Regierung und der Rest an die Gesellschaft, wovon jedoch die Regierung als Actionär ein Drittheil erhielt. Wenn alles so ginge, wie es berechnet ist, und auf dem Papiere aussieht, so würde Marseille etwa 2,000,000 Fr. jährlich dabey verlieren, vorausgesetzt, daß unsere chemischen Fabriken bey dem erhöhten Preise des Schwefels die gleiche Masse, wie bisher, konsumirten, was nicht wahrscheinlich ist, und vor Allem vorausgesetzt, daß sich nicht aus andern Lokalitäten eine größere Konkurrenz von Schwefeleinfuhr zeigt. Unser Bestreben ist natürlich, diese auf alle Art hervorzurufen, und wir haben die beste Aussicht, darin so zu reüssiren, daß die sicilische Gesellschaft froh seyn wird, ihren Vertrag mit der Regierung wieder aufzugeben.«

Sehr empfindlich hatten der englische Handel und insbesondere die Manufakturen Englands, für welche der sicilische Schwefel ein Lebensbedürfniß geworden ist, in Folge der Monopolisirung dieses Artikels zu leiden. Die dem englischen Parlamente vorgelegten Berichte der Herren Kennedy und Mac Gregor an Lord Palmerston geben hierüber interessante Aufschlüsse. Bekanntlich hat das englische Kabinet in letzter Zeit durch seine Agenten in Neapel Schritte thun lassen, welche den Abschluß eines neuen Handelsvertrages zum Gegenstande hatten. Der ältere, in der vorliegenden Frage häufig angeregte Vertrag vom Jahre 1816 schien beyden Theilen nicht mehr zuzusagen, am wenigsten der neapolitanischen Regierung, welche sich durch mehrere Bestimmungen desselben, namentlich durch den sicilischen Tariff, und schon dadurch, daß er jetzt von England gegen das Schwefelmonopol mit Recht oder Unrecht geltend gemacht werden konnte, in mehrfachem Nachtheile befand.

Nachdem bereits im Spätherbste 1838 Sir Frederic Lamb, gegenwärtig Lord Beauvale, englischer Botschafter am k. k. Hofe, in Spezialmission sich nach Neapel begeben hatte, und mit der neapolitanischen Regierung wegen Abschlusses eines neuen Handelsvertrages in Verhandlung getreten war, erhielt Hr. Mac Gregor, der in früherer Zeit mit ähnlichen Aufträgen nach Wien gesandt worden, die Weisung, in Neapel die von Lord Beauvale begonnene Unterhandlung zum Ziele zu führen. Gegen Ende August des vorigen Jahres verließ er London, um sich ungesäumt nach Neapel zu begeben. Gleich nach seiner Ankunft erklärte Hr. M' Gregor dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten v. Cassaro, daß das der Gesellschaft Tair gewährte Schwefelmonopol für die englischen Kaufleute, welche mit ihrem Kapital im Handel mit Sicilien betheiligt seyen, so überaus

verderblich wäre, daß die Regierung Ihrer brittiſchen Majeſtät die Abſchaffung des Monopols als Bedingung sine qua non jeder weitern Verhandlung hinſichtlich des neuen Traktates und namentlich des ſiciliſchen Tariffs betrachte. Zugleich berief ſich Mac Gregor nach alter Weiſe auf den Vertrag vom Jahre 1816. Fürſt Caſſaro, berichtete damals Hr. M' Gregor nach London, habe zwar keineswegs in Abrede geſtellt, daß England ſich mit gutem Grunde gegen das Monopol erkläre, über den Rechtspunkt *) jedoch kein Zugeſtändniß gemacht, dagegen die Abſchaffung des Monopols, ohne förmliche Zuſage, in Ausſicht gegeben.

Mittlerweile zog der brittiſche Handelsbevollmächtigte über die Natur des Monopols nähere Auskünfte ein. Seine Anſicht ſtellte ſich bald feſt, und war von der, in der oben erwähnten und theilweiſe mitgetheilten Broſchüre entwickelten himmelweit verſchieden. M' Gregor verſichert, kaum möglich ſeyen ihm Anfangs die einhelligen Angaben ſo vieler glaubwürdiger Männer erſchienen. Nicht nur brittiſche Kaufleute, die freylich, als in dem ſiciliſchen Handel betheiligt, in dieſer Sache Partey ſeyen, auch unbefangene Perſonen, namentlich Neapolitaner, andere dort etablirte Ausländer, ja ſogar Franzoſen, letztere natürlich keine Aſſociés der Geſellſchaft Tair — dieſe alle haben einſtimmig verſichert, der brittiſche Handel mit Sicilien werde durch

*) Die engliſcher Seits von Hrn. Temple bereits in ſeiner Note vom 15. November 1837 (vide Papers relative to the sulphur Monopoly in Sicily, Inclosure 1 in Nr. 3), alſo vor Abſchluß des Schwefelkontraktes aufgeſtellte Behauptung, daß dieſer Kontrakt eine Verletzung des Vertrages von 1816 ſey, wurde von der neapolitaniſchen Regierung bis heutigen Tags auf das Beſtimmteſte und Folgerichtigſte zurückgewieſen. Selbſt wo die Möglichkeit einer Auflöſung des Tair'ſchen Kontraktes in Ausſicht geſtellt wird, verwahrt ſich der neapol. Miniſter ausdrücklich gegen jede Anerkennung der engliſchen Behauptung; ſo antwortete Fürſt Caſſaro auf die eben erwähnte Note Temple's (vide Papers Inclos. 2 in Nr. 3) unterm 15. November 1837: Il sottoscritto ha communicato l'uffizio dell' E. S. al Ministro Segretario di stato delle finanze, e mentre ha il pregio di assicurarla, che gliene farà conoscere a suo tempo il risultato, non lascia di farle rimarcare, che se Sua Maestà stimerà opportuno di non accordare il suo assentimento al progetto in quistione, ciò non sarà certamente per la veduta dell' infrazione del Trattato del 1816 che il Sgr. Inviato si è indotto a ravvisare nella misura anzidetta. Diſſatti, in forza delle convenzioni esistenti, il commercio ed i sudditi Britannici han dritto ad esser trattati come le nazioni le più favorite, ed il progetto è generale per tutte la nazioni.

das Monopol zu Grunde gerichtet. Auf ſo gewichtige Zeugenſchaft hin glaubte denn auch Hr. M' Gregor kein Opfer ſcheuen zu ſollen, um dieſe Quelle ſo vielfacher Verluſte für den engliſchen Handel und die engliſche Induſtrie zu verſchließen *). Von dieſer Anſicht geleitet, ſchrieb er daher an Fürſt Caſſaro, um dieſem die Bereitwilligkeit ſeiner Regierung zu bedeutenden Opfern darzuthun. England, ſagte er, ſey, um ſeine Handelsverbindungen mit dem Königreiche beyder Sicilien auszudehnen (eigentlicher hätte es heißen ſollen: wieder auf den alten Fuß herzuſtellen) — England ſey bereit, die Differentialzölle auf das ſiciliſche Oehl abzuſchaffen — und auf den Abſchlag von 10% der Einfuhrszölle zu verzichten, welcher durch den Traktat von 1816 England geſichert worden war. Als Gegenforderung bedinge ſich England nur die ungeſäumte Abſchaffung des Schwefelmonopols aus. — Ohne in eine Prüfung der Vortheile, welche die Regierung aus dem Monopol zog, hier eingehen zu wollen, glauben wir kühn behaupten zu dürfen, daß das Anerbieten M' Gregor's dem neapolitaniſchen Staatsſchatze überwiegende Vortheile darbot. Man muß wiſſen, wie ſchwer die Differentialzölle und der ſiciliſche Tariff auf Sicilien laſten, um die Bedeutſamkeit des Antrags M' Gregor's in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Nie, hierüber ſind alle Sachverſtändigen einig, hat England ſich zum Abſchluß eines für den andern Kontrahenten vortheilhafteren Vertrages geneigt erklärt. Auch wurde, wie dieß die ſpäteren Parlamentsverhandlungen zeigen, die Bereitwilligkeit M' Gregor's zu ſo großen Opfern im Oberhauſe einem ſcharfen Tadel unterzogen. Man hätte denken ſollen, die neapolitaniſche Regierung habe ſich beeilt, die vortheilhaften Anträge Englands anzunehmen. Indeß hat die Folge bewieſen, daß dieß keineswegs der Fall war. Aus welchen Gründen ſie ſich deſſen geweigert habe, muß dahingeſtellt bleiben. Aus Mac Gregor's Berichten geht übrigens hervor, daß der damalige Miniſter des Auswärtigen allerdings geneigt war, auf die Vorſchläge des engliſchen Bevollmächtigten einzugehen, und daß er dieſem ſpäter ſogar verſichert habe, der König ſey bereit, die Auflöſung des Schwefelvertrages als Bedingung anzunehmen.

*) Papers relative etc. Nr. 42, Mr. Kennedy to Viscount Palmerston. Dieſer Geſchäftsträger ſchreibt unter dem 5. November 1839 an den Chef der engliſchen Diplomatie: Mr. Mac Gregor having returned from Sicily after examining the resources and state of that island has, as your Lordship will learn from his own correspondence, thought it absolutely necessary to require of the neapolitan Government an immediate execution of its determination to set aside the Monopoly of the Sulphur Trade.

Ungeachtet dieser bestimmten Zusage Cassaro's schien Mac Gregor dennoch seiner Sache nicht gewiß zu seyn, denn es entging ihm nicht, daß andere, der Aufrechthaltung des Monopols günstige Einflüsse sich gleichzeitig, und zwar nicht ohne Erfolg, geltend machten Je mehr Aufschlüsse ihm indeß über den Zustand des brittisch-sicilischen Handels zukamen, um so mehr überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, die Abschaffung des Monopols durchzusetzen. Es ergab sich nämlich, daß mehr als 300 englische Schiffe, von 150 zu 350 Tonnen, welche sonst zum Schwefelhandel mit Sicilien jährlich gebraucht worden waren, seit dem Bestehen des Monopols aufgehört haben, die sicilischen Häfen zu besuchen — daß die in diesem Handelszweige angelegten englischen Kapitalien nicht auf weniger als 2,000,000 Pfund Sterling anzuschlagen sind, ungerechnet die ungeheuren Summen, welche von englischen Kaufleuten auf Baulichkeiten, Maschinen u. dgl. zum Behufe der Arbeiten in den Minen verwendet wurden. Daß man hiezu noch das Steigen der Schwefelpreise zählen muß, woraus eine für die englischen Manufakturen äußerst drückende Besteuerung von etwa 300,000 Pfund St. erwachse. Ueberdieß ist erwiesen, daß bey Fortdauer des Monopols zwölf bis achtzehn große Handelshäuser mit Verlust aller ihrer Fonds eingehen müßten, woraus dann für brittischen Handel und Schiffahrt neues Unheil hervorginge.

Um mit eigenen Augen zu sehen, begab sich der brittische Bevollmächtigte selbst nach Sicilien. Von einem Sach- und Ortsverständigen, der aber freylich nicht als Unbefangener betrachtet werden kann, begleitet, bereiste Mac Gregor die Insel Sicilien, von Palermo über Alcamo und Girgenti, den gewöhnlichen Weg der Reisenden nach der südlichen Küste einschlagend, wo sich der Hauptherd der sicilischen Schwefelbildung befindet.

Die so übertrieben lautenden Angaben, welche Hr. M' Gregor in Neapel gesammelt, fanden sich nun nicht nur begründet, ja das selbst Gesehene und in Erfahrung Gebrachte übertraf noch, wo möglich, das Gemeldete. Hr. M' Gregor überzeugte sich, daß während in früherer Zeit die Zahl der englischen Schiffe, welche die Häfen von Palermo, Girgenti, Licata, Catania und Messina besuchten, sich jährlich durchschnittlich auf 563 belief, in den letzten funfzehn Monaten nicht mehr als 179 Schiffe mit englischer Flagge in den genannten Hafen erschienen seyen, was denn die ungeheure Differenz von 384 zeige.

Nach Neapel zurückgekehrt, bestürmte Mac Gregor das neapolitanische Ministerium abermals mündlich und schriftlich, ja er drohte sogar, jedwede weitere Verhandlung hinsichtlich des neuen Traktates abzubrechen, wenn nicht ein bestimmtes, und

wie er sich ausbedingte, schriftliches Versprechen in Betreff der Auflösung des Schwefelkontraktes ehestens erfolge. Diese schriftliche Zusage wurde nun zwar abgelehnt, dagegen jedoch durch den Fürsten Cassaro die mündliche Versicherung ertheilt, daß das Monopol vom 1. Jänner des kommenden (d. i. des laufenden) Jahres außer Kraft gesetzt werden solle.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, da sie sich von selbst aufdringt, daß Mac Gregor im Laufe dieser Angelegenheit einen Standpunkt einnahm, der ihm als Negociateur vorzüglich gebührte. Er erschien in Neapel mit Anträgen seiner Regierung. Diese Anträge waren im höchsten Grade vortheilhaft für Neapel; dagegen stellte das englische Kabinet, wie natürlich, eine Gegenforderung, nämlich die Aufhebung des Schwefelmonopols. Mac Gregor trat also als Unterhändler auf, der Concession für Concession bietet. Hätte die englische Regierung ihr Recht für unbestreitbar gehalten, so würde sie sich schwerlich zu so wichtigen Zugeständnissen, wie die von ihrem Agenten gebotenen, verstanden haben. Ist es doch bekannt, daß diese Macht ihre Handelsvortheile nicht leicht aus dem Auge verliert, und wo sie dieselben verletzt und sich in ihrem Rechte gekränkt sieht, nicht zaudert, was ihr Rechtens gebührt, nöthigen Falles mit gewaffneter Hand zurückzunehmen. Wie viele Beyspiele ließen sich hievon anführen. Aber einen von solchem Herkommen abweichenden Weg schlug das Kabinet von St. James in der gegenwärtigen Schwefelfrage ein. Zwar protestirte Hr Temple kategorisch genug gegen die Errichtung des Monopols, und nach seiner Abreise blieb der Geschäftsträger Kennedy in seinen Forderungen nicht hinter ihm zurück. Als aber diese, auf ein zweifelhaftes Recht begründeten Vorstellungen nichts fruchteten, schritt man nicht, wie dieß frühere Vorgänge anderwärts in ähnlichen Fällen wohl erwarten ließen, sogleich zu Zwangsmaßregeln, sondern gerade ein entgegengesetzter Weg wurde verfolgt: nachdem man gedroht hatte, versuchte man zu negociren; nachdem man Zugeständnisse gefordert, erbot man sich jetzt zu Zugeständnissen. Es wurde nämlich mitten unter den Weiterungen, die nachgerade eine bedenkliche Wendung genommen, von englischer Seite (sofern öffentliche Blätter wahr berichteten) ein neuer Handelsvertrag in Anregung gebracht, ein Vertrag, der, wie schon früher bemerkt, Neapel die wichtigsten Vortheile sichern, und es namentlich von dem Rabbat der 10% auf englische Einfuhrartikel liegenden Zolles befreyen sollte *).

*) Die offiziellen Dokumente der Papers etc. geben über die nicht unwichtige Frage, von wem der Gedanke eines neuen Handelsvertrages ausgegangen sey, keinen Aufschluß. Aber wenn auch, im

Die Willfährigkeit des engliſchen Kabinettes wurde nun zwar von ihren Vertheidigern als Schonung des Schwächern und löbliche Langmuth geltend gemacht, in Neapel aber als ein Beweis gedeutet, daß die engliſche Regierung, im Gefühle des ſchwankenden Bodens, auf welchem ſie ihre Rechtsanſprüche zu erheben geſucht, es nach der Hand für gerathener gehalten hätte, den Weg der Unterhandlung einzuſchlagen. Die entſchiedenſte Mißbilligung traf jedoch die Regierung deßhalb in England ſelbſt. Im Oberhauſe ſprach Lord Lyndhurſt (in der Sitzung vom 2. März) bey Ueberreichung einer Petition mehrerer Kaufleute der City gegen das Schwefelmonopol ſeinen Tadel über den von der Regierung befolgten Gang aus: er beklagte, daß man nicht gleich zu Anfang der Verwicklung zu energiſcheren Mitteln gegriffen habe. Damals ſey der Unwille gegen das Monopol in Sicilien ſo allgemein geweſen, daß Ein brittiſches Kriegsſchiff, an jene Küſten geſendet, dem Monopol ſofort ſein Ende bereitet hätte. Aber dieß war nicht der Weg, welchen die brittiſchen Miniſter einzuſchlagen für gut fanden. Sie ſchritten zu Negociationen, und ſendeten zu dieſem Behufe einen Hrn. Mac Gregor nach Neapel, um die Unterhandlungen zu leiten. Dieſe hätten nun nach achtzehn Monaten zu keinem Reſultate geführt u. ſ. f.

Lord Melbourne erwiederte ſeinerſeits — was allerdings das ſicherſte Mittel war, die Einwürfe des Gegners zu entkräften — daß die Regierung in dem berührten Punkte die Anſichten Lord Lyndhurſt's vollkommen theile, und daß Mac Gregor, indem er wegen Abſchaffung des Monopols mit dem neapolitaniſchen Miniſterium in Unterhandlung getreten ſey, den Geiſt ſeiner Inſtruktionen verkannt habe. »Der edle und gelehrte Lord,« ſagte er, »hat geäußert — und denſelben Geſichtspunkt hat auch die Regierung Ihrer Majeſtät ſtets feſtgehalten — daß das Monopol nicht Gegenſtand einer Verhandlung ſeyn könne, da es eine di-

---

Widerſpruche mit den Zeitungsnachrichten. Neapel zuerſt auf Abſchluß eines neuen Traktats angetragen hätte, ſo nahm England mindeſtens das Anerbieten mit größter Bereitwilligkeit an. Nicht in London, ſondern in Neapel ſind die Verhandlungen gepflogen worden. Nicht Neapel war es, welches Handelsbevollmächtigte ad hoc nach der brittiſchen Hauptſtadt entſendete, ſondern das Umgekehrte hat Statt gefunden. Mit welchem Eifer das engliſche Miniſterium dieſe Angelegenheit betrieb, mag man, neben anderem, auch daraus entnehmen, daß es einen der bedeutendſten whiggiſtiſchen Staatsmänner, ſeines Ranges einen Botſchafter, mit Special-Inſtructionen verſehen nach Neapel ſandte. Wer mit den Gewohnheiten der Diplomatie einigermaßen vertraut iſt, wird dieſen Umſtand von entſcheidendem Gewichte finden.

rekte Verletzung des Vertrages vom J. 1816 sey, und namentlich, wie der edle und gelehrte Lord nachgewiesen, zwey Artikeln desselben zuwider laufe. Es war daher nicht ein Gegenstand, über welchen wir jetzt zu negociren oder zu verhandeln hatten, sondern der uns Veranlassung gab, die sicilische Regierung zur Erfüllung der von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten aufzufordern. Als die Frage zuerst in Erörterung kam, protestirte der brittische Gesandte in Neapel auf das kräftigste dagegen; als das Monopol wirklich errichtet worden, erneuerten sich dieselben Einsprüche, bis denn endlich im verflossenen August ein mündliches Versprechen, daß das Monopol abgeschafft werden sollte, gegeben ward. Es war also eine Verpflichtung zu diesem Ende übernommen worden, und da bis jetzt derselben nicht nachgekommen wurde, so steht es unzweifelhaft der englischen Regierung zu, die Erfüllung der gemachten Zusage zu verlangen, und dasjenige zu thun, wozu sie, wie der edle Lord sagt, verpflichtet ist, um den Unterthanen und Kaufleuten, welche im Vertrauen auf die Traktate sich auf diesen Handelszweig verlegt haben, den ihnen gebührenden Schutz zu gewähren. Im Sommer des verflossenen Jahres hatte man vernommen (it was understood), daß die neapolitanische Regierung einem neuen Uebereinkommen in Betreff der Handelsverbindungen zwischen beyden Ländern günstig gestimmt und bereit sey, den Traktat von 1816 zu erneuen und neue Bestimmungen festzusetzen, unter welchen namentlich ein gänzlich neues Uebereinkommen hinsichtlich des Tariffs und der Aus- und Einfuhrzölle, so wie auf die sicilischen Erzeugnisse gelegten Abgaben gemeint war. Hr. Mac Gregor wurde einzig zu dem Endzwecke nach Neapel gesandt, um an Ort und Stelle in Erfahrung zu bringen, welche Reduction des Tariffs man beabsichtige, und um mit der neapolitanischen Regierung hinsichtlich der Modifikation der verschiedenen Zölle abzuschließen. Dieß war der einzige Zweck der Mission des Hrn. M' Gregor. Unstreitig ist dieser Gentleman, gewiß aus der besten Absicht, weiter gegangen, und hat sich in die Gegenstände eingelassen, auf welche der edle und gelehrte Lord anspielte. Ohne hiezu angewiesen noch bevollmächtigt zu seyn, schloß er einen Vertrag ab, welcher unbefriedigend war, erstlich, weil er zum Gegenstande des Vertrages machte, was die Regierung nicht als solchen anerkennen konnte, dann weil er noch andere Bestimmungen enthielt, welchen die Regierung ihren Beytritt zu versagen für gut fand. Hr. M' Gregor ist ein Mann von großen Talenten, von großer Gewandtheit, von großer Erfahrung (Hört, hört von Lord Lyndhurst), und gewiß hat er mit der besten Absicht gehandelt, aber er that,

wozu er für den Fall nicht ermächtigt war, und was denn auch unbefriedigend ausfiel, weil er die Gesinnungen seiner Regierung nicht vollständig kannte «

Man sollte glauben, daß einer so bestimmten, rückhaltslosen und jeder doppelsinnigen Deutung unfähigen Mißbilligung, wie die, welche dem Hrn. Mac Gregor im Parlamente aus dem Munde des ersten Ministers widerfuhr, die zwischen ihm und Lord Palmerston gepflogene amtliche Correspondenz entsprechen, und sich hierin mehrfache Belege der von Lord Melbourne vorgebrachten, jedwede Unterhandlung hinsichtlich des Monopols ausschließenden Ansicht vorfinden mußten. Aber vergebens sucht man in den dem Parlamente vorgelegten Dokumenten irgend eine Spur, als habe Lord Palmerston das Benehmen Hrn. Mac Gregor's gemißbilligt, oder dieser anders als seinen Instruktionen gemäß (welche leider in die Sammlung nicht aufgenommen wurden) zu handeln geglaubt.

Wie soll man z B. die aus Neapel unter dem 20. Sept. an Lord Palmerston geschriebenen Worte Mac Gregor's deuten: »Wenn die Handelsverbindungen Englands mit Sicilien unterhalten und erweitert werden sollen, so muß das Monopol als eine sine qua non abgeschafft werden (the monopoly must, as a sine qua non, be abolished).« — (Vide Papers relative etc. Nr. 39).

Und am 10. Dezember 1839 schreibt Lord Palmerston an Hrn. Kennedy, »daß Hrn. Mac Gregor's Brief vom 13. Nov., in welchem er über den Fortgang der Negociation hinsichtlich der Abschaffung des Schwefelmonopols berichte, dem Handelskomité des Geheimrathes unterzogen worden sey« (Mr. Mac Gregor's letter of the 13th of November, reporting the progress of the *negociation* for the abolition of the sulphur monopoly having been referred to the consideration of the Lords of the committee of privy council for Trade, I have to transmit to you etc. — Papers relative etc. Nr. 45). Hier dringt sich nun allerdings die schwer zu beantwortende Frage auf, wie es denn möglich gewesen, daß Lord Palmerston, wenn er anders, in Uebereinstimmung mit Lord Melbourne, Mac Gregor's Benehmen mißbilligte, zwey Monate später in seiner Depesche an Hrn. Kennedy selbst von einem Fortgange der Negociation wegen der Abschaffung des Monopols sprach, und zwar nicht um diese Verhandlungen, wie Lord Melbourne in der Folge that, als unstatthaft zu verwerfen, sondern um Hrn. Kennedy anzuzeigen, daß das Committee of Privy Council for Trade von dem Fortgange dieser Verhandlungen Kenntniß genommen, und das

Handelsminiſterium, in Berückſichtigung der von der neapolitaniſchen Regierung in Ausſicht geſtellten baldigen Abſchaffung des Monopols beſchloſſen habe, die beabſichtigte Maßregel (nämlich die Schwefeleinfuhr aus andern Ländern, zum Nachtheile der ſiciliſchen, zu begünſtigen) dermalen aufzuſchieben. (»I have to transmit to you an extract of a letter which, by their Lordships directions, has been addressed to this Departement, stating that in consequence of the prospect hold out by the Neapolitan Government of an early abrogation of the monopoly, it is the intention of the Board of Trade to abstain from carrying into effect the measures which they were preparing for the purpose of encouraging the importation of sulphur from other parts of the world besides Sicily, and for giving facilities to the introduction of the use of other substances as substitutes for sulphur in manufacturing processes.« — Papers relative etc. Nr. 45. Viscount Palmerston to Mr. Kennedy, Foreign office, December 10, 1839.)

Was alſo auch gegenwärtig die Anſicht der Regierung ſey — und man muß annehmen, daß die Worte des erſten Miniſters im Parlamente bey Gelegenheit der von Lord Lyndhurſt erhobenen Beſchwerde wirklich die dermaligen Geſinnungen des Kabinettes, deſſen Chef er iſt, ausdrücken — ſo geht doch mit Beſtimmtheit aus den eben mitgetheilten Auszügen der amtlichen Correſpondenz Lord Palmerſtons hervor, daß entweder im Schooße des Miniſteriums die Meinungen getheilt ſind, oder daß noch kurze Zeit vorher, nämlich in den Monaten September bis Dezember 1839, im Kabinette andere Anſichten vorgeherrſcht haben. Denn nicht nur trat Mac Gregor unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Neapel mit der Forderung wegen Abſchaffung des Monopols als Bedingung der im neuen Vertrage Neapel zu gewährenden Vortheile hervor — ſo daß die Annahme einer Eigenmächtigkeit von ſeiner Seite ſehr wenig Wahrſcheinlichkeit hat — er berichtete auch in dieſem Sinne an den erſten Staatsſekretär, und nirgend findet ſich in den mitgetheilten Dokumenten eine Spur von Tadel oder Mißbilligung von Seite dieſes Miniſters. Der ſchlagendſte Beweis aber, daß nicht etwa Lord Palmerſton einſeitig den engliſchen Handelsbevollmächtigten geleitet habe, folgt aus der oben nachgewieſenen Thatſache, daß der »the progress of the *negociation* for the abolition of the sulphur monopoly« betreffende Bericht Mac Gregor's einem Committee des geheimen Conſeils vorgelegt wurde, daß die das Committee bildenden Lords nicht etwa, wie Lord Melbourne drey Monate ſpäter, dieſe Unterhandlungen mißbilligten, ſondern einer Berathung unterzogen,

und das Board of Trade in Folge dieser Berathung von der oben angedeuteten Maßregel abzustehen bestimmt ward. Mit andern Worten: die brittische Regierung hat an jenen Verhandlungen Mac Gregor's wegen Abschaffung des Monopols bis zum 10. Dezember v. J. wenigstens einen thätigen, und nunmehr durch die Publikation der ämtlichen Dokumente offenkundig gewordenen Antheil genommen.

Dieser Umstand ist von Wichtigkeit, weil er die Sachlage im Widerspruche mit der ministeriellen Erklärung in einem ganz verschiedenen Lichte erscheinen läßt. Hat Hr. Mac Gregor wirklich ohne oder gegen seine Instruktionen gehandelt, wie Lord Melbourne behauptete, so fällt der von Lord Lyndhurst gegen die Regierung erhobene Vorwurf hinweg; entsprach aber der von Mac Gregor eingeschlagene Weg der Verhandlung, wo es sich nur um Geltendmachung offenkundiger und unbestreitbarer Rechte Großbritanniens handelte, damals den Absichten und Weisungen seiner Regierung, dann werden alle oben angedeuteten, daß gute Recht Englands in Zweifel ziehenden Vermuthungen gar sehr gerechtfertigt. Bis zur Veröffentlichung der ämtlichen Urkunden schwebte dieser wichtige Umstand in Dunkel, durch letztere ist er, wie eben nachgewiesen ward, in ein helles Licht gesetzt worden *).

* * *

So weit die Thatsachen. Die Rechtsfrage ist, seit Lord Lyndhurst am 2. März d. J. im Oberhause die Sache zur Sprache brachte, von beyden Parteyen in erschöpfender Weise erörtert

*) Noch vor dem Erscheinen der Papers relative to the Sulphur Monopoly in Sicily zog ein Theil der englischen Tagespresse Lord Melbourne's Erklärung im Oberhause in Betreff des brittischen Handelsbevollmächtigten in Zweifel. So äußert sich der Courier: »Wir vernehmen aus achtbarster Quelle, daß Hr. M. Gregor keineswegs ohne die gehörige Ermächtigung in der Sache vorging, im Gegentheile stützte er sich auf Autoritäten, welche dem Ministerium vom höchsten Gewichte seyn müssen, wenn man gleich anderwärts eine andere Meinung von ihnen hegen mag. Denn man erfährt, daß Hr. M. Gregor unsern Botschafter in Wien, Lord Beauvale, während der Unterhandlung sowohl, als vor Abschluß und Unterzeichnung des Vertrages, bey jedem Schritte, den er that, zu Rathe zog, und daß er nicht nur von diesem ausgezeichneten Diplomaten, sondern auch von dem eben in Neapel anwesenden Lord Clarendon zum Abschlusse angeeifert wurde. Letzterer war nun freylich dem Bruder des ersten Ministers (Lord Beauvale) weder an Stellung noch Ansehen gleich, mußte aber dennoch für eine Autorität ersten Ranges betrachtet werden« u. s. w.

worden. Auch hier bleibt uns nur das Geschäft des Historiographen.

Wir vernehmen wieder zuerst den Kläger.

»Im Jahre 1816,« sprach Lord Lyndhurst bey Einreichung einer Petition mehrerer City-Kaufleute, »wurde zwischen diesem Lande und Sicilien ein Handelsvertrag *) abgeschlossen, kraft welchem den brittischen Unterthanen freye Verfügung über ihr Vermögen und in allen Dingen Behandlung auf den Fuß der begünstigtsten Nationen zugesichert wurde, so daß keine Abgabe, Taxe oder Auflage auf ihr Vermögen gelegt werden solle, es sey denn, daß die begünstigtsten Nationen einer gleichen Besteuerung unterliegen. Dieß waren die Bestimmungen jenes wohlbekannten Vertrages, auf welchen gestützt und vertrauend englische Kaufleute beträchtliche Kapitale im Schwefelhandel mit Sicilien verwendeten. Sie nahmen dort Minen in Pacht, bauten mit großem Aufwande Maschinen zur Vermehrung der Produktion, und gaben in der That dem Handel eine große Ausdehnung, bis im July 1838 die sicilianische Regierung

*) Der Vertrag wurde in London am 26. Sept. 1816 von den beyderseitigen Bevollmächtigten, Lord Castlereagh und Fürst Castelcicala unterzeichnet, und ist in Martens' Recueil des Traités, Tom. IX, Suppl. p. 117 abgedruckt. Die beyden Artikel, auf welche sich die gegenwärtige Streitfrage beruft, lauten wie folgt:

Art. 4. Se. Maj. der König beyder Sicilien verspricht, daß der brittische Handelsstand im Allgemeinen und die handeltreibenden Unterthanen Sr. britt. Maj in Ihrem ganzen Königreich wie die Unterthanen der begünstigtsten Nationen behandelt werden sollen, eben so sehr in Betreff ihrer Personen und ihres Eigenthums, als in Betreff der Waaren jeder Art, die sie verkaufen könnten, der Steuern und Abgaben von benannten Waaren, und der Schiffe, in welchen die Einfuhr geschieht.

Art. 5. In Betreff der persönlichen Privilegien, welche die Unterthanen Sr. britt. Maj. im Königreiche beyder Sicilien genießen können, verspricht Se. sicil. Maj., daß sie volles Recht haben sollen, in den Gebieten und Besitzungen Sr. Maj. zu reisen oder sich aufzuhalten, denselben polizeylichen Verfügungen unterworfen, wie die Unterthanen der begünstigtsten Nationen. Sie haben das Recht, Häuser oder Magazine zu erwerben und über ihr Mobiliarvermögen mittelst Kauf, Tausch, Geschenk, Vermächtniß oder auf jede andere Weise, ohne das geringste Hinderniß, zu disponiren. — Sie sind nicht verpflichtet, andere Steuern oder Abgaben zu entrichten, als die gegenwärtig in Kraft sind, oder in der Folge den Unterthanen der begünstigtsten Nationen aufgelegt werden. Se. sicil. Maj. verspricht, daß die Personen und das Eigenthum der Unterthanen Sr. britt. Maj., welche in Ihren Staaten ihren Wohnsitz nehmen, dieselbe Sicherheit genießen sollen, wie Ihre eigenen Unterthanen oder die den meist begünstigten oder meist privilegirten Nationen angehörenden Fremden.

den Franzosen — zwar nicht der französischen Regierung, noch der französischen Nation im Allgemeinen, wohl aber einer Anzahl französischer Abenteurer — das Monopol dieses wichtigen Artikels ertheilte. Durch die Bedingungen, unter welchen die Regierung das Monopol ertheilte — da nicht sie, sondern Privatleute Besitzer der Minen sind — ist nunmehr genannter Vertrag gebrochen worden.« Hier ging der Redner in eine Schilderung des Kontraktes und der Beschränkung der Produktion ein. — »Diese Beschränkung,« fährt er fort, »ist eine Verletzung des Vertrags, weil letzterer brittischen Unterthanen die freye Verfügung über ihr Vermögen ohne Behinderungen verbürgt. Nun aber werden die brittischen Kaufleute durch das Monopol in doppelter Weise in der Verfügung über ihr Vermögen (nämlich die Produktion der von ihnen acquirirten oder gepachteten Minen) behindert, erstlich indem die Monopolisten die Preise bestimmen können, sodann dadurch, daß die Schwefelproducenten genöthigt seyen, ihren Schwefel an die Kompagnie zu verkaufen, oder Abgabe zu zahlen, welche zweymal so hoch sey, als der von der Kompagnie entrichtete Ausfuhrzoll. Diese Bestimmung verletzt aber den Traktat, wo es ausdrücklich heißt, daß brittische Unterthanen keinen Zoll, Taxe noch Auflage zu zahlen hätten, als solche, welche von den begünstigtsten Nationen erhoben würden. Also abermals Verletzung des Traktates von 1816.

Dieß sind die Argumente Lord Lyndhurst's, sie sind aber auch, wie wir gleich sehen werden, die der englischen Regierung.

Neapolitanischer Seits behauptet man dagegen, daß der Traktat von 1816 zwar gewiß den Engländern im Königreich beyder Sicilien dieselbe Behandlung wie den Unterthanen der begünstigtsten Nationen sichere. Nun sey es aber klar, daß der Schwefelkontrakt keine Nation zum Nachtheile der Rechte Englands begünstige. Auch habe weder Frankreich *) noch Spanien, die ebenfalls Kraft des Vertrags die Rechte der begünstigtsten Nationen genießen, sich dadurch verletzt gefühlt. Ohne Zweifel konnte der König die Schwefelausfuhr ganz verbieten, und selbst die Ausbeutung desselben in seinen Staaten untersagen; um so mehr hatte er das Recht, einen Ausfuhrzoll zu erheben, die Erhebung desselben zu verpachten, und den Kontrahenten Verbind-

*) Dieß ist unrichtig. Hr. v. Talleneye protestirte schon ein Jahr vor Abschluß des Kontraktes, gleich Hrn. Temple, gegen denselben. Später schwiegen zwar diese Einsprüche. Die Zukunft wird übrigens lehren, ob Frankreich, wenn es gleich jetzt neben seiner Stellung als Partey, auch das Amt des Vermittlers übernommen hat, einst nicht mit seinen Entschädigungsansprüchen gleich England hervortreten werde.

lichkeiten aufzulegen, wie er sie für angemessen achtete. Auch in Spanien stehe England auf dem Fuße der begünstigtsten Nationen; es sey demselben aber nie eingefallen, sich über Verletzung seiner Rechte zu beklagen, als den Banquiers, welche der Königin eine Anleihe machten, der Ertrag der Quecksilberminen verpachtet wurde, obgleich das im Grunde einem wahren Monopole sehr ähnlich sey.

Zwey Gutachten englischer Rechtsgelehrten sind über diesen Punkt erschienen. Beyde rühren von achtbaren Männern her, und lassen keinen Zweifel über die Lauterkeit der Gesinnungen ihrer Verfasser zu Der von einem deutschen Blatte mit besonderem Nachdrucke hervorgehobene Umstand, daß Sir Frederick Pollock sowohl, als Dr. Phillimore, Tories sind, würde eher zu Gunsten der Ansicht, daß diese Männer ihrer Ueberzeugung folgten, als gegen sie sprechen; indem die Torypartey, wie schon aus Lord Lyndhurst's Rede hervorgeht, in Betreff der Rechtsfrage nicht nur mit dem Ministerium gleich denkt, sondern diesem vielmehr Saumseligkeit und ein Uebermaß von Nachgiebigkeit gegen den neapolitanischen Hof zum Vorwurfe macht. Zu bemerken ist noch, daß beyde Rechtsgelehrte in London des besten Rufes genießen, und ihre Rechtsliebe als über jeden Verdacht erhaben geschildert wird.

Sir Frederick Pollock's Gutachten lautet folgendermaßen:

»Ich bin der Ansicht, daß die das Schwefelmonopol errichtende königliche Verordnung in keiner Hinsicht ein Bruch des zwischen diesem Lande und der neapolitanischen Regierung bestehenden Traktates ist, weder in Beziehung auf brittische Unterthanen, welche in den sicilischen Minen betheiligt sind, noch in Betracht brittischer Unterthanen, welche zur Zeit der Erlassung der Verordnung Schwefel besaßen (either with reference to British subjects interested in mines in Sicily or to British subjects, holders of Brimstone at the date of the decree). Der Traktat stellt die Unterthanen der Krone Englands auf den Fuß der begünstigtsten Nationen, aber, wie mir scheint, weiter nichts. Eine Verordnung, welche auf Unterthanen des Königs von Neapel und auf alle Fremde ohne Ausnahme gleichmäßige Anwendung findet, kann, denke ich, nicht als eine Verletzung des in Rede stehenden Traktates betrachtet werden.«

Erschöpfender behandelt Dr. Phillimore die Frage, gelangt aber zu derselben Schlußfolgerung:

»In Uebereinstimmung mit den Ansichten der angesehensten Publicisten, kann ein Monopol der Art, als im gegenwärtigen Falle in Frage steht, von einem unabhängigen Staate, innerhalb

der Gränzen seiner Besitzungen, errichtet werden, ohne daß er die Grundsätze des Völkerrechts verletzt.

»Freylich haben beyde Mächte ohne Zweifel das Recht, durch eine ausdrückliche Stipulation die Errichtung eines jeden Monopols der Art innerhalb ihrer respektiven Gebiete zu untersagen. Der einzige Punkt also, auf welchen es ankömmt, scheint mir die Frage zu seyn, ob dem Monopol, um welches es sich hier handelt, auf irgend eine Weise der Traktat vom 26. Dez. 1816 im Wege steht, welcher gegenwärtig die kommerziellen Beziehungen Großbritanniens und Siciliens regelt.

»Die einzigen Artikel, welche auf dem Wege der Interpretation auf diese Frage anwendbar seyn könnten, sind die Art. 1 u. 5.

»Der erste betrifft die Betreibung des Handels, der zweyte die persönlichen Privilegien, welche den brittischen Unterthanen in den sicilianischen Staaten zustehen.

»Im weitesten Sinne genommen, erklärt der Art. 4, daß die brittischen Unterthanen, was den Handel angeht, auf dem Fuße der begünstigtsten Nation behandelt werden sollen, und da das mittelst Dekrets vom July 1838 errichtete Monopol gleichzeitig und gleichförmig die brittischen Unterthanen, die begünstigtsten Nationen und selbst die Inländer betrifft, so bin ich ganz der Meinung, daß das Schwefelmonopol den Bestimmungen dieses Artikels nicht entgegen ist; meiner Meinung nach konnte nur in diesem Artikel eigentlich ein ähnliches Verbot sich finden, wenn man die Absicht hatte, es festzusetzen.

»Art. 5 hat nach meiner Meinung gar nichts mit der Frage zu thun; er handelt von den den brittischen Unterthanen bewilligten Privilegien und Vortheilen, beschützt ihr bewegliches Eigenthum, und stellt sie, in beyder Beziehung, auf den Fuß der begünstigtsten Nationen.

»Die Schwefelminen sind kein bewegliches Eigenthum, sondern ein Immobile. und was den Schwefel auf dem Lager betrifft, so behandelt das Dekret von 1838 die brittischen Unterthanen nicht anders, als die Unterthanen jedes anderen Landes, oder die Unterthanen des Königreichs Neapel selbst.

»Von welchem Gesichtspunkte aus ich auch diese Frage betrachte, ist meine Ansicht die, daß das Monopol dem Völkerrechte nicht entgegen, und auch in dem Traktat keine Stipulation vorhanden ist, welche die neapolitanische Regierung hindern könnte, die ihr angemessen scheinenden Verfügungen, was die Schwefelproduktion und seine Ausfuhr aus Sicilien angeht, zu erlassen, vorausgesetzt, daß die brittischen Unterthanen nicht schlimmer gestellt werden, als die Unterthanen der begünstigtsten Nationen.«

Aber schon lange bevor die Frage der öffentlichen Diskussion anheimfiel, war sie zwischen den Höfen von Großbritannien und Sicilien Gegenstand eines eifrigen, auf den staatsrechtlichen und ökonomischen Grund eingehenden Notenwechsels geworden. Die diplomatische Korrespondenz in den »Papers relative to the Sulphur Monopoly« enthält hiezu die Belege. Wir können uns wegen Mangels an Raum nur auf die Hauptpiecen beziehen. Eines ergibt sich hieraus mit Bestimmtheit, daß nämlich Neapel, selbst als die Concedirung des Monopols noch nicht erfolgt war, ja von einem Theile des sicilischen Ministeriums sogar hintertrieben wurde, Fürst Cassaro fortwährend die Anschuldigung einer Verletzung des mit England bestehenden Vertrages auf das Bestimmteste zurückwies [1]). Hierauf richtete nunmehr die englische Diplomatie ihren Hauptangriff, jedoch vergeblich, denn nie ward die Rechtmäßigkeit der englischen Beschwerden auf dem Grunde des vierten und fünften Artikels von Seite Neapels zugegeben. Daher denn auch Hr. Temple in einer seiner vielen Noten an Fürst Cassaro (unter dem 22. Nov. 1837) [2]) klagte: »Mit Leidwesen habe er aus Sr. Excellenz letzter Zuschrift ersehen, daß die Ansichten der neapolit. Regierung mit denen seiner Regierung hinsichtlich der Auslegung des Traktates nicht übereinstimmten.«

Die englische Auslegung des Traktates findet sich in einer Depesche Lord Palmerston's an den brittischen Gesandten in Neapel vom 26. Jänner 1838 verzeichnet [3]). Der erste Staatssekretär sucht darin den Beweis zu führen, daß durch das Monopol

---

1) Siehe Anmerkung S. 165.

2) Mr. Temple an Fürst Cassaro. (Papers relative etc. Inclosure 3 in Nr. 3.)

3) Papers relative etc. Nr. 4. Viscount Palmerston to Mr. Temple.

Foreign Office, January 26, 1838.

Sir! With reference to your despatch of the 22. of November last, transmitting the reply which was given by Prince Cassaro to the representations which you were directed to make on the proposed grant of a monopoly of the Sulphur Trade in Sicily, to a private company of merchants, I have to desire, that you will present a note to Prince Cassaro, stating, that Her Majesty's Government cannot agree in the opinion which His Excellency appears to entertain, that the measures contemplated by the Sicilian Government be consistent with the stipulations of the Treaty now in force between the two countries.

Prince Cassaro argues, that, as the Company to which it is proposed to grant the monopoly in question would be open to the subjects of all states, the stipulations of the

1) franzöſiſche Unterthanen vor den engliſchen begünſtigt wurden, alſo Verletzung des Artikels, der Gleichſtellung der Britten mit den begünſtigtſten Unterthanen ſtipulire.

Treaty with Great Britain would in no wise be infringed by the establishment of such a company. To this you will reply, that whatever may be the intentions which the persons who propose to found that company may at present profess, with respect to admitting into it the subjects of different states, still it is evident, that the practical effect of granting to a company so constituted, the monopoly in question, would ultimately be to exclude from the Trade in Sulphur the subjects of all foreign States, except of that to which the original founders happen to belong; and as in the present instance, it appears, that the original suggesters of this measure are subjects of France, it would be impossible to maintain that French interest would not be specially benefitted, and that British interests would not specially suffer by the establishment of the proposed monopoly.

You will further point out to Prince Cassaro, that if the argument used by His Excellency is good and conclusive in respect to sulphur, that argument must be equally good for every other article of commerce; and that consequently, a monopoly of trade for each and every article of sicilian produce might, in like manner, be granted to a Company composed of the subjects either of France, or of any other foreign country, whereby the subjects of Great Britain would be utterly and entirely excluded from all commerce in articles the produce of the Neapolitain Dominions, notwithstanding the express stipulations in the Treaty »that »British Commerce in general, and the British subjects who »carry it on, shall be treated throughout the Dominions of »the King of the Two Sicilies upon the same footing as the »most favoured nations, not only with respect to their per»sons and property, but also with regard to every species »of article in which they may traffick.«

You will also state, that, even if the argument of Prince Cassaro were admitted, this measure would still be at variance with the spirit of the Treaty of 1816, the professed object of which was, to secure to all British subjects the advantages of a free and open trade with the subjects of His Sicilian Majesty, and not merely to enable a small number of British subjects to enjoy the benefit of exclusive monopolies in the Neapolitan dominions.

The great aim of the British Government in its commercial arrangements with other Powers, is to secure general freedom of commerce for the British nation at large, and not to obtain exclusive privileges, for the benefit and enrichment of particular individuals, and when measures are adopted by a foreign Government, which are prejudicial to the commercial interests of Her Majesty's subjects in general, it is no satisfaction to Her Majesty's Government to be told,

2) Daß wenn es der neapolitaniſchen Regierung erlaubt ſey, den Schwefel zum Gegenſtande eines Monopols zu machen,

---

that the proposed restrictions may by possibility benefit a few individuals of the British nation, to the detriment of the rest of their fellow countrymen.

Her Majesty's Government still entertains the confident expectation, that the proposed measure will not be proceeded with by the Sicilian Government; but you will distinctly explain to Prince Cassaro, that if this expectation should unfortunately be disappointed, Her Majesty's Government will consider the proceeding of the Government of Naples as an infraction of the Treaty of 1816, and Her Majesty's Government must, in such case, reserve to themselves the right of adopting such measures as circumstances may seem to require.

I am etc.

(Signed) *Palmerston.*

Noch ehe Hr. Temple dieſe Weiſung ſeines Chefs erhalten, richtete er unter dem 1. Februar 1838, auf die Nachricht, daß die Conſulta den Entwurf des Schwefelvertrages gebilligt hatte, und die neapolitaniſche Regierung ſich mit Prüfung desſelben beſchäftigte, eine Note an Fürſt Caſſaro, in welcher er ſich ähnlicher Argumente bedient.

Mr. Temple to Prince Cassaro (Inclosure 1 in Nr. 5.)

Naples, February 1, 1838.

The Undersigned etc. having learnt with great regret, that the project of granting a monopoly of the Trade in Sulphur in Sicily to a private company is still under the consideration of the Neapolitan Government, and that it has received the sanction of the consulta, feels it his duty again to call the attention of His Excellency Prince Cassaro to the serious and unpleasent consequences which might arise from the hasty and inconsiderate adoption of a measure, which the British Government has declared, that it considers to be an infringement of the stipulations of the Treaty existing between England and Naples.

The sentiments of his Government upon this subject were made known to Prince Cassaro by the Undersigned in his Note of the 21st of November last, and they appeared to be so well founded, whether regard be had to the spirit or to the text of the Treaty, that it was with some surprise that the Undersigned learns from the Answer of His Excellency to that Note, that if the Neapolitan Government did not carry the project into execution, it would not be from considering it as an infraction of the Treaty.

The Undersigned must however observe, that by the Treaty British commerce in general, and British subjects who carry it on, are to be treated upon the same footing as

dieſes eben ſowohl auf jeden andern Handelsartikel ausgedehnt werden könne: in ſchneidendem Widerſpruche mit dem Vertrage, daß brittiſche Unterthanen im Königreiche beyder Sicilien den begünſtigtſten Nationen gleich geſtellt ſeyen, nicht nur in Bezug auf ihre Perſonen und ihr Eigenthum, ſondern auch auf »jeden Artikel, womit ſie Handel treiben.«

3) Endlich, daß, auch hievon abgeſehen, das Monopol ſchon deßhalb ein Vertragsbruch ſey, weil dieſer Vertrag anerkanntermaßen (the professed object of which was) zum Zweck habe, allen brittiſchen Unterthanen die Vortheile eines freyen und offenen Handels mit den Unterthanen Sr. ſicilischen Majeſtät zu ſichern, nicht aber, einer kleinen Anzahl brittiſcher Unterthanen die aus einem ausſchließenden Monopol entſpringenden Vortheile zu verſchaffen.

Mit Recht wird man fragen, welche Worte des Traktates

---

the most favoured nations with regard to every species of article in which they may traffick; if therefore the Neapolitan Government cannot, consistently with its engagements, grant any exclusive privileges to other nations, much less can it do so to particular individuals, subjects of such nations, or depute a power to a particular set of individuals, which, according to Treaty, it does not itself possess, namely that of excluding British commerce altogether from the trade in Sulphur, which the company would have the means of doing, if it obtained the grant of a monopoly, giving to it the absolute control over that branch of commerce.

The Treaty stipulates also, that British subjects shall be entitled to dispose of their property of every kind and description, without the smallest loss or hinderance being given to them How then, consistently with the Treaty, can British subjects be hindered from disposing of their property in sulphur in any manner which they may judge most conducive to their interests, or be compelled to part with it at a given price to a particular company of speculators, contrary to their desire, aud to the engagements which they may have previously contracted?

The Undersigned, therefore, is convinced that the just and enlightened views of the Government of the Two Sicilies will induce it to withhold its sanction from a measure, the unavoidable consequence of which would be to inflict serious injury upon the general interests of commerce, to interfere with the property and rights of private individuals, as guaranteed by Treaty, and to endanger the friendly relations and good understanding which so happily subsist between the two countries to the mutual advantage of both.

The Undersigned etc.

(Signed) *W. Temple.*

eine ſolche Auslegung, wie die von Lord Palmerſton vorgebrachte, auch nur einigermaßen rechtfertigten. Das Unhaltbare ſeiner Argumentation mochte der Chef der engliſchen Diplomatie auch wohl gefühlt haben, denn nicht ohne Abſicht ſcheinen uns die Worte: deſſen Zweck anerkanntermaßen u. ſ. f., eingeſchaltet. Aber hier verfällt der edle Lord in einen fehlerhaften Cirkel, indem er für anerkannt (professed) annimmt, was eben von einem der kontrahirenden Theile nicht nur nicht anerkannt, ſondern geradezu beſtritten wird, und eben den eigentlichen Gegenſtand der zwiſchen Großbritannien und Neapel erhobenen Streitfrage bildet. Wurde durch jenen Vertrag wirklich den brittiſchen Kaufleuten »ein offener und freyer Handel« mit den Unterthanen des Königs von Neapel geſichert, ſo iſt durch das Schwefelmonopol zweifelsohne der Vertrag verletzt worden. Aber wo findet ſich eine ſolche Beſtimmung? Gewiß nicht in dem Vertrage von 1816.

Endlich erfolgte denn auf die vielfachen Noten der engliſchen Miſſion in Neapel eine Antwort des dortigen Miniſteriums. Fürſt Caſſaro, der bekanntlich kein Förderer des Monopols war, hatte Hrn. Temple an den Miniſter des Innern gewieſen, in deſſen Geſchäftsſphäre dieſer ganze Handel gehöre. Eine ämtliche Zuſchrift Hrn. von Santangelo's ſetzte nunmehr den Fürſten in den Stand, am 8. Juny 1838 *) die engliſche Geſandtſchaft

*) Papers relative etc. Inclosure 1 in Nr. 13. Prince Cassaro to Mr. Kennedy. Napoli, 8 Giugno 1838.

Das Schreiben Santangelo's enthält eine Art ſtaatsrechtlicher Abhandlung, wir geben hievon als Probe der in Neapel gäng und gäben Rechtstheorien einige Stellen:

L' E. V. non ha bisogno che io qui le ricordi come in ogni società politica vuolsi che tutto abbia per iscopo il vantaggio comune; per guisa che se le persone stesse de' cittadini sono sottoposte a questa regola, i loro beni non debbano punto venirne eccettuati. E certo mal potrebbe lo stato susistere, o amministrar sempre i pubblici affari ove non avesse quel diritto sulle proprietà soggette al suo dominio eminente, che i pubblicisti chiamano diritto di Maestà. Da questa origine vengono le leggi dette sontuarie, quelle che vietano i giochi di azzardo, o danno un tutore ai prodighi, fissano un limite alla libertà de' proprj beni, o regolano il taglio de' boschi, e la coltura, ed il traffico de' tabbacchi, ed il dissodar delle terre in alcuni luoghi; e da ultimo quelle leggi, le quali vegliano perchè altri non faccia a male i suoi fondi; da poichè in Roma era carico de' censori il punire quei che non tenessero in buono stato le proprie terre, secondo quel principio solenne: Expedit enim Reipublicae ne sua re quis male utatur etc.

mit der Versicherung, daß des Königs Entschluß gefaßt sey, zu bescheiden. Der Rechtspunkt wird in dem von Fürst Cassaro in seiner Note an Hrn. Kennedy wörtlich angeführten Schreiben des Ministers des Innern in Kürze abgethan. »Es genügt,« heißt es daselbst, den 4. Art. des Traktates flüchtigen Blickes (a corsa di occhio) zu überlesen, um sich zu überzeugen, daß ihm keine Auslegung gegeben werden kann, welche die in Rede stehenden neuen Bestimmungen auch nur von ferne beträfe.«

Mittlerweile hatte sich auch in London zwischen dem neapolitanischen Gesandten und Lord Palmerston ein Notenwechsel entsponnen. Die Veranlassung gab ein ganz fremdartiger Gegenstand, welchen jedoch der brittische Minister sogleich mit der Frage des Tages in Verbindung setzte. Es war nämlich an den Küsten Apuliens durch Seeräuber, welche von dem nahen Albanien herüberstreiften, vielfacher Unfug verübt worden. Neapel wandte sich an England, um dessen Beystand zur Vernichtung der Piraten zu erwirken; dieser ward auch zugesagt. Später *) suchte Graf Ludolf auf Befehl seiner Regierung bey Lord Palmerston die Einschreitung des englischen Botschafters bey der Pforte zur wirksamen Unterdrückung der Seeräuber nach. Diesen diplomatischen Beystand gegen die albanischen Piraten versagte Lord Palmerston, mit dem Beysatze, daß Ihrer Majestät Regierung sich weder zu diesem noch irgend einem anderen Ansinnen Neapels verstehen könnte, bevor nicht der neapolitanische Hof die Absicht, den Vertrag von 1816 zu verletzen, aufgegeben habe.

Hierüber entstand nun zwischen Graf Ludolf und dem englischen Minister des Auswärtigen eine staatsrechtliche Controverse, welche für unseren Zweck von höchster Bedeutung ist. In sofern in dieser Korrespondenz nicht individuelle Meinungen der mit Führung des Geschäftes beauftragten Diplomaten, sondern die Ansichten der betreffenden Regierungen selbst unmittelbar hervortreten, verdient sie eine sorgsame Prüfung. Als die inhaltreichsten Piecen nennen wir die Note, welche Graf Ludolf am 17. September 1838 an den englischen Staatssekretär erließ, und die Antwort Lord Palmerston's vom 12. Oktober desselben Jahres. Beyde Aktenstücke tragen das Gepräge jener abwägenden Sorgfalt, mit welcher wichtige Staatsschriften abgefaßt zu werden pflegen, beyde stützen sich offenbar auf das Gutachten von Rechtsgelehrten, auf deren Urtheil man sich verlassen zu kön-

*) Papers relative etc. Nr. 14. Count Ludolf to Viscount Palmerston. London, July 24, 1838, und Nr. 15. Viscount Palmerston to Count Ludolf, Foreign Office, July 27, 1838.

nen glaubte, wie denn Graf Ludolf's Note wohl ohne Zweifel in Neapel redigirt worden iſt, während der brittiſche Staatsſekretär beynahe eines Monats zur Abfaſſung ſeiner Antwort bedurft hat.

Seine ſiciliſche Majeſtät, ſchreibt Graf Ludolf in genannter Note *), habe mit großem Befremden vernommen, daß die brit-

*) Papers relative etc. Nr. 25.

Count Ludolf to Viscount Palmerston. (Received September 20, 1838.)

London, September 17, 1838.

Le Soussigné etc., s'est empressé de transmettre à son Gouvernement la note, que Son Excellence le Vicomte Palmerston, etc. lui a fait l'honneur de lui adresser le 27 Juillet dernier, pour se plaindre hautement du monopole des souffres de Sicile, accordé par le Gouvernement du Roi à une société; et Sa Majesté n'a pu voir sans beaucoup de peine, que cette concession ait été envisagée par le Gouvernement de Sa Majesté Britannique comme une infraction de la Convention de 1816.

Le Soussigné se permet de faire observer à Son Excellence le Vicomte Palmerston, à la suite de sa note du 31 Juillet dernier, qu'il eut l'honneur de présenter à Son Excellence sur le même sujet, qu'il est conforme à la raison de penser que les privilèges qu'un Souverain peut accorder à une nation étrangère ne peuvent jamais être supposés devoir excéder les mêmes privilèges et concessions accordés à ses propres sujets. Un principe opposé, serait considéré non seulement peu paternel, mais comme productif de grands inconvéniens, pour les intérêts du Souverain, et diamétralement contraire et nuisible à la prospérité de ses Etats, qui doit être le but principal et le premier devoir de tout acte qui émane du pouvoir souverain.

Le Gouvernement de Sa Majesté Sicilienne trouve dans la circonstance actuelle un appui en sa faveur dans la Convention même, qu'on invoque, et qui a été conclue avec l'Angleterre en 1816; en effet, si on veut bien considérer les termes et le sens des Articles IV et V de cette Convention, on ne peut que se convaincre pleinement que dans les concessions faites aux sujets de Sa Majesté Britannique, Sa Majesté Sicilienne n'a pris strictement d'autre engagement envers eux, que de les considérer comme la nation la plus favorisée, et même comme ses propres sujets. Le IV° Article est ainsi conçu. »Sa Majesté le Roi des Deux-Siciles promet aussi que le commerce Britannique en général, et les sujets Britanniques qui l'exerceront, seront traités dans tous ses Etats sur le même pied, que les nations les plus favorisées, non seulement à l'égard des personnes et propriétés desdits sujets Britanniques, mais aussi pour tout article, dont ils font le commerce et pour les impôts et

tiſche Regierung in jener Konceſſion eine Verletzung des Traktates von 1816 erblicken wolle, eine ſolche Verletzung habe aber keineswegs Statt gefunden:

---

autres droits payables sur lesdits articles, ou sur les bâtiments employés pour leur importation.« La lecture de cet Article démontre à l'évidence, que le Roi s'est exactement tenue dans cette concession si étendue, à la mesure, qui fixe les privilèges accordées aux Etrangers; c'est-à-dire de n'avoir accordé que ce qui ne pouvait être nuisible aux intérêts de ses sujets, ni l'exposer à des inconvénients ruineux pour ses intérêts et la prospérité de Son Royaume. En outre, il ne faut pas perdre de vue, qu'il résulte clairement de cet Article, que le Roi s'est réservé la faculté d'imposer des contributions sur les propriétés des sujets Britanniques égales à celles auxquelles les nations les plus favorisées pourraient être assujetties, si l'intérêt commun l'exigerait, et cet Article même, peut être considéré comme la base fondamentale des concessions et des privilèges qui se trouvent détaillés dans l'Article V cité ci-après, »quant aux privilèges personnels, dont les sujets de Sa Majesté Britannique devront jouir dans le Royaume des Deux-Siciles, Sa Majesté Sicilienne promet qu'ils auront libre et incontestable droit de voyager et résider dans les territoires et domaines de Sa Majesté susmentionnée, sauf les précautions de police qu'on use avec les nations les plus favorisées. Ils auront droit à occuper des maisons et des magazins, et de disposer de leur propriétés personnelles de nature et dénomination quelconque, soit pour vente, donation, échange, où testament, et en toute autre façon, sans qu'on leur oppose à cet effet le moindre obstacle ou empêchement.« Il est clair par le contenu de cet article, qui sert à expliquer celui, qui précède, que l'aliénation de propriétés des sujets Anglais dans le Royaume des Deux-Siciles, quel qu'en soit le moyen d'exécution, ne souffrira pas l'opposition des loix, qui défendent la cession de la propriété aux étrangers; mais jamais on ne pourra en inférer que les étrangers ne doivent être assujettis aux lois du pays, qu'ils habitent, et où ils possèdent des propriétés, loix, auxquelles les sujets mêmes du Souverain sont assujettis; sans quoi, cet article serait en contradiction avec le 4me, et le sens des paroles que l'on vient de citer est confirmé par la courte citation qui suit, et qui pourra porter toute la lumière possible à la présente discussion. »Ils ne seront pas obligés (les sujets Anglais) sous aucun prétexte, à payer d'autres taxes où impositions que celles qui sont payées, ou pourront l'être dans les Etas de Sa Majesté Sicilienne, par les nations les plus favorisées.« Le Soussigné a en outre l'honneur d'ajouter à Son Excellence le Vicomte Palmerston, à l'appui de ce qu'il vient de lui exposer plus haut, le fait et l'usage constamment suivi dans le Royaume des Deux-Siciles, sans la moindre observation contraire, et qui présente une preuve convaincante et sans réplique, que

1) Weil man nicht wohl annehmen könne, daß ein Landesfürst fremden Unterthanen Privilegien einräumen werde, welche

---

Sa Majesté Sicilienne, par le Traité en question, ne s'est privé d'aucune manière de la faculté de donner des concessions exclusives ou privatives pour quelques articles du commerce de ses Etats, puisque malgré le Traité mentionné de 1816, il existe un monopole ou régie des sels et des tabacs produits du Royaume et d'autres pays; et l'on n'a jamais douté, qu'il ne fût permis aux sujets Anglais de vendre ces denrées en vertu de la susdite Convention. Ne pouvant donc révoquer en doute la faculté dont jouit le Roi d'établir des monopoles, et de les donner à ferme soit à des particuliers, soit à des compagnies, comment peut-on contester le droit au Roi d'établir une compagnie qui selon le contrat que Son Excellence le Vicomte Palmerston connait, réglera le commerce des souffres de la Sicile; produit exclusif de cette île, et qui ne se reproduit pas? Aucun publiciste ne saura nier que les deux qualités susmentionnées de ce minéral, ne doivent leur attirer absolument la prévoyante attention du Gouvernement de Sa Majesté pour en régler l'exportation avec des lois équitables, pour qu'il puisse en résulter un profit plus grand, plus stable et plus certain pour ses sujets qui en sont propriétaires, que celui qu'on en a retiré jusqu'à présent, ni de prodiguer imprudemment un trésor que d'autres nations sont censées ne pas posséder. Ce droit sacré du Souverain est incontestable, et aucune circonstance comme celle-ci ne peut se présenter pour l'exercer avec plus de justice et d'utilité commune, sans léser les droits des autres états, ni les obligations et engagements avec l'Etranger, comme il a été facilement prouvé plus haut. Ce qui doit en outre faire impression et qui ne peut pas échapper à l'attention de ceux, qui s'opposent à cette mesure, c'est que les conditions que l'on a mises à ce contrat pour la vente des souffres, sont beaucoup plus modérées et généreuses que celles auxquelles les monopoles des sels et des tabacs sont assujettis; puisque dans ceux-ci on défend positivement de vendre les genres monopolisés, tandisque pour les souffres on a laissé aux propriétaires la liberté de les vendre ou non à la compagnie, suivant leur convenance et libre volonté, à condition de payer un impôt. Si aucune observation n'a donc été faite pour le monopole cité plus haut, pour les produits communs aux autres pays, à plus forte raison toute réclamation contre la création de la compagnie des souffres, production exclusive de la Sicile, ordonnée par le Roi avec des vues les plus sages et paternelles pour augmenter jusqu'à un certain limite, mais pas éventuel et précaire, le prix du minéral, et de garantir de l'usure les possesseurs des mines, qui n'ont pas les moyens de les exploiter, et d'établir enfin sur des bases solides une vaste administration qui pourra enrichir et faire prospérer la Sicile.

die den eigenen Unterthanen ertheilten Privilegien und Gerechtſame übertrafen. Ein entgegengeſetztes Verfahren würde nicht

---

Le Soussigné prie son Excellence le Vicomte Palmerston de considérer que cette mesure est également obligatoire pour les sujets des Deux Siciles, que pour les étrangers et que vue même du mauvais côté, elle ne serait qu'une imposition mise sur les mines de souffre, et qui peut nier ce droit au Roi; qui peut dire que Sa Majesté Sicilienne l'ait abandonné par la Convention de 1816 envers les sujets de la Grande Bretagne? Ou plutôt qui ne doit dire, que le Roi dans cette circonstance a fait usage d'un droit inhérent à la Souveraineté et d'un droit, malgré toute autre interprétation qu'il s'était réservé dans les termes même de la Convention! Et si l'on voulait porter même plus loin les observations, que les Anglais pourraient présenter, ils ne peuvent pas même dire, que la défense fait aux Propriétaires d'extraire de leur mines une quantité de souffre plus considérable que celle, que l'on croit convenable à son exportation, soit un obstacle à la vente; car selon les conditions du contrat le gain qui résulterait de cette augmentation de souffre, dont l'extraction est defendue, est compensé en argent par la compagnie, et en même temps le minéral qui n'est point comme une marchandise qui se reproduit, est tenu en réserve pour les exportations futures, toujours à bénéfice des propriétaires eux-mêmes; or peut-on caractériser comme obstacle une mesure aussi avantageuse, qui dans le même tems qu'elle paye le gain qui résulte d'un surplus d'exploitation défendu, elle garde en réserve sur le même terrain un trésor qui ne se reproduit pas! Le Gouvernement de Sa Majesté Sicilienne n'empêche pas, mais règle la vente d'un produit de son propre territoire, et organise le moyen de produire une plus grande utilité aux propriétaires. C'est ce qui constitue le droit et le devoir de tout Souverain et de tout Gouvernement bien organisé; c'est ce que le Roi a eu en vue, en fixant un prix, qu'on ne peut excéder dans la vente de souffre, assurant aussi les intérêts de tout marchand étranger, et écartant toute idée de monopole. On pourrait alléguer ici avec beaucoup d'à-propos les motifs déjà mentionnés, qu'il est inutile de reproduire, et qui ont servi a donner l'explication claire et véritable aux paroles des Articles 4 et 5 de la Convention, Le Roi n'a eu en vue que de porter remède au dépérissement d'une richesse exclusivement nationale, don précieux de la nature, que la prévoyance de quelques spéculateurs étrangers d'un côté, et l'avidité des propriétaires des mines de l'autre, pour un gain ephémère, tendait à detruire complètement. Le Roi a compris, qu'il était appelé à remédier cet inconvénient, parcequ'il aurait été inutile d'attendre quelques bons arrangement de la volonté unanime du grand nombre des propriétaires; qui sont divisés d'intérêts et d'opinion, et qui peut-être sont en grande partie ignorans de leur véritable avantage.

nur wenig väterlich ſeyn, ſondern vielfache Uebelſtände nach ſich ziehen, und dem Intereſſe des Souveräns ſowohl, als der Wohlfahrt ſeiner Staaten zuwider laufen, dieſe aber müſſe der Hauptzweck eines jeden von der ſouveränen Gewalt ausgehenden Aktes ſeyn. Der vierte und fünfte Artikel, auf welche England ſich berufe, kämen nun aber eben der neapolitaniſchen Regierung im vorliegenden Falle zu Gute, indem aus ihnen mit Beſtimmtheit erhelle, daß der König von Neapel zu nichts anderem ſich verpflichtet habe, als die brittiſchen Unterthanen den begünſtigtſten Nationen, und ſogar ſeinen eigenen Unterthanen gleich zu halten.

2) Habe kein Vertragsbruch Statt gefunden, weil ja der König, wie aus dem vierten Artikel hervorgehe, welcher den Britten gleiche Behandlung mit den begünſtigtſten Nationen ſichert, nicht nur in Bezug auf ihre Perſon, ſondern auch hinſichtlich der von ihnen für Handelsartikel zu entrichtenden Steuern und Abgaben ſich das Recht der Beſteuerung des brittiſchen Eigenthums gleichmäßig mit den begünſtigtſten Nationen vorbehalten habe.

3) Weil der fünfte Artikel nicht anders gedeutet werden könne, als daß die beſtehenden Geſetze, welche Veräußerung des Beſitzes an Fremde unterſagen, auf die Engländer keine Anwendung finden ſollen, nicht aber, daß im Lande anſäßige Ausländer von den Landesgeſetzen, welchen die eigenen Unterthanen unterworfen ſind, ausgenommen wären.

On a donc dans cette circonstance mis en usage le plus noble attribut de la souveraineté et de toute société politique, qui est de diriger au bien commun les intérêts des particuliers, apportant à ceux-ci les avantages les plus palpables. Le Roi ne s'est jamais privé de cet attribut, ni par le sens, ni par l'esprit de la Convention, comme le Soussigné l'a abondamment démontré. Laissant à ces argumens toute leur valeur claire et positive, de faire leur juste impression sur le Gouvernement de Sa Majesté Brittanique, le Soussigné a en même tems donné par leur moyen des preuves bien évidentes que Sa Majesté son Auguste Maître n'a point violé, ni a jamais entendu violer les Traités qui existent entre lui et Sa Majesté Britannique, dont au contraire il veut scrupuleusement l'exécution, et que le vif désir de Sa Majesté Sicilienne est de maintenir constamment et de cultiver la bonne harmonie avec Sa Majesté Brittanique, prêt à tout faire pour se rendre agréable à l'Auguste Souveraine, sans perdre de vue les prérogatives de sa Couronne, et les intérêts de ses propres sujets.

Le Soussigné prie Son Excellence le Vicomte Palmerston d'agréer, etc.

(Signé.) *Ludolf.*

Digitized by Google

4) Weil von jeher, und ohne daß von irgend einer Seite her Einſpruch geſchehen wäre, im Königreiche der Gebrauch beſtand, für gewiſſe Handelsartikel ausſchließliche Konceſſionen zu ertheilen, ſo beſtehe denn unangefochten, des Traktates von 1826 ungeachtet, ein Monopol auf Salz und Tabak. Niemals habe England dagegen Beſchwerde geführt. Sey nun aber dadurch das Recht des Königs, Monopolien zu Gunſten Einzelner oder von Geſellſchaften zu errichten, außer Zweifel geſtellt, wie könne man jetzo gegen die neuerlich getroffenen Verfügungen betreffs des Schwefelhandels Einſprache erheben?

5) Weil es Recht und Pflicht des Souveräns ſey, darob zu wachen, daß ein ſo köſtlicher Schatz, wie der Sicilien beinahe ausſchließlich eigenthümliche Schwefel, nicht unklug vergeudet, ſondern vielmehr den Beſitzern ein geregelter, ſicherer und beſtändiger Gewinn verbürgt werde.

»Die Maßregel,« bemerkt der neapolitaniſche Geſandte am Schluſſe ſeiner Note, »trifft ſowohl die ſicilianiſchen Unterthanen, als die Fremden; ſie iſt, von ihrer Schattenſeite betrachtet, nur eine Beſteuerung der Schwefelminen; wer aber kann dem Könige dieſes Recht beſtreiten, wer kann behaupten, daß S. M. ſich deſſelben, kraft des Traktaktes von 1816, den brittiſchen Unterthanen gegenüber begeben hätte. Oder vielmehr, wer wird in Abrede ſtellen wollen, daß der König in dem vorliegenden Falle nur ein der Souverainetät inhärirendes Recht geltend machte, ein Recht, welches er überdieß, was man auch dagegen einwenden möge, nach dem Wortlaute des Traktates ſich vorbehalten hat? Will man die von den Engländern vorgebrachten Beſchwerdepunkte weiter verfolgen, ſo ergibt ſich, daß ſie nicht einmal behaupten können, das Verbot, über eine gewiſſe Quantität Schwefel auszuführen, ſey dem Verkaufe hinderlich, denn laut den Vertragsbedingungen iſt für die Verminderung der Produktion eine Entſchädigung in Geld feſtgeſetzt,« u. ſ. f.

Hierauf entgegnete Lord Palmerſton, wie folgt*).

---

*) Viscount Palmerston to Count Ludolf, Nr. 26.

Foreign Office, October 12, 1838.

The Undersigned etc. has the honour to acknowledge the receipt of the official note, addressed to him on the 17th ultimo by Count Ludolf etc. containing the grounds on which the Government of His Sicilian Majesty consider the course which they have adopted, with respect to the Sicilian Sulphur Trade, justifiable and compatible with the letter and spirit of the Treaty of 1816.

In reply, the Undersigned must, in the first place, state, that Her Majesty's Government do not admit the fundamen-

»Als Antwort muß der Unterzeichnete vor Allem äußern, daß die Regierung Ihrer Majeſtät die Grundlage, auf welcher

---

tal position, on which Count Ludolf's argument rests; namely that no Sovereign can be expected to grant to foreigners greater privileges or immunities than are enjoyed by his own subjects. For the Undersigned must observe, that it is precisely for the purpose of securing in certain cases, such greater immunities and exemptions, that Treaties fo commerce are frequently made. Because, in countries where the Government is arbitrary and despotic, and subject to no responsability or control, it may often happen that caprice, want of political knowledge, prejudice, private interest, or undue influence, may procure the promulgation of unjust and impolitic edicts, inflicting much injury upon the people of such state, interfering with the legitimate industry of individuals, deranging the natural transactions of commerce, and causing great detriment to private interests, and to national prosperity; and Foreign Governments whose subjects are engaged in commercial intercourse with the people of such state, are, therefore, often auxious to secure their subjects, by fixed stipulations, and by Treaty engagements, from being liable to the injuries and uncertainties, which, from the above mentioned causes, the people of the State itself are from time to time exposed to.

Now the Treaty of 1816, between great Britain and Naples, contains a Stipulation of this nature; and, according to that Treaty, although the Neapolitan Government may exercise its Sovereign Power over its own subjects, and interfere as it pleases with their private and commercial transactions, yet it cannot so interfere with, or restrain the private and commercial transactions of British subjects.

But the monopoly granted by the neapolitan Government to Messrs. Taix and Co., does interfere with, and restrain the private and commercial transactions of British subjects in Sicily, by preventing those subjects from selling, as they please, the sulphur raised from mines which they have rented, and to increase the productiveness of which, they have expended a considerable capital. Therefore, the Monopoly of Mssrs. Taix and Co., is inconsistent with the Treaty engagements of the Sicilian Crown, towards the Crown of Great Britain; and the British Government cannot consent, that such monopoly shall have any application to the commercial transactions of British merchants in Sicily.

But, even supposing that the above mentioned argument advanced by Count Ludolf were valid, which Her Majesty's Government cannot admit it to be, still the provisions of the monopoly granted to Mssrs. Taix involve so great a violation of the Treaty of 1816, that Her Majesty's Government would be justified in demanding and obtaining redress for Her Majesty's subjects on that account. For, assuming that the Treaty of 1816 secures to British subjects in the Neapo-

die Beweisführung des Herrn Grafen v. Ludolf ruht, nicht zu-
läßt: nämlich, daß von keinem ſouveränen Fürſten erwartet

---

litan Dominions, no other privilege than that of being, at all times, and in all respects, placed upon a footing of perfect equality with Neapolitan subjects, or with the subjects of the most favoured nation; still that Treaty, even upon such a narrow and limited interpretation of it (an interpretation, which Her Majesty's Government by no means admit) would protect British subjects from being treated in any possible contingency, within the Neapolitan Dominions, less well than other individuals; and the Treaty could not authorize His Sicilian Majesty to impose higher duties upon the property of British subjects, than upon the property of other individuals; and yet these things would be the consequence of the monopoly of Messrs. Taix and Co. For a permission is granted to that firm, in consideration of the annual payment to the Neapolitan Government of 400,000 ducats, to export every year 600,000 cantars of sulphur free of duty; and, whereas the whole quantity of sulphur to be exported from Sicily, is, by the contract with Messrs. Taix and Co., to be limited to 600,000 cantars, while the present average yearly produce is calculated at 900,000 cantars, and is considered susceptible of great and progressive increase; therefore Messrs. Taix and Co. are further to pay to the proprietors of sulphur mines, an annual sum of 120,000 ducats, as compensation to those proprietors for the injury they will sustain, by reason of this limitation of the quantity they are to be permitted to raise and sell. It is, therefore, clear that Messrs. Taix and Co. pay for the privilege which has been granted to them, and in lieu of duty, the annual sum of 520,000 ducats; being at the rate less than one ducate a cantar. On the other hand, British subjects who may not choose to sell their sulphur to Messrs. Taix's Co., are to be obliged to pay a duty of 2 ducats a cantar on exportation.

Thus, British subjects would pay on the exportation of their sulphur, a duty more than double the amount of the whole consideration to be paid by Messrs. Taix and Co., for the privilege granted to them, and in lieu of duty. The difference would be still greater, and still more to the disadvantage of the British Lessees of mines if the increased exportation provided for by the 25th article of the contract should take place.

But Count Ludolf endeavours to give to the 5th article of the Treaty an interpretation altogether new and untenable, for the purpose of reconciling the stipulations of that article with the measure now under discussion.

The 5th Article states, that British subjects shall be entitled to dispose of their personal property in any way whatever, and without the smallest loss or hinderance, and Count Ludolf contends, that this passage refers solely to such hinderance as would arise from laws, preventig forei-

werden könne, daß er Ausländern größere Privilegien und Gerechtſame ertheile, als diejenigen ſind, deren ſeine eigenen Unter-

---

gners from possessing property in Sicily, and that the passage affords no protection to British subjects against vexatious interference, and arbitrary exaction, in regard to the disposal of their property. But such an interpretation of the Treaty, is totaly at variance with the clear and distinct terms of the Article in question, and is directly opposed to the intention of the contracting parties, as recorded in the preamble, which is stated to be »to provide for the security and advantage of the subjects and commerre of Great Britain,« and in such an interpretation, therefore, Her Majesty's Government certainly can never acquiesce.

Count Ludolf, moreover, endeavours to defend the monopoly granted to Monsieur Taix, by quoting the precedent of other monopolies, which have long existed in the Neapolitan Dominions, and against which no objection has been urged on the part of Great Britain; and he particularly specifies the monopolies of salt and tobacco.

But the Undersigned begs to state, that there is no parity between the two cases; and that a monopoly granted exclusively to a company of individuals like the firm of Messrs. Taix and Co., is essentially, and in principle different from a monopoly assumed to itself to a Royalty by the Executive Government of the country, and granted out in permissions to any person who may take out a permit for that purpose; and it is evident that the latter species of monopolies can form no precedent for the former.

No doubt Royal monopolies, such as those of salt and tobacco, in the Neapolitan States, are very objectionable ways of raising a revenue. They interfere injuriously with private enterprise, prevent the full developpement of the natural commercial ressources of the Nation and check the consequent increase of the Public Revenue; but in all conutries where the Science of Political Economy has been imperfectly understood, such monopolies have constituted one of the sources of income for the Crown. When the Treaty of 1816 was signed, the above mentioned monopolies existed in the Dominions of the King of the Two Sicilies, and however injurions those monopolies may be to the interest of the neapolitan Government, their operation cannot be made the ground of complaint on the part of Her Majesty's Government, under the stipulations of the Treaty of 1816.

But with respect to sulphur, the case is different. British subjects conceiving themselves protected by the terms of the Treaty, and relying upon the existing law of the land, have become largely interested in the operations of raising and exporting sulphur from mines belonging to private individuals; and by their intelligence, industry and capital, such British subject have succeded in again rendering profitable, mines which by former neglect had been allowed to fall into

thanen genießen. Denn der Unterzeichnete muß bemerken, daß Handelstraktate häufig geſchloſſen werden, gerade um ſich ſolche

---

decay. But at the very moment when these British subjects have completed their preparations and outlay, and when they are about to derive therefrom those advantages which their personal exertions and pecuniary expenditure entitle them to expect, the Neapolitan Government steps in, limits the quantity which such persons are to raise to two-thirds of the average quantity hitherto raised, during the time that some of the mines, for the cause above stated, had been comparatively unproductive, and with respect to this limited quantity, forces the British Lessees, either to sell their sulphur to a private Company, and at a price arbitrarily fixed, or to pay on exporting their sulphur themselves, a duty more than double the amount which the privileged Company is to pay. It is needless to say, that such a proceeding is highly injurious to British subjects, extremely unjust, and at variance with the stipulations of the Treaty. It is true, as Count Ludolf observed in an other part of his note, that, as an alleged compensation for this limitation, a certain sum is to be paid to the Proprietors and Lessees of mines, and that this sum is to be calculated according to the amount by which the average production of the last four years, exceeds the quantity now permitted to be exported.

But it must be observed, that the Neapolitan Government, in making that calculation, consulted no party, except the one whose interest are directly opposed to those of the British merchants; and had no regard to the increased production, which, for the future, would necessarily follow from the effects of the British capital and machinery which have been applied to the Sicilian mines. The limitation now established, must therefore prove ruinous to many individuals who have no other way to repay themselves for the large sum laid out in these mines, but by an increased annual production. But, instead of being freely allowed to increase their annual production, they are, on the contrary, to be compelled to diminish it. Her Majesty's Government cannot, therefore, admit, that any compensation founded on such a calculation as that above mentioned, can be an equivalent for the injury which the monopoly would inflict upon the British Lessees of Sicilian Mines.

Nothing but the future operations of the parties themselves can show what additional quantity of sulphur the outlay and preparations made by those Lessees will actually enable them to raise; and the only full and just compensation, which they can receive for the outlay, which trusting in the good faith of the Neapolitan Government, they have made, will be a permission to continue to work their mines, and to sell their sulphur, without being exposed to any interference or rectriction on the part of Messrs. Taix and Co.

Such permission, the British Government demand; and

größere Privilegien und ausnahmsweiſe Gerechtſamen in gewiſſen Fällen zu verſchaffen. Weil nämlich in Ländern, wo die Re-

---

the British Government must hold that of Naples responsible for all losses and injuries, which any subjects of Her Majesty may incur, in consequence of the monopoly of Monsieur Taix.

There is one further argument advanced by Count Ludolf, which requires some comment.

Count Ludolf repeatedly asserts that the contract with Messrs. Taix and Co. has been entered into by the Neapolitan Government, solely from a paternal regard for the public good; and in order the better to regulate the production of sulphur, and to prevent the mines from being prematurely and wastefully exhausted. But by the 25th article of the Contract, the probability of an exportation greater than 600,000 cantars is admitted, and provision is made for the contingent profit which the Neapolitan Government is to derive from such increase; and as the conditions under which this increased exportation is to take place are not specified, it may be inferred that if Messrs. Taix and Co. should find the speculation profitable, they will increase the exportation to any extent, consistent with their own interests.

But in that case, the argument used by Count Ludolf, that the measure is one of paternal precaution against a too rapid expenditure of the sulphur of Sicily, will fall to the ground; and the question will resolve itself simply into one of greater or less profit to the holders of the contract.

The Undersigned in conclusion, begs to observe, that the Neapolitan Government seem to labour under at misconception as to a fundamental point on which Count Ludolf's argument rests; for that Government seems to imagine that sulphur is an article found only in Sicily, and that Providence has rendered all mankind dependent upon that single island for a commodity which is extensively required for various uses. But if the monopoly in question is persisted in, the Neapolitan Government, and Monsieur Taix and his Company, will soon find that the geographical information upon which the Company has been founded, is as defective, as the principle on which it rests, is impolitic and unjust. A very short period will satisfy the Government of Naples that sulphur is an article much more extensively diffused over the surface of the earth than has been represented by the persons who have projected this monopoly; and the scheme of Monsieur Taix will inevitably bring other mines in other countries into fuller work, will introduce into the market of the world a larger quantity of sulphur, and will thus diminish permanently the value of the Sicilian mines. When this result has been accomplished, the Government of Naples may perhaps regret that it allowed itself to listen to a scheme suggested by individual cupidity, which can only be caried into effect by sacrificing the interests of the many to the

gierung willkürlich und deſpotiſch iſt, und keiner Verantwortlichkeit oder Kontrolle unterliegt, es ſich oft ereignen kann, daß Laune, Mangel an politiſcher Einſicht, Vorurtheile, Privatintereſſen oder unrechtmäßige Einflüſſe zu Erlaſſung von ungerechten und unpolitiſchen Verordnungen führen, welche den Unterthanen einer ſolchen Regierung zu großem Nachtheil gereichen, den geſetzlichen Erwerbfleiß hemmen, die natürlichen Bewegungen des Handels ſtören, und Privatintereſſen ſowohl als der Nationalwohlfahrt den größten Schaden bringen. Daher ſind denn fremde Regierungen, deren Unterthanen mit den Unterthanen ſolcher Staaten in Handelsverbindung ſtehen, häufig bedacht, die Ihrigen durch feſte Stipulationen und durch Verträge vor den Nachtheilen und der Unſicherheit zu bewahren, welchen, aus den oben erwähnten Urſachen, die eigenen Unterthanen ſolcher Regierungen ausgeſetzt ſind.

Nun enthält der zwiſchen Großbritannien und Neapel beſtehende Vertrag von 1816 eine Beſtimmung dieſer Art *), und in Gemäßheit dieſes Vertrages kann die neapolitaniſche Regierung, obgleich ſie ihre ſoveräne Macht über die eigenen Unterthanen ausüben, und nach Belieben über deren Privat- und Handelsverhältniſſe ſchalten mag, doch die Privat- und Handelsverhältniſſe brittiſcher Unterthanen gewiß nicht hemmen, noch beſchränken.

Nun hemmt aber und beſchränkt das von der neapolitaniſchen Regierung den Herren Taix und Kompagnie ertheilte Monopol die Privat- und Handelsverhältniſſe brittiſcher Unterthanen in Sicilien, indem es dieſelben hindert, den in ihren gepach-

---

avarice of the few, which violates the national faith, and which must involve the Crown of Naples in a difference with a Power, whose fleets and armies have protected and preserved for that Crown, the very island where the subjects of that Power are now about to be exposed to treatment oppressive and unjust.

The Undersigned etc.

(Signed.) *Palmerston.*

*) Dieß involvirt die für die Neapolitaniſche Regierung nicht ſehr ſchmeichelhafte, aber ganz logiſche Schlußfolgerung, daß ſie zu den von Lord Palmerſton eben als arbitrary und despotic bezeichneten Regierungen gehöre, gegen deren Launen, Mangel an Einſicht, Vorurtheile, Eigennützigkeit u. ſ. f. das Ausland auf ſeiner Hut ſeyn müſſe. Ob eine ſolche Sprache wohl in den Gewohnheiten der Diplomatie liege! Wir wollen uns hierüber jedes Urtheils enthalten. In keinem Falle dürfte ſie geeignet ſeyn, den Gegner von ſeinem Unrecht zu überzeugen oder zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen.

teten Minen erzeugten Schwefel nach Belieben zu verkaufen, und die Ergiebigkeit der letzteren, zu welchem Ende ſie ein bedeutendes Kapital auslegten, zu vermehren. Daher iſt das Monopol der Herren Taix und Kompagnie unvereinbar mit den vertragsmäßigen Pflichten der Krone Sicilien gegenüber der Krone Großbritannien, und die engliſche Regierung kann nicht zugeben, daß ein ſolches Monopol auf die Handelsoperationen brittiſcher Kaufleute in Sicilien irgend eine Anwendung finde.

Aber auch zugegeben, daß das oben erwähnte, von Graf Ludolf vorgebrachte Argument ſtichhältig ſey, was die Regierung Ihrer Majeſtät nicht zugeben kann, ſo liegt in dem den Herren Taix und Kompagnie ertheilten Monopole doch noch immer eine ſo große Verletzung des Traktats von 1816, daß die Regierung auch dann das Recht hätte, in dieſer Beziehung für ihre Unterthanen Abhilfe zu verlangen und zu erwirken. Denn angenommen, daß der Traktat von 1816 den brittiſchen Unterthanen im Königreiche beider Sicilien kein anderes Privilegium ſichere, als jenes, mit den neapolitaniſchen Unterthanen und den begünſtigtſten Nationen in jeder Zeit und in jeder Hinſicht, auf den Fuß vollkommener Gleichheit behandelt zu werden, ſo würde der Vertrag, ſelbſt bei einer ſo engen und beſchränkten Auslegung (welche die Regierung Ihrer Majeſtät übrigens in keiner Weiſe zuläßt) die brittiſchen Unterthanen ſicher ſtellen, daß ſie in keinem Falle, innerhalb der Gränzen des ſicilianiſchen Königreiches minder gut als andere Individuen (!) behandelt würden; und der Traktat konnte Se. Sicilianiſche Majeſtät nicht ermächtigen, das brittiſche Vermögen höher zu beſteuern, als das Vermögen anderer Individuen; und doch würde dieß die Folge des Monopols der Herren Taix und Kompagnie ſeyn, denn es iſt dieſer Firma die Bewilligung ertheilt worden, für jährliche Entrichtung von 400,000 Ducati an die neapolitaniſche Regierung jährlich 600,000 Cantari Schwefel zollfrei auszuführen; und da die geſammte Menge des jährlich von Sicilien auszuführenden Schwefels auf 600,000 Cantari laut dem Vertrage mit Hrn. Taix beſchränkt iſt, während gegenwärtig jährlich an 900,000 Cantari erzeugt werden, und ſelbſt dieſe Erzeugung einer Steigerung fähig gehalten wird, ſo ſind die Herren Taix und Kompagnie verhalten, den Beſitzern der Schwefelminen jährlich die Summe von 120,000 Ducati als Entſchädigung für den ihnen aus der Verminderung der Schwefelerzeugniß entſpringenden Verluſt zu zahlen. Es iſt alſo klar, daß die Herren Taix und Kompagnie für das ihnen ertheilte Privilegium, und ſtatt des Zolles, die Jahresſumme von 520,000 Ducati zu entrichten haben, was etwas weniger als einen Ducato per Cantar ausmacht. Auf der andern Seite müſſen dagegen

brittische Unterthanen, welche ihren Schwefel nicht an die Kompagnie Taix verkaufen wollen, für die Exportationen einen Zoll von zwey Ducati per Cantar entrichten.

Es müssen also die brittischen Unterthanen für die Ausfuhr ihres Schwefels mehr als den doppelten Betrag der von den Herren Taix und Kompagnie an Zolles Statt und als Preis des ihnen ertheilten Privilegiums zu bezahlenden Summe entrichten. Der Unterschied würde noch größer und für die brittischen Minenpächter nachtheiliger werden, wenn die in dem 25sten Artikel des Kontraktes vorgesehene Vermehrung der Ausfuhr Statt fände.

Doch Graf Ludolf versucht dem fünften Artikel des Traktates eine eben so neue als unhaltbare Auslegung zu geben, in der Absicht, die Bestimmungen dieses Artikels mit der in Rede stehenden Maßregel in Einklang zu bringen.

Der fünfte Artikel setzt fest, daß brittische Unterthanen berechtigt seyn sollen, über ihr bewegliches Vermögen in jeder Weise und ohne den geringsten Verlust oder Behinderung zu verfügen: und Graf Ludolf behauptet, daß diese Stelle sich nur auf die Behinderung bezieht, welche von Gesetzen herrührte, denen gemäß Fremde in Sicilien keinen Besitz erwerben dürfen, und daß sie keineswegs den brittischen Unterthanen in Hinsicht der Verfügung über ihr Eigenthum, gegen veratorische Eingriffe und willkürliche Erpressungen Schutz gewähre. Aber eine solche Auslegung des Vertrages ist gänzlich abweichend von dem klaren und ausdrücklichen Wortlaute des fraglichen Artikels und in direktem Widerspruche mit der Absicht der kontrahirenden Theile, welche, wie in der Einleitung durch die Worte angedeutet ist, dahin geht, »für die Sicherheit und den Nachtheil brittischer Unterthanen und brittischen Handels Vorsorge zu treffen;« mit einer solchen Auslegung kann sich also die Regierung Ihrer Majestät nimmer einverstanden erklären.

Graf Ludolf versucht überdieß, das dem Herrn Taix ertheilte Monopol zu vertheidigen, indem er sich auf den Vorgang anderer Monopolien beruft, welche lange in den neapolitanischen Ländern bestanden haben, ohne daß von Seite Großbritanniens Einsprache geschehen wäre, und er nennt insbesondere die Salz- und Tabakmonopole.

Aber der Unterzeichnete erlaubt sich zu behaupten, daß zwischen beiden Fällen keine Gleichartigkeit besteht, und daß ein einer Gesellschaft von Individuen gleich der Firma der Herren Taix und Kompagnie ausschließlich bewilligtes Monopol, wesentlich und im Princip von einem Monopole unterschieden ist, welches die exekutive Gewalt in einem Lande als ein Regale für sich zurückbehält, und damit einen jeden in Form von Bewilligungen

betheiligt, wenn er diese nachgesucht hat; und es ist augenfällig, daß Monopole letzterer Art für ersteres keinen Vorgang bilden können.

Ohne Zweifel sind königliche Monopole, gleich den in den neapolitanischen Staaten auf Salz und Tabak bestehenden sehr zu mißbilligende Arten von Besteuerung. Sie beeinträchtigen Privat-Unternehmungen, verhindern die volle Entwicklung der natürlichen Handelsquellen der Nation, und vereiteln demnach für die Folge die Zunahme der Staatseinkünfte; aber in allen Ländern, wo die Wissenschaft der Nationalökonomie unvollkommen gekannt wurde (!), haben solche Monopolien eine der Hilfsquellen der Krone gebildet. Als der Vertrag von 1816 geschlossen wurde, bestanden bereits die oben erwähnten Monopole in den Ländern Sr. Majestät des Königs beyder Sicilien, und obgleich diese Monopole für die Interessen der neapolitanischen Regierung nachtheilig seyn mögen, so können sie doch, zu einer Klageführung von Seite der Regierung Ihrer Majestät, auf den Grund des Traktates von 1816, keinen Anlaß geben.

Aber in Betreff des Schwefels ist der Fall verschieden. Brittische Unterthanen haben, in der Voraussetzung, durch den Vertrag geschützt zu seyn, und im Vertrauen auf die bestehenden Landesgesetze, an den Operationen der Schwefelerzeugung und Ausfuhr aus Privatpersonen gehörigen Minen, einen beträchtlichen Antheil genommen, und durch Einsicht, Gewerbfleiß und mit Hilfe ihrer Kapitalien Minen, welche bey früherer Vernachläßigung verfallen waren, wieder einträglich gemacht. Aber in dem Augenblicke, wo diese brittischen Unterthanen ihre Vorarbeiten und Auslagen vollendet haben und im Begriffe stehen, diejenigen Vortheile zu ziehen, welche zu erwarten persönliche Anstrengungen und Kostenaufwand sie berechtigen, schreitet die neapolitanische Regierung ein, beschränkt die Quantität, welche von den genannten Individuen erzielt wird, auf zwey Drittel der bisher während einer Zeit, wo einige der Minen aus den oben genannten Gründen verhältnißmäßig unfruchtbar waren, durchschnittlich erzielten Schwefelmenge, und zwingt, hinsichtlich dieser Quantität, die brittischen Pächter, entweder ihren Schwefel an eine Privatgesellschaft, und zwar zu einem willkürlich festgesetzten Preise zu verkaufen, oder, falls sie ihren Schwefel selbst ausführen wollen, einen Zoll zu entrichten, der die von der Gesellschaft zu leistende Zahlung um mehr als das Doppelte übersteigt. Es ist überflüssig zu bemerken, daß ein solches Verfahren für die brittischen Unterthanen im höchsten Grade verletzend, äußerst ungerecht, und in Widerspruch

mit den Bestimmungen des Traktates ist. Es ist wahr, wie Graf Ludolf in einem andern Theile seiner Note bemerkt, daß, als eine angebliche Entschädigung für diese Beschränkung, eine gewisse Summe an die Minenbesitzer und Pächter zu zahlen ist, und daß diese Summe nach dem Betrage des durchschnittlichen Ueberschusses der Schwefelproduktion während der letzten vier Jahre, im Vergleiche mit der gegenwärtig gestatteten Produktion, berechnet werden soll.

Allein es ist zu bemerken, daß die neapolitanische Regierung, bey dieser Berechnung, keine Partey befragte, außer diejenige, deren Interessen denen der brittischen Kaufleute geradezu entgegengesetzt sind, und daß sie auf die vermehrte Produktion, die in der Folge aus der Verwendung der brittischen Kapitalien und Maschinen in den sicilischen Minen nothwendiger Weise hervorgehen mußte, keine Rücksicht nahm. Die gegenwärtig eingeführte Beschränkung muß demnach viele Individuen, denen kein anderes Mittel zu Gebote steht, sich für die in diesen Minen ausgelegten beträchtlichen Summen schadlos zu halten, als das der vermehrten jährlichen Produktion, zu Grunde richten. Denn anstatt ihre jährliche Ernte vermehren zu dürfen, sind sie gezwungen sie zu vermindern. Ihrer Majestät Regierung kann daher nicht zugeben, daß irgend eine auf einer Berechnung gleich der oben erwähnten beruhende Entschädigung den Nachtheil ersetzen könnte, welchen das Monopol den brittischen Pächtern der sicilischen Minen zufügen würde.

Nur die künftigen Operationen der Betheiligten können zeigen, zu welcher Vermehrung der Schwefelproduktion die von den genannten Pächtern gemachten Auslagen und Vorbereitungen gegenwärtig hinreichen, und die einzige vollständige und gerechte Entschädigung, welche sie für die Auslagen erhalten können, die sie im Vertrauen auf die Rechtlichkeit der neapolitanischen Regierung gemacht haben, wird darin bestehen, daß ihnen gestattet werde, nach wie vor ihre Minen zu bearbeiten und ihren Schwefel zu verkaufen, ohne irgend einer Hemmung oder Beschränkung von Seite der Herren Tair und Kompagnie ausgesetzt zu seyn.

Hiezu verlangt die brittische Regierung die Bewilligung, indem sie zugleich die neapolitanische Regierung für alle Verluste und Einbußen, welche Unterthanen Ihrer Majestät, in Folge des Monopols der Herren Tair erleiden, verantwortlich macht.

Noch ein von Herrn Grafen v. Ludolf gebrauchtes Argument bedarf der Erörterung

Graf Ludolf behauptet zu wiederholten Malen, daß die neapolitanische Regierung den Traktat mit den Herren Tair und Kompagnie einzig aus landesväterlicher Rücksicht für das allge-

meine Wohl einging, und um die Schwefelproduktion beſſer zu ordnen, und zu verhindern, daß die Minen nicht vor der Zeit geleert und erſchöpft würden. Aber durch den 25. Artikel des Kontraktes wird die Wahrſcheinlichkeit einer die 600,000 Cantari übertreffenden Ausfuhr angenommen, und für den der neapolitaniſchen Regierung von einer ſolchen Steigerung zufallenden Gewinn Vorkehrung getroffen; und da die Bedingungen, unter welchen dieſe vermehrte Ausfuhr Statt finden ſoll, nicht bezeichnet ſind, ſo kann man annehmen, daß wenn die Herren Tair und Compagnie es vortheilhaft finden, ſie der Ausfuhr jede ihrem eigenen Intereſſe zuſagende Ausdehnung geben werden.

Aber in dieſem Falle verliert das von Graf Ludolf gebrauchte Argument, daß die Maßregel aus väterlicher Fürſorge wegen zu raſcher Ausfuhr des ſiciliſchen Schwefels herrühre, ſeinen Grund, und die Frage wird ſich einfach in die des größeren oder kleineren Gewinnes der kontrahirenden Theile auflöſen.

Der Unterzeichnete erlaubt ſich zu bemerken, daß die neapolitaniſche Regierung hinſichtlich des Hauptpunktes, auf welchem die Argumente des Grafen Ludolf beruhen, ſich im Irrthume zu befinden ſcheint; denn dieſe Regierung ſcheint zu glauben, daß bloß in Sicilien Schwefel gefunden wird, und daß die Vorſehung, in Beziehung auf einen zu mannigfachem Gebrauche nöthigen Artikel, die ganze Welt von jener einzelnen Inſel abhängig gemacht habe. Aber wenn das Monopol in Kraft bleibt, ſo werden die neapolitaniſche Regierung und Herr Tair und ſeine Kompagnie bald einſehen lernen, daß die geographiſche Grundlage der Kompagnie eben ſo mangelhaft iſt, als das Prinzip, auf welchem ſie ruht, unpolitiſch und ungerecht iſt. Ein ſehr kurzer Zeitraum wird hinreichen, um der Regierung in Neapel zu beweiſen, daß Schwefel ein über die Oberfläche der Erde weit mehr verbreiteter Artikel iſt, als die Projektanten des Monopols in Anſchlag brachten, und daß der Plan des Hrn. Tair ohne Zweifel die Minen anderer Länder in vollere Thätigkeit verſetzen, eine größere Maſſe Schwefel auf den Weltmarkt bringen, und dergeſtalt den Werth der ſiciliſchen Minen dauernd herabdrücken wird. Wenn dieſe Folge eingetreten iſt, wird die neapolitaniſche Regierung vielleicht bereuen, einem Vorſchlag Gehör geſchenkt zu haben, welchen die Habſucht einiger Individuen ausſann, und der nur durch Aufopferung der Intereſſen Vieler zu Gunſten der Geldgier einiger Weniger ins Werk geſetzt werden konnte, der überdieß den Nationalkredit verletzt, und die Krone von Neapel mit einer Macht in Mißhelligkeit ſetzen muß, deren Flotten und Heere für dieſe Krone jene ſelbe Inſel beſchütz-

ten und erhielten, wo nunmehr die Unterthanen dieser Macht einer ungerechten und beeinträchtigenden Behandlung ausgesetzt sind.

Der Unterzeichnete ꝛc.

Nach dieser Darlegung bleibt uns wenig oder nichts mehr hinzuzufügen. Der Leser möge sich aus der ihm gewordenen unmittelbaren Einsicht in die ämtlichen Streitschriften ein eigenes Urtheil bilden. Die öffentliche Stimme hat indeß bereits das ihre gefällt, und die Rechtsfrage mit einer an Einhelligkeit gränzenden Majorität zu Gunsten Neapels entschieden. Das italienische Publikum konnte aus der mit Scharfsinn und Klarheit verfaßten Schrift: Di una quistione surta tra il Governo delle Due Sicilie e la Inghilterra in Marzo 1840, sich Belehrung erholen. Wir verweisen den deutschen Leser gleichfalls auf diese treffliche Abhandlung, deren wir hier wegen Mangels an Raum nur in Kürze gedenken; eben so auch auf die in Pisa gedruckte Risposta alle petizioni de' negozianti inglesi pei zolfi di Sicilia, welche von uns theilweise benützt wurde, und eine klare Darlegung der Frage von ihrem einseitigen Standpunkte enthält, daher ihr denn auch nur der relative Werth einer Parteyschrift beygelegt werden kann.

Welches wird nun aber der Ausgang und das Ende des Streites seyn? Die Lösung dieser Frage gehört der Zeit an. Andeutungen über den zu wählenden Weg finden sich in dem Exposé, und diese Andeutungen haben in sofern einiges Gewicht, als die Ansprüche der Gesellschaft doch theilweise mindestens befriedigt werden müssen, daher die Kompagnie denn auch bey den Verhandlungen sich ohne Zweifel Gehör verschaffen wird. Sie schlägt zwey Auswege vor: der eine bestände in der Fortdauer des Schwefelkontraktes, jedoch mit Modifikationen zu Gunsten des allgemeinen Interesses, nämlich der Konsumtion; der andere wäre Freygebung des Schwefelhandels, aber Fortbestand des Ausfuhrzolles, was, nach der Meinung der Interessenten, den dreyfachen Vortheil darböte, erstlich ein allzu rasches Fallen der Schwefelpreise und die damit verbundenen Störungen zu verhüten, sodann die der Gesellschaft zu entrichtende Entschädigung für die Verluste, welche sie in Folge des Fallens der Preise hinsichtlich der in ihren Magazinen aufgehäuften Schwefelvorräthe treffen müssen, um ein Gleiches zu verringern, endlich dem Könige eine Revenüe zu sichern, welche einerseits zur Deckung der Entschädigung hinreichen, andrerseits gestatten würde, die abgeschaffte

Mahlsteuer nicht wieder einzuführen. Letzteres Auskunftsmittel ist von den beyden genannten das einzig ausführbare. Mittlerweile hat die neapolitanische Regierung in Betreff ihrer Stellung zur Kompagnie Taix den Rechtsweg ergriffen, indem sie den Schwefelkontrakt dem Gerichtshofe in Palermo zur Begutachtung vorlegte. Von dem Ausspruche dieser Behörde wird großentheils das Schicksal der Entschädigungsansprüche der Gesellschaft abhängen. Dagegen sind die Beschwerden des englischen Kabinets jedem richterlichen Ausspruche entzogen, denn beyde Theile beharren fest auf ihren Rechtsansprüchen; auch könnte das intervenirende Frankreich, welches ja selbst Partey ist, nicht zugleich als Richter auftreten. Hierüber kann also die Entscheidung nur auf dem Gebiete der Politik erfolgen Eben deßhalb liegt jede weitere Betrachtung über diesen Theil der Frage außerhalb den Gränzen unserer Aufgabe.

Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges hat indeß immer der Stärkere für sich; denn also wollte von jeher, und also will es der Weltlauf. Die Weltgeschichte aber ist das Weltgericht, und in diesem Gerichte wird nicht gefragt werden nach der Zahl der Feuerschlünde, welche dem Schwächeren das Gesetz auflegten, noch nach den Winkelzügen einer kurzsichtigen Staatsklugheit, die diesem zuweilen, statt daß er in seinem guten Rechte alleinigen Schutz suchte, ersetzen sollen, was ihm an Kraft gebricht. Die Künste einer solchen Politik entspringen aus den Bedürfnissen des Augenblicks, und mit ihnen zerfallen und entschwinden sie. Was aber nicht zerfällt und nicht entschwindet, ist das Recht. Gleich der ewigen Wahrheit, unveränderlich und unvergänglich, kann es verkannt und verfolgt werden, und den Zeitgenossen im Drange der Gegenwart und hinter dem Nebelschleyer der Leidenschaften eine Zeit lang unzugänglich bleiben; dann aber dringt es hervor in voller Klarheit, zu allgemeiner Erkenntniß und Würdigung späterer Geschlechter, gleich den Firnen des Urgebirges, die dem Auge des Wanderers entzogen sind, so lange er in dem Gerölle der unteren Schichten und Vorberge umherirrt, und die ihm erst in ihrer ganzen Größe sichtbar werden, wenn er das Flachland erreicht hat, und ungehindert durch niedere Bergzüge, aus gehöriger Entfernung, nach ihnen zurückblickt.

Art. VI. Adam Oehlenschläger's Werke. Zum zweyten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 21 Bändchen. Breslau, im Verlage bey Josef Max und Comp. 1839.

Mit wahrhaft innigem Vergnügen gehen wir an die Anzeige der gesammelten Werke eines der ersten jetzt lebenden Dichter, den Deutschland wie Dänemark mit gleichem Stolze den Ihrigen nennen. Es ist ein beliebtes Benehmen der Neueren, die Gegenwart zu verschmähen, und zur Begründung desselben immer entweder auf das nie zu erreichende Ideal hinzuweisen, oder die Pietät für die Verstorbenen aufzurufen. Dabey kömmt nun der Künstler, der in der Gegenwart und mitunter von der Gegenwart lebt, schlecht weg, und durch jene, mit der eingerissenen Zerstörungssucht unmittelbar zusammenhängende Weise verliert er Lust und Liebe am Schaffen und Darstellen, die ihm die träumerischen Hinweisungen an die Anerkennung der Nachwelt schwer ersetzen können. Es gehört daher in den Kreis heiliger Pflicht, jener Verkleinerungs- und Vernichtungssucht, wo es nur möglich, entgegen zu treten, und die Vollkommenheit und Bedeutenheit des Vorhandenen zu zeigen, wo wir sie finden.

Einen guten Anlaß dazu geben uns eben die Werke Adam Oehlenschläger's. Sie beginnen mit der Selbstbiographie des Dichters, welche die ersten beyden Bändchen füllt. Wir theilen von ihr dasjenige mit, was wir zur künstlerischen Einleitung und Vollendung modificirend und begünstigend erkennen, und fügen hin und wieder manches bey, was uns aus eigener Erfahrung dießfalls bekannt ist.

Oehlenschläger wurde am 14. November 1779 in einer Vorstadt Kopenhagens geboren, die nach dem schönen Lustschlosse Friedrichsberg hinausliegt; gerade an dem Eingange einer herrlichen langen Allee, die nachher viele Jahre sein täglicher Spaziergang gewesen ist. Sein Vater, Joachim Conrad, war aus Schleswig gebürtig. Ein altes Stammbuch beweist, daß ihre Familie dort und in Holstein wenigstens seit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewohnt hat; weil nun der berühmte Adam Olearius oder Oehlenschläger ungefähr zur selben Zeit und aus derselben Gegend gebürtig war, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er mit ihnen verwandt gewesen ist. Alle seine Vorfahren in Holstein und Schleswig waren Organisten und Schullehrer. Dazu war sein Vater auch auferzogen; er kam als Jüngling von zwanzig Jahren nach Kopenhagen, hatte recht gut das Klavierspielen gelernt, und von einem Prediger das Zeugniß erhalten, daß er ein recht guter Schullehrer werden könne. Zu jener Zeit konnte aber nichts gedeihen, was nicht einen Protektor unter den Großen hatte. Der Graf Adam

Gottlob Moltke vermochte damals alles. Er hatte Oehlenschl. Vater nach Kopenhagen kommen lassen, nahm ihn in seine Dienste, ließ ihn den jungen Gräfinnen in der Musik Unterricht geben, und beförderte ihn nachher zum Organisten auf Friedrichsberg. Hier wird er auch Gevollmächtigter bey dem königlichen Schlosse, und nachdem er sich während der Kindheit und Jugend seines Knaben sehr knapp durchgeschlagen hatte, wurde er endlich Schloßverwalter, so, daß er in seinen alten Tagen ein reichliches Einkommen hatte, und vielen Menschen Wohlthaten erweisen konnte, welches seine größte Freude war.

Seine Mutter hieß Martha Maria Hansen. Ihr Vater, ebenfalls königlicher Gevollmächtigter bey einem Schlosse, war auch ein Deutscher; seine Frau aber war die Tochter eines Kopenhagener Bürgers, Namens Severin. Seines Vaters Mutter war eine Jütländerin, ihr Familienname war Tolstrup. So stammt Oehlenschläger von Deutschen wie von Dänen, und es scheint, als ob das Schicksal bestimmt hätte, daß er beyden Nationen angehören sollte. Und so kam es denn auch; denn obgleich er bis zum vier und zwanzigsten Jahre keine Sylbe deutsch schrieb, und die meisten seiner Werke erst in dänischer Sprache gedichtet wurden, so dichtete er danach doch bis nun, 34 Jahre deutsch, und selbst die Uebersetzungen jener dänisch gedichteten Werke sind nicht als solche, sondern als Umdichtungen zu betrachten, die unbezweifelt dadurch mehr gewonnen als verloren haben.

Die erste Lectüre Oehlenschläger's war Hübner's biblische Geschichte. Die Eindrücke davon waren entscheidend für sein Leben. Seine Mutter war sehr fromm, sehr verständig und sehr ernst. Sie war in ihrer Jugend in dem Hause des Kanzlees Cramer gewesen, hatte Klopstock gesehen, aber liebte ihn nicht sehr. Er war ihr zu hochtrabend, sie zog die Psalmen Gellert's den seinigen weit vor, weil sie schlichter waren, und mehr vom Herzen kamen.

Oehlenschläger war zwölf Jahre alt geworden, und hatte noch nichts gelernt; dreyhundert Bände der Leihbibliothek hatte er freylich verschlungen, und so, ohne es selbst zu wissen, eine ziemliche Stärke in der Muttersprache bekommen; denn er las nur dänisch, und seine Aeltern sprachen nur deutsch mit einander, wenn die Kinder es nicht verstehen sollten.

So traf ihn einmal auf einer seiner Wanderungen Edward Storm, ein Norweger, Dichter und Kinderfreund von funfzig Jahren, mit warmem Herzen, hellem Kopfe, der Vorsteher einer Realschule in Kopenhagen. Er erbarmte sich seiner, und schlug vor, ihn unentgeltlich in die Schule zu nehmen, wenn sein Va-

ter ihm Kost und Wohnung in der Stadt verschaffen wollte. Dazu war er behülflich, und so kam denn Oehlenschläger in eine ganz andere Umgebung.

In seinem neuen Aufenthalte wurde er besonders von der nordischen Mythologie angezogen, von Storm vorgetragen, und von der Geschichte, deren Professor Dichmann war. Dieser herrliche Mann war auch ein Norweger, eben so verschieden von Storm, wie Plato von Sokrates. Er war bis zur Schwärmerey für das Schöne begeistert, und wußte mit rührenden Zügen das Große und Seltene der Vorzeit darzustellen, während sie Storm mit Gellert'scher Laune auf das Nützliche oder Schädliche der Gegenwart aufmerksam machte. Storm war selbst Dichter, und hat besonders in zwey Liedern, wovon das eine von Oehlenschläger in dieser Sammlung übersetzt ist, seine norwegische Vaterlandsliebe kräftig ausgesprochen.

Sehr früh schon fing Oehlenschläger an, zu seinem eigenen Vergnügen Komödien zu schreiben, und sie mit seiner Schwester und dem Jugendfreunde W. auf Friedrichsberg im königlichen Speisesaale zu spielen.

Von jener Zeit an wurde die Theaterlust in dem jugendlichen Gemüthe immer mehr rege Der Entschluß, Kaufmann zu werden, ward bald verworfen, und der Ernst der Studien vermochte Oehlenschläger'n nicht länger mehr festzuhalten. Es war schon in seiner Jugend nichts Ungewöhnliches, daß wohlerzogene junge Leute von guten Familien auf der Kopenhagener Schaubühne ihr Glück versuchten. Das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand war in Dänemark seit Jahren bey weitem nicht so groß wie in Deutschland. Ein einziges stehendes Theater verhinderte das Vagabundiren von selbst. Eine königliche Direktion hält auf Ordnung und Sittlichkeit. Die Ausnahmen waren und sind — Ausnahmen, wie in der größeren Welt. Dazu kam, daß in seiner Jugend, durch eine glückliche Constellation der Talente, die Kopenhagener Bühne sich in der Komödie mit dem Pariser Théâtre français messen konnte. Wie viel Anziehendes für einen jungen Menschen von poetischem Gemüthe und ästhetischer Bildung, ohne noch gelehrte Kenntnisse erworben zu haben. — Dazu kam eine außerordentliche, unbezwingliche Lust, sich in diesem Fache zu versuchen. Ein vortrefflicher Schauspieler, Rosing (der einzige Norweger bey der ganzen Bühne), that sich als Liebhaber, als Darsteller seiner Charaktere und als Held in der Tragödie sehr hervor. Oehlenschläger war ganz in sein Genie verliebt; und die Lust, seine Bekanntschaft zu machen, und mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, trug nicht wenig zu diesem Schritte bey, gegen den sein Vater nichts einzuwenden hatte.

Rosing war vor zwanzig Jahren von Drontheim, wo sein Vater in der Nähe Prediger war, nach Kopenhagen gekommen, um zu studiren; kaum hat er sein Examen gemacht, kaum geht er einmal ins Theater, so verliebt er sich in seine künftige Frau, fühlt sein Talent zur Kunst und wird Schauspieler.

Bey Oehlenschläger war es nicht Weiberliebe, ja wenn er alles recht bedachte, selbst nicht Liebe zur Schauspielkunst, die ihn trieb, sondern es war seine poetische Natur, die sich nach einem Abenteuer sehnte, und die darauf ausging, Menschenkenntniß in einem ganz fremden Kreise zu suchen, und sich mit einem mächtigen Organe der dramatischen Dichtung vertraut machen wollte, so wie ein Tonsetzer auch die Instrumente im Orchester kennen muß, ehe er ein Stück komponirt. Deß war er sich aber noch nicht deutlich bewußt, und doch war es so. Er hatte für kein Fach eine besondere Vorliebe, und in dem Fache der Liebhaber, worin er auftreten sollte, hatte er sich noch nie versucht. In den letzten Uebungen mit seinen jungen Freunden hatte es ihn immer am meisten gefreut, komische alte Rollen in Holberg's Stücken zu spielen, als: den politischen Zinngießer, Jakob von Tybor, Jeppo vom Berge und Ochsendorf; und das hatte er immer zu Aller Zufriedenheit ausgeführt. Jetzt wünschte er nichts mehr, als ein Rosing zu werden. Garrick und Schröder standen wie heilige Schatten in der Ferne, und winkten ihm. In seiner jugendlichen Begeisterung hielt er dieß für das Höchste, was ein Mensch werden könnte.

Eine Ursache noch, warum er die Bühne betreten wollte, war, um freyen Zutritt ins Parterre zu bekommen. Die Lust bey ihm, ins Schauspiel zu gehen, war zu wahrer Leidenschaft gesteigert, und er hatte keine Mittel, sich Geld zu verschaffen, um Billets zu kaufen. Kaum hatte er mitunter von seiner Mutter die nothwendigen Groschen erhalten, so flog er mit seinem kleinen Fernrohre nach der Stadt, um in den Kotzebue'schen Stücken zu lachen — und zu weinen. Denn jetzt verdrängte die sentimentale Periode wieder die phantastische, wozu Lafontaine nicht wenig beytrug. Dieser war der erste Schriftsteller, den Oehlenschläger eigentlich deutsch las, und nebst der Rührung, die er ihm verschaffte, liebte er ihn auch, so glaubte er, weil er so leicht zu verstehen und zu lesen war, so, daß er täglich mit einem dicken Bande fertig werden konnte; worein er eine Art von Ehre setzte, weil das Buch in fremder Sprache geschrieben war. Er hat ihn, seiner Aeußerung nach, seitdem nicht wieder gelesen, und also das Meiste wieder vergessen, glaubt aber doch nicht, daß ein Schriftsteller sein junges Herz so stark gerührt hätte, wenn nicht, aller Mängel ungeachtet, etwas Schönes in

seinen Schilderungen gewesen wäre. So hat man ja auch dem Spieß Phantasie nicht ganz absprechen wollen.

Mit den Schröder'schen, Jünger'schen, Iffland'schen Stükken hatte er sich ganz vertraut gemacht; er liebte bey Schröder das Verständige und die feine Welt, bey Jünger die Leichtigkeit und die gute Laune, bey Iffland das Idyllische und die komischen Charaktere. Bey allen diesen fand er aber etwas, das ihm nicht gefiel. Schröder war ihm zu kalt, Jünger zu leicht; bey Iffland fand er eine gewisse Antipathie gegen Poesie und Liebe, die er in einem poetischen Werke am allerwenigsten begreifen konnte. Kotzebue aber war sein Mann; bey ihm konnte er lachen und weinen, so viel er wollte. Er war lebendig und effektvoll, seine Stücke ließen sich gut spielen; Oehlenschläger ließ sich hintergehen, und merkte erst ein Paar Jahre später Kotzebue's Koketterien, seine Wiederholungen, seine schlechten Motive und seine seichte Philosophie.

Melpomene hatte auf der dänischen Bühne wenig zu thun. Ein kräftiger Norweger, Nordal Burn, der Verfasser eines der schönsten Lieder, der sich auch nachher als Bischof und geistlicher Redner auszeichnete, hatte zwar in seiner Jugend noch zwey Tragödien, Zarine und Einar, der Bogenschwinger, in gereimten Alexandrinern, verfaßt, ganz nach französischem Zuschnitte, ohne doch die Anmuth und das Feuer der französischen Werke zu erreichen. Er hatte also nur die Fehler der französischen Schule nachgemacht, und für den Mangel dramatischer Handlung und dramatischen Charakters konnten einzelne schöne Stellen nicht genügen.

Jetzt wurde wieder, im Jahre 1796, eine Tragödie, Dyweke von Samsöe, aufgeführt, die allgemeines Aufsehen erregte, und bewundert wurde. Zum Theil verdiente sie es. Eine zweyte Tragödie, nämlich Sanders Niels Ebbesen, steigerte Oehlenschläger's Lust zum Theater bis zum Unwiderstehlichen. Er beschloß, da sein Glück zu versuchen. In vier großen Rollen trat er auf. Er spielte Schröder's Fähndrich, Tarben Ochs in Dyweke, in einem Stücke von Tode machte er den einen Seeoffizier, und dann noch Cederström in Kotzebue's Armuth und Edelsinn. Mit Ausnahme der letzten paßten diese Rollen, die er doch selbst gewählt hatte, wenig für ihn. Er sollte Anstand, militärischen à plomb, männliche Festigkeit zeigen, ein siebzehn- und achtzehnjähriger schlotternder Knabe, noch nicht völlig ausgewachsen, ohne Manieren, schlecht gekleidet, frisch von Friedrichsberg und der Schule gekommen, mit allen Künsten der Toilette unbekannt. Das einzige, was er vielleicht hätte zeigen können, Gefühl und Begei-

sterung, äußerte sich in den drey ersten Rollen nur in feinen Charakterzügen, die zu malen er noch nicht Geschicklichkeit genug hatte. Erst im Cederström gelang es ihm, die Zuschauer zu rühren, zu interessiren, und einen reichlichen Beyfall einzuernten. Das hätte nun auf einen wahrhaft Berufenen vortheilhaft gewirkt, und ihn zum Vorschreiten angefeuert; er aber hatte schon vom Theater genug. Er fühlte, daß, um den Regenbogen und um den Silberschein des Mondes im Meere zu sehen, man selbst nicht im Wolkendunste, wo der Bogen sich wölbt, stehen, noch im Wasser, wo der Mond scheint, liegen, sondern sich entfernen muß.

Besonders, schien es ihm, mangelte es beym Theater ganz an der nothwendigen Freyheit und Heiterkeit des Geistes. Statt des Oberhofmarschalls von Hauch, der ein freundlicher, kenntnißreicher Mann war, ein thätiger Kunstbeförderer, ward der Generalmajor von Waltersdorf Direktor, ein wackerer Mann, der sich aber mit solchen unmilitärischen, undiplomatischen Sachen vorher wenig abgegeben hatte, den Thaarup und Baggesen rathen ließ, seine Mitdirektoren, die eigentlich auch nichts thaten, die aber wieder Verstand genug hatten, Rosing und Schwarz rathen zu lassen. Indessen hatte das Ganze doch einen Anstrich von militärischer Subordination bekommen, das den Künstlern nicht zusagte, und Oehlenschläger'n am allerwenigsten. Auch fühlte er bald einen Widerwillen, Rollen auswendig zu lernen, wovon die meisten unbedeutend und in einer schlechten Sprache geschrieben waren, so, daß es ihm ordentlich Mühe kostete, die Redensarten zu behalten.

Bald ekelte ihn das eitle, vorlaute Wesen des unwissenden, ungebildeten Haufens an. Die Abhängigkeit drückte ihn, und das noch nicht ganz verschwundene Vorurtheil gegen den Stand ärgerte ihn. Johann Christian Oersted brachte seinen Entschluß, die Bühne zu verlassen, zur Reife. Er wendete sich den Studien der juridischen Wissenschaften zu. In jener Zeit ergab er sich mit allem Ernste der Einwirkung klassischer Dichter. Von neueren wirkte besonders Goethe mächtig auf ihn. Eine bedeutende Bekanntschaft machte er an Baggesen, dem er versprach, nach der Abreise die Correctur seiner dänischen Gedichte zu besorgen, und der in späterer Zeit, ohne Grund, sein bitterster Feind wurde.

Empfindlich berührte ihn bald darauf der Verlust seiner Mutter, der es nicht vergönnt war, die Früchte seiner Muse zu sehen, und sich daran zu erfreuen.

Von einem entschiedenen Einflusse auf die Richtung von

Oehlenschläger's Geist und Gemüth war die Bekanntschaft Steffens', der durch seine Hochachtung für Liebe und Poesie, welche er nicht bloß begeistert aussprach, sondern deren Recht er auch philosophisch klar bewies und vertheidigte, sein ganzes Herz gewann. Durch Steffens' Vorlesungen über Goethe's Werke wurde ihm manches, was bisher nur als Ahnung in ihm schlummerte, klar, durch ihn wurde er zuerst mit den Werken von Novalis und Tieck vertraut gemacht. An Letzteren sprach ihn besonders die genaue Kenntniß und die Liebe zum ritterlichen Mittelalter an.

Kurz vor Steffens' Ankunft in Kopenhagen hatte Oehlenschläger mehrere Bogen seiner Erzählung »Erich und Roller« drucken lassen. Diese kassirte er alle, weil er jetzt einen ganz anderen Geschmack bekommen hatte. Statt etwas Geld zu gewinnen, mußte er beynahe anderthalbhundert Thaler nach und nach für Druckunkosten und bar bekommenes Geld wieder auszahlen, was keine Kleinigkeit für einen jungen Menschen war, der nichts besaß. Er hatte damals mit einem Buchhändler Akkord gemacht, der einen Band seiner Gedichte herausgeben sollte. Glücklicher Weise war noch nichts gedruckt. Steffens verwarf, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, auch diese ganze Sammlung. Der Buchhändler kannte den Inhalt der Sammlung noch nicht. Oehlenschläger setzte sich also hin, und schrieb in größter Geschwindigkeit eine neue Sammlung, die er ihm statt der verworfenen gab, ohne weiter ein Wort von dem Vorfalle zu sagen.

Viele alte dänische Heldenlieder bearbeitete er hier in größeren Romanzen, wobey er sich mitunter der Ottaverime bediente. Das Hauptstück der Sammlung war ein dramatisch-lyrisches St. Johannisabendspiel, das etwas an Goethe's Fastnachtsspiel und an die Tieck'schen Satyren erinnert, das aber doch originell ist, weil es die Sommerscenen in Kopenhagens Thiergarten poetisch-treu darstellt, und weil das Erotische und einige phantastisch-ernste Nachtscenen auf eigene Weise damit verbunden sind. Diese Gedichte, die 1803 herauskamen, machten Aufsehen, und verschafften ihm einen Namen unter den Poeten.

Die literarische Thätigkeit Oehlenschläger's wurde nun immer lebhafter. Er schrieb »Freia's Altar,« welches heitere, arglose Stück in Dänemark viel literarischen Lärm verursachte, aber später in Christiania mit Beyfall aufgeführt wurde. Er hatte zur Zeit, als er »Freia's Altar« dichtete, das Heldenbuch gelesen; die treuherzige, derbe Manier, die heroischen Holz-

schnitte, die kurzen Zeilen mit den kecken Reimen gefielen ihm, er meinte, daß Thor's Abenteuer in der Edda sich in diesen Reimen gut ausnehmen müsse. So schrieb er ein Gedicht in fünf Gesängen, und hat es nachher seinem größeren epischen Gedichte »Nordens Götter« einverleibt.

Nach einer Fabel der älteren Edda schrieb er auch »Vaulundur's Sage.« Eine kleine Reise nach der Insel Langeland veranlaßte einen Cyklus von Gedichten, den er die »Langelandsreise« nannte. Auf dieser Reise freute ihn, außer der schönen blühenden Inselnatur, besonders die alte große Domkirche in Rothschild, wo so viele Dänenkönige (selbst Harald Blauzahn und Swend Estrithsen) begraben sind. Drauf schrieb er das »Evangelium des Jahres,« in welchen Gedichten er die jährliche Natur als eine Allegorie der Geschichte Jesu darzustellen wagte. Das Hauptgedicht dieser Periode war aber »Aladdin oder die Wunderlampe.« Er ergriff mit jugendlicher Freude und Begeisterung eine der schönsten Erzählungen in der Tausend und Einen Nacht. Und die natürliche Aehnlichkeit, die dieses Mährchen mit seinem eigenen Lebensverhältnisse hatte, gab vielleicht dem Ganzen etwas Naives und Anziehendes, was das Kolorit verstärkte. Seine Bildung hatte sich auch ziemlich schnell entwickelt, wie die Aladdin's, und er hatte, wie jener, eben die Liebe kennen gelernt. So hatte diese Fabel eine Beziehung auf sein eigenes geistiges Leben, womit er ikonisirte, und welches er sich unter dem Dichten mitunter recht wohl bewußt war.

Im Jahre 1805 ging Oehlenschläger nach Halle. Seine Bekanntschaften mit Goethe, Schleiermacher, Achim von Arnim fallen in diese Zeit. In stiller Einsamkeit schrieb er im Winter dort seinen »Hakon Jarl.« Von Halle ging er nach Berlin. Seine Zusammenkunft mit Fichte war anfänglich spröder Art, bald aber knüpfte sich ein freundschaftliches Verhältniß. Oehlenschläger äußert sich darüber Bd. II. S. 15 folgendermaßen: »Ich mußte mich an Fichte's docirenden Ton gewöhnen; er setzte voraus, daß man ihn nicht verstehe und nicht begreifen könne; wie er aber merkte, daß ich auch, nach meiner Art, menschlich denken konnte, ward er mir gewogen und sagte: Der Oehlenschläger ist ein wackerer Mann, er muß meine Wissenschaftslehre studiren. Dieses schmeichelte mir, denn ich wußte, das war das größte Lob, das er einem Menschen ertheilte, wenn er ihn für fähig hielt, seine Wissenschaftslehre zu begreifen. In unserem ersten Gespräche zankten wir uns ein wenig. Der Herr Prediger Metger brachte mich zu

ihm. Wir sprachen von Iffland. Rahbeck hatte mir an Iffland einen Brief mitgegeben, und obschon dieser mit mir, als einem Anhänger der neueren Schule, wohl nichts weiter zu thun zu haben wünschte, so gab er mir doch freyen Zutritt ins Schauspielhaus, welches mir eine große Freude war, und mir mehrmals Anlaß gab, sein großes Talent, besonders im Komischen, zu bewundern; denn zum Tragischen hatte die Natur Iffland keine Anlage gegeben. Alles war nur Studium und Routine, und deßhalb ward er in ernsten, hohen Rollen manierirt und kalt. Idyllische Natürlichkeit und schalkische Ironie, das Lächerliche und Bizarre darzustellen, hatte er dagegen im hohen Grade, und in solchen Darstellungen war er meisterhaft.«

»Also — ich spreche von Iffland und rühme seine Kunst. »Ja,« antwortet Fichte mit starker, verächtlicher Betonung, »der weiß sehr gut die Erbärmlichkeit darzustellen!« Ich fühlte mich durch diese Worte, und besonders durch diesen Ton verletzt. »Wer die Erbärmlichkeit bewundert, ist selbst erbärmlich« Ich wagte ihm zu widersprechen und sagte: »»Er stellt nicht bloß das Erbärmliche, aber sehr gut alles Komische dar.«« — »Was stellen Sie mir da auf?« rief Fichte; und nun fing er an, weitläuftig zu demonstriren, wie das Komische immer erbärmlich sey. — Ich fühlte, daß etwas Schiefes in seinem Verfahren sey, ich konnte es nicht gleich herausfinden; ich wollte mich nicht mit ihm in einen philosophischen Streit einlassen, wo ich, besonders wenn ich seine Worte brauchen sollte, gewiß den Kürzern gezogen hätte, und ich sagte: »»Verzeihen Sie, Herr Professor, so im täglichen Gespräche pflegt man nicht ein Wort so genau zu wägen.«« — »Ah, mein Herr!«« rief er heftig, »für das Schwatzen hab' ich allen Respekt! Ich überlasse Sie dem Herrn Prediger Metger!« — Ich antwortete stolz: »»Wenn zwey gescheidte Leute, wie Sie und ich, Herr Professor, mit einander reden, so schwatzen wir nicht, wenn auch der Eine sich nicht des Anderen Redensarten bedient. Wie in aller Welt,«« versetzte ich sanfter und betrübt, weil ich mich nicht gern von diesem ausgezeichneten Manne in Unfreundschaft trennen wollte, — »»können Sie verlangen, daß ich, ein junger Dichter, wie Sie, ein alter Philosoph, spreche?«« — »Da hat er Recht!« sagte er gutmüthig und versöhnt zum Prediger, mir die Hand reichend. Seitdem waren wir Freunde.«

»Fichte kam mir bey dieser Gelegenheit vor, wie ein gewisser alter General, der immer seine jungen Offiziere bey erster Bekanntschaft hart anfuhr, bloß um zu prüfen, ob sie Muth dazu hätten, ihn herauszufordern. Ich las ihm meinen Hakon

Jarl vor (das will sagen, deutsch aus dem dänischen Manuscript), und er hörte sehr aufmerksam zu. Im fünften Akt, wo Olaf von Hakon sagt: »daß er seine Sünde mit seinem Blute sühnen müsse, weil die christliche Rose, während er lebe, nicht gedeihen könne,« ward Fichte aufgebracht, und rief in seiner gewöhnlichen zornigen Manier: »Was, zum Teufel, geht das denn ihn an?« — Ich schwieg und las weiter. Als ich geendigt hatte, und er mir viel Lob ertheilte, sagte ich: »»Herr Professor, Sie zürnten bey einer Stelle, wo Olaf von Hakon spricht, finden Sie das wirklich fehlerhaft?«« — »Nein,« sagte er gelassen, »es galt nicht Ihnen! Als Dichter haben Sie es ganz recht gemacht; aber der Kerl (der Olaf) hatte doch Unrecht!«

»Und doch wollte der Freund, der Prediger Metger, ihm nicht zugestehen, daß er naiv sey, als wir nachher von Naivetät sprachen, und Fichte behauptete, daß er solche besäße. »Nein, vergeben Sie gütigst, Herr Professor,« sagte der sanfte, bescheidene, aber auch wahrheitliebende, charakterfeste Mann, »naiv sind Sie nicht.« — »»Was?!«« rief Fichte, »»bin ich nicht naiv? Was sagen Sie dazu, Oehlenschläger?«« — Ich sagte: »Wenn Naivetät darin besteht, ein eigenes Naturell, ohne Rücksicht auf Convenienz, mitunter schnell, ohne Reflexion, zu äußern, so kann man Ihnen gewiß nicht Naivetät absprechen. Ich denke, ein jedes Genie, selbst ein philosophisches, muß etwas Kindliches, Unbewußtes haben, sonst mangelt ihm die Grazie.« Dagegen hatte der große Philosoph nichts einzuwenden.«

»Ich hörte seine Vorlesungen über die Anweisung zum seligen Leben, und las noch ein Paar Bücher von ihm. In Allem bewunderte ich den tiefen Denker, den Helden für Wahrheit und Tugend, den begeisterten Redner, den kräftigen Menschen. Fichte hatte, scheint es mir, nur einen Fehler: er meinte, daß seine Denkform die einzige wahre, die absolute sey. Wäre es doch schlecht mit dem Denken der Menschen bestellt, wenn sich die Wahrheit nur in eine Form gestalten ließe; was hätten denn künftige Geschlechter und große Köpfe weiter zu thun, als das schon Gesagte und Gedachte zu wiederholen? Es gibt nur eine ewige Wahrheit, wie eine ewige Schönheit; aber der Gesichtspunkt des Wahren kann eben so verschieden seyn als der des Schönen, und gewährt eine eben so unendliche Mannigfaltigkeit. Als Schüler stehen wir im Kreise mit unserm Erdenthon um das ewiglebende Modell der Wahrheit und Schönheit; jeder macht von seinem Standpunkte sein Basrelief; jedes wird verschieden, und doch könnten sie alle wahr und schön seyn!«

»Fichte war im Leben ein tugendhafter, ehrenfester Mann, aber auch stolz auf seine Vorzüge. »Meint Ihr,« hört' ich ihn

einmal zu einem Freunde sagen, »daß ich diese Schultern und diese Waden haben würde, wenn ich mir nicht jene Maximen angeschnallt hätte?«

In Weimar wurde Oehlenschläger Goethe'n noch näher gebracht als vordem. Er war der einzige, der noch in voller Kraft dastand. Wieland war alt geworden; Herder fand er nicht mehr als das große denkende Herz, das mit tugendkräftiger Menschenliebe und poetischer Begeisterung die Welt umfaßte. Schiller fand er nicht mehr, doch verlebte er viele glückliche Stunden im Kreise seiner Hinterlassenen. Als er von Weimar wegreiste, schrieb er eine dänische Uebersetzung des Erlkönigliedes in das Stammbuch des jungen Goethe, und zum Schlusse die deutschen Zeilen:

Erinnern Sie sich, wenn längst ich schied,
Bey der Uebersetzung des Vaters Lied
Des Dichters vom Lande, wo Nacht und Wind
Und Elf' und Schauder zu Hause sind

In Weimar weht es schon mehr gelind,
Gott segne den Vater mit seinem Kind!«

»Ja, ja!« sagte Goethe, als er gelesen hatte, ihm freundlich ins Auge blickend und die Hand auf seine Schulter legend, — »Ihr seyd ein Poet!« Diese Worte haben entscheidend und nachhaltig auf Oehlenschläger gewirkt Wer erinnert sich hier nicht der herrlichen Scene, wo der an seinem Berufe zweifelnde Correggio durch Romano's Anerkennung neuen Muth und Kraft erhält. Goethe schrieb ihm überdieß noch beym Scheiden in sein Stammbuch:

Zum Andenken guter Stunden, dem Verfasser des Aladdin.

Der Aufenthalt in Dresden war besonders durch die Bekanntschaft Ludwig Tiecks ausgezeichnet.

Charakteristisch und nothwendig zum Verständniß seiner Werke erscheint Oehlenschläger's poetisches Glaubensbekenntniß. »Was mir immer die Hauptsache schien, sowohl in den Leistungen der Poesie, als in allen andern menschlichen Werken (das will nämlich sagen, die Hauptsache des Dichters), war das Streben nach Humanität. — Die Hauptsache der Dichtung ist gewiß Genie; dafür muß aber Gott und die Natur sorgen. Ich fand, daß in allen schönen Werken die mit Genie verbundene Vernunft und Menschenliebe es ist, welche aufs Herz und auf die Begeisterung am meisten wirken. Ein kühnes Spiel der Phantasie mit den Gaukelbildern des Lebens ist nicht genug! Genie kann sich auch mit Stolz, Strenge, Ausschweifungen, Spott, sogar mit Grausamkeit verbinden. Dieser Lucifer ist aber ein gefallener Engel. Er imponirt! Viele gute Köpfe und

verdorbenere Herzen ziehen ihn vor, finden in dem kräftigen, geistreichen Trotz einen Deckmantel ihrer eigenen Sünde, und nennen die weniger pikante Besonnenheit und Herzlichkeit süßlich und nüchtern. So scheltet auch ein verfallener Städter, der viel Branntwein trinkt, die idyllische Milchspeise fade, obschon sie Riesen nährt, während ihm der Spiritus zuletzt ein Delirium tremens verursacht.

»Ich ließ mich also von einem gewissen Modeton nicht irre machen. Ich fand, daß man wohl Philanthrop seyn könnte, obschon Basedow, ein untergeordneter Kopf, seine Fehler und Schwächen gehabt; daß man wohl erotisch-gefühlvoll seyn könne, obschon Siegwart mitunter mit seinen Gefühlen ins Kindische gefallen sey. Philanthropie und Liebe, meinte ich, sey weder Basedow noch Siegwart. Ich fand, daß man immer gewisse Wahrheiten und Pflichten respektiren müsse, wenn sie auch trivial — das will sagen, leicht zu verstehen wären. Ich dankte Gott, daß er den Menschen das Unentbehrliche nicht schwer zu begreifen gemacht; weil aber zwey und zwey sich schnell addiren lassen, fand ich nicht, daß man (weil varietas delectat, und um originell zu seyn) die Summe zu fünf oder sieben umschreiben sollte.«

»In den besten Tragödien fühlte ich, daß ein edles Herz immer dem Genie die Krone aufsetzt. Wie große Humanität ist nicht in dem Pathos des Aeschylus? Wie rührend ist Sophokles! Sein armer Oedipus, der endlich zu Ruhe in Kolonos gelangt, die hohe Antigone, die aus Schwesterliebe in den Tod geht. Elektra, die rührende Tochter, die, obschon ein Weib, den Hamlet zu Schanden macht Philoktet auf seiner Insel mit seinem Bogen. Der starke Ajas; ein guter Sohn, Vater, Bruder, Mann, den aber Rachgierde zur Wuth und gekränkte Ehre zum Selbstmorde treibt. — Und nun du, Shakespeare! Dein Lear, von der Kinder Undankbarkeit zum Wahnsinn gebracht! Dein ehrlicher, tapferer Othello, der aus eifersüchtiger Liebe sein Weib und sein Glück ermordet! Dein sentimentaler Hamlet, der, wie Jean Paul so schön sagt, »Vater zu allen Werthern geworden ist!« Dein Romeo und deine Julie voll süßer, unglücklicher Schwärmerey! Dein Makbeth, den die Sünde und Gewissensbisse in den Abgrund stürzen.«

»So überzeugte ich mich, daß daß Aesthetische nur da sey, wo das Psychische mit dem Physischen, wo das Schicksal mit der Freyheit streitet, und daß das höhere Schauspiel, wie alles Schöne überhaupt, nicht das Ethische, das Sittliche entbehren könne, weil eben das Produkt des vernünftigen Wollens Tugend und Sitten sind. Alle Handlungen des Menschen gehen

da hinaus, entweder das Moralische zu fördern oder zu vernichten; weil nun das Drama eine idealische Darstellung der menschlichen Handlungen ist, so machen die moralischen Verhältnisse einen großen Theil des Ganzen aus; der Dichter muß für die höhere Ordnung der Handlungen begeistert seyn, nicht indifferent mit einer parteyloſen, lauen Ironie nur spielend die Bilder erscheinen, um sie wieder verschwinden zu lassen, nicht bloß erschüttern. Denn in dem bloßen Gefallen des Schauerlichen, ohne ein tugendhaftes Gefühl, liegt der Keim zu der höchsten Grausamkeit. Er soll Partey nehmen und seine Meinung äußern, nicht bloß in einzelnen Sentenzen der Redenden, obschon das (wie es Sophokles oft thut) auch schön seyn kann, sondern vornehmlich in der Komposition und Zusammenstellung des Ganzen.«

»Diese Meinung war nun eigentlich nicht der poetische Glaube damaliger Zeit. Aberglauben und Vorurtheilen wurde wieder gehuldigt. Große Verbrechen wurden mit großen Verbrechern verwechselt, und mehr geachtet, als schlichte Tugend. Die Wollust wurde sogar metaphysisch vertheidigt, und die mechanische Fertigkeit uud Zierlichkeit der Versmacherey zeigte sich mit pompösem Stolze, und drohte das einfache, treue Gefühl wegzuscheuchen.«

»Ich sah wohl ein, daß ich, wenn ich nicht in den herrschenden Ton einstimmte, viele Gegner und Tadler und noch mehrere Verächter finden würde, die Lust zu gefallen konnte aber meine Ueberzeugung nicht umstoßen, und ich wagte, das Moralische und Sentimentale auf eine natürliche, unaffektirte Weise in meine Tragödien zu bringen, trotz des Scheltens auf seichte Gemüthlichkeit, die untragisch und modern sey.«

»Zu allen Zeiten haben sich herrliche menschliche Eigenschaften entwickelt, aber einseitig Der Dichter soll die verschiedenen Blumen des Jahrhunderts in idealische Blumensträuße verbinden. Die Heldenthaten und die großen Charakterzüge aller Zeit soll er bilden und veredeln, das will sagen, ihnen etwas von der Philosophie und der Aufklärung seiner eigenen Zeit geben; und dadurch soll er sein Genie darthun, daß diese Verbrüderung schön und natürlich wird.«

Welche alte Heldenzeit konnte Oehlenschläger mit diesen Gesinnungen besser wählen, als die seines eigenen Vaterlandes, die noch nicht eigentlich dichterisch dargestellt war, und so viele herrliche Stoffe zu Gedichten bot? Er schrieb Hakon Jarl, in dem er einen kräftigen wilden Heiden als Gegensatz zu einem jungen frommen Christen darstellte. In Baldur dem Guten brauchte er die griechischen Formen, in Palnatoke steht

ein kräftiges Heidenthum der List neuerer Zeit entgegen. In Axel und Walburg wird Liebestreue als Stoff behandelt, in Hagbarth und Signe die Leidenschaft der ersten Liebe sentimental-heroisch. Aladdin wurde zum zweyten Male übersetzt, weil die erste Uebersetzung zu fehlerhaft war. Bey diesen in Paris gefertigten Arbeiten ging ihm Dr. Koreff werkthätig zur Hand. Von interessanten Bekanntschaften sind Friedrich Schlegel und Frau von Staël zu bemerken.

Nachdem Oehlenschläger von Paris aus, wo er achtzehn Monate verweilte, Würtemberg, die Schweiz und Italien durchzogen, und durch Bologna und Florenz nach Rom gekommen war, wo er Thorwaldsen und Riepenhausen kennen lernte, schrieb er dort und in Grotta ferrata eines seiner herrlichsten Meisterwerke, seinen Correggio. Er war bis zum fünften Akte gekommen, als er in den Wasserfall bey Tivoli fiel. Die frische Erinnerung daran hat zu Lauretten's Gesang Anlaß gegeben.

Von Rom aus begab sich Oehlenschläger über Livorno nach Pisa, ging über Mailand nach Deutschland, und von da in seine Heimat, wo er alle ihm geneigt fand, und von der königlichen Familie mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde. Bald darauf wurde er Professor der Aesthetik an der Universität und verheiratete sich.

In den Wintern von 1810 bis 1829, mit Ausnahme des Jahres 1817, hielt er Vorlesungen über Ewald, Schiller, Goethe, Shakespeare, Calderon, Sophokles, Holberg, Lessing, Tieck, Claudius, die meisten deutschen Lyriker, über die bedeutenden dänischen Dichter, über die nordische Mythologie, die alten dänischen Heldenlieder, über die romantische Dichtkunst und über die Romanliteratur.

Im Jahre 1815 erhob ihn des Königs Gnade zum Ritter von Dannebrog, und seit 1827 ist er Professor Ordinarius und Assessor Consistorii. Als Professor hat er zwey lateinische Reden gehalten und ein lateinisches Programm geschrieben.

Von den letzten Jahren sagt er Folgendes: »Vier liebe Kinder: Charlotte, Johannes Wolfgang, William Conrad und Maria Louise, hat mir Gott gegeben.«

»Noch viele Jahre genoß ich die Freude des täglichen Umganges meiner lieben Schwester Sophia und der holdseligen Rahbek.«

»Um mich nach den fortwährenden literarischen Beleidigungen zu zerstreuen, und nicht die gute Laune zu verlieren, reiste ich im Jahre 1817 mit einem jungen Dänen, der einen älteren Freund als Begleiter zu haben wünschte, wieder nach Paris und

durch Deutschland. Diese Reise habe ich in zwey Bändchen beschrieben, und sie ist von Herrn Lotz deutsch übersetzt. Ich sah auf dieser Reise die Frau von Staël zum letzten Male, machte des trefflichen Schelling's Bekanntschaft in München, und hatte das Glück, seine Freundschaft zu gewinnen. Auch Rückert mit dem hellklingenden, morgenländischen Glockenspiele, voll Zartheit und Kunst, sah ich in Stuttgart; er schrieb mir in mein Stammbuch:

Gen Süden kam vom nord'schen Meeressunde
Ein edler Vogel des Gesangs geflogen,
Der, wie er dän'sche Luft hat eingesogen,
So laut doch singen kann mit deutschem Munde.

Es fühlte gleich sich in der ersten Stunde
Mein Herz zu ihm entschieden hingezogen;
Und ist mir sein's, wie meines ihm, gewogen,
So bleiben nun fortan die Zwey im Bunde.

Ist er vom raschen Flug zu seinem Norden
Nun heimgekehrt, und ich bin fern im Süden,
So soll des Raumes Trennung uns nicht stören.

Dazu ist uns die Kunst des Lied's geworden,
Die wollen wir so brauchen ohn' Ermüden,
Daß Einer soll des Andern Nachhall hören.

»In Wien erzeigte man mir große Güte, und nach meiner Abreise hat sich da ein Klub schöner Geister gebildet, die sich, mir zum Gedächtnisse, Ludlams Höhle nannte. Ich lernte hier den heitern Castelli und die milde Karoline Pichler kennen, wie ich vorher der Therese Huber und der Amalie Helwig, geb. Imhof, Bekanntschaft gemacht hatte.«

»In Berlin verlebte ich einige fröhliche Tage mit Tieck, Schleiermacher, Hoffmann, Fouqué, Arnim und Arndt. In Dresden sah ich (wie in Wien) meinen Axel und Walburg im Ganzen sehr gut aufführen.«

»Kaum nach Hause gekommen, traf mich der Verlust meiner theuern Schwester Sophia, die lange an den Folgen eines Scharlachfiebers gelitten hatte; nur ihr kräftiger Geist konnte sie einige Jahre noch am Leben erhalten.«

»Ich hatte schon früher alte Freunde verloren — Rosing und O. H. Mynster. Sie wurden an Einem Tage begraben; ich folgte ihnen zum Grabe und weihte jedem ein Gedicht.«

»Mynster war unser Hausarzt gewesen; mein kleiner William (nach Shakespeare so genannt) hatte ein braunes Fleckchen auf dem Kinn; Mynster hatte mir gerathen, dieß von einem Wundarzte wegschneiden zu lassen. Als der Freund gestorben war und noch im Bette lag, dachte ich an die sympathetischen Mittel, von denen man mir viel gesagt hatte. Ich dachte, der

Freund soll uns noch einmal, trotz seines Todes, helfen, nahm das Kind mit mir, und nach gegebener Erlaubniß traten wir allein ins Todtenzimmer. Ich hatte dem Knaben nichts gesagt, er hatte noch keinen Todten gesehen, und wußte nicht, daß ein Mensch sterben könnte. — »Der gute Mynster,« sagte ich, »er schläft! Komm, William, willst du ihn sehen?« Das Kind trat schüchtern und langsam vor das Todtenbett; ich berührte das Fleckchen mit des seligen Freundes Finger, und wir gingen schweigend fort. — Erst auf der Straße fragte mich William bedenklich: »Vater, warum war denn Professor Mynster so weiß im Gesicht?« — Ich beruhigte das Kind. Die Kur half aber nichts, und wir mußten nachher zu dem Messer des Wundarztes unsere Zuflucht nehmen, welches die kleine Unzierde ganz entfernte.«

»Die zwey Gräfinnen Schimmelmann und Münster, geistreiche Frauen, die oft unterhaltende Cirkel bildeten, wo Kunst und Poesie das belebende Prinzip waren, starben auch kurz nach einander; eben so die zartfühlende Friederike von der Maase, Kammerfräulein der Königin, die mich mit ihrer Freundschaft beehrte. Mein trefflicher Schwiegervater, der Konferenzrath Heger, mit dem ich im traulichen täglichen Gespräche so viele schöne Stunden verlebt hatte, entschlief auch früher, als wir es erwarteten. Seine Tochter, die herrliche Rahbek, folgte ihm ein Paar Jahre später. Mein eigener rüstiger Vater bekam in seinem neun und siebzigsten Jahre ein kaltes Fieber, wovon der gute Greis nicht hergestellt wurde.«

»Ich denke an Mozart's herrliche Töne:

Requiem aeternam dona eis, Domine!
Et lux perpetua luceat eis!

eile aber, den Leser aus dem Grabgewölbe zu bringen, in das ich gern und oft, voll theuerer Erinnerungen, hinuntersteige; denn ich habe mich schon ziemlich daran gewöhnt, mit oft zurückschauendem Blick die fernere Lebensstraße fortzuwandern. Doch schaue ich zugleich keck und ruhig in die Zukunft; dazu winkt mir die schöne, nie veralternde Muse, Frau und Kinder, und ergebene Freunde machen mir auch die Gegenwart heiter und angenehm.«

»Denn mit meinen Kollegen bey der Universität lebte ich stets in freundschaftlichem Verkehr. Die Oerstede, die Heger, Rahbek und A. Mynster sind mir immer die Alten, und in Carsten Hauch, Adolph Boye und Peter Hiorth fand ich kräftige Neue. Auch überzeugten mich theils Briefe, theils Besuche, theils literarische Aeußerungen, Erinnerungen von Schelling, Steffens, Franz Horn, Karl Im-

mermann, Heine, Castelli, Willibald Alexis, Schottky, Zedlitz und Anderen, daß ich noch Freunde in Deutschland habe.«

»Die größte Ueberraschung freundschaftlicher Güte entzückte mich in diesem Sommer (1829) auf einer kleinen Lustreise nach Schweden, wo meine skandinavischen Blutsverwandten mir so große Ehre erzeigten, und wo mir der herrliche Dichter Bischof Tegner im alten Dome Lunds in Gegenwart des versammelten Volkes die Lorberkrone aufs Haupt setzte.«

»Die Dichtungen, die ich seit 1810 herausgegeben habe, sind folgende: Lyrische Gedichte; Aly und Gulhyndy, Mährchen; Faruk, Singspiel; Stärkadder, Hugo von Rheinberg, Hagbarth und Signe, Tragödien; der Kanarienvogel, Lustspiel; Ehrlich währt am längsten, Idylle; die Ludlams Höhle, dramatisches Mährchen; die Räuberburg, Singspiel; Helge, Romanzen und Tragödie; der Fischer, dramatisches Mährchen; Hroar in Leire, Erzählung; der Hirtenknabe, Idylle; Friedrichsberg, Cyklus lyrischer Gedichte; Tordenskiold, Singspiel; Robinson in England, Schauspiel; Erich und Abel, Tragödie; die Götter des Nordens, episches Gedicht; die Inseln im Südmeere, Roman; die Wäringer in Konstantinopel, Tragödie; die Flucht aus dem Kloster, Singspiel; Hrolf Krake, episches Gedicht; Karl der Große, Tragödie; die Longobarden, Tragödie; das Bild und die Büste, Singspiel; die Uebereilung, Singspiel.«

»Noch habe ich Goethe's Götz von Berlichingen und Reineke Fuchs, Shakespeare's Sommernachtstraum, Otway's Waise, Deinhardstein's Hans Sachs und Garrik in Bristol, und mehrere Singspiele für die Bühne übersetzt. In der Schule, wo ich meine erste Bildung genoß, habe ich eine Rede gehalten, und ebenfalls eine, als mein trefflicher Freund Thorwaldsen Dänemark mit einem Besuche erfreute, und wir ihm zu Ehren ein Fest bereitet hatten.«

»Die meisten jener oben genannten dänischen Schriften wird man in dieser Sammlung deutsch wieder finden. Man kann sie keine Uebertragungen nennen, obschon nur Correggio, die Inseln im Südmeere und diese Lebensbeschreibung gleich deutsch geschrieben sind; es sind freye Bearbeitungen und oft verbesserte Umarbeitungen von des Dichters eigener Hand. Der Zwang, die Forderung, in einer anderen Sprache genau das schon Gesagte wieder zu geben, hat mir nie

Fesseln angelegt, weil ich selbst der Dichter war. Oft hab' ich ein anderes Bild gewählt, manchen neuen Gedanken hinzugefügt, Vieles verkürzt und zusammengedrängt, auch Manches verändert. Es ist also gewissermaßen eine verbesserte Ausgabe, und diese deutschen Umdichtungen sind eben so original, wie die deutschen Dichtungen.«

»Ich wage es also, mich auch einen deutschen Dichter zu nennen, trete mit in Reihe und Glied der übrigen, und stelle mich des deutschen Publikums Lob und Tadel dar Ich habe in dieser neuen Ausgabe gesucht, meinen Schriften so viel Korrektheit als möglich zu geben. Mehrere kleine Fehler und Fremdartigkeiten werden, des besten Willens und allen Fleißes ungeachtet, noch da seyn, für welche ich die Billigkeit um Verzeihung bitte.«

»Es gibt eine Art Aepfel, die man Borsdorfer nennt, sie sind saftig und wohlschmeckend, sehen gut aus, haben aber mitunter kleine braune Flecken hier und da, woran man sie gleich erkennen kann. In meiner Kindheit zeichnete sich ein edler Geist, der verstorbene Professor Johann Klemens Tode, in der dänischen Literatur als Dichter und prosaischer Schriftsteller aus; weil er aber ein geborner Deutscher war, so konnte er gewisse kleine Fehler nicht ablegen, woran man seine Geburt erkannte, sonst schrieb er die dänische Sprache besser als viele Eingeborne, und war ganz in den Geist derselben eingedrungen. Als nun einmal ein strenger Kritiker diese Fehler rügte, verglich er selbst seine Gedichte mit den Borstorfer Aepfeln. Ich bediene mich gleichfalls im umgekehrten Verhältnisse dieses Gleichnisses, und hoffe, bey edlen Deutschen dieselbe Liberalität zu finden, die seit langer Zeit in Dänemark mehreren ihrer Landsleute erwiesen ist.«

* * *

Die vorliegenden Werke Oehlenschlägers zerfallen in drey Theile. In dramatische Dichtungen 3. — 9. Band, in erzählende Dichtungen 10. — 20. Band, und lyrische Gedichte, welche im 21. Bande enthalten sind.

Die dramatischen Dichtungen bestehen aus Baldur der Gute, — Helge, — Stärkodder, — Hagbart und Signe, — Palnatoke, — Hakon Jarl, — Olaf der Heilige, — die Wäringer, — Arel und Walburg, — Erich und Abel, — Correggio, — Hugo von Rheinberg, — Sokrates, — der Hirtenknabe.

Von diesen Stücken erscheinen in der neuen Ausgabe zum ersten Male: Baldur der Gute, eine nordisch-mythologische Tragödie, — Helge, Romanze und Tragödie, — Sokrates, Tragödie, — Olaf der Heilige, Tragödie, — der kleine Schauspie-

ler, Luſtſpiel. Sie ſind zu verſchiedenen Zeiten gedichtet: Baldur 1807, Helge 1814, Sokrates 1835, der kleine Schauſpieler 1836, Olaf der Heilige 1837.

Baldur der Gute und Helge eröffnen den Reigen. Baldur wurde gleich nach Hakon Jarl geſchrieben. Die große einfache Handlung, wo beſonders das Pathos herrſchen ſollte, und wo von ſpäter individueller Perſönlichkeit nicht die Rede ſeyn konnte, wieſen den Dichter auf die einfache, erhabene Form der griechiſchen Tragödie hin. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Oehlenſchläger ſein Vorbild dem Geiſte nach auffaßte, und daß er, ohne ängſtlich ſich beym Speciellen aufzuhalten, die große Aufgabe löſte, im Geiſte der Griechen zu ſchreiben, ohne dem nordiſchen Geiſte zu entſagen.

Helge iſt auf eine eigenthümliche Weiſe behandelt, theils in dramatiſcher Form, theils in lyriſcher. Oehlenſchläger gab hier den Anforderungen des eigenthümlichen Stoffes nach, dem er ſich unterordnete. Lange wagte er es nicht, dieß im Däniſchen konzipirte Gedicht zu überſetzen, obſchon er hoffen konnte, nach dem verdienten Glücke, das ſeines Freundes Tegner ſpäterer Frithiof in Deutſchland machte, daß auch Helge eine günſtige Aufnahme finden würde, obſchon dieſe zwey Dichtungen nur in der Form ähnlich, dem Tone nach ziemlich verſchieden ſind. Frithiof iſt mehr lyriſch-gefühlvoll, — Helge mehr epiſch-naiv. Oehlenſchläger hatte noch ſehr wenige ſeiner lyriſchen und keines ſeiner epiſchen Gedichte ins Deutſche übertragen, und würde, wie er geſteht, ſich nie an die Arbeit gewagt haben, wenn nicht ein deutſcher Freund ſeiner däniſchen Muſe, Herr J. D. Voß, königlicher Gevollmächtigter an der deutſchen Kanzley in Kopenhagen, ihm die größte Mühe erſpart hätte, indem er ihm unverhofft die Romanzen ſo ſchön überſetzt brachte, wie ſie ein Fremder überſetzen kann, der ſich ſtreng an das Original hält, und nichts von eigener Erfindung hinzufügt. Voß gab dem Dichter ſeine Arbeit zum freyen Gebrauche, und indem er ſie nun an vielen Stellen um- und überarbeitete, wo der naive Ausdruck, der raſche Schwung im Original ſich nicht überſetzen ließ, ſondern neu erſchaffen ſeyn mußte, um Kraft und Friſche zu bekommen, erhielten die Romanzen mit den däniſchen die größte Aehnlichkeit, und ſo das Gepräge des eigenen Dichtercharakters. Und nun erſt überſetzte er ſelbſt noch den zweyten Theil des Gedichtes, die Tragödie, um deutſchen Leſern das Ganze mitzutheilen.

Wir theilen zur Probe von den Romanzen, welche (S. 97 — 166) den Anfang machen, die letzte mit, wie Oluf zur Meerfrau kömmt:

So hebt sie ihren blanken Stahl
In mitternächt'ger Stunde.
Nun endige dich, meine Qual!
Nun fließ aus deiner Wunde
Mein rothes Blut in dunkle See!
Ich stürz' hinab von Ufershöh'.
In Doppeltod ich sinke:
Verblutend ich ertrinke.

So hob sie schon den Stahl voll Harm,
Da hält es ungesehen,
Wie Geisterhand, zurück den Arm,
Und mächt'ge Stürme wehen.
Es fällt der Dolch; sie lächelt drein,
Und springt im blauen Mondenschein
Mit flatternd leichtem Schweben
In Wogen ohne Beben.

Erlösche meiner Augen Glanz!
Nun soll der Tod mich herzen!
Nun ist vorbey des Lebens Tanz,
Vorbey sind alle Schmerzen!
Sie sinkt hinab und sinkt und sinkt;
Die Fluth stets hell und heller blinkt;
Es hält von dunklen Wogen
Ein Himmel sie umzogen.

Und als sie sinkt, wie durch die Luft
Die Göttinnen sich schwingen,
Da haucht sie an ein Blumenduft,
Den schnelle Lüfte bringen.
Der Schilf empfängt den selt'nen Gast,
Und von Krystallen ein Pallast
Stand hoch mit weitem Zimmer
Im hellen Perlenschimmer.

Ein ander Leben hier sie fand.
Zu dem Pallast die Mauer
Hat nicht erbaut des Künstlers Hand,
Ihr gab Natur die Dauer.
Zwey Wallfisch halten Wach' am Thor;
Doch bricht das Licht nur schwach hervor.
Es scheint zu ihrer Wonne
Als Mond durch's Meer die Sonne.

Süß ist nicht hier der Blumenduft,
Wie jenseits in den Lenzen.
Die Ros' ist röther in der Luft,
Hier Lilien weißer glänzen.
Sie strecken hoch im Mondenschein
Die Kelche wie 'nen Palmenhain;
Und über ihre Wurzeln
Die Ungethüme purzeln.

Die Meerfrau nahet auf dem Hai,
Sie jagt des Waldes Fische.
Im blauen Schein zieht sie vorbey
Die Schwebende, die Frische
Sie eilt dahin im dünnen Flor,
Sie wirft den Spieß von leichtem Rohr;
Sie wird mit Schaum gekrönet,
Das Schneckenhorn ertönet.

Willkommen, Oluf, hier im Hain,
Willkommen in meinem Reiche!
So lächelt sie im Dämmerschein,
Die Schwimmende, die Bleiche.
Zwölf Monde bleibst du hier am Ort,
Und dann send' ich dich wieder fort
Zu deinen Sachsenschaaren;
Sie sollen nichts erfahren!

Inzwischen will auf Erden ich
Von deinem Thron nicht weichen,
Und gleichen will ich dir, wie sich
Zwey Wassertropfen gleichen.
Du herrschest in den Tiefen mein,
Ich herrsche hoch im Buchenhain;
Du sollst dein Kind gebären,
Dann heim als Jungfrau kehren.

Man glaubt, du seyst verirrt im Wald
Wohl zwischen Felsenmauern,
Darob dein Land von Klagen hallt,
Der Helden Herzen trauern.
Mit deinem Namen und Gesicht
Komm ich — und fort ist Oluf nicht.
Hast du dein Kind geboren
Ist weiter nichts verloren.

Was vorgeht, wissen nur wir zwey,
Daß niemand sich d'rein mische.
Die Leidenszeit ist bald vorbey,
Und stumm sind meine Fische.
Ich ford're für die Hülfe gut
Nur daß du hassest Helge's Blut,
Nur daß du all dein Leben
Dich willst zu rächen streben! —

Das schwur sie; und die Meerfrau eilt
Hinauf, wo Stürme wettern.
Doch Oluf tief im Meere weilt
In langen Schilfes Blättern.
Bleich wie der weiße Schaum sie ward:
Ein scheußlich Volk mit grünem Bart,
Nach unten zu wie Fische,
Aufwartete bey Tische.

Vom Lande holt man das Gericht,
Das ihr die Nixen reichen;
Sie selber essen And're nicht,
Als der Ertrunk'nen Leichen.
Da hat sie einst in schwarzer Nacht
Ein Töchterlein zur Welt gebracht.
Es hilft nicht, daß es weine,
Sie hasset schon die Kleine.

Der blasse Nix sie taufen thut
Im Muschelkönigssaale.
Er taufte sie mit warmem Blut,
Das frisch gezapft vom Wale.
Sie riefen, wie sie's wiegten lind
Im plumpen Arm: Wie heißt dein Kind?
Mit Abscheu stöhnt sie leise:
Yrsa *) der Bastard heiße! —

Zwölf Monde sind gar bald verrant,
Nun, Meeresfrau, erscheine!
Sie bringt in schneller Fahrt zum Strand
Frau Oluf und die Kleine,
Der alte Fischer weiß allein,
Was da geschah im dunklen Hain;
Er muß den Eid erst sagen,
Dann heim die Kleine tragen.

Er zog das Mägdlein auf im Wald,
Muß sie als Tochter minnen;
Mit seiner Angel spielt sie bald,
Wie and're Fischerinnen.
In seinem Blumenhof sie pflanzt,
Und blüht, 'ne Knosp' im Frühlingsglanz,
So lieblich und gesunde.
Doch kommt der Rache Stunde!

Der vierte Band enthält die Tragödien Stärkodder und Hagbart und Signe; der fünfte Palnatoke und Hakon Jarl. — In Hagbart und Signe versucht der Dichter die Leidenschaft der ersten Liebe zu schildern, und zwar, wie er mit richtigem Erkennen bemerkt, sentimental nordisch und heroisch. Er wollte, mit der südlich sinnlichen glühenden Phantasie in Romeo und Julie nicht wetteifern, meint aber, daß der milde Septembermond im nordischen Buchenwalde auch erfreulich seyn könne, obschon er von der italienischen Frühlingssonne sehr verschieden ist. Dagegen läßt sich aber mit Grund einwenden, daß die Leidenschaft Leidenschaft bleibt in jedem Himmelsstriche, und daß sich die von Shakespeare gezeichneten Züge derselben nicht verändern

*) Der Name einer Hündin.

lassen, nicht darum, weil sie von Shakespeare gezeichnet wurden, sondern weil Shakespeare sie der Natur nachgemacht hat. Das Stück ist schön, voll poetischer Einzelnheiten, aber etwas kalt, und dieß ist es eben, was der Natur der Leidenschaft, die darin vorkömmt, geradezu widerspricht. Beyde Eigenheiten finden wir ausgesprochen in der Schlußscene des vierten Aktes zwischen den Liebenden:

Hagbarth.
O Signe, Signe, liebst du mich?
Signe.
Ich liebe
Dich inniglich.
Hagbarth.
Mich ängstigt der Gedanke,
Ob nicht vielleicht das bloße Mitleid dir
Dein Herz erweicht.
Signe.
Mit dem nur Mitleid haben,
Der überall Bewund'rung weckt und Neid?
Hagbarth.
Nun, dann ist Alles gut. Dann ist der Tod
Nur Kleinigkeit; ich werde dich bey Freia
Erwarten, denn jetzt kenn' ich deine Treu'.
Signe.
Du sollst nicht lange warten.
Hagbarth.
Lebe, Signe!
Geliebte, denk' an Hagbarth, wenn im Sommer
Du unter diesen Buchenschatten wandelst.
Wenn Vögel singen, wenn der Flieder duftet
Und Mondlicht durch die schwarzen Blätter fällt,
Gedenke dann der kurzen Wonnezeit
Von unsrer Lieb'! Ein Tag nur, eine Nacht!
Was ist das Leben mehr, als Tag und Nacht?
Verachte nicht die Liebe, weil sie kurz war.
Wie gerne hätt' ich durch ein langes Leben
Dir klar gezeigt, was nicht der schnelle Tod
Dir zeigen kann: die Dauer meiner Liebe! —
Ja, holde Signe, dort von Freia fliegen
Die Seelen paarweis' nach der dunklen Erde.
Es trennt sie die Geburt; der erste Anblick
Macht, daß sich Seel' in Seele gleich erkennt,
Und was der leichte Augenblick verbunden,
Trennt nicht die Ewigkeit.
Signe.
Nimm diese Rosen —
Die erste, letzte Gabe meiner Liebe!
Dem Baum hab' ich die Knospen all' entrissen;
Doch nächsten Frühling wird er wieder blüh'n.
Dann grämt sich Bera, leider nur zu spät,
Und pflanzt uns beyden Rosen auf den Hügel.

Hagbarth (nimmt sie).
Jetzt, Rose, weiß ich es, warum du gestern
Mich leicht verwundet hast! Warum hab' ich
Auf deine süße Warnung nicht geachtet?
Doch, holde Signe, welche garst'ge Blumen
Trägst du am Busen da?

Signe.
Sie sind für mich.

Hagbarth.
Was seh' ich, todtengelber, gift'ger Schierling!

Signe.
Verachte nicht den Schierling, mein Geliebter!
Er ist ein guter, ein mitleid'ger Freund,
Sein Saft wird Signe stärken.

Hagbarth (entsetzt).
Freia!

Signe (muthig und bestimmt).
Hagbarth,
Vor ein'gen Stunden wolltest du, ich sollte
Dich kühn begleiten, von der Mutter flieh'n;
Da war ich unentschlossen — hatte Pflichten,
Die jetzt gehoben sind. Damals versprach ich,
Dir treu zu folgen, wenn nicht Klag und Bitte
Der harten Bera Brust erweichen könnten,
Jetzt folg' ich dir.

Habbarth.
O Signe, meine Signe!

Signe (begeistert).
Hör', mein Geliebter, wenn dein Scharlachmantel
Dort auf dem Flieder winket — dann wird Signe
Den Becher leeren, und hochrothe Flammen
Von meiner Wohnung dort im Walde sollen
Auf ihren freyen, kühnen Adlerschwingen
Zwey liebende Seelen nach Seswarne *) bringen.

Hagbarth.
Ach, Signe, du willst sterben? Lebe! Lebe!

Signe
Mein Leben wäre nur langsamer Tod!
Ich will nicht, daß mich zähe Qual verzehre;
Ich will mein Haupt nicht, wie die Lilie, biegen,
Und welken unbemerkt und unbeweint!
Nein, unser Tod soll viele Herzen rühren,
Und feyern wird man unsern Todestag
In Norden oft, als treuer Liebe Fest.

Hagbarth (umarmt sie entzückt).
Wohlan, wir scheiden nicht!

Signe.
Wir scheiden nicht!

---

*) Freya's Saal.

In Hakon Jarl stellte der Dichter die Unschuld und Frömmigkeit des Christenthums der wilden heidnischen Grausamkeit gegenüber, in Palnatoke die Kraft und Treue des Heidenthums der List und Schlauheit. Der edle Held übereilt sich und mordet den Greis. Nur sein Tod kann ihn von diesem Flecken reinigen, so wird Palnatoke tragischer Held. Er verbindet Kühnheit mit Milde, und steht zwischen beyden, nämlich zwischen den Jomsburgern Kühnheit ohne Milde, und Thorwald Milde ohne Kühnheit. In Vergleich gebracht, steht Hakon Jarl in Charakterzeichnung und tragischem Interesse über Palnatoke, und hat auch außerdem aller Orten seine Bühnenwirksamkeit erwiesen. Was die Sprache betrifft, sind beyde gleich zu loben.

Im sechsten Bande finden wir Olaf der Heilige und die Wäringer. Ersteres Stück schließt sich genau an die Geschichte von Hakon Jarl. Zwischen der Abfassung beyder Dichtungen liegen dreyßig Jahre. Das Stück ist ausgezeichnet, steht in poetischer Bedeutung Hakon Jarl vollkommen gleich, wird aber an Bühnenkraft von diesem weit übertroffen. Das Trauerspiel: Die Wäringer in Constantinopel, erscheint als würdige Fortsetzung.

Von den Tragödien Axel und Walburg und Erich und Abel, welche im siebenten Bande enthalten sind, ist unbestritten erstere die bedeutendere. Das Interesse der Handlung, die Schärfe der Charakteristik und der musikalische Wohllaut der Sprache haben dieses Stück in Dänemark sowohl als Deutschland zu einem der besuchtesten Repertoirstücke gemacht. Um wie viel naturgetreuer das Liebesverhältniß hier behandelt wurde wie in Hagbarth und Signe, möge aus der Liebesscene im ersten Akte erkannt werden:

Walburg.
Axel!
Axel.
Walburg!
Walburg.
Güt'ger Himmel!
Bist du es wirklich?
Axel.
Nein, ich bin nicht Axel,
Denn Axel war ein trauriger Gesell,
Und, süße Walburg, du umarmest hier
Den Glücklichsten an deinem schönen Busen!
Walburg.
Mein Axel, ist es möglich?
Axel.
Liebes Mädchen,
Was ist nicht einem treuen Herzen möglich?
Alles ist deinem Pilgersmann gelungen,

Er steht an seinem Ziel, nicht an dem Grabe,
Und danket Gott für seine hohe Gnade.
Ich schwur den Eid: »Ich komme nicht zurück,
Eh' unsre Eh' der Papst in Rom gebilligt!«
Sieh, hier ist Urlaub von dem heil'gen Vater:
Wir dürfen lieben, lieben ohne Sünde!
Ich trag' das Pergament in einem Umschlag
Von Seid' an meiner bloßen Brust. Sieh', Walburg,
Das gelbe Pergament! Ein Himmelsbrief!
Lies: »Hadrianus Dei gratia
Episcopus servus servorum Dei.« —
Ach, es ist wahr, es ist in röm'scher Sprache;
Doch es erlaubt mir, dich zu lieben, Walburg.
Der gute Greis hat mir es theu'r geschworen,
Und schwöre du nun auch, mein süßes Leben,
Hier auf dem breiten Leichenstein, der lange
Schon unsers Ahnherrn, Harald's, Staub bedeckt,
Daß heute noch mit Axel du als Braut
Vor Olaf's Altar treten willst!

Walburg.

Mein Axel,
Weißt du? Der König —

Axel.

Alles weiß ich, Alles!
Er liebt dich; und du —?

Walburg.

Ich liebe Axel!

Axel.

O süße, himmlische Beredsamkeit!
Sag' es noch einmal, sag' es noch einmal,
Du schlanke Lilie! Ich vernahm nicht recht,
Was eben deine Purpurlippen sangen.

Walburg.

Ich liebe Axel!

Axel.

Hört ihr es, ihr Mauern,
Hohe Gewölbe, heilige Altäre,
Sie liebt nur Axel! Nun, dann soll auch nur
Der Tod dich von dem treuen Axel trennen!
Laß mich den Ring an deinen Finger stecken.
(Er verliert ihn aus der Hand.)
Er fiel!

Walburg.

O Gott!

Axel.

Er fiel in eine Ritze.

Walburg.

Er rollt in Harald's, unsers Anherrn Grab.

Axel (immer entzückt).

Zehn neue lass' ich wieder schmieden dir
Für deine zarten Alabasterfinger.
Mit Perlen sollst du deine Haare schmücken,
Mit Rosen, Lilien; schön gestickt soll Seide

Dir um den jugendlichen Busen schwellen;
Mit Silberspangen sollst den Schuh du schnallen
Um deinen kleinen Fuß; vom Scharlachmantel
Wird stolz der Knabe dir die Schleppe tragen,
Wenn du zur Kirche gehst als Axel's Weib.
Manch gold'nen Klumpen von der Wenden Götzen
Eroberte dein tapf'rer Ritter sich;
Du warst ihm die Walkyrie seines Glücks.
Du tannenschlanke Walburg!

Walburg.

Lieber Jüngling,
Wie sehr hast du seitdem dich auch geändert!
Dein Herz nur, deine Lieb' ist noch die alte.
Ich sehe kaum im Kinn das schelm'sche Grübchen
Vor lauter schwarzen, rauhen Locken mehr.
Barbar, der du geworden! Walburg liebte
Sonst einen feinen, glatten Jüngling; jetzt
Umarmt sie einen braunen, bärt'gen Wilden.

Axel.

Und zum Beweis, daß du den braunen Wilden
Nicht fürchtest, trotz dem rauhen Bart, so drücke
Die zarte, seidenweiche Wange muthig
An diesen Bart, indem ein Siegel du
Von deiner Lieb' auf seine Lippen drückst!

(Er küßt sie.)

Walburg.

O Axel!

Axel.

Walburg! — Jetzt tret' ich vor Hakon,
Jetzt hab' ich Muth und Dreistigkeit getrunken.
Ich fürchte nichts; er soll mir meine Braut
Nicht rauben, und er kann es nicht; er ist
Ein Nordenfürst und kann nicht niedrig seyn;
Es ist mir Pflicht, es ist nicht von ihm zu glauben.
Leb wohl, o Holde! Was es Axel kostet,
Sich gleich von dir zu reißen, meine Freundin —
Doch muß es seyn; bald werden wir so süß
Vereint, wie unser Namenszug am Pfeiler;
Denn eine Seele sind wir beyde nur,
Getrennet in zwey Theile, deren Streben
Nur ist, sich wieder innig zu vereinen.
Christ, freue dich! Jetzt schmücke dich als Braut!
Bald grüßt dich Axel als dein Bräutigam!

(Er geht.)

Was die in den genannten Stücken vorkommende Behandlung nordischer Stoffe betrifft, so ist der Dichter mehrfach darüber angegriffen worden, besonders in Bezug auf die Bühnenwirksamkeit jener Dichtungen. Menzel meint, daß unsere moderne Bühne viel zu klein sey für die Riesengestalten der nordischen Sage, und daß Oehlenschläger viel anziehender in seiner Bearbeitung der Insel Felsenburg und in den morgenländischen Mähr-

chen sey. Dagegen spricht nun freylich der glänzende Erfolg, welchen viele seiner Stücke auf den vorzüglichsten Bühnen Dänemarks und Deutschlands gefunden. Namentlich sind hier Hakon Jarl und Axel und Walburg zu nennen. Hören wir aber auch, was der Dichter selbst über jene Behauptungen sagt:

»Daß jene Heldenthaten keinen so starken Eindruck auf den Deutschen, wie auf den Skandinavier machen können, ist natürlich; daß aber dramatische Darstellungen der nordischen Geschichte für unsere große Brudernation, eine Nation, die sich mit so vielem Eifer sogar alles Fremde und Weitentfernte aneignet, Interesse haben, muß ich auch glauben. Wir sind alle germanischen Stammes; das Altgermanische hat sich aber im Norden länger als in Deutschland erhalten, weil das Christenthum dort später eingeführt wurde. Der ganze Ton, der ganze Schwung des Geistes war, ehe das Ritterthum sich entwickelte, in den alten deutschen Sagen, wie in den unsern; das ersehen wir aus dem Liede der Nibelungen. In seinem gelehrten Werke über die deutsche Mythologie hat der treffliche Grimm aus unzähligen kleinen Ueberbleibseln bewiesen, daß die nordischen Götter auch in Deutschland einheimisch, daß die Sagen von ihnen in Deutschland weit verbreitet waren.«

»In dieser Sammlung sind vier Tragödien: Stärkodder, Hagbarth und Signe, Baldur der Gute und Helge, aus der ältesten Fabel- und Heldenzeit. Einige von den anderen Stücken spielen an der Gränze, wo Heidenthum und Christenthum sich kämpfend begegnen, und geben eben dadurch dem Dichter einen trefflichen Stoff zur Bearbeitung. Meine anderen nordischen Dramen sind aus der christlichen Heldenzeit. Keiner dieser Stoffe hat etwas Riesenhaftes, Baldur der Gute ausgenommen, wo Götter und Riesen als Feinde gegen einander auftreten. Das Idealisch-Heroische ist nicht riesenhaft; sonst müßten wir ja auch die Helden des Aeschylos, Sophokles und Euripides Riesen nennen.«

»In allen meinen historischen Dramen sind die Personen ganz natürliche Menschen. Freylich haben die Helden in den alten nordischen Sagen noch etwas vom ältesten derben Schnitt: sie sind nicht so fein, sie schwärmen aber auch nicht, wie die südlichen Ritter; sie sind nicht so stolz auf ihre Geburt, wohl aber stolz im Selbstbewußtseyn ihrer männlichen Kraft. Darum habe ich sie eben auch immer so lieb gehabt; und darum liebte ich auch besonders Goethe's Götz von Berlichingen und Schiller's Wilhelm Tell, weil sie so viele Aehnlichkeit mit meinen alten derben, braven nordischen Helden hatten.«

Das achte Bändchen enthält die Tragödien Hugo von Rheinberg und den größten Juwel der dramatischen Werke unseres Verfassers: Correggio.

Es ist unbegreiflich, wie dieses, in jeder Beziehung meisterhafte Werk so viele Anfeindungen hat finden können. Bald erkannte man den Helden des Stückes für zu weichlich, bald das ganze Stück für zu declamirend, bald stritt man ihm durchaus jede Bühnenwirkung ab.

Der Dichter selbst äußert sich über jene Angriffe, und darunter über die wichtigsten von Tieck, einem Manne, mit dem er außerdem in inniger, auf gegenseitiges Erkennen und Achten gestützten Freundschaft lebte und lebt, folgendermaßen.

»Ich hatte bey Vasari, in dem Buche — »das,« wie A. W. Schlegel sagt, »immer die Grundlage der italienischen Kunstgeschichte während der großen Jahrhunderte bleibt« — die Anekdote von Correggio's Tod gelesen, und es entstand in mir die Lust, ein bedrängtes und doch großes Künstlerleben in den wichtigsten moralischen Verhältnissen darzustellen. Schon der Zufall, daß er sich am schweren Kupfersacke zu Tode geschleppt, hatte für mich eine rührende Bedeutung. »Wie mancher große Mann,« dachte ich, »nachher vergöttert, hat sich nicht, beym schweren Erwerb anstrengend, von der Mitwelt verkannt, am kargen Gewinn zu Tode geschleppt?« Schon Goethe hatte in seiner schönen Skizze, Künstlers Erdenwallen und Apotheose, dies Gefühl ausgesprochen. Ich wollte auf diesen Grund weiter bauen So entwarf ich den Plan, und stellte Antonio's Leben dar: eine historisch-tragische Idylle. Er hat Genie, Herz, Heiterkeit, Genügsamkeit, ein edles Weib, ein liebes Kind, einen würdigen, weisen Freund; allein ein vorhergehender Unglücksfall droht seinem Leben, vornehme und niedrige Gemeinheit (Ottavio und Battista) feinden ihn an. Selbst Tüchtigkeit und ebenbürtiges Genie (Michael Angelo) verkennt ihn augenblicklich; allein Besonnenheit, Gemüth und Verstand führen (als Giulio Romano) seine Sache, und versöhnen ihn mit der augenblicklichen Ungerechtigkeit der besseren Mitwelt. Wie ihn vornehme, höfliche Gemeinheit, ohne es zu fühlen, am ärgsten kränkt, tröstet ihn ein himmlischer Traum; er fühlt seine Größe, und die Muse krönt als reizendes, unschuldiges Mädchen (Célestine) sein Haupt mit Lorbern. Noch kurz vor seinem Tode hat er den Triumph, dem Sohne seines Blutfeindes das Leben zu retten, und der Mörder entflieht mit Zerknirschung und Reue. Wilde, grausame Menschen werden von der Kraft seines Werkes zur Menschlichkeit und Milde gebracht. Das kalte Schicksal geht ihm dann singend vorbey (als

Lauretta), und reicht ihm den Todeskelch, ohne es selbst zu wissen. Dann entschläft der Held in den Armen seines Kindes; Liebe trauert, und Dankbarkeit und Anerkennung der Nachwelt stehen zuletzt da, als ein Herold, der zu spät erscheint.«

»Diese Ideen sind ohne Ziererey in eine schlichte, natürliche Handlung eingekleidet. Und doch behauptet der Verfasser von Genoveva und Octavian, daß kein Stück lockerer und loser in der Composition seyn könne, als mein Correggio.«

»Drey Künstlercharaktere wollte ich in diesem Stücke darstellen: Liebliche Naivetät eines Naturgenius, strenge Kraft und bizarre Laune eines durch Studium gebildeten, sich seiner Größe bewußten Meisters, und dann Verstand, Gemüth und Besonnenheit eines dritten Großen, als vermittelndes Prinzip.«

»Daß der wirkliche Correggio nicht ganz wie der meinige hätte seyn können, merkte ich gleich; eine solche Freyheit haben sich aber die Dichter immer erlaubt. Von Shakespeare und Calderon nicht zu reden, in deren Werken es von solchen Freyheiten wimmelt; wer schätzt aber nicht Tasso und Iphigenia von Goethe als Meisterstücke? Und doch sprechen Tasso und der menschenopfernde Thoas mehr wie gebildete Deutsche, als wie Italiener des sechzehnten Jahrhunderts und wie Griechen der Heroenzeit. Tieck sollte am wenigsten so viel Aufhebens über dergleichen machen, der so Vieles (Schätzbare) gedichtet hat, worin gar keine historische Wahrheit zu finden ist.«

»Was hilft also das viele vornehme Hin- und Herreden über des wirklichen Correggio's Genie und Bilder, womit mein Freund beweisen will, daß mein Stück gar nichts tauge: »Den fröhlichen Taumel der Phantasie, die poetische Trunkenheit für Farbe und Licht, einen selig Berauschten,« wollte ich in Correggio gar nicht darstellen. Möge Tieck oder »sein eben von Rom gekommener Freund« die Feder ergreifen, um, durch jene geniale Farben- und Lichtbetrunkenheit begeistert, eine Tragödie über des wirklichen Malers »irdisches und himmlisches Walten« zu dichten. Wie das möglich ist (wenn es schön wäre, einen solchen Rausch darzustellen), begreife ich nicht, der ich immer geglaubt habe, zu einer Tragödie gehöre eine bestimmte äußere Handlung, und nicht die bloße Entwicklung einer geistigen Fähigkeit oder Sonderbarkeit. Ich wollte die Kunst gar nicht darstellen, sondern Menschen, die Künstler waren: und daß man ein großer Künstler seyn kann, und doch einfach und schlicht über Kunst sprechen, beweist die Erfahrung alle Tage. Wie einfach und schlicht spricht nicht Thorwaldsen, und doch ist er ein großer, vollendeter Künstler. War Correggio vollendeter? Und würde Thorwaldsen, wenn

er noch eine große, neue Bildersammlung sähe, sich nicht mit kindlicher Freude, mit abgerissenen Worten im ersten Augenblicke darüber äußern, statt uns einen Tieck'schen Catalogue raisonné darüber zu liefern? Wie naiv war nicht Mozart! Hätte er nicht so wie mein Correggio sprechen können, und war er nicht ein großer Künstler? Wie derb und unverblümt ist nicht meistens Goethe in seinen Gesprächen? War Michael Angelo größer? Und hat Goethe nicht oft wie Michael Angelo in meinem Stücke gesprochen, ohne bäuerisch zu seyn? Und wenn auch! Gibt es nicht eine gewisse Derbheit des Bauern, die nicht unedel ist, und die der kräftige Genius mehr liebt, als die abgeschliffene Sprache des Höflings oder die hochtrabenden Redensarten des Rhetorikers?«

»Wie wahr sagt Goethe's Faust:

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?
Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der durch die dürren Blätter säuselt!«

»Mein Correggio war nicht nach der Mode zugeschnitten, konnte also nicht der ästhetischen beau monde gefallen, das wußte ich sehr gut. Alles hätte klösterlicher und mystischer seyn müssen. Das Stück gefiel nicht einmal allen deutschen Freunden in Rom; den Dänen aber, und besonders Thorwaldsen, gefiel es sehr. Und nie vergesse ich, wie, als ich ihnen das Stück vorlas, und Christel Riepenhausen bey der Stelle, wo Cölestina Correggio krönt, ziemlich gleichgültig sagte: »Hm, das ist hübsch!« Thorwaldsen aufsprang, mit funkelnden Augen auf ihn sah, und rief: »Nein, das ist groß!«

»Wie wenig Werth man auf den rauschenden Beyfall eines Augenblicks legen darf, weiß ich sehr gut; auch das Schlechte kann diesen Beyfall gewinnen, das Gute vermißt ihn oft, und er verschwindet wie ein Nebeldampf. Allein, mein Correggio hat sich jetzt in beynahe zwanzig Jahren bey den Besseren und Gebildeten gehalten, und Schiller sagt: »Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.«

»Doch das gehört mit zu Tieck's Eigenheiten, den Geschmack aller Anderen zu verachten, so, daß er glaubt, man könne jetzt nicht (selbst den Besseren und Edleren) gefallen, ohne »eine

falsche Sentimentalität,« ohne an den Gebrechen der Zeit zu leiden.«

»Als Schiller noch lebte — das können Viele bezeugen — fand Tieck Vieles an ihm zu tadeln, meinte, daß er einen unrichtigen Weg der Poesie eingeschlagen; deßhalb war auch von Schiller in Zerbino's poetischem Garten gar nicht die Rede, wozu doch sogar (der verstorbene und von Schiller getadelte) Bürger ein Entreebillet bekommen hatte. Jetzt rühmt Tieck (den gestorbenen) Schiller besonders polemisch gegen Nochlebende. Er sagt von mir: »Ich könne mich weder in der Gründlichkeit der Composition, noch im Pathetischen der tragischen Wirkung, noch in dem Adel und der Wahrheit der Charaktere mit diesem deutschen Heros vergleichen.« Mag das wahr seyn! Woher aber weiß Tieck das? Kennt er meine Tragödien? Hat er sie aufmerksam gelesen? Stehen sie klar und deutlich in allen Umrissen vor seiner Seele? — Gewiß nicht! — Ich weiß aus sicheren Privatnachrichten, daß ihn das nordische Wesen meiner Tragödien befremdet, daß sie ihn, des Fremdartigen wegen, nicht ansprechen; und doch sollen sie jetzt nur für Copien deutscher Vorbilder gelten.«

»Er frage aber gebildete, geistreiche, gemüthliche Dänen, Norweger und Schweden, ob sie nicht den skandinavischen Charakter, den Geist der nordischen Geschichte in meinen Tragödien finden. Ich weiß, was ich Goethe und Schiller schuldig bin, aber eben so viel verdanke ich Sophokles und Shakespeare, die keine Deutsche waren; eben so viel den vaterländischen Sagen, die mich begeisterten, und auch dem dänischen Ewald verdanke ich nicht wenig.«

»Von Arel und Walburg, Hagbarth und Signe und anderen Liebestragödien will ich nicht reden, denn die Sprache der Liebe (wenn sie nicht ganz so wie in Romeo und Julie klingt) rechnet Tieck mit zu moderner Sentimentalität; strebe ich aber z. B. in Hakon Jarl, Palnatoke, Stärkodder, Erich und Abel nicht nach der Tiefe? Sind diese Stücke nur »bunte Teppiche, worin mir die eigentliche tragische Kraft versagt ist?«

»Wenn Tieck endlich mit der Bemerkung schließt: daß etwas aus mir hätte werden können, »wenn ich die ächten Muster, die großen Vorbilder alter und neuer Zeit studirt, mich gesammelt und nicht immer von der Kritik gering gedacht,« — so ist das doch ein wenig gar zu arg. Es ist jetzt zwanzig Jahre her, seit ich meinen Correggio schrieb, achtzehn Jahre lang bin ich Professor der Aesthetik bey der Kopenhagener Universität gewesen; habe alle Jahre öffentliche

Vorlesungen über große Dichter alter und neuer Zeit gehalten; immer vor einem zahlreichen Auditorium nicht bloß junger Studirender, sondern auch reifer Männer, in einer Stadt, die keiner andern an geistiger Bildung nachsteht, und doch muß ich Verweise hören, wie ein Schulknabe, der gefaulenzt hat.«

»Nein, kritisiren kann ich auch! Meine Kritik ist aber »eine unächte,« das will sagen: keine Tieck'sche Kritik. Lassen wir das gut seyn! Nur so viel noch:

»Mein Correggio ist kein »Schwindsüchtiger,'« keine »kümmerlich zusammengedrückte Nebelgestalt.« Besser könnte man Leben und Tod der heiligen Genovefa so nennen — Correggio ist von keiner schwachen Constitution, kein schwacher Charakter. Er ist lebendig, freundlich, begeistert, hurtig, das ganze Stück durch. Er hat kurz vorher (seine Frau nennt es selbst einen wunderlichen Zufall) einen Blutsturz gehabt. Das ist durch eine plötzliche Verletzung geschehen, keine Folge einer langen Schwachheit. »Die kleine Wunde hat sich von selbst geheilt,« glaubt Silvestro, der ihn täglich sieht; er ist nur noch blaß, beklagt sich aber gar nicht, und glaubt selbst, daß ihm nichts mehr fehle. Durch das Unglück, das von Außen kömmt, bricht die neu geheilte Wunde wieder los, und er verblutet sich. Das ist keine Krankheitsgeschichte! Dann wäre jeder Mord oder Todtschlag in den Tragödien eine Krankheitsgeschichte; denn Correggio stirbt nicht aus ekelhafter Schwäche, sein Blut wird von der Bosheit anderer Menschen in Wallung gebracht und vergeudet. Ob der Dolch ein physischer oder moralischer ist, das thut zur Sache nichts, wenn er nur ein tragischer ist; und eigentlich ist jeder tragische Dolch ein moralischer. »Nicht der Dolch, sondern die Hand, die ihn führt, ist poetisch,« sagt Jean Paul.«

»Dem Unglücke, das den Künstler im fünften Akte überwältigt, erliegt er nicht kümmerlich und feige, er begegnet ihm mit Begeisterung, mit erleichterndem poetischen Troste. Der Schmerz drückt nur seinen Körper zu Boden; seine Seele entfaltet die Flügel, um sich hinauf zu schwingen. Dadurch reißt er die Zuschauer zum Mitleid hin; es ist aber kein erbärmliches Mitleid, es ist mit Hochachtung und Bewunderung gemischt. Schon Aristoteles bemerkt, daß ein Stück durch Schreck und Mitleid rühren müsse.«

»Auch das Herzliche meines Correggio wird in Tieck's Recension angegriffen. Der alte Eremit Silvestro wird ein Barbar genannt, weil er ein Bild des Malers in seiner Waldkapelle aufhängt. Tieck will, daß es ein Bild seyn soll, das in Dresden hängt, bloß, um wieder zu beweisen, daß es dieses Bild

durchaus nicht seyn könne. Daß Correggio den Raphael bedauert, weil dieser keine edle Frau wie er gehabt, nennt Tieck »moderne Heucheley!« Also ist Correggio's Dichter ein moderner Heuchler! Sehr hart und sehr ungerecht!«

»Einen sonderbaren Grund gibt er noch an, warum er meinen Correggio nicht leiden mag: das Stück habe zu schlechten Nachahmungen Anlaß gegeben. Ich kenne keine solche. Van Dyck's Landleben von Kind setzt ja Tieck weit über meinen Correggio. Gesetzt aber, es würden einige gemacht, wäre das mein Fehler? Hat nicht Götz von Berlichingen zu schlechten Ritterdramen Anlaß gegeben? Hat Schiller, hat Tieck keine schlechten Nachahmer gehabt? Ist das nicht ein Beweis mehr, daß eine Dichtung kräftig wirkt, wenn sie Nachahmungen veranlaßt? Gibt es einen warmen Frühling, ohne Maykäfer auszuhecken, und sollte man einen kalten wünschen, damit weder Blüthen noch Maykäfer gedeihen?« —

Diese Aeußerungen Oehlenschläger's widerlegen so ziemlich alle Einwendungen. Was die des Mangels der Bühnenwirksamkeit betrifft, so ist er wohl der haltloseste von allen, und wird durch den Erfolg deutlich widerlegt. Correggio ist auf allen deutschen Bühnen von Bedeutung eines der besuchtesten Repertoirstücke, und wurde noch in diesem Jahre auf der Hofbühne in Wien, wo die Rollen Correggio's, Angelo's und Romano's in Löwe, Anschütz und Korn vortreffliche Darsteller finden, mit dem glänzendsten Beyfalle und bey vollem Hause gegeben.

Was den Einwurf der zu häufigen Doctrin betrifft, so verschwindet er bey Beleuchtung der Art, wie sie gebracht wird. Hat die deutsche Sprache und jede andere etwas poetischer Gedachtes und Ausgesprochenes aufzuweisen, als den dritten Akt? von dem wir beyspielweise nur einen Theil der Scene zwischen Correggio und Giulio Romano anführen.

Giulio.

Mein liebster Herr, verzeiht mir, wenn ich Euch
Vielleicht jetzt störe! Doch ich kann unmöglich
Von diesem Orte mich entfernen, ohne
Den selt'nen Künstler, der ihn ziert, zu kennen.

Antonio.

Ach, lieber Gott, dann werdet Ihr nur einen
Betrübten armen Menschen kennen lernen!

Giulio.

Ist's möglich! diese schöne Sonne labt
Nur And're, ohne Licht und Wärme selbst?

Antonio.

Mein guter Herr, Ihr sprecht sehr freundlich, könnt
Nicht spotten wollen; aber kränken thut
Ihr, ohn' es selbst zu wollen. Sonne!
(Er legt die Hand auf seine Brust.)

Wüßtet
Ihr nur, wie dunkel dieser Abgrund ist;
Der kleinste Stern blickt nicht aus meiner Nacht.

Giulio (begeistert).

Aus Eurer Nacht strahlt eine starke Glorie,
Die einst als Glorie der Unsterblichkeit
Um Euer Haupt sich winden wird. Wie heißt Ihr?

Antonio.

Antonio Allegri nenn' ich mich.

Giulio (gedankenvoll).

Antonio Allegri da Correggio!
Wie kann der Name fremd in's Ohr mir klingen,
Den bald geläufig jede Zunge spricht? —
Ich habe Eure Nacht geseh'n, Antonio!
Dort in der Kirche. Was Ihr zeigen wolltet,
Habt Ihr gezeigt: ein Wunderwerk! Das Licht
Strebt durch die dunkle Nacht des Erdenlebens,
Und freu't die Hirten. Einer dieser Hirten
Bin ich. Ich stehe noch erstaunt vor Euch,
Das Wunder nicht begreifend, das ich schaue;
Die Hand mir vor die Augen haltend, zweifelnd,
Ob, was ich sehe, nicht ein Blendwerk sey.

Antonio.

Ach, gar zu sehr, mein Herr, ist es ein Blendwerk!
Ihr seyd ein edler Mann, Ihr liebt die Kunst;
Erlaubt mir aber, es zu sagen, Herr,
Ihr kennet sie nicht besser, als ich selbst.

Giulio.

Meister Antonio, ich versteh' Euch nicht.

Antonio.

Ich habe selbst mich lange nicht verstanden.

Giulio.

Ihr seyd in allem mir ganz unbegreiflich;
Wie so auf eig'ner Hand Ihr aufgeblüht;
Wie Ihr so wenig noch der Welt bekannt;
Wie Ihr den eig'nen Werth so wenig kennt.

Antonio.

Wie findet Ihr nun dieses Bild zum Beyspiel?

Giulio.

Wie schildert Euch ein Wort wohl mein Gefühl?
Wenn schön ich sage, was hab' ich gesagt?
So stand die Rafaelische Madonna
Mir da, als einz'ge, erste Mutter Gottes;
Ich konnte sie mir gar nicht anders denken.
Hier ist sie anders; ganz, ganz anders, und
Doch auch Maria! Mehr das holde Weib,
Die Mutter, als die Himmelskönigin.
Der Rafael hat das Irdische hinauf
Zum Himmlischen erhoben; Ihr bewegt
Das Himmlische, daß es herunter steige,
Um mit dem Erdenstoff sich zu vermählen.

Antonio

(betrachtet ihn mit Staunen und augenblicklicher froher Ahnung, läßt aber gleich die Augen auf sein Bild fallen, und fragt mißtrauisch).

Und seht Ihr keine Fehler in dem Bilde?

Giulio.

Was Fehler! Wo so viel geleistet ist,
Fehlt nichts. Wer wollt' in diesem Ueberflusse
Noch klagen, weil vielleicht nicht Alles da ist.

Antonio.

Und was, was ist nicht da?

Giulio.

Was dieses Bild
Zum selt'nen Meisterstücke macht, ist da!
Es lebt und athmet schönes Götterleben,
Ist mit Verstand und tiefem Sinn erdacht,
Mit Fleiß, Gefühl und Feuer ausgeführt;
Was will ich mehr?

Antonio.

Ihr habt es jetzt gerühmt,
Jetzt saget mir die Fehler.

Giulio.

Euer Geist
Hat nie gefehlt; selbst wo die Kunst sich irrte,
Wo das Gedächtniß flüchtig sich verlor,
Habt Ihr durch Kraft, Darstellung und Bewegung,
Idee, dem Fehler einen Reiz gegeben,
Der Eurem Bild — gehört fast, möcht' ich sagen.
Auch darin seyd dem Rafael Ihr ähnlich!

Antonio.

Mein Herr, sagt mir: wo hat die Kunst geirrt?
Ihr glaubt es nicht, wie Ihr mich glücklich macht,
Indem ihr mir die Fehler zeigt!

Giulio (bescheiden).

Ey nun,
Der bloße Zeichner könnte Dieß und Jenes
An Eurem Bilde auszusetzen haben.

Antonio.

Zum Beyspiel —?

Giulio.

Die Verkürzung dieses Arm's
Mag wohl nicht völlig richtig seyn. Das Bein
Des Knaben scheint mir auch ein wenig gar
Zu kinderblühend, ohne festen Umriß.
Ihr liebt das Sanfte, Runde; daher kommt's,
Daß Ihr dem G'raden auszuweichen sucht.

Antonio

Noch Ein's, mein Herr, noch Ein's, dann athm' ich wieder:
Wie findet Ihr das Lächeln der Madonna?
Des Kindes?

Giulio.

Eigen; aber schön und lieblich.

Antonio.

Nicht fratzenhaft? Nicht grinsend, honigsüß?

Giulio.

So stellt' ich mir der Engel Lächeln vor.

Antonio.

Ach Gott, ich hab's mir auch so vorgestellt!

Giulio (lächelt).

Und trauert, weil es Euch so schön gelungen?

Antonio.

Und traure, weil ich mich so sehr geirrt.

Giulio.

Jetzt seyd Ihr wieder räthselhaft.

Antonio.

Mein Herr,
Ihr habt aus meinem Herzen tief gesprochen;
Es tröstet mich, daß auch es außer mir
Noch Menschen gibt, und wack're, kluge Menschen,
Die auf dieselbe Weise — irren können!
Was mehr mich wundert, ist das wahre Urtheil,
Das über meine Fehler Ihr gesprochen;
Da irr't Ihr nicht; Ihr sprecht es nur gelind
Und freundlich aus. Und wahrlich, Eure Rede,
So einsichtsvoll und sinnig, würde mich
Unendlich freu'n, wüßt' ich nicht gar zu gut —
Ach, leider, weiß ich's erst seit kurzer Zeit, —
Daß, ohne Werth, mein Thun nur eitel ist.

Giulio (verwundert).

Wer hat Euch das gesagt?

Antonio.

Der größte Künstler
In unsrer Zeit, vielleicht in allen Zeiten.

Giulio.

Der Michel Angelo?

Antonio.

Er hat's gesagt.

Giulio.

Das sieht ihm ähnlich; das zerbroch'ne Rad
Läuft ihm noch immer wild im Kopf herum.

Antonio.

Ich hab' ihn erst unwissentlich aus Leichtsinn
Beleidigt. Denn ein Mann, der dorten wohnt,
Ein wunderlicher Mensch, der stets mich kränkt,
Kam erst zu mir, erzählte mir, der Herr,
Der dort am Tische saß, sey nur ein Färber;
Ein grober Kerl, der ihn beleidigt hätte,
Der über alles spräche, ohn' etwas
Zu wissen. So empfing ich freylich ihn
Nicht mit der Achtung, die er wohl verdient.
Er redete mich mürrisch, trocken an,
Ich gab ihm eine spöttisch leichte Antwort.
So wird er grimmig, nennt mich einen Pfuscher
Und niederträchtig auch; wenn auch der Glanz
Der Farben dumpf vor meinen Sinnen glühe,
Ich würde nimmer mich zu wahrer Größe
Und Schönheit schwingen.

Giulio (heftig).

Darin hat er Recht!
Ihr werdet es nicht thun, Ihr habt's gethan, —
Selbst über die Sixtinische Kapelle!

Antonio
(macht eine warnende Bewegung mit der Hand).

Ach, lieber Herr!

Giulio
(wie oben und mit Selbstgefühl).

Ihr meint, ich spreche wie
Der Blinde von den Farben? Darin irrt Ihr!
Bin ich kein Angelo, kein Michael,
Ich bin ein Mensch, ein Mann, ich bin ein Römer;
Kein Cäsar zwar, doch auch ein Julius!
Man hat mich auch gelehrt, was malen sey,
Der große Rafael Sanzio war mein Meister,
Es ruht sein hoher Geist noch über mir;
Ich kann ein Wort auch in der Sache reden.

Antonio
(schlägt die Hände zusammen).

O Himmel! Ihr seyd Giulio Romano?

Giulio.

Der bin ich.

Antonio.

Ihr seyd Giulio Romano?
Der große Maler? Rafael Sanzio's Liebling?

Giulio.

Das war ich. —

Antonio.

Und Ihr sagt, ich bin kein Pfuscher?

Giulio.

Ich sag' es Euch: Seit Rafael gestorben
Lebt in Italien kein größ'rer Maler,
Als Ihr, Anton Allegri da Correggio!

Antonio (setzt sich).

Erlaubet mir, mein Herr! Es schwindelt mir
Der Kopf, Das hab' ich nie erlebt; und ich
Begreife nicht, wie ich es überlebe.
Mein ganzes Leben ist im Schatten wie
Ein unbekanntes Bächlein hingeflossen.
Ich glaubte nie ein großer Mann zu seyn,
Auch nicht, daß ich ein eitler Woller wäre.
Nur auf das gute Glück, die Muse trauend,
Saß ich und malte fort, und es gelang.
Jetzt — muß an einem Tag ich hier erleben,
Daß zwey der größten Meister meiner Hütte
Sich nah'n! Der eine schlägt mich in den Staub,
Der and're hebt mich zu den Wolken auf;
Was soll ich glauben? Träum' ich oder wach' ich?

Giulio.

Und wenn der And're nun dasselbe sagt,
Wie ich, was dann?

Antonio.
Der Michel Angelo?
Er sollte, meint Ihr —?
Giulio.
Seine Art ist eben,
Zu thun, was keiner meint. Der Feuergeist
Ist mehr Titan als Gott, und seine Größe
Ist wie die Größe der uralten Welt.
Die Anmuth mangelt ihm. Der jüng're Amor
Macht ihn nicht gleich in einzle Gegenstände
Entzückt; der alte Eros aber faßt
In ihm das Ganze mit gewalt'ger Liebe;
Nicht ein geflügelt Kind, ein rüst'ger Jüngling
Mit Zeugungskraft und Mark. Ich will ihn sprechen.
Seyd ruhig! Ich versteh' mit ihm zu leben.
Der Titan hat ein menschlich Herz. Er zeugt
Gewalt'ge Kinder, darin gleicht er Kronos;
Doch die Verzehrungswuth ist nicht in ihm;
Er rafft vielmehr vom Himmel, wie Prometheus,
Das Licht, um so den Erdklos zu beleben.
Er wird auch Eure Schöpfung, mein Antonio,
Bewundern, wenn der Sturm nur ausgebraust. —
Geht in das Haus hinein, ich seh' ihn kommen.
Antonio.
Ich weiß nicht, was ich glauben, denken soll. (ab.)

Eine der gewissenlosesten Verstümmelungen, welche das geniale Werk vor einigen Jahren erfuhr, ist die Weglassung des fünften Aktes, in dem Correggio stirbt, und die Veränderung des Schlusses des vierten Aktes, wodurch Correggio am Leben bleibt und Hofmaler wird. Jene Verballhornung, welche sich sogar auf die Wiener Hofbühne eingeschlichen hat, aber seit mehreren Jahren verworfen wurde, ist um so lächerlicher, da dabey alle Hinweisungen auf den Tod Correggio's und alle dießfälligen Vorbereitungen beybelassen wurden, und so dem Stücke mit dem Schlusse zugleich die Tendenz weggestrichen wurde. Das Ganze geschah aber aus keinem anderen Grunde, als dem, daß im letzten Akte immer weniger applaudirt wird, als in den ersteren.

Das neunte Bändchen enthält Sokrates, eine Tragödie, und der Hirtenknabe, eine dramatische Idylle. Man hat den Dichter nicht mit Unrecht getadelt, daß er zu parteyisch gegen die Feinde des Philosophen gewesen. Professor Forchhammer in Kiel hat ein Buch geschrieben, worin er behauptet, daß Sokrates ein Verbrecher war, der sein Schicksal verdiente. Er meint, daß er Aristophanes verunglimpfte, rühmt aber die Tochter im Stück sehr als das Herz, welches Sokrates (der Vater) eigentlich gehabt haben sollte, aber nicht hatte. Der Verfasser sagt hierüber: »Drittehalbtausend Jahre hat die Welt Plato's und Xenophon's Meinung getheilt, daß Sokrates ein Mann

von außerordentlicher Herzensgröße und Tugend war; das mag dem Dichter genug seyn. Aristophanes habe ich mit Liebe als einen edlen Gegensatz zum Helden dargestellt. Er hat den Philosophen in jüngeren Jahren beleidigt, weil er ihn nicht recht kannte, in seinem Lustspiele: »die Wolken.« Deßhalb kann dieses Stück, für sich als Gedicht betrachtet, immer sehr schön und meisterhaft seyn. In meiner Tragödie versöhnt er sich wieder mit Sokrates. Sokrates gesteht selbst, daß er in Etwas gefehlt, daß er ein Sonderling gewesen, und zu wenig Achtung und Liebe für das Schöne gehabt, wenn es nicht moralische Schönheit war. In der Versöhnungsscene im letzten Akt umarmen sich Sokrates und Aristophanes (Ethik und Aesthetik) als Freunde.«

Die Idylle, der Hirtenknabe, ist von den dramatischen Werken Oehlenschlägers das wenigst bedeutende, obgleich auch hier sich schöne Eigenheiten finden.

Das zehnte und eilfte Bändchen umfassen das dramatische Gedicht: Aladdin oder die Wunderlampe. Der Verfasser theilt es in zwey Spiele ab: Thalia und Melpomene, und hat es Goethe zugeeignet. Es ist eine der herrlichsten Kompositionen, und wird von vielen Kunstrichtern für die schönste und vollendetste Oehlenschlägers gehalten. Daß sich alle Zauber der Phantasie darin verwirklicht finden, ist außer dem Zweifel. Die poetischen Gebilde aus Tausend und Eine Nacht treten in's Leben. Dabey ist die Sprache durchaus wohlklingend und dichterisch. Ein warmes südliches, inniges Wunderleben breitet überall sehnsüchtig die Arme nach uns aus, und wir vermögen ihren Umarmungen nicht zu entfliehen. Zauberwesen aller Art gaukeln um uns her, und locken uns in Feld und Wald und unter Wunderblüthen. Wem fallen, wenn er Aladdin gelesen hat, nicht Antonio's Verse im Tasso ein, mit denen er Ariost so unnachahmlich schildert.

Einen eigenen Reiz erhält dieses herrliche Gedicht noch dadurch, daß es in gewisser Beziehung die eigenen Lebensverhältnisse des Verfassers schildert. Ihm ist das Dichter-Vermögen die Wunderlampe, die ihn in den Besitz aller Schätze setzt, die Phantasie der Geist des Ringes, der ihn überall hinbringt. Seine Bildung wurde so schnell entwickelt, wie die Aladdin's, er lernte die Liebe kennen, wie sein Held. Seine Mutter starb, als er das herrliche Wiegenlied Aladdin's am Grabe seiner Mutter schrieb:

Schlafe, Kind, im Blumenbeet,
Laß die Träume dich umgaukeln,
Ob auch still die Wiege steht,
Ohne Kissen, ohne Schaukeln.

Hörst du, wie der dumpfe Sturm
Seufzet, weil er dich verloren?
Merkst du, wie der Leichenwurm
Sich bemüht, den Sarg zu bohren?

Schlafe, Kind, bei dem Gesang;
Alle Sternlein blinken helle.
Merkst du wohl den muntern Klang,
Hoch im Thurm, von deiner Schelle?

Nachtigall im Baume fliegt,
Hörst du ihre süßen Lieder?
Mutter! hast mich oft gewiegt,
Nun will ich dich wiegen wieder!

Ist dein Herz noch immer weich,
Sieh mein Trauern und mein Leiden!
Hier aus dem Hollunderzweig
Will ich dir 'ne Flöte schneiden.

Horche, wie der Schall vergeht!
Stirbt im kalten Frühlingswetter,
Wie ein Wind der Nacht verweht,
Durch die nassen Winterblätter.

Ach, nun muß ich wieder fort!
'S ist so kalt an deinem Grabe;
Und ich weiß gar keinen Ort,
Wo ich warm mich wieder labe.

Schlafe, Kind, im Blumenbeet,
Laß die Träume dich umgaukeln;
Ob auch still die Wiege steht,
Ohne Kissen, ohne Schaukeln. (Er geht ab.)

Die Thränen des Verfassers flossen dabey auf das Grab der eigenen Mutter.

Von den dramatischen Gedichten, welche die folgenden drey Bändchen enthalten, ist dem poetischen Gehalte nach »die Fischerstochter,« Tiecke zugeeignet, das bedeutendste. Wie wohlthuend ist das Verständniß, in welches sich der Verfasser mit dem großen Dichter setzt, dem er sein Werk zueignet, und von dem ihn in früherer Zeit Meinungs-Verschiedenheit getrennt hatte.

»Dir — « sagt er unter andern im Zueignungsgedichte:

Dir reich' ich gern, was in den letzten Träumen
Zu seh'n die nord'sche Muse sich gewagt.
Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen
Dieselbe Rinde wachse — Lessing sagt;
Doch, edler Tieck, wenn auch in ein'gen Dingen
Verschieden, stehen wir uns gar nicht fern:
Den Hippogryph mit breiten bunten Schwingen
Wir reiten nach dem Wunderlande gern.
Hast mir den Weg gezeigt, vom edlen Britten
In Sturm und Sommernacht vorher geritten.

Mein Tieck! ich seh' dich wieder. Helle Thränen
Steh'n mir im Auge, du bist wieder mein.
Holberg's Apostel, und du Freund der Dänen,
Du hast nicht aufgehört, mein Freund zu seyn.
Die Harfen schweigen jetzt, die frischen Lieder,
Die uns als Jünglinge so sehr erfreut —
Wir schlagen noch die Harfen! Und wie heut'
Zum Grabe lieben wir uns — treue Brüder.

»Ludlams Höhle,« obgleich für die Darstellung berechnet, hat darum wenig Beyfall gefunden. »Der kleine Schauspieler,« Oehlenschlägers neueste Arbeit, ist ein Bühnenstück, welches seinen Effekt erst erproben muß.

Von den erzählenden Dichtungen enthalten die ersten vier Bändchen den Roman: Die Inseln im Südmeer. Demselben liegen die Hauptzüge des alten Romans »Felsenburg« zum Grunde. Es sprechen sich darin die Jugenderinnerungen und Jugendbilder des Verfassers aus, welche durch die Lesung des genannten älteren Werkes, welches gleichsam nur als Anregungsmittel erscheint, in's Leben gerufen wurden. Der sehr anziehende Roman erhält dadurch eine Gattung specielles Interesse, daß er mehrere Novellen umschließt, welche sich unmittelbar aus ihm entwickeln. Dem Romane fehlt zwar die eigentliche Hauptperson. Albert und Eberhart nehmen gemeinsam den Vorgrund ein, und zwar in solcher Gleichheit, daß sie wie Geist und Herz desselben Körpers angesehen werden können. Die Dichtung wird mehr durch die Einheit der Idee als die der Person zusammengehalten. Sie entwickelt uns ein Bild des allgemeinen Menschenlebens. Einige merkwürdige Menschen verschiedener Zeitalter finden nach vielen Abenteuern und Widerwärtigkeiten Ruhe auf einer schönen Insel, nur die kriegslustigen, heimathkranken Wäringer nicht. Das paradiesisch-idyllische Leben hört wieder auf, sobald ihrer zu viel werden, und nun müssen einige weise Freunde sich wieder in einen engeren Kreis von der Welt zurückziehen, um des Glückes der Ersteren wieder theilhaftig zu werden.

Die altnordische Erzählung: König Hroar, ist von fremder Hand in Prosa übersetzt, in dieser neuen Ausgabe jedoch neu korrigirt und von des Verfassers Hand sehr verkürzt und zusammengedrängt.

Von den im zwanzigsten Bändchen enthaltenen Novellen und Märchen ist Vaulundur, nach einer Fabel der älteren Edda geschrieben, wohl der bedeutendste. In der gut vorgetragenen und interessanten Erzählung Reichmuth von Adocht ist seltsamer Weise der Dom in Köln mit der dort befindlichen Peterskirche verwechselt.

Was die lyrischen Gedichte, welche das 21. Bändchen füllen, betrifft, so zerfallen sie in drey Abtheilungen: Lieder und Romanzen, — der irrende Ritter, oder Don Quixotte der Jüngere, ein Abenteuer in vier Romanzen, und das Evangelium des Jahres. Letztere Gedichte sollen die jährliche Natur als eine Allegorie der Geschichte Jesu darstellen. Oehlenschläger's Gedichte stehen nicht auf demselben Höhenpunkte, auf welchem seine dramatischen stehen, doch findet sich auch hier so Ausgezeichnetes, daß die poetische Natur des Verfassers daraus erkannt werden muß. Als Beyspiel davon führen wir das S. 28 an:

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.)

Der Erste liebt antike Form;
Der zweyte bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte einet schön die Zwey;
Der Vierte fühlt als alle Drey.

Der Erste lebt in Griechenland;
Der Zweyt' in der Romanzen Land;
Der Dritte lebt, wo's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man — in der Welt.

Der Erste meint: So ist es recht!
Der Zweyte sagt: So ist es schlecht!
Der Dritte schweigt und macht es gut;
Der Vierte: recht und schlecht und gut.

Ich schätze hoch des Ersten That;
Den Zweyten lieb' ich früh und spat;
Ich bete fast den Dritten an;
Der Vierte ist eben recht mein Mann.

Nachschrift.

Ein Jeder macht's, so gut er kann!

Wie vortrefflich Oehlenschläger in seinen Uebersetzungen ist, davon mag als Probe eine seiner neuesten Arbeiten, die Uebersetzung von Deinhardstein's dramatischem Gedichte Hans Sachs erkannt werden. Wir wählen beyspielsweise die zweyte Scene des dritten Aktes:

Deutsch:

Zweyte Scene.

Hans Sachs
(in Reisekleidern, kommt langsam des Weges. Er bleibt eine Weile gedankenvoll im Vordergrunde stehen, dann blickt er rückwärts).

Leb wohl, mein Nürnberg, ewig wohl!
Mein Auge sieht dich nimmermehr;
Jetzt, wo ich Fassung haben soll,
Fühl' ich die Trennung doppelt schwer. —

Dänisch:

Anden Scene.

Hans Sachs
(kommer i Reisekläder, bliver staaende i Tanker, og stirrer tilbage).

Lev vel, mit Nürnberg! aldrig seer
Mit Öie dig i Verden meer;
Nu, da jeg skulde fatte mig,
Stilsmisfen smerter meest, fra dig.

So hab' ich es mir nicht gedacht.
Wie hab' ich mir's so leicht gemacht,
Als ich vom Zorne übermannt,
Getäuscht vor Kunigunden stand.
Wie anders zeigt sich's jetzt dem Blick,
Wie zieht's nach Nürnberg mich zurück,
Der guten Stadt, die mich gebar,
Wo ich oft gar so glücklich war.
Ein jedes Haus, ein jeder Baum
Zieh'n mir vorüber wie im Traum,
Und rufen mir die süße Lust
Der Jugendzeit in meine Brust.
'S gibt auf der Welt kein fest'res Band,
Als Liebesglück und Vaterland!
(Nach einer kleinen Pause, in welcher er den ausgesprochenen Gedanken verfolgt.)
Als Liebesglück? — Ward solches Heil
Dir, du Verlaß'ner, je zu Theil?
Erfuhr dein liebeglühend Herz
Nicht so unnennbar bittern Schmerz,
Daß, was selbst Freud'ges ihm geschieht,
Es keine Zeit mehr fröhlich sieht?
Fort, fort! von hier, wo man dich höhnt,
Wo man dein besser Selbst verkennt,
Wo deinen Geist nicht, dein Gemüth,
Den Schuster nur in dir man sieht.
Hab' ich's gesucht, hab' ich's gewollt,
Daß ich ein Dichter werden sollt?
Wie Gott der Blume gibt den Duft,
Wie er den Quell ins Leben ruft,
Wie er den Baum mit Früchten schmückt,
Hat gnädig er auf mich geblickt;
Gemacht es, daß ich armer Mann
Zierliche Verslein schreiben kann.
Und d'rum beneidet man mich so,
Und läßt mich nicht des Lebens froh.
Was ich vermag, begehrt' ich nie,
Mir ward's, ich selber weiß nicht, wie?

Nu taber nästen jeg mit Mod! —
Da jeg for Kunigunde stod,
Og da hun traadte paa min Ret,
Mig tyktes dette Skridt saa let.
Men her i Afstand, kiære By,
Da dine Taarne fiernt i Sky
Sig häve for mig, sidstegang.
Her föler jeg min Barm saa trang.
Jeg seer ei meer den elskte Stad,
Hvor jeg som Lille var saa glad.
Og paa min Vei hvert gammelt Træ,
Som vinker mig til kiöle Læ,
Mig hilser som en Barndomsven,
Jeg aldrig meer skal see igien.
Ak! hvilken Magt vel kämpe kan
Mod Kiærlighed og Fädreland?
(I det han tänker over hvad han har sagt.)
Mod Kiærlighed? — Og nöd jeg den?
Bandt jeg en Siäl for min igien?
Jeg, Elskov, hade bör dit Navn!
Du gav mig Smerte kun og Savn;
Jeg dig kun altfor godt har kiendt,
Med dig har Gläden Ryggen vendt. —
Nei bort herfra, hvor jeg blev haant,
Og ei for nedrig Spot forskaant.
Hvor — af Forfängeligheds Dunst
Min Stand foragtedes, min Kunst
Blev uretfärdig overseet,
Og jeg af Daarerne beleet.
Har jeg mig selv til Digter kaldt?
Ved Guds Velgierning fik jeg alt,
Som Blomsten fik sin söde Lugt,
Som Fugl sin Vinge, Træ sin Frugt,
Som Bäk sin Klang, sin Farve blaa,
Som Gyldenax det lette Straa.
Misundelse, jeg flyer fra dig!
Dit Svälg skal ikke sluge mig.
Jeg seer dig, Drage, med dit Gab,
Du gläder dig ved hvert et Tab
Men Tak skee Himlen! Kraft jeg fik,
Til at undgaae dit Skiæleblik.
Her aander jeg i Guds Natur!
Den lille Blomst er söd og puur;
Det höie Træ er ädelskiönt;
Her haaber atter Livet grönt,
Hver Gienstand smiler yndig fro —
Her finder jeg min Hiertero.
(standser i sin Tale og siger derpaa, i det han ryster paa Hovedet og lägger Haanden paa Hiertet):
Min Ro? Nei, Kunigunde, nei!
Den findes ei paa denne Vei.
Vel min Samvittighed er fri,
Men — med min Ro er det forbi!

Anzeige-Blatt

für

Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. LXXXIX.

Die Münzen der Mamluken Sultane von Aegypten im k. k. Münzkabinete.

Erläutert von Albrecht Krafft.

(Mit einer lithographirten Tafel.)

Die Dynaſtie der mamlukiſchen Sultane in Aegypten iſt ein bisher wenig bekannter, wiewohl nicht unwichtigerer Theil der orientaliſchen Münzkunde Das k. k. Münzkabinet beſitzt in dieſer Partie einen beſonderen Reichthum, ſo daß die daſelbſt vorhandenen Münzen, deren Erläuterung ich hier als Probe eines umfaſſenden Werkes über die orientaliſchen Münzen des k. k. Kabinetes den Liebhabern dieſes Theils der Numismatik vorlegen will, an Anzahl mehr als das Doppelte aller jener ausmachen, welche bisher in den verſchiedenen Werken bekannt gemacht worden ſind. Sämmtliche, meines Wiſſens nur von Aſſemani [1], Caſtiglioni [2], Schiepati [3], Marsden [4] und Frähn [5] beſchriebenen Münzen dieſer Gattung belaufen ſich nicht auf vierzig, während die hier erläuterten allein achtzig Stück betragen. Sie ſind, bis auf wenige, bisher noch nicht bekannt gemacht, und ſelbſt die ſchon edirten finden hier zum Theil ihre Berichtigung.

Nur drey Goldmünzen ausgenommen, ſind ſie ſämmtlich von Kupfer; ſilberne, deren mir von dieſer Dynaſtie überhaupt nur drey durch Marsden bekannt ſind, kommen darunter nicht vor.

Bevor ich zur Erklärung der Münzen ſchreite, wird eine kleine geſchichtliche Notiz über die Dynaſtie ſelbſt nicht unzweckmäßig ſeyn.

Die mamlukiſchen Sultane in Aegypten theilen ſich in zwey verſchiedene Dynaſtien: Die ſogenannten bahritiſchen und die tſcherkeſſiſchen, welche letztere urſprünglich Sklaven der erſteren, ſo wie dieſe Sklaven der Ejubiden waren. El-Melik es-Ssalih Nedſchmeddin Ejub, der vorletzte Sultan aus der Familie der Ejubiden, die in Aegypten herrſchte, hatte ſich aus gekauften turkomaniſchen Sklaven eine Leibwache erzogen, welche ſich bald eine ſolche Macht anzumaßen wußte, daß ſie die höchſten Aemter und Würden beſetzte, und endlich ſelbſt einen aus ihrer Mitte, Namens Ibek, auf den Thron erhob. Dieſer war der erſte der bahritiſchen Mamluken, ſo genannt, weil der erſte Aufenthaltsort dieſer Sklaven eine Inſel des Nilfluſſes.

---

1) Assemani (S.): Museo Cufico Naniano. Padova 1788. 4.

2) Monete Cufiche dell' I. R. Museo di Milano. Milano 1819. 4.

3) Descrizione di alcune monete cufiche del Museo Mainoni. Milano 1820. 4.

4) Marsden (William): Numismata orientalia illustrata. London 1823. 4.

5) Frähn (Chr. M.): Numi Muhamedani qui in Academiae Imp. scientiarum petropolitanae Museo asiatico asservantur. Petropoli 1826. 4.

Der siebente Sultan derselben, Kilaun, endlich hatte sich gleichfalls eine Leibwache von größtentheils tscherkessischen Sklaven gebildet, welche er in die Thürme seiner Burg verlegte, wovon diese auch den Namen der bordschitischen Mamluken erhielten. Sie ahmten bald das Beyspiel ihrer eigenen Herren nach, und Berkuk war der Gründer dieser zweyten mamlukischen Dynastie.

Die Reihe der Sultane beyder Geschlechter, welche Aegypten durch 275 Jahre beherrschten, ist folgende.

I. Bahritische oder türkische Mamluken.

(المماليك البحرية الاتراك)

648 J. d. H. = 1250 J. n. Chr. 1) El-Melik el-Moiß Issed-din Ibek, الملك المعز عزالدين ايبك

655 d. H. = 1257 n. Ch. 2) El-Melik el-Manßur Nureddin Ali. الملك المنصور نورالدين علي

657 = 1259. 3) El-Melik el-Modhafer Seifeddin Kotus. الملك المظفر سيف الدين قطز

658 = 1260. 4) El-Melik ed-Dhahir Rokneddin Ebul-Feth Beibars. الملك الظاهر ركن الدين ابو الفتح بيبرس

676 = 1277. 5) El-Melik es-Said Naßireddin Ebul-Maali Mohammed Berkeh Chan. الملك السعيد ناصرالدين ابو المعالي محمد بركه خان

678 = 1279. 6) El-Melik el-Aadil Bedreddin Selamisch. الملك العادل بدرالدين سلامش

678 = 1279. 7) El-Melik el-Manßur Ebul-Maali Seifeddin Kilaun. الملك المنصور ابو المعالي سيف الدين قلاون

689 = 1290. 8) El-Melik el-Eschref Ssalaheddin Chalil. الملك الاشرف صلاح الدين خليل

693 = 1293. 9) El-Melik en-Naßir Naßireddin Mohammed. الملك الناصر ناصرالدين محمد

694 = 1294. 10) El-Melik el-Aadil Seineddin Ketbogha. الملك العادل زين الدين كتبغا

696 = 1296. 11) El-Melik el-Manßur Hossameddin Ladschin. الملك المنصور حسام الدين لاجين

698 = 1299. 9) El-Melik en-Naßir Naßireddin Mohammed.
708 = 1309. 12) El-Melik el-Modhafer Rokneddin Beibars.

الملك المظفر ركن الدين بيبرس

709 = 1310. 9) El-Melik en-Naßir Naßireddin Mohammed.
741 = 1341. 13) El-Melik el-Manßur Seifeddin Ebu Bekr.

الملك المنصور سيف الدين ابوبكر

742 = 1341. 14) El-Melik el-Eschref Alaeddin Kutschuk.

الملك الاشرف علاالدين كوچك

742 = 1342. 15) El-Melik en-Naßir Schehabeddin Ahmed.

الملك الناصر شهاب الدين احمد

743 = 1342. 16) El-Melik es-Ssalih Imadeddin Ismail.

الملك الصالح عماد الدين اسمعيل

746 = 1345. 17) El-Melik el-Kamil Seineddin Schaaban.

الملك الكامل زين الدين شعبان

747 = 1346. 18) El-Melik el-Modhafer Seineddin Hadschi Gadhanfer. الملك المظفر زين الدين حاجي غضنفر

748 = 1348. 19) El-Melik en-Naßir Naßireddin Hassan.

الملك الناصر ناصر الدين حسن

752 = 1351. 20) El-Melik es-Ssalih Ssalih Ssalaheddin.

الملك الصالح صالح صلاح الدين

755 = 1354. 19) El-Melik en-Naßir Naßireddin Hassan.
762 = 1361. 21) El-Melik el-Manßur Ssalaheddin Mohammed.

الملك المنصور صلاح الدين محمد

764 = 1363. 22) El-Melik el-Eschref Naßireddin Schaaban.

الملك الاشرف ناصر الدين شعبان

778 = 1377. 23) El-Melik el-Manßur Ali. الملك المنصور علي

783 = 1381. 24) El-Melik es-Ssalih Hadschi. الملك الصالح حاجي

II. Tſcherkeſſiſche oder bordſchitiſche Mamluken.

(الممالك الجراكسية البرجية)

784 = 1382. 1) El-Melik ed-Dhahir Seifeddin Ebu Said Berkuk.

الملك الظاهر سيف الدين ابو سعيد برقوق

801 = 1399. 2) El-Melik en-Naßir Seineddin Ebu Saadat Feredſch.

الملك الناصر زين الدين ابو سعادات فرج

808 = 1405. 3) El-Melik el-Manßur Iſſeddin Abdolaſis.

الملك المنصور عزالدين عبدالعزيز

808 = 1405. 2) El-Melik en-Naßir Seineddin Ebu Saadat Feredſch.

815 = 1412. 4) El-Melik el-Moejed Ebun-Naßr Scheich.

الملك المويد ابو النصر شيخ

824 = 1421. 5) El-Melik el-Modhafer Schehabeddin Ebu Saadat Ahmed.

الملك المظفر شهاب الدين ابو سعادات احمد

824 = 1421. 6) El-Melik ed-Dhahir Seifeddin Ebul-Feth Tatar.

الملك الظاهر سيف الدين ابو الفتح ططر

824 = 1421. 7) El-Melik es-Ssalih Naßireddin Mohammed.

الملك الصالح ناصر الدين محمد

825 = 1422. 8) El-Melik el-Eſchref Seifeddin Ebun-Naßr Berſebai.

الملك الاشرف سيف الدين ابو النصر برسباي

841 = 1438. 9) El-Melik el-Aſis Ebul-Mehaſſin Dſchemaled-din Juſſuf.

الملك العزيز ابو المحاسن جمال الدين يوسف

842 = 1438. 10) El-Melik ed-Dhahir Seifeddin Ebu Said Dſchakmak.

الملك الظاهر سيف الدين ابو سعيد جقمق

857 = 1453. 11) El-Melik el-Manßur Ebu Saadat Fachred-din Osman.

الملك المنصور ابو سعادات فخر الدين عثمان

857 = 1453. 12) El-Melik el-Eſchref Ebun-Naßr Inal.

الملك الاشرف ابوالنصر اينال

865 = 1461. 13) El-Melik el-Moejed Schehabeddin Ebul-Feth Ahmed. الملك المويد شهاب الدين ابو الفتح احمد

865 = 1461. 14) El-Melik ed-Dhahir Seifeddin Ebu Said Choschkadem الملك الظاهر سيف الدين ابو سعيد خشقدم

872 = 1467. 15) El-Melik ed-Dhahir Ebu Said Bilbai. الملك الظاهر ابو سعيد بلباي

872 = 1467. 16) El-Melik ed-Dhahir Ebu Said Temir Bogha. الملك الظاهر ابو سعيد تمر بغا

872 = 1468. 17) El-Melik el-Eschref Ebun-Naßr Kaitbai. الملك الاشرف ابوالنصر قايتباي

901 = 1496. 18) El-Melik en-Naßir Ebu Saadat Mohammed. الملك الناصر ابو سعادات محمد

904 = 1498. 19. El-Melik ed-Dhahir Ebu-Said Kanßuh. الملك الظاهر ابو سعيد قانصوه

905 = 1500. 20) El-Melik el-Eschref Ebun-Naßr Dschanbalat. الملك الاشرف ابو النصر جانبلاط

906 = 1501. 21) El-Melik el-Aadil Seifeddin Tuman Bai. الملك العادل سيف الدين طومان باي

906 = 1501. 22) El-Melik el-Eschref Ebun-Naßr Seifeddin Kanßuh el-Ghawri. الملك الاشرف ابو النصر سيف الدين قانصوه الغوري

922 = 1516. 23) El-Melik el-Eschref Tuman Bai. الملك الاشرف طومان باي

Im Jahre 923 = 1517 machte der osmanische Sultan Selim I. dem Mamlukenreiche in Aegypten ein Ende, und dieses selbst zur Provinz des türkischen Reiches.

* * *

Beschreibung der Münzen.

I. Bahritische Mamluken.

El-Melik ed-Dhahir Rokneddin Beibars.

(الملك الظاهر ركن الدين بيبرس)

1) Vorderseite: Ein nach rechts [1]) laufender Löwe; darüber: الملك الظا(هر) El-Melik ed-Dha(hir). Umschrift unleserlich.

Rückseite: Aufschrift, von einem Quadrate umschlossen:

المستنصر El-Mustanßir

بالله ابوا billah Ebu'

لقاسم l-Kassim.

Umschrift: لا اله | الا الله (محمد رسول الله) Kein Gott außer Gott, (Mohammed der Gesandte Gottes).

Kupfer, J. 659 = 1261. Siehe die Tafel.

Schon Assemani [2]) und Castiglioni [3]) schreiben ähnliche Münzen mit dem laufenden Löwen diesem Sultan zu, nach einer Stelle des arabischen Schriftstellers Makrisi, welche sagt, daß Beibars auf seine Münze sein Zeichen, einen Löwen, setzte. Die vorliegende setzt diese Annahme außer allen Zweifel, denn sie zeigt auf der Rückseite den Namen des Chalifen El-Mustanßir billah Ebul-Kassim Ahmed, der nach der Zerstörung des abbassidischen Reiches in Bagdad im J. 956 nach dreyjähriger Unterbrechung von dem Volke erwählt, von Beibars anerkannt wurde, und die Reihe der abbassidischen Chalifen fortsetzte, welche unter dem Schutze der mamlukischen Herrscher in Kahira residirten, bis nach der Eroberung Aegyptens Selim I. die Chalifenwürde auf sein Haus übertrug. Beibars scheint diesen Chalifen sehr in Ehren gehalten zu haben, da er dessen Namen zugleich mit dem seinigen auf die Münzen setzen ließ [4]). Die folgenden Chalifen aber, welche bald zum bloßen Schatten herabsanken, scheinen keiner diese Auszeichnung genossen zu haben, denn mir ist keine Münze mit dem Namen eines derselben bekannt [5]). Die unsrige wird dadurch sehr merkwürdig.

---

1) Die Ausdrücke links und rechts beziehen sich hier und in der Folge immer auf die Münze selbst, nicht auf den Beschauer.

2) P. II. Nro. CIV.

3) Nro. CCXXX — CCXXXII.

4) In Abulfoda Annales Moslemici T. IV. p. 627 findet sich der ausführliche Bericht über dieses Chalifen, der von schwarzer Hautfarbe, Bestätigung seiner Abstammung aus dem Hause des Abbaß, seiner Bekleidung mit der Würde des Fürsten der Gläubigen und der besondern Gunst und Ehrenbezeugungen des Beibars gegen ihn.

5) Wenigstens unter den im Lande geprägten. Auf den Münzen der patanischen oder afghanischen Sultane in Indien findet man einige dieser Chalifen in Anerkennung ihres geistlichen Supremates genannt.

Da Mustanßir im Monate Redſcheb des Jahres 659 erwählt wurde, und ſchon nach fünf Monaten und zwanzig Tagen darauf ſtarb, ſo iſt dieſes Jahr dadurch auch als das Prägejahr dieſer Münze beſtimmt.

Der Prägeort, der wahrſcheinlich mit der Jahrzahl als Umſchrift der Vorderſeite zu ſuchen iſt, dürfte kein anderer ſeyn als Kahira, die damalige Reſidenz des Sultan ſowohl als des Chalifen.

Marsden gibt eine goldene und eine ſilberne Münze des Beibars [1]) mit dem Löwen und dem vollſtändigen Namen des Sultan, mit dem Beyſatze قسيم امير المومنين. Obgleich nun erſtere die Jahrzahl 667 enthält (bey der zweyten fehlt dieſelbe), in welchem Jahre Ebul-Kaſſim ſchon lange geſtorben war hält er doch dieſe Worte für den Namen und Titel dieſes Chalifen, lieſt ſie: Kaſſim, Fürſt der Gläubigen, und will nach dieſen beyden Münzen den Ebulfeda berichtigen, der den Namen jenes Chalifen Ebul-Kaſſim ſchreibt, wie er auch auf unſerer Münze erſcheint Aber eben in den Noten zum Ebulfeda [2]) hätte Marsden die Erklärung ſeiner Münzen und deren ſchöne Beſtätigung der Geſchichte finden können, wo es heißt, daß nach dem Berichte des Marai [3]) Sultan Beibars von Ebul-Kaſſim's Nachfolger el-Hakim beamrillah Ebul-Abbaß Ahmed, den er noch in demſelben Jahre 659 mit der Chalifenwürde bekleidete, die dieſer durch vierzig Jahre beſaß, den Titel قسيم امير المو منين, d. h. Vertrauter des Fürſten der Gläubigen, erhielt, nach den Worten jenes Schriftſtellers die höchſte Auszeichnung, die der Chalife einem Fürſten ertheilen konnte. — Daſſelbe gilt von einer andern Silbermünze des Beibars aus dem Jahre 665 oder 675 (da bloß die Einheiten der Jahrzahl vorhanden), welche Samuel Bernard [4]) anführt, und in welcher Sylveſtre de Sacy dieſelben Worte ebenfalls fälſchlich mit Quassim prince des fidèles überſetzt.

2) Vſ.: Ein nach rechts laufender Löwe.

darüber: السلطان Der Sultan

darunter: الملك الظاهر el-Melik ed-Dhahir.

Rſ.: Aufſchrift:

لا اله الا Kein Gott außer

الله محمد رسول Gott, Mohammed der Geſandte

الله Gottes.

---

1) Nro. CCLX und CCLXI. 2) Annales Mosl. T. IV. p. 731. Not. 426.

3) Ibn Juſſuf el-Hanbali el-Marai, Geſchichte der Chalifen und Sultane in Aegypten.

4) Description de l'Egypte, Tom. XVI. Mémoire sur les monnaies d'Egypte, p. 284. und in dem tabl. Nro. 54.

5) Der Unterſchied beyder Leſearten iſt ſehr gering, und bloß in der Ausſprache zu bemerken. Nach Marsden's und Sacy's Ueberſetzung wäre Kassimo emir ol mumenine zu leſen, während es richtig Kassimo emir il mumenine lautet. Uebrigens kommt auch قسيم nie als Name vor, wohl aber قاسم, wie ابو القاسم, der bekannte Beyname Mohammed's.

Das bekannte moslimische Glaubensbekenntniß. Die Umschriften auf beyden Seiten sind unleserlich.

Kupfer, J. 658 — 676 = 1260 — 1277.

Ganz ähnliche Münzen geben Assemani [1], Arrigoni [2], Castiglioni [3], Schiepati [4], Marsden [5] und Frähn [6], nur mit verschiedener Austheilung der Aufschrift der Vorderseite.

Die Zeit dieser Münze läßt sich nicht näher als in die siebzehnjährige Regierungsdauer des Beibars bestimmen. Beym Antritte der Regierung hatte er den Titel الملك القاهر, El-Melik el-Kahir, angenommen, den er aber bald mit dem weniger anmaßenden الملك الظاهر vertauschte, der auch hier erscheint, so wie auf der vorhergehenden Münze, die aus dem zweyten Regierungsjahre des Beibars.

El-Melik el-Manßur Ebul-Maali Seifeddin Kilaun.

(الملك المنصور ابو المعالي سيف الدين قلاون)

3) Vs.: Ein nach rechts laufender Löwe.
Rs.: Aufschrift:

. . . .

الملك المنصور El-Melik el-Manßur.

. . . .

Kupfer, J. 678 — 689 = 1279 — 1290. S. die Tafel.

Die Aehnlichkeit dieser Münze mit der vorigen bestimmt mich, dieselbe dem Kilaun beyzulegen, welcher der nächste Sultan nach Beibars ist, der den Titel el-Melik el-Manßur führt. Aus demselben Grunde schreibt auch Castiglioni eine ähnliche Münze mit dem Namen ... الملك الناصر El-Melik en-Naßir ... dem Naßir Mohammed, einem Sohne des Kilaun, zu. Daß diese den Löwen als Zeichen geführt, wie Beibars, ist nicht historisch bestätigt, aber nicht unwahrscheinlich. Frähn [7] gibt wohl eine Münze unter dem Namen des Kilaun, aber dieselbe gehört nicht diesem Sultan, sondern seinem Sohne el-Melik en-Naßir Naßireddin Mohammed an, der vom Jahre 709 bis 741 regierte. Die, wenn gleich mangelhafte, Aufschrift zeigt schon, daß sie nicht von Kilaun selbst, sondern von einem seiner Söhne, herrühren muß; eine ganz ähnliche Kupfermünze, wahrscheinlich aus dem Jahre 735, in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim gibt jedoch hierüber näheren Aufschluß [8].

---

1) P. II. Nro. CIV. 2) Numism. quaed. Tom. III numi arab. tab. XIV. N. 48. 3) Nro. CCXXX — CCXXXII. 4) Nro. LXVII. 5) Nro. CCLXII. 6) Suppl. Class. XVI. Nro. a. 1. 7) Class. XVI. Nro. * 1.

8) Diese Münze, deren Einsicht mir der Besitzer, so wie die seiner bedeutenden und kostbaren orientalischen Münzsammlung überhaupt, mit besonderer Güte und Bereitwilligkeit gestattete, ist zu interessant, um sie hier nicht näher zu beschreiben, und so die ziemlich bedeutende Lücke zwischen obiger und der folgenden Münze auszufüllen.
Vs: Aufschrift:

لا اله الا الله محمد | رسول الله ارسله | بالهدي و دين | الحق |

Ueber und unter jener Aufschrift der Rückseite befindet sich noch je eine Zeile mit etwas kleineren Schriftzügen, die ich aber nicht zu deuten vermag.

El-Melik en-Naßir Naßireddin Hassan.

(الملك الناصر ناصر الدين حسن)

4—7) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

الناصر حسن بن الملك en-Naßir Hassan, Sohn des el-Melik

الناصر محمد بن الملك en-Naßir Mohammed, Sohnes des el-Melik

المنصور قلاون el-Manßur Kilaun.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

في سنة ستين im Jahre sechzig

و سبعمايه und siebenhundert.

Kupfer, J. 760 = 1359.

Nach vier Exemplaren dieser Münze, welche, wie die meisten dieser Gattung, bedeutend gelitten, und deren keines die Aufschriften ganz enthält, lassen sich dieselben doch so, wie sie oben angegeben, mit Bestimmtheit gegenseitig ergänzen. Nur die Rückseite von Nr. 7 ist fast ganz unleserlich, scheint jedoch dasselbe Jahr wie die übrigen zu enthalten. Jedes der vier Stücke ist mit einem anderen, aber nur wenig verschiedenen Stämpel geprägt.

Zu bemerken ist, daß der Name Kilaun, den die arabischen Schriftsteller sämmtlich قلاوون (Kilawun) schreiben, auf dieser und den folgenden Münzen immer قلاون geschrieben ist. Eben so die Partikel في vor dem Worte سنة, das einzige Beyspiel dieser Art in dieser ganzen Partie.

Kein Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes; er sandte ihn mit der rechten Leitung und dem wahren Glauben.

Rs.: Aufschrift: سنة خمس و ثلثين ؟ | و سبعمايه | السطان الملك

الناصر | ناصر الدنيا و الدين محمد | بن الملك المنصور | قلاون |

Im Jahre fünf und dreyßig und siebenhundert. Der Sultan el-Melik en-Naßir Naßireddunja weddin Mohammed, Sohn des el-Melik el-Manßur Kilaun.

Hiernach mag man das auf jener Münze bey Frähn Fehlende leicht ergänzen.

Melik en-Naßir Haſſan regierte zu zwey verſchiedenen Malen, erſt durch vier, dann durch ſieben Jahre. Dieſe Münzen ſind aus der zweyten Epoche. Von dieſem Sultan war bisher noch keine Münze bekannt; die von Marsden ihm beygelegte *) gehört einer ſpäteren Zeit an, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Eine Kupfermünze desſelben Sultan befindet ſich in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim. Die Vorderſeite iſt wie auf obiger, die Rückſeite enthält eine andere Jahrzahl als die gedachte, ohne ſie jedoch mit Zuverläßigkeit angeben zu können. Die Partikel ني fehlt in derſelben.

El-Melik el-Manßur Ssalaheddin Mohammed.

(الملك المنصور صلاح الدين محمد)

8) Vſ.: Aufſchrift:

الملك المنصور El-Melik el-Manßur

صلاح الدنيا والدين Ssalaheddunja weddin,

بن الملك المظفر حاجي Sohn des el-Melik el-Modhafer Hadſchi,

بن الملك الناصر Sohnes des el-Melik en-Naßir.

Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

اثنين ستين zwey und ſechzig

سنة , im Jahre

سبعمائة , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 762 = 1361.

9—14) Vſ.: Aufſchrift wie in der vorhergehenden.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt zu Kahira

ثلاث ستين drey und ſechzig

سنة , im Jahre

سبعمائة , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 763 = 1362.

*) Nro. CCLXV.

15 — 17) Vs.: Aufschrift wie in der vorhergehenden.
Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

اربع ستين vier und sechzig

سنة و im Jahre

سبعمايه , und siebenhundert.

Kupfer, J. 764 = 1363. Siehe die Tafel.

Die Aufschrift der Vorderseite dieser Münzen ist immer dieselbe, also nach zehn mehr oder weniger vergriffenen und mangelhaften Exemplaren mit Gewißheit wie oben zu lesen. Bey den letzteren ist die Stellung der Worte der Jahrzahl 764 zu bemerken. Ich gebe sie genau, wie die Münze sie zeigt, was auch bey den folgenden zu beachten ist. Frähn hat diese Münze vom J. 764 schon bekannt gemacht [1]), jedoch mit mangelhaften Legenden; die übrigen sind noch nicht bekannt.

Von demselben Sultan und aus demselben Jahre gibt Marsden eine Goldmünze, einen herrlichen Doppeldinar [2]). Die eine Seite enthält dasselbe, wie die Vorderseite dieser Münzen, nur liest Marsden die Worte المظفر حاجی in der dritten Zeile fälschlich الطوحانی el-Tuhani, und hält dieß für einen Beynamen des Sultan, der jedoch bey keinem Schriftsteller vorkömmt. Die andere Seite ist wie die Vorderseite des unter Nr. 27 folgenden Doppeldinars Schaaban's.

El-Melik el-Eschref Naßireddin Schaaban.

(الملك الاشرف ناصر الدين شعبان)

18 — 19) Vs.: Aufschrift:

السطان الملك Der Sultan el-Melik

الاشرف شعبان بن حسين el-Eschref Schaaban, Sohn des Hossein,

بن الملك الناصر محمد Sohnes des el-Melik en-Naßir Mohammed,

بن قلاون Sohnes des Kilaun.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

اربع ستين vier und sechzig

سنة و im Jahre

سبعمايه , und siebenhundert.

1) Suppl. Class. XVI. Nro. *5. a. 2) Nro. CCLXIX.

Kupfer, J. 764 = 1363.

Aus zwey ziemlich mangelhaften Exemplaren ergibt sich diese als die richtige, vollständige Leseart. Der Vater Schaaban's führt nicht den Titel el-Melik, weil er nicht selbst regierender Sultan war. Bey einigen Schriftstellern wird er zwar Hassan genannt, diese Münzen aber, so wie die folgenden, zeigen deutlich Hossein.

Diese beyden Stücke sind aus dem Jahre des Regierungsantrittes des Schaaban, der den Thron durch vierzehn Jahre besaß. Sie sind noch nicht bekannt.

Im Kataloge des Museum Münterianum erscheint eine Kupfermünze aus dem J. 764 [1]; da aber nichts Näheres angegeben, so weiß ich nicht, ob von diesem oder dem vorhergehenden Sultan.

20 a — b) Vs. Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

الاشرف شعبان بن حسين el-Eschref Schaaban, Sohn des Hossein,

بن السلطان الملك الناصر Sohnes des Sultan el-Melik en-Naßir

محمد بن قلاون Mohammed, Sohnes des Kilaun.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

خمس ستين fünf und sechzig

سنة , im Jahre

سبعمائة , und siebenhundert.

Kupfer, J. 765 = 1364.

Die Aufschrift der Vorderseite ist von der vorhergehenden etwas verschieden, bleibt aber nun auf den folgenden Kupfermünzen des Schaaban immer gleich. Sie ist also nach siebzehn, wie bey dieser Gattung gewöhnlich, sehr zerstörten und mangelhaften Exemplaren mit Bestimmtheit so zu lesen.

Castiglioni gibt diese Münze mit einer Abbildung [2], kann aber die Vorderseite wegen Schadhaftigkeit des Stückes nicht vollständig lesen; die Rückseite liest er zwar richtig, die Stellung der einzelnen Worte aber soll genau so seyn, wie ich sie hier angegeben.

21 — 26) Vs.: Aufschrift wie in der vorhergehenden.
Rs.: Aufschrift:

---

1) Museum Münterianum, P. III. p. 161. Nro. 384.

2) Nro. CCXXXIV.

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

ستين , und sechzig

سنة ست im Jahre sechs

سبعمايه , und siebenhundert.

Kupfer, J. 766 = 1365. Siehe die Tafel.

Sechs ganz gleiche Exemplare, doch von verschiedenem Stämpel. Nr. 26 ist zu unleserlich, um das Jahr mit Bestimmtheit angeben zu können; ich glaube jedoch durch Vergleichung mit den anderen auch das Jahr 766 zu erkennen.

Eine ähnliche Kupfermünze aus Kahira und demselben Jahre sah ich in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim.

27) Vs.: Aufschrift:

(الله) (Gott.)

الا عند außer bey

, ما النصرت Keine Hülfe

لا اله الا الله , محمد Kein Gott außer Gott, und Mohammed

رسول الله ارسله بالهدي ist der Gesandte Gottes; er sandte ihn mit der [rechten Leitung

, ودين الحق ليظهره على und dem wahren Glauben, daß er ihn erhebe [über

الدين كله alle anderen Religionen.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالاسكندرية سنة سبع Geprägt in Iskenderie i. J. sieben

السلطان الملك الاشرف Der Sultan el-Melik el-Eschref

ناصر الدنيا و الدين شعبان بن حسين Naßireddunja weddin Schaaban, [Sohn des Hossein,

بن الملك الناصر محمد بن قلاون Sohnes des el-Melik en-Naßir [Moh., Sohnes des Kilaun.

, ستين و سبعمايه und sechzig und siebenhundert.

Gold, J. 767 = 1366. Siehe die Tafel.

Ein prachtvoller Doppeldinar, besonders selten und merkwürdig, bisher noch unedirt. Die Aufschrift der Vorderseite ist ein Vers des Koran *),

* Sure IX. V. 34 und Sure LXI. V. 9.

der auch auf den älteſten Chalifenmünzen als Umſchrift erſcheint. Die drey kleineren Zeilen darüber, wovon jedoch die oberſte beynahe ganz abgeſchnitten, würde ich nur muthmaßlich haben leſen können, wenn Marsden von jenem oben erwähnten Doppeldinar des Sultan Ssalah-eddin Mohammed nicht eine getreue Abbildung gegeben hätte, auf welcher dieſelben Worte deutlich zu leſen ſind. Nichts deſto weniger lieſt ſie Marsden ſelbſt ganz falſch عبد الله و النصر, was keinen vernünftigen Sinn gibt, und kann ſich daher auch die bey dieſer Leſeart übrigbleibenden Worte ل, und و nicht erklären. — Aus der Aufſchrift der Rückſeite lernen wir den Beynamen des Sultan Schaaban kennen, nämlich Naßireddin, d. i. Vertheidiger des Glaubens, der weder auf den Kupfermünzen, noch bey einem der Schriftſteller über dieſe Dynaſtie vorkommt; bekanntlich erhielt aber jeder Sultan bey der Thronbeſteigung, nebſt dem Titel, den er ſelbſt annahm, und der bey Schaaban, el-Melik el-Eſchref iſt, einen ſolchen Beynamen, welchen ich auch bey den meiſten derſelben, in ſofern er mir bekannt, in obiger Reihenfolge angegeben habe. — Der Prägeort dieſes ausgezeichneten Stückes iſt Alexandrien, oder wie es die Araber nennen, Iskenderie, damals, wie heute, die zweyte Stadt des Reiches.

28 — 29) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

ستين , und ſechzig

سنة سبع im Jahre ſieben

سبعمايه , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 767 = 1366.

Zwey Stücke aus demſelben Jahre, wie die vorhergehende Goldmünze, aber aus Kahira, und den anderen Kupfermünzen ähnlich. Noch nicht bekannt gemacht.

30) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

ستين , und ſechzig

سنة ثمان im Jahre acht

سبعمايه , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 768 = 1367.

Dieſelbe Münze findet ſich auch in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim.

31) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

سبعين و ſiebenzig und

سنة im Jahre

سبعمايه , ſiebenhundert.

Kupfer, J. 770 = 1369.

32) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

ثلاث و drey und ſiebenzig

سنة سبعين im Jahre

سبعمايه , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 773 = 1371.

33) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

خمس و سبعين fünf und ſiebzig

سنة im Jahre

سبعمايه , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 775 = 1373.

34) Vſ.: Aufſchrift wie in Nr. 20.
Rſ.: Aufſchrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

سنة im Jahre

ثمان سبعين و acht und ſiebzig

سبعمايه , und ſiebenhundert.

Kupfer, J. 778 = 1377.

Hier weicht die Stellung der Worte der Jahrzahl von der der vorhergehenden Münzen ab. Diese ist aus dem letzten Jahre der Regierung Schaaban's; er wurde am fünften des Monats Dhulkade abgesetzt und erdrosselt, nachdem er vierzehn Jahre und dritthalb Monate regiert hatte.

Es folgen nun zwey Stücke von demselben Sultan, deren Datum sich aber nicht ermitteln läßt.

35—36) Vs.: Aufschrift wie in Nr. 20.

Rs.: Aufschrift gänzlich unleserlich, und zwar in der ersten wegen Abnützung, in der zweyten wegen sonderbarer Ueberprägung oder Auswachsens des Kupfers; überhaupt beyde Stücke in einem sehr schlechten Zustande.

Kupfer, J.?

Das k. k. Kabinet besitzt also von diesem Sultan allein neunzehn verschiedene Münzen, von denen nur eine einzige bisher bekannt war.

El-Melik es-Ssalih Hadschi.

(الملك الصالح حاجى)

37) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

(الصالح حا)جى بن الملك (es-Ssalih Ha)dschi, Sohn des el-Melik

(الاشرف بن حسين بن) الملك (el-Eschref, Sohnes des Hossein, Sohnes [des) el-Melik

(الناصر بن) قلاون (en-Naßir, Sohnes des) Kilaun.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقا(هرة) Geprägt in Ka(hira)

اربع (ثمانين) vier (und achtzig)

سنة (و) im Jahre

(و سبعمايه) (und siebenhundert).

Kupfer, J. 784 = 1382.

Diese interessante Münze ist leider sehr mangelhaft, so daß nur das außerhalb den Klammern befindliche zu lesen ist. Die Schrift und die Anordnung jedoch ist ganz der in den Münzen Schaaban's, Vaters und Vorgängers des Sultan Ssalih Hadschi, ähnlich, und ich glaube daher das Fehlende nach der Analogie mit jenen ergänzen zu können. Die Jahrzahl, obgleich nur die Einheiten davon zu lesen sind, ist doch dadurch hinlänglich bestimmt, nämlich als das letztere der zwey Regierungsjahre des Hadschi.

39) Vf.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

الصالح حاجي (بن السلطان) es-Ssalih Hadschi (Sohn des Sultan)

الملك الاشرف بن حسين el-Melik el-Eschref, Sohnes des Hossein,

(بن الملك الناصر) (Sohnes des el-Melik en-Naßir).

Rf.: Aufschrift:

ضرب بالقا(هرة) Geprägt in Ka(hira)

اربع (ثمانين) vier (und achtzig)

سنة (و) im Jahre

سبعمايه , und siebenhundert.

Kupfer, J. 784 = 1382.

Diese nicht weniger interessante Münze, als die vorhergehende, ist eben so mangelhaft; ich glaube aber, sie richtig ergänzen zu können. Obwohl aus demselben Jahre und Prägeorte, ist sie doch von jener in der Legende der Vorderseite und deren Eintheilung verschieden. Schrift und Stämpel sind aber in beyden einander sehr ähnlich, und, wie gesagt, wenig abweichend von dem Charakter der Münzen des Schaaban.

Bey dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß Castiglioni eine Münze unter dem Namen des Melik es-Ssalih Hadschi gibt [1]), welche sowohl in den Aufschriften, als nach der beygegebenen Abbildung auch in der Schrift bedeutend von den obigen und den anderen Münzen dieses Zeitraumes abweicht. Mir scheint dieselbe vielmehr nach einer Münze aus dem Kabinete Mainoni, welche Schiepati anführt [2]), und deren Aufschriften ich auf der Abbildung jener, von Castiglioni jedoch ganz anders gelesenen Münze wiederzufinden glaube, in eine frühere Epoche, nämlich in das J. 743, das erste der Regierung des Sultan el-Melik es-Ssalih Ismail Imadeddin, verwiesen werden zu müssen. Leider gibt Schiepati keine Abbildung seiner Münze, um auch die äußere Form dieser beyden Stücke vergleichen zu können. Die Münze bey Schiepati führt die Aufschriften:

Vorderseite:	Rückseite:
الملك الصا El-Melik es-Sa-	ضرب سنة Geprägt im Jahre
لح اسمعيل lih Ismail	ثلث و اربعين drey und vierzig
عماد الدين Imadeddin.	سبعمايه , und siebenhundert.

1) Nro. CCXXXV. 2) Nro. LXVIII.

Auf der Abbildung der Münze bey Castiglioni lese ich:

Vorderseite:		Rückseite:	
الملك الصا	El-Melik es-Sa-	ضرب بالقاهرة	Geprägt in Kahira
لح اسمع .	lih Isma..	ثلاث اربعين	drey und vierzig
....عما	Ima....	سنة و	im Jahre
		سبعمايه	und siebenhundert.

wornach man über die Zulässlichkeit meiner Vermuthung urtheilen mag.

Eben so gehören meiner Meinung nach zwey andere Münzen, auf welche ich unten zurückkommen werde, und die Castiglioni ebenfalls dem Ssalih Hadschi zuschreibt, in eine andere Zeit.

II. Tscherkessische Mamluken.

El-Melik ed-Dhahir Seifeddin Ebu Said Berkuk.

(الملك الظاهر سيف الدين ابو سعيد برقوق)

39 — 40) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك	Der Sultan el-Melik,
الظاهر برقوق	ed-Dhahir Berkuk
ابو سعيد	Ebu Said.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة	Geprägt in Kahira
خمس و تسعين	fünf und neunzig
سنة و	im Jahre und
سبعمايه	siebenhundert.

Kupfer, J. 795 = 1393.

Eine interessante Münze, hier zum ersten Male bekannt gemacht. Merkwürdig ist der in der Mitte der Vorderseite angebrachte Kelch oder Becher, welcher auf allen mir bekannten Münzen des Berkuk vorkommt, ich dachte vielleicht als Anspielung auf seinen Namen, aber برقوق heißt nichts, als eine schlechtere Gattung der Aprikosen.

*) Nro. CCXXXVI und CCXXXVII.

Berkuk, der Gründer der Herrschaft der tscherkessischen Mamluken, regierte vom J. 784 durch siebzehn Jahre, jedoch nicht ununterbrochen. Im J. 791 wurde er vom Throne gestürzt, in den Kerker geworfen, und sein Vorgänger es-Ssalih Hadschi wieder zum Sultan erhoben. Dieser konnte sich jedoch nur sieben Monate lang behaupten, worauf Berkuk im J. 792 Thron und Reich wieder in Besitz nahm. Diese Münze ist aus der zweyten Epoche von Berkuk's Regierung, und mir ist, merkwürdig, keine aus der früheren bekannt.

41) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

الظاهر ابو سعيد ed-Dhahir Ebu Said

برقوق خلد ملكه Berkuk, es daure seine Regierung.

Rs.: Aufschrift:

ضرب بدمشق Geprägt in Demeschk

ثمان و acht und

تسعين سنة im Jahre neunzig

وسبعمائة ٧٩٨ und 798 siebenhundert.

Kupfer, J 798 = 1396. Siehe die Tafel.

Den vorigen ziemlich ähnlich, obgleich aus einer anderen Münzstätte hervorgegangen, nämlich aus Demeschk oder Damaskus, der Hauptstadt von Syrien, welches Berkuk zur ägyptischen Provinz gemacht.

Merkwürdig ist die auf der Vorderseite beygefügte Wunschformel, veranlaßt vielleicht durch die traurige Erfahrung, die Berkuk über die Unbeständigkeit des Glückes gemacht hatte. Sie erscheint sonst auf keiner Münze dieser Dynastie.

Die Jahrzahl ist nebst dem, daß sie wie gewöhnlich in Worten ausgedrückt, noch in Ziffern beygesetzt, von denen aber die Einheiten unleserlich.

Zwey ganz ähnliche Münzen, nach den vorhandenen Spuren wahrscheinlich aus dem Jahre 799 und demselben Prägeorte, besitzt der Hr. k. k. Hofrath Welzl von Wellenheim. Eine andere dergleichen, ebenfalls aus Demeschk, aber mit unleserlichem Datum, führt Frähn an *).

42) Vs.: Aufschrift wie in der vorhergehenden.
Rs.: Aufschrift:

ضرب بدمشق Geprägt in Demeschk,

المحروسة der wohlbewahrten

. . . . . .

. . . . . .

Kupfer, J. 800 — 801 = 1398 — 1399.

*) Class. XVI. Nro. * 6.

Die Schrift in dieser Münze ist etwas feiner, als in der vorigen, und von zierlicherer Form. Die Jahrzahl ist zwar nicht zu lesen, der Umstand jedoch, daß nach der Prägestadt der Beyname derselben: Die Wohlbewahrte, beygesetzt ist, macht mir sehr wahrscheinlich, daß sie eines der beyden letzten Regierungsjahre Berkuk's, nämlich 800 oder 801 enthalte. Die Beyfügung dieses Wortes scheint mir nur zur Ausfüllung des Raumes zu dienen, den die folgende kürzere Jahrzahl nicht ganz einnehmen konnte; denn sonst würde dieselbe Eintheilung der Worte, wie bey den vorigen Münzen, beyzubehalten gewesen seyn. Ich glaube daher die folgenden Zeilen entweder so:

في سنة Im Jahre

ثمان مايه achthundert,

oder aber so:

احدي سنة Im Jahre eins

و ثمان مايه und achthundert,

mit ziemlicher Sicherheit ergänzen zu können. Der Herr k. k. Hofrath Welzl von Wellenheim besitzt eine ganz ähnliche Münze des Berkuk, von deren Rückseite jedoch nur die letzte Zeile zu lesen, welche die Worte و ثمان مايه, d. i. und achthundert, enthält, woraus zu schließen, daß sie in das J. 801 zu setzen. Der Stämpel derselben ist von obiger verschieden.

43) Vs.: Aufschrift:

(السلطان الملك) (Der Sultan el-Melik)

الظاهر برقو ed-Dhahir Berku

ابو ق Ebu k

سعيد Said.

Rs: Aufschrift unleserlich; wahrscheinlich ist hier auch die Figur des Bechers zu suchen, obgleich wegen Schadhaftigkeit nichts davon zu sehen.

Kupfer, J.?

In Hinsicht der Form der Schrift nähert sich diese Münze der vorigen.

El-Melik el-Eschref Ebun-Naßr Kaitbai.

(الملك الاشرف ابوالنصر قايتباي)

44) Vs.: Aufschrift:

....

لا اله الا الله Kein Gott außer Gott,

محمد رسول الله Mohammed der Gesandte Gottes.

....

Rf.: Aufſchrift:

. . . . . .

السلطان الملك الاشرف (Der Sultan) el-Melik el-Eſchref

ابوا النصر قايتباي عز نصره (Ebu)n-Naßr Kaitbai, erhöht werde ſein Sie-
[gesruhm.

٨٧٤ 874.

Gold, J. 874 = 1469. Siehe die Tafel.

Die oberſte und unterſte Zeile auf beyden Seiten dieſes intereſſanten Dinars fehlt bis auf wenige, nicht zu ergänzende Reſte, nur glaube ich auf der Rückſeite unten die Jahrzahl 874 in Ziffern aus den geringen vorhandenen Spuren leſen zu können. Auch die mittleren Zeilen ſind zu Anfang mangelhaft, ich habe ſie aber durch eine ganz ähnliche Münze desſelben Sultan, welche Marsden mit einer Abbildung gibt [1]), die dafür auf der entgegengeſetzten Seite unvollſtändig iſt, ergänzt. Marsden lieſt ſeine Münze eben deßhalb ganz falſch: السلطان الملك الا . . . الفتح, und ſchreibt ſie dem bahritiſchen Sultan el-Melik en-Naßir Naßireddin Haſſan (748—752) zu, wahrſcheinlich wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer anderen Goldmünze [2]), die er zwar mit etwas mehr Grund von dieſem Sultan herrührend glaubt, die er aber eben ſo falſch lieſt, nämlich: السلطان الملك النصر نصر . . . ين حسن. Die beygegebene Abbildung derſelben läßt mir deutlich die Aufſchrift erkennen: السلطان الملك . . . ابو النصر حسن عز نصره, d. i. der Sultan el-Melik . . . Ebun-Naßr Haſſan, erhöht werde ſein Siegesruhm. Ich möchte daher dieſe Münze vielmehr dem tſcherkeſſiſchen Sultan el-Melik el-Eſchref Ebun-Naßr Inal (857—865) zuſchreiben, welcher dem Kaitbai in der Zeit ſo nahe ſteht, als es auch die Aehnlichkeit des Gepräges mir hier zu fordern ſcheint, welche ſie jedenfalls in die zweyte Hälfte des neunten Jahrhunderts verweiſt. Der Umſtand, daß der Name Haſſan dieſem Sultan von keinem Geſchichtſchreiber gegeben wird, widerſpricht nicht poſitiv dieſer Annahme.

45—46) Vſ.: Aufſchrift in einer Verzierung:

قا ي Ka i.

تبا itba

Umſchrift: ابوالنصر الاشرف الملك El-Melik el-Eſchref Ebun-Naßr.

---

*) Nro. CCLXVII. 2) Nro. CCLXV.

Rf.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

عام ست و ثمانين im Jahre sechs und achtzig

و ثمان مايۃ und achthundert.

Kupfer, J. 886 = 1481. Siehe die Tafel.

Obgleich aus demselben Jahre und Prägeorte, sind diese beyden Stücke von verschiedenem Stämpel.

Der Name Kaitbai ist auf diesen, wie auf der vorigen und den folgenden Münzen, in zwey Zeilen auf eine eigene, nur in der arabischen Schrift ausführbare Weise so geschrieben, daß das den Namen schließende ي an die erste Sylbe desselben قا angehängt ist.

Frähn scheint entweder dieselbe oder doch eine ähnliche Münze anzuführen, aber in sehr mangelhaftem Zustande *).

Merkwürdig ist der Gebrauch des Wortes عام für سنۃ, Jahr, das einzige Beyspiel in dieser Partie.

47 — 50) Vs.: Aufschrift wie in den beyden vorhergehenden, jedoch in einer sechseckigen Einfassung.

Umschrift unleserlich.

Rf.: Eine das ganze Feld der Münze bedeckende, aus eckigen Linien in der Art des à la grecque bestehende Verzierung.

Kupfer, J.?

Vier verschiedene Exemplare, sämmtlich, besonders aber das letzte, stark von der Zeit mitgenommen.

51) Vs.: Aufschrift, mir unleserliche Schriftzüge in den Curven zweyer so ≍ gestellter Bogen.

Rf.: Dieselbe Verzierung, wie auf den vorhergehenden Münzen, welcher Umstand mich bestimmt, dieses sehr beschädigte Stück ohne nähere Kennzeichen ebenfalls dem Kaitbai zuzuschreiben.

Kupfer, J.?

El-Melik Jel-Eschref Ebun-Naßr Seifeddin Kanßuh el-Ghawri.

(الملك الاشرف ابو النصر سيف الدين قانصوه الغوري)

52) Vs.: Aufschrift:

. . . .

لا اله الا الله Kein Gott außer Gott,

محمد رسول الله Mohammed der Prophet Gottes.

*) Suppl. Class. XVI. Nro. 18.

Rf.: Aufschrift:

(السلطان) (Der Sultan)

الملك الاشرف el-Melik el-Eschref

قانصوه الغوري Kanßuh el-Ghawri.

عز نصره Erhöht werde sein Siegesruhm.

Gold, J. 914 = 1508. Siehe die Tafel.

Auch bey diesem interessanten Dinar ist, wie bey jenem von Kaitbai, auf beyden Seiten die oberste Zeile fehlend, die aber auf der Rückseite leicht zu ergänzen ist.

Marsden *) gibt eine ganz ähnliche Münze desselben Sultan, welche aber mangelhafter als diese; er liest deßhalb auch die Rückseite ganz falsch: السلطان الملك الاشرف . . . ق بن الغو . . ., während sie dieselbe Legende wie unsere darbietet, und verweist sie aus demselben Grunde, wie obige Münze des Kaitbai, da auch die Jahrzahl fehlt, in die Regierung des Sultan Naßireddin Hassan, oder vielmehr des Melik el-Eschref Schaaban, um 150 Jahre früher.

Kanßuh, der Campson der Franzosen und der Cansone der Italiener, ist der vorletzte Sultan der Mamluken in Aegypten, und der letzte, der unter seiner sechzehnjährigen Regierung den alten Glanz der ägyptischen Herrscher, wiewohl nur auf kurze Zeit, herzustellen versuchte; er unterlag der nach allen Seiten sich ausdehnenden Macht der Osmanen. Der Name ist auf der Münze, wie bey den arabischen Schriftstellern, قانصوه Kanßuh geschrieben; die türkischen schreiben ihn, der ursprünglich türkisch, قانصو Kanßu. Der Araber scheint durch den kaum aspirirten H-Laut des angehängten dschesmirten, d. h. unbetonten ه he, den tiefen, mit einer schwachen Aspiration auszusprechenden Ton der letzten Sylbe im Türkischen wiedergeben zu wollen, eine Bemerkung, die ich schon mehrmals zu machen Gelegenheit gefunden.

In der oftermähnten Sammlung des k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim sah ich eine, dem Gepräge nach diesem, so wie obigem Dinar von Kaitbai sehr ähnliche Goldmünze, leider ist aber das Metall bedeutend kleiner als der Stämpel, so daß beyde Legenden sehr mangelhaft sind, und auf der Rückseite bloß . الملك الاشرف . . zu lesen ist; es bleibt daher zweifelhaft, welchem von diesen beyden Sultanen Kanßuh und Kaitbai dieselbe beyzulegen sey.

*) Nro. CCLXVI.

53 — 56) Vs: Aufschrift:

السلطان Der Sultan

قانصوه Kanßuh.

Rs.: Aufschrift:

بالقاهره In Kahira

الغوري El-Ghawri

٩١٧ 917.

Kupfer, J. 917 = 1511. Siehe die Tafel.

Die Legenden sind in diesen vier Exemplaren dieselben; die Jahrzahl ist jedoch nur auf Nr. 53 deutlich zu lesen; auf Nr. 54 und 55 ist nur 91 mit Bestimmtheit, die Einheiten nur muthmaßlich als 7 anzugeben; in dem letzten ist die Jahrzahl gar nicht sichtbar.
Diese Münzen sind bisher noch nicht bekannt.

57 — 58) Vs.: Aufschrift:

ه ق Ka h.

نصو nßu

Umschrift: (الملك) الاشرف ابو (النصر) (El-Melik) el-Eschref Ebu(n-Naßr).

Rs.: Aufschrift in einer Einfassung:

الغوري El-Ghawri.

Umschrift: عز نصره بالقاهرة Erhöht werde sein Siegesruhm. In Kahira.
Kupfer, J.?

Der Name Kanßuh ist hier auf ähnliche Weise, wie oben Kaitbai, in zwey Zeilen geschrieben, und der letzte Buchstabe ه nach der ersten Sylbe ق gesetzt.

Die Umschriften des Randes sind sehr beschädigt, und daher zweifelhaft, besonders die der Rückseite.
Frähn führt eine ähnliche Kupfermünze an *).

*) Suppl. Class. XVI. Nro. 10.

59) Vſ.: Aufſchrift:

السلطان Der Sultan

الغوري el-Ghawri.

. . . .

Rſ.: Aufſchrift:

عز Erhöht werde

قانصوه Kanßuh.

نصره ſein Siegesruhm.

Kupfer, J.?

60) Vſ.: Aufſchrift:

قانصوه Kanßuh

الغوري el-Ghawri.

Rſ.: Eine aus krummen, um einen Mittelpunkt laufenden Strahlen beſtehende Verzierung.
Kupfer, J.?

61) Vſ.: Aufſchrift:

بالقاهرة In Kahira.

الغوري El-Ghawri.

Rſ.: Dieſelbe Verzierung, wie in der vorhergehenden.
Kupfer, J.?

62 — 67) Vſ.: Aufſchrift:

الغوري El-Ghawri.

Rſ.: Eine Verzierung aus mehreren verſchlungenen, durch Kreisbögen verbundenen, abgerundeten Dreyecken.
Kupfer, J.?

Frähn führt dieſelbe Münze an *); hier iſt ſie in ſieben mehr oder minder von einander verſchiedenen, größtentheils ziemlich beſchädigten Exemplaren vorhanden. Die drey vorhergehenden Münzen waren noch nicht bekannt.

*) Suppl. Class. XVI. Nro. 9.

Unbestimmt.

68) Vs.: Aufschrift:

المعز . . .

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

. . . . . .

Rs.: Aufschrift:

ضرب Geprägt

بالقاهرة in Kahira.

Umschrift: سنة خمس و اربعين ? Im Jahre fünf und vierzig?

Um diese noch eine verzierte Einfassung.

Kupfer, J.?

Dem Gepräge nach zu urtheilen, gehört diese Münze in die erste Zeit der Mamluken, wenn nicht unter die Ejubiden. Sollte die erste Zeile der Vorderseite vielleicht المعز el-Moiß zu lesen seyn, und die Münze dem ersten bahritischen Sultan el-Melik el-Moiß Isseddin Ibek (648—655) zuzuschreiben seyn? Ich wage nicht zu entscheiden. Die Jahrzahl, wenn dieselbe so zu lesen, wie ich sie angegeben, stimmt damit nicht überein.

Eine ganz ähnliche Münze fand ich in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes Welzl von Wellenheim, die, obgleich sie besser erhalten, mir doch keinen näheren Aufschluß gibt.

69) Vs.: Aufschrift:

العدل ? der Gerechte.

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

(الظا)هر (ed-Dha)hir,

Rs.: Aufschrift:

ضرب Geprägt

بالقاهرة in Kahira

. . . . الف

Umschrift: . . . . . سنة Im Jahre . . . .

Kupfer, J.?

Dieses Stück zeigt viele Verwandtschaft mit der vorigen, und gehört beyläufig in dieselbe Zeit. Unter den bahritischen Sultanen ist

jedoch nur Beibars, der den Namen Dhahir führt; aber selbst dieser Name ist nur muthmaßlich zu lesen. Die erste Zeile der Vorderseite und die letzte der Rückseite wage ich ebenfalls nicht zu erklären, obwohl erstere العدل der Gerechte zu enthalten scheint. Die Jahrzahl am Rande ist leider, wenn gleich beynahe vollständig vorhanden, wegen Unregelmäßigkeit der Schriftzüge und Verwitterung der Münze nicht zu lesen.

Auch von dieser Münze besitzt der gedachte Herr Hofrath ein Exemplar, welches mir jedoch nichts nützte.

70) Vs.: Aufschrift:

الملك الصا(لح) El-Melik es-Ssa(lih)

و ح م ط . . . . . .

Rs.: Ein Vogel mit rückwärts gewendetem Kopfe.
Kupfer, J.? Siehe die Tafel.

Die Charaktere der zweyten Zeile, obgleich sie ziemlich deutlich, vermag ich doch nicht gehörig zu erklären.

Castiglioni gibt eine ganz ähnliche Münze [1], die er dem Sultan el-Melik es-Ssalih Hadschi zuschreibt; die zwey wirklich von diesem Sultan herrührenden Münzen, welche oben beschrieben worden, lassen diese Annahme nicht zu. Dasselbe gilt von einer zweyten Kupfermünze, welche Castiglioni, wegen der Aehnlichkeit ihres Gepräges mit ersterer, demselben Sultan Hadschi zuweist [2]. Auf seine grundlose Annahme gestützt, glaubt er sogar auch eine andere Münze bey Adler [3] mit einem ähnlichen Vogel auf der einen und einem Reiter mit der Umschrift: السلطان ابو سعيد بن السلطان . . . auf der anderen Seite, dem Nachfolger des Hadschi, dem Sultan el-Melik ed-Dhahir Ebu Said Berkuk vindiciren zu können. Die oben gegebenen Münzen des Berkuk zeigen hinlänglich das Charakteristische derselben, und die gedachte Münze hat nichts mit denselben gemein.

Frähn führt auch eine ähnliche Münze wie die obige an [4], entscheidet aber nicht, welchem der verschiedenen Sultane, die den Namen es-Ssalih führten, dieselbe anzuweisen sey.

Eine andere, der obigen ähnliche Kupfermünze endlich sah ich in der Sammlung des Herrn k. k. Hofrathes von Welzl, ohne durch dieselbe weitere Aufklärungen zu erhalten.

71) Vs.: Aufschrift:

الملك الظا(هر) El-Melik ed-Dha(hir).

Rs.: Eine sternartige Verzierung.
Kupfer, J.?

Der nicht ganz vorhandene Name ist wohl Dhahir; gar viele der tscherkessischen Sultane haben denselben geführt, deren einem diese Münze wahrscheinlich zuzueignen ist. Aber welchem? da alle ferneren Anhaltspunkte fehlen.

---

1) Nro. CCXXXVI. 2) Nro. CCXXXVII. 3) Museum Cufic. Borgianum, Nro. LIII. 4) Suppl. Class. XVI. Nro. 5. b.

72) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

. . . . النصر en-Naßr . . . .

. . . . . لا . . . . . .

Rs.: Aufschrift:

ضرب بالقاهرة Geprägt in Kahira

. . . .

. . . .

سبعمائة , und siebenhundert.

Kupfer, J.?

Diese Münze ist denen des Sultan Schaaban und seines Vorgängers sehr ähnlich; nur läßt die schlechte Erhaltung derselben weder den Namen, noch die Jahrzahl genau erkennen. Da der Beyname en-Naßir so الناصر geschrieben wird, so glaube ich, daß das Wort, welches النصر en-Naßr scheint, eher المنصور el-Manßur gelesen werden sollte, und die Münze daher einem der Manßure dieses Jahrhunderts zuzuschreiben sey. Von den oben gegebenen Münzen des Melik el-Manßur Ssalaheddin Mohammed weicht sie ab.

73) Vs.: Aufschrift:

السلطان الملك Der Sultan el-Melik

علي بن الملك Ali, Sohn des el-Melik

. . . . . ـس ـى . . . . . .

Rs.: Aufschrift:

ضرب بلال Geprägt in . . .

. . . سنة im Jahre . . . .

. . . . . .

Kupfer, J.?

Den Namen Ali führt, außer dem zweyten, nur noch einer der mamlukischen Sultane, nämlich der Sohn Schaaban's, Sultan el-Melik el-Manßur Ali, der nach seinem Vater vom J. 778 bis 783 regierte. Der Charakter der Münze stimmt wohl mit dieser Zeit überein, so daß sie mit vieler Wahrscheinlichkeit dem gedachten Sultan beyzulegen ist. Aber sonderbar ist der Umstand, daß auf derselben nicht, wie gewöhnlich auf den gleichzeitigen Münzen, der Beyname, der hier el-Manßur wäre, erscheint. Leider ist die dritte Zeile der Vorderseite, welche, da die

Jahrzahl auch nicht zu lesen, allein Gewißheit geben könnte, so verwischt, daß nur der erste Buchstabe derselben erkennbar, und dieser scheint mir in der That ein س oder ش der Anfangsbuchstabe von Schaaban شعبان, dem Namen von Ali's Vater.

Der Prägeort ist, wie ich glaube, nicht Kahira, aber ich weiß die an seiner Stelle vorhandenen Schriftzüge nicht zu deuten.

74) Vs.: Aufschrift:

ضرب Geprägt

الملك النا(صر) El-Melik en-Na(ßir).

بالقاهرة in Kahira.

Rs.: Aufschrift:

سعا . . .

Umschrift: . . . .
Kupfer, J.? Siehe die Tafel.

Der Beyname auf der Vorderseite scheint el-Melik en-Naßir zu seyn, den aber mehrere Sultane führen. Die Bedeutung des Wortes auf der Rückseite ist mir unbekannt.

74) Vs.: Aufschrift:

ضرب Geprägt

الملك الاشرف . . . El-Melik el-Eschref . . .

. . . . . .

Rs.: Eine aus mehreren krummen, um einen Mittelpunkt laufenden Strahlen bestehende Verzierung.
Kupfer, J.?

Diese Verzierung, welche schon oben auf einer Münze des Sultan Kanßuh el-Ghawri vorgekommen, läßt die Vermuthung zu, daß diese Münze aus der letzten Zeit der tscherkessischen Sultane, vielleicht von dem gedachten Sultan selbst herrühre, womit auch der Beyname el-Melik el-Eschref übereinstimmen würde.

76—77) Vs.: Aufschrift, von einem Quadrate umschlossen:

محمد Mohammed.

Rs.: Aufschrift, von einem Kreise umschlossen:

نصره Sein Siegesruhm

عز werde erhöht.

Die Umschrift dieser Seite, wenn es wirklich eine Schrift, und nicht bloße Verzierung, ist nicht zu lesen.
Kupfer, J.?

78—79) Vs.: Aufschrift wie in der vorhergehenden.
Rs.: Eine Verzierung, aus mehreren concentrischen, abwechselnd aus Linien und Punkten bestehenden Kreisen.
Kupfer, J.? Siehe die Tafel.

80) Vs.: Aufschrift wie in der vorigen, nur ohne Einfassung.
Rs: Dieselbe Verzierung, wie auf der Rückseite von Nr. 75.
Kupfer, J.?

Diese letzten fünf Münzen scheinen ebenfalls aus der letzten Zeit der tscherkessischen Mamluken zu seyn. Darf ich eine Vermuthung wagen, so möchte ich sie dem Sultan el-Melik en-Naßr Ebu Saadat Mohammed beylegen, der nach seinem Vater Kaitbai vom J. 901 bis 904 regierte. Der Name Mohammed mag hier sowohl den Namen des Sultan, als auch, nach der bey den Mohammedanern gewöhnlichen Bescheidenheit, den des Propheten vorstellen.

Ueber die Abkunft und Wanderungen der Longobarden.

Von Dr. Franz Johann Richter.

1. Der Friauler Diacon, Paul Warnefrid, Geschichtschreiber der Longobarden, und als solcher Quellenschriftsteller nicht bloß für die Geschichte der Lombardey, sondern Italiens überhaupt, Oesterreichs und Deutschlands, darum eben von universalhistorischer Wichtigkeit, — wie das Volk, dem er angehörte, war durch mehrere Jahre ein Lieblingsgegenstand ernster Geschichtsforschung für den Verfasser gegenwärtiger Abhandlung, welche den Zweck hat, einige dunkle Stellen in Warnefrids erstem Buche de gestis Longobardorum näher zu beleuchten, und dadurch vielleicht den Bearbeitern der österreichischen Vorgeschichte einen Dienst zu erweisen. Denn seit der Herausgabe des Paulus Diaconus durch Muratori im ersten Bande seiner Scriptores rerum Italicarum (Mediolani 1723) bis zur Gründung der Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte dürfte für diesen achtbaren Quellengeschichtschreiber in kritischer Hinsicht nicht viel geschehen seyn. Dennoch ist Warnefrid einer der ältesten deutschen Schriftsteller, und von ächt deutschem Schrot und Korn, der sich nicht scheute, gegenüber den civilisirten Italienern, die rauhen, barbarischen Völker des Nordens zu rühmen, welche den Zustand der Dinge in Europa umgestaltet, und den Grund zu einer neuen Weltordnung gelegt haben. Er selbst scheint sich darauf etwas zu Gute gethan zu haben, daß er einem deutschen Volke angehörte, welches mitgeholfen hatte, Roms Weltherrschaft zu erschüttern und zu zertrümmern. Dennoch scheint er so manches nicht gewußt, oder aus Klugheit und Zartgefühl verschwiegen zu haben, was in dieser Hinsicht den Longobarden zum Ruhme angerechnet werden dürfte, und selbst von römischen Geschichtschreibern der Aufzeichnung werth befunden worden.

2. Darum müssen die Berichte Warnefrids mit jenen der Alten, wie eines Pomponius Mela, Plinius, Strabo, Tacitus u. a. m. ver-

Digitized by Google

glichen werden, wenn man über die Abkunft, Wohnsitze und Wanderungen der Longobarden, von deren erstem Auftreten in der Geschichte bis zu ihrem Einmarsche in Oberitalien richtige Ansichten schöpfen, d. h. den Paulus Diaconus wahrhaft verstehen will. Denn das Volk der Longobarden gleicht hinsichtlich seiner früheren Geschichte in der That einem irrenden Ritter, der nach langer wundersamer Fahrt in fremden Landen und nach seltsamen Geschicken und Erlebnissen sich endlich ein Vaterland erstreitet, darin er sich häuslich niederlassen kann. Dazu kommt, daß dieser tapfere Ritter von allem Anbeginn unter doppeltem Namen erscheint, und also zu der Vermuthung berechtigt, er möchte nach Umständen und Ortsveränderungen noch öfter seinen Namen gewechselt haben, wie denn das Schwankende der alten Völkernamen zwischen dem Don und Rheine, zwischen der Donau und der Ostsee kein geringes Hinderniß für kritische Geschichtschreibung, so ziemlich als bekannt vorausgesetzt werden mag: man denke nur an die Völkernamen Cymber, Scythen, Celten, Geten, Gothen, Germanen, Teutonen, Sueven, Sarmaten, Veneter, Wenden, Wandalen, Winden, Slovenen u. s. w. Darum mag der Geschichtsforscher billig auf Nachsicht rechnen, wenn er bey Aufhellung dunkler Stellen in der Geschichte der Völker bisweilen provisorisch zu Hypothesen seine Zuflucht nimmt, sobald sie ihm als geeignetes Mittel erscheinen, historische Räthsel zu lösen und Widersprüche auszugleichen.

3 Dieß vorausgeschickt, schreiten wir, den Paulus Diacon in der Hand, zur Beantwortung der Frage: Woher stammen die Lombarden als Abkömmlinge der Longobarden?

Unser Autor berichtet [1]), daß die Longobarden oder Winuli, wie sie sich anfangs nannten, von Deutschen abstammten, und wegen Uebervölkerung aus Scandinavien ausgewandert sind, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Was dürfte Warnefrid wohl unter Scandinavien verstanden haben? Zuversichtlich nicht Schweden (Scandia) mit Norwegen und dem ungeheuren Zwischengebirge, Sevus mons, obwohl von Plinius nach dem Hörensagen für Inseln gehalten, sondern Dänemark oder die Inseln über der Elbe im codanischen (gothischen) Meerbusen, deren größte und fruchtbarste Pomponius Mela Scandinovia nennt, so wie Plinius schon das Promotorium Cimbricum oder die Halbinsel Cartris (Jütland) und die Insel Latris (vielleicht Seeland) unterscheidet. Nach Mela war Scandinovia von Cimbern und Teutonen, nach Plinius Scandinavia mit Hillevionen (d. h. doch wohl Inselbewohnern?) bevölkert, die in fünfhundert Gauen oder Dörfern (pagi) wohnten. Die starke Bevölkerung Scandinaviens also, welche die Longobarden nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen, und sich ein neues zu suchen, wäre durch fast gleichzeitige Zeugnisse bewiesen [3]). Damit nun könnten wir uns zufrieden stellen, denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß die Longobarden Deutsche aus dem heutigen Dänemark waren, also vielleicht Landsleute jener Cimbern und Teutonen, welche, wahrscheinlich aus ähnlichen Ursachen jene

---

1) Paulus Diaconus de gestis Longobardorum lib. I. c. 1. Pari etiam modo et Winilorum, hoc est Longobardorum gens, quae postea in Italia feliciter regnavit, a Germanorum populis originem ducens, novarum sedium quaerendarum gratia ob multitudinem, licet et aliae causae egressionis eorum asseverentur, a Scandinavia insula egressa est.

2) Pomponius Mela lib. III. c. 3 et 6; Plinius lib. IV. c. 15 et 16; auf den letzteren beruft sich Paul. Diac. l. c. c. 2; Mannert's Geographie der Griechen und Römer, 3. Thl. 16. Cap.

volkreichen Gegenden verlassend, den Römern den cimbrischen Schrecken eingejagt, und sie mit cimbrischer Beute bereichert haben (Cimbricus terror, Cimbrica praeda). Wie wunderbar sind die Fügungen des Himmels! Dasselbe schöne Oberitalien, um welches jene Cimbern und Teutonen vergebens gestritten, und das sie gleichsam mit ihrem Blute gedüngt hatten, wurde etwa 670 Jahre später einem Volke zu Theil, das klein, nur der dritte Theil der Bevölkerung einer Insel, aber tapfer, wie jene furchtbaren Dränger, aus Scandinavien auszog *), sich ein neues Vaterland zu suchen, und in Noth und Gefahren, von seinem Geschicke in der Welt herumgeworfen, dennoch niemals an sich selbst verzweifelt hatte, und eben dadurch groß und berühmt geworden war, während andere gleichzeitige, viel mächtigere und glücklichere Völker, sich in Italien nicht behaupten konnten.

Aber es ist nicht genug zu wissen, daß die Longobarden von den Deutschen Scandinaviens oder des heutigen Dänemarks herstammten; unser Autor hat dadurch, daß er die Longobarden Winuli, und diese Winuli den dritten Theil der Bevölkerung einer jener Inseln im codanischen Meerbusen nennt, wie so eben gezeigt wurde, das Vaterland der Longobarden noch näher bestimmt, oder vielmehr errathen lassen. Die Winuli waren Deutsche, also keine Finnen oder Fennen, wohl aber, und sehr wahrscheinlich, Fünen, oder im Diminutiv Fünelu, d. h. Bewohner der dänischen Insel Fühnen (Feonia): denn Winuli verhält sich zu Finuli oder Fünuli, wie Uenni, Ouenni zu Fenni, wie Scrito-wini und Scritobini zu Scritofinni, und darum darf man annehmen, daß die Insel Fühnen schon damals so geheißen habe, als die Winuli dieselbe verließen, und in Scoringa landeten, wo sie nach dem Berichte Warnefrids mehrere Jahre lebten.

4. Um welche Zeit sich diese Auswanderung der Winuli ereignet habe, und was dieses Scoringa, dahin sie gelangten, als sie Scandinavien verließen, für ein Land sey, hat Paulus Diaconus nicht gemeldet, aber nach dem, was wir aus Vellejus Paterculus, Strabo und Tacitus von den Longobarden wissen, dürften sie geraume Zeit vor Christi Geburt, an der deutschen Küste (Score, daher Scoringa), zwischen Jütland und der Odermündung, angekommen seyn, weil sie nach Christi Geburt schon von Tiberius zwischen der Weser und Elbe angetroffen und geschlagen wurden, was Paulus Diaconus entweder nicht wußte oder absichtlich verschwiegen hat. Wohl aber berichtet er, daß die Wandalen von den Füneln in Scoringa Tribut verlangten, und daß diese sich dazu nicht verstehen wollten. Der kleine Haufe der ausgewanderten Fünen unter den jugendlichen Anführern Ibor und Agio war also auf seiner ersten Wanderung in die Nähe der Wandalen, eines deutschen Volkes, gerathen, das damals zwischen der Elbe und Oder ungefähr in der Gegend der Lausitz gewohnt haben dürfte. Nachdem sich Ibor und Agio mit ihrer Mutter Gambara berathen hatten, beschlossen sie lieber für ihre Freyheit zu kämpfen, als den Wandalen dienstbar zu werden. Sie siegten nun zwar über die Wandalen, aber der Hunger scheint sie genöthigt zu haben, in westlicher Richtung weiter zu ziehen, über die Elbe

*) Daß sie nur der dritte Theil der Bevölkerung einer Insel waren, sagt Warnefrid selbst l. c. c. 7. Erant siquidem Winulorum universi juvenili atate florentes, sed numero perexigui, quippe qui unius non nimiae amplitudinis insulae tertia solummodo particula fuerint. Ihre Tapferkeit bezeugen Vellejus Paterculus lib. II. c. 106 und Tacitus über Deutschland, wo er von den Sueven redet.

zu ſetzen, und ſich am linken Ufer dieſes Fluſſes niederzulaſſen [1]). Hier nannte man ſie jedoch ſchon Longobarden, nach Paulus Diaconus [2]) von ihren langen Bärten, nach Adelung [3]) und Mannert [4]) von der langen Börde, einem fruchtbaren Uferlande im Magdeburgiſchen, oder von dem Bardengaue (pagus Bardungo) auf der Weſtſeite der Elbe, im heutigen Lüneburgiſchen und der Altmark. Da in jener Zeit auch andere deutſche Völker den Bart wachſen ließen, ſo wäre dieſe Benennung für die Füneln kein unterſcheidendes Merkmal geweſen, und ſomit dürfte Warnefrid wohl in der Ableitung des longobardiſchen Namens ſich geirrt haben oder falſch berichtet worden ſeyn. Dagegen erſcheint nichts natürlicher, als daß dieſe Fremdlinge, an der langen Börde oder im Bardengaue heimiſch geworden, ihren, von der Inſel Fühnen herſtammenden Namen, Winuli, Füneln, ablegten, und ſich für Langenbörder oder Langobarden, d. h. an der langen Börde Wohnende, ausgaben, oder doch von den Nachbarn, und darum auch von den Römern, ſo genannt wurden.

5. Die ſeltene Tapferkeit, womit der kleine jugendliche Haufe der Longobarden (eigentlich noch als Füneln) gegen die Wandalen und Römer gefochten hatten, dürfte in den deutſchen Gauen, beſonders unter den Sueven, deren Häuptling damals Marbod war, Anerkennung gefunden haben. Rühmte doch ſelbſt Tacitus von ihnen, daß ihre geringe Zahl ſie adele, indem ſie, von vielen und ſehr mächtigen Völkern umgeben, nicht durch Gehorſam (Fügſamkeit), ſondern durch Kampf und Gefahren ſicher ſeyen, d. h. unangefochten blieben. Darum dürften ſie auch von Marbod in ſein Intereſſe gezogen worden, und ihm ergeben geblieben ſeyn, bis ſichs herausſtellte, daß den Cheruskern die deutſche Unabhängigkeit mehr am Herzen liege, als dem mächtigen Suevenhäuptlinge, dem Markomanenkönig Marbod. — Damals (um das J. 17 n. Chr.) ſchloſſen ſie ſich an die Cheruſker und deren Häuptling Armin an [5]); denn dieſer hatte ja Rache genommen an den verhaßten Römern, deren Uebermacht auch ſie, die anerkannt tapferen Langobarden, erfahren mußten [6]). Darum finden wir ſie in jenem großartigen Kampfe zwiſchen Markomanen und Cheruskern auf der Seite der letzteren. — Aber dieſer Kampf, darin ſich der deutſche Norden mit dem deutſchen Süden gemeſſen, darin beyde Heere ſiegten und geſchlagen wurden, dürfte auch die Langobarden viele Leute gekoſtet haben, weil ſie nach Warnefrids Berichte auf ihren Wanderungen in Mauringa angelangt, dahin ſie wahrſcheinlich entwichen, weil ſie ſich an der Elbe vor den Rö-

1) Paul. Diac. l. c. c. 7 et 10.

2) Idem l. c. c. 9.

3) Man ſehe deſſen älteſte Geſchichte der Deutſchen. Leipzig, bey Göſchen, 1806, S. 213.

4) Deſſen Geographie der Griechen und Römer, III. Thl. Germania Cap. IV. S. 222.

5) *Tacitus* de situ, moribus et populis Germaniae: Contra Langobardos paucitas nobilitat, quod plurimis et valentissimis nationibus cincti, non per obsequium, sed proeliis et periclitando tuti sunt.

Idem in Annalibus lib. II. Igitur non modo Cherusci sociique eorum, vetus Arminii miles sumpsere bellum, sed e regno etiam Marobodui Suevae gentes, Semnones et Langobardi defecere ad eum (Arminium).

6) Auf dem Zuge des Tiberius an die Elbe, den Vellejus Paterculus lib. II. ſo prahleriſch beſchreibt. Er war vermuthlich ſelbſt Zeuge des Kampfes mit den Langobarden, von denen er ſchreibt: Fracti Langobardi, gens etiam Germana feritate ferocior.

mern nicht mehr ſicher glaubten [1]), ihre Knechte emancipirten und wehrbar machten. Aus Mauringa zogen die Langobarden ins Gothenland, wo ſie einige Zeit geblieben, worauf ſie in Anthaib, Banthaib. wie auch in Burgundahib einige Jahre zubrachten [2]). Dieß der kurze Bericht Warnefrid's über die Wanderungen der Langobarden, bis ſie ſich in der Nähe der Amazonen und Vulgaren einen König ſetzten.

6. Nach dem Bisherigen dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, wie viel Warnefrid's erſtes Buch langobardiſcher Geſchichten an Licht und Vollſtändigkeit gewinnen würde, wenn alle von Langobarden handelnde oder auf ſie Bezug habende Stellen in den griechiſchen, römiſchen, deutſchen und ſlaveniſchen Quellenſchriftſtellern zuſammengeſucht, chronologiſch geordnet, und mit Warnefrid's Berichten verglichen würden. Nur nach ſolchen Vorarbeiten für eine neue kritiſche Ausgabe des Paulus Diaconus dürfte eine gründliche und vollſtändige Geſchichte der Longobarden möglich werden, und eine ſolche Langobardengeſchichte würde ſodann wieder manches Licht über die deutſche und ſlaveniſche Urgeſchichte, ſo wie über die Dunkelheiten in der Geſchichte der großen Völkerwanderung verbreiten. Kurz Warnefrid's erſtes Buch longobardiſcher Geſchichten iſt zu behandeln wie alte lückenhafte oder verwiſchte Inſchriften auf zerbrochenen Denkſteinen. Die Bruchſtücke wollen zuſammengeſucht und zuſammengefügt, die fehlenden Buchſtaben durch glückliche Combination errathen, die Leſeart hergeſtellt, und ſo der Inhalt der Inſchriften entziffert werden.

Wie oben bemerkt worden, ſo meldet Warnefrid z. B. nichts davon, daß ſeine Langobarden an der Elbe gewohnt haben, und daſelbſt von den Römern geſchlagen, vielleicht gar zerſprengt oder zertheilt worden ſind (das Fracti Langobardi des Vellejus Paterculus dürfte wenigſtens einer ſolchen Vermuthung nicht entgegenſtehen); er weiß aber auch nichts davon, daß die Langobarden, wie Ptolemäus, und auf ihn geſtützt, Mannert verſichern, von der Elbe bis an den Rhein hier quer durch Großdeutſchland im zweyten Jahrhunderte nach Chriſtus gewohnt haben [3]). Wie läßt ſich nun Strabo's Nachricht von der Flucht der Langobarden zu den Hermunduren jenſeits der Elbe in entfernte Gegenden mit der Ptolemäiſchen Angabe vereinigen [4])? Iſt es auch nur denkbar, daß ſich das Häuflein der Langobarden, trotz der von Tiberius erlittenen Niederlage, innerhalb 150 Jahren ſo vermehrt habe, daß ſich dieſe Fremdlinge bequem und ungeſtraft bis an den Rhein zwiſchen Tenkterern und Sikambern, Chatten und Cheruskern ausdehnen konnten? Wer ſieht nicht, daß entweder Strabo oder Ptolemäus Lügen geſtraft werden müßte, wenn nicht jenes Fracti Langobardi des Vellejus ſo verſtanden und erklärt würde, daß ein Theil der Langobarden von den Römern an den Rhein verpflanzt worden, ein anderer ſich nach Mauringa jenſeits der Elbe, hinter die Hermunduren gerettet habe?

---

1) Strabo lib. VII. Maxima quidem est Suevorum natio: nam et a Rheno ad Albim usque portingit et trans Albim habitant, pars eorum ut Hermunduri et Langobardi, atque nunc quidem hi fuga facta, omnino in ulteriorem regionem se conjecerunt.

2) Paul. Diacon. l. c. c. 11, 12, 13.

3) Man ſehe die Ptolemäiſche Charte von Großdeutſchland im dritten Theile der Mannertiſchen Geographie der Griechen und Römer.

4) Mannert a. a. O. S. 223 bezweifelt, ja verwirft die Straboniſche Nachricht von der Flucht der Langobarden, obwohl auch Suetonius derſelben gedenkt.

Eben so wenig meldet Warnefrid von dem Verhältnisse der Langobarden zu den Markomanen, und wie daß sie von Marbod sammt den Semnonen abgefallen, und auf die Seite Armins und der Cherusker getreten sind, nichts von ihrer Theilnahme an der großen deutschen Völkerschlacht, welche Marboden den Thron kostete Dennoch sind dieß überaus wichtige Thatsachen, dadurch Warnefrids Geschichte der Langobarden vervollständigt werden kann und muß Dem zunächst will erörtert seyn, welche Gegend von Großdeutschland Warnefrid unter seinem Mauringa verstanden habe, und in welche Zeit die Anwesenheit der Langobarden in diesem Lande, so wie ihre Wanderung ins Gothenland zu setzen sey?

Bisher glaubte man, Warnefrids Mauringa sey eine Gegend im heutigen Mecklenburgischen, und in der That, die Moorungen jener Gegend in alter Zeit bieten wenigstens einen philologischen Grund für diesen Glauben. Allein derley Moorungen gab es auch in anderen Gegenden Großdeutschlands, darum kann dieser Meinung nicht so leichthin beygepflichtet werden, zumal als Paulus Diakonus berichtet [1]), die Assipitti oder picti hätten den Langobarden auf dem Wege nach Mauringa den Durchzug verweigert. Ein solches Volk im Osten der Elbe gegen das Mecklenburgische kennt die alte Geographie nicht; an die Usipii des Ptolemäus ist nun schon gar nicht zu denken, und so bleibt denn nichts übrig, als diese Assipitti oder picti entweder für einen Schreibfehler oder dafür zu halten, Warnefrid habe entweder die Astinger, ein wandalisches Volk, oder die Osi (Asen, Ozen, Hozen) des Tacitus gemeint [2]). Daß er sich diese ganze Geschichte mit den Assipittis ersonnen habe, oder daß sie ihm von seinen Landsleuten aufgebunden worden, läßt sich nicht wohl vermuthen; im Gegentheil darf man annehmen, daß jene Wanderung nach Mauringa für die Langobarden ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, ein sogenanntes Hauptereigniß in ihrer Geschichte gewesen seyn müsse, weil sie sich sonst nicht durch Jahrhunderte im Volksbewußtseyn erhalten, und bis auf Warnefrid fortgepflanzt hätte. Nun haften in dem Gedächtnisse der Menschen durch längere Zeit oder für immer nur solche Ereignisse, wobey ihr eigenes Wohl oder Wehe entweder ungewöhnlich stark oder durch längere Zeit betheiligt ist. Darum darf man mit Sicherheit annehmen, das Ereigniß mit den Assipittis habe sich nur darum in dem Bewußtseyn der Langobarden so lange erhalten, weil es in die Erinnerung an ihren glücklichen oder längeren Aufenthalt in Mauringa nach den Gesetzen der Ideenassociation innig verwebt war: denn die Ueberlistung der Assipitti (die Langobarden gaben nämlich vor, daß sie Menschen mit Hundsköpfen bey sich führten, die entweder Feindesblut oder ihr eigenes zu trinken pflegten) und der ehrenvolle Zweykampf eines ihrer Knechte mit einem der Assipitti waren nur in sofern für sie merkwürdige Erinnerungen, als es für sie ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit gewesen, unbeschädigt nach Mauringa zu gelangen, oder die Wehrbarmachung ihrer Knechte zu rechtfertigen, welche sich in diesem Lande ereignet hatte [3]). Und somit dürfte denn das Mauringa unseres Autors dort zu suchen seyn, wo die Langobarden

1) Paul. Diacon. l. c. c. 11.

2) Tacit. de situ, moribus et populis Germaniae: Nec minus valent retro Marsigni, Gothini, Osi, Burii etc.

3) Paul. Diac. l. c. c. 11, 12, 13.

nach dem Zeugniſſe der Alten wieder zum Vorſcheine kommen, nachdem ſie, wie Strabo berichtet, aus der Elbegegend entwichen, und das Weite, jenſeits der Elbe noch hinter den Hermunduren und Aſſipitri, geſucht hatten. — Wie befremdend muß es daher nicht ſeyn, daß man der vorgefaßten Meinung zu Liebe, »die Langobarden hätten lediglich zwiſchen der Elbe und dem Rheine, wo ſie Ptolemäus im zweyten Jahrhundert hingeſetzt hat, bis zum Ende des fünften Jahrhunderts oder bis zu der Zeit gewohnt, da ſie wieder in der Geſchichte auftreten, indem ſie in den Donaugegenden erſcheinen, Oeſterreich unter der Enns oder das Rügenland, dann ſpäter Pannonien in Beſitz nahmen,« — daß man dieſer Meinung zu Liebe ganz darauf vergeſſen hat, wie daß die Langobarden an dem Markomanenkriege Theil genommen, ja dieſen furchtbaren Kampf der Donauvölker mit den Römern eigentlich eröffnet haben! Wir leſen nämlich, »daß ſechstauſend Longobarden und Obier gleich zu Anfang dieſes Krieges (um das Jahr 168 n. Chr.) über die Donau gegangen ſind,« alſo wahrſcheinlich mit den Quaden und Markomanen gemeinſchaftlich Pannonien verwüſtet, Aquileja belagert, Opitergium zerſtört, den römiſchen Präfecten Marcus Vinder erſchlagen, und Furcht und Schrecken verbreitet haben, »bis ſich ihnen der Unterbefehlshaber Candidus entgegenſtellte, und ſie zurücktrieb, alſo daß die Donauvölker Gewaltboten an Aelius Baſſus, den Vorſtand der Provinz Pannonien, abgehen ließen, den Markomanenkönig Ballomar nämlich mit noch zehn Anderen, jeder aus einem anderen der zum Kriege verbundenen Völker, welche Frieden ſchloſſen, und denſelben durch Eidſchwüre befeſtigten, worauf ſie zu den Ihrigen zurückkehrten« *). Dieſelben Longobarden alſo, welche im erſten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung zu den Elbevölkern gehörten, waren, nachdem ſie aus den Elbegegenden entwichen, und in Mauringa heimiſch geworden, ein Donauvolk, dem markomaniſchen Völkerbunde einverleibt, und darum im zweyten Jahrhundert nach Chriſtus Theilnehmer am markomaniſchen Kriege. Dieſe unläugbare Thatſache kannte Warnefrid wiederum nicht, oder wollte ſie doch, falls er ſie kannte, ſey es aus Zartgefühl oder aus Klugheit, den Italienern nicht ins Gedächtniß zurückrufen, mit welchen ſeine Landsleute damals ſchon gleichſam zu einem Volke zuſammengeſchmolzen, und durch die heiligſten Bande vereinigt waren. Dennoch iſt dieſe Thatſache, wie ſich aus gegenwärtiger Abhandlung ergeben ſoll, überaus folgenreich für die Langobarden geworden, ſo wie ſie anderſeits über Mährens Urgeſchichte kein geringes Licht verbreitet. Oben wurde nämlich aus einer Stelle des Tacitus dargethan, daß im Rücken der Markomanen und Quaden die Marſigni oder Marvingi, die Oſi, Gothini und Burii wohnten, nicht lauter ſueviſche Völker: denn von den Oſen verſichert Tacitus, daß ihre pannoniſche Sprache verrieth, daß

*) Excerpta e Petri Patricii historia in Stritteri Memor. populor. Danub. etc., incolentium T. I in Langobardicis, et in Corp. scriptt. hist. Byzant. Bonnae edit: »Sex millia *Langobardorum* et *Obiorum* Istrum trajecerunt, in quos Vindicis equites et pedites, quorum dux erat Candidus irruerunt et in fugam verterunt. Prima statim invasione barbari perculsi, legatos ad Aelium Bassum, qui Pannoniam provinciam obtinebat, mittunt Hellomarium, regem Marcomannorum, una cum aliis decem, ex unaquaque gente uno electo. Sic pace jurejurando firmata legati domum redierunt.«

Dio Cass. lib. LXXI. Excerpta per Xiphilinum et Theodosium: Quum autem Marcomannis in aliquo proelio bene successisset, ab iisque Marcus Vindex praefectus interfectus esset, etc.

Ammian. Marcellin. lib. 29. c. 35. Quadorum natio mota est. — Raptim obsessa ab iisdem ac Marcomannis Aquileja, Opitergiumque excisum etc.

ſie keine Germanier ſeyen, ſo wie auch der Umſtand, daß ſie den Quaden und Sarmaten Zins zahlten; von den Gothinen oder Kottinen aber berichtet derſelbe geiſtreiche Geſchichtſchreiber, daß ſie galliſch redeten, alſo Kelten oder Celten waren, und daß ſie Eiſen gruben (wahrſcheinlich auch bearbeiteten) [1]). Dieſe Völker nun dürften ihre Wohnſitze im Rücken der Markomannen und Quaden ſich noch bey dem Ausbruche des markomanniſchen Krieges inne gehabt haben. Weil nun die Quaden und Sarmaten als eigentliche Grundherren dies- und jenſeits der Karpathen von den Oſen als Fremdlingen (flüchtigen Pannoniern, vielleicht Illyriern?) Tribut nahmen, ſo müſſen dieſe in der Nachbarſchaft der Quaden und Sarmaten, d. h. auf der Nordſeite der Karpathen, ungefähr in dem heutigen Troppauer Kreiſe, gewohnt haben. Die Gothinen ſaßen in den Karpathen in der Gegend der Bergſtädte bis in den heutigen Teſchner Kreis herein. Den Buriern (ſueviſchen Berg- und Burgbewohnern) hat Mannert Mähren zugewieſen, obwohl ſie, als zu den Lygiern gehörend, eigentlich nur das nordöſtliche Mähren innegehabt haben dürften. Die Marſigni oder Marvingi, obwohl ſie von Einigen ins Brandenburgiſche verlegt worden, ſaßen ſicher an der oberen March (Marus), von der ſie den Namen Mar-signi, Mar-vingi, Marchanwohner, Marer und Mährer trugen, denn dort waren ſie eben ſowohl im Rücken der Quaden als der Markomanen, welche letzteren nebſt Südböhmen ſicher auch den ſüdweſtlichen Theil Mährens, etwa den heutigen Znaymer und einen Theil des Brünner Kreiſes innegehabt haben dürften. Die an der Oppa geſeſſenen Oſen [2]) möchten wohl eben darum von den Römern Obii oder Opii genannt worden ſeyn. Weil nun die Langobarden mit dieſen Obiern oder Opiern 6000 Mann ſtark gleich im Beginne des markomaniſchen Krieges (168 nach Chr.) über die Donau ſetzten (beyde Völker hatten ja an den Römern Rache zu nehmen: die Oſen, weil ſie von den Römern aus Pannonien waren vertrieben worden, die Langobarden wegen ihrer an der Elbe von den Römern erlittenen Niederlage), ſo iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß die Wohnſitze dieſer beyden Völker zu jener Zeit nicht eben gar ſo weit von einander entfernt geweſen ſeyn dürften, mit einem Worte, daß die Wohnſitze der Langobarden vielleicht an der March und Mora, d. h. in Mähren zu ſuchen ſeyen, d. h. daß Warnefrid's Mauringa Mähren, das Land an der March mit ſeinen Sümpfen und Moorgründen, bedeute, und daß die Longobarden in dieſem Lande, in Mauringa oder Marunga angelangt und eingeſeſſen, vielleicht eben ſo Marſinger, Marvinger, Marer, Meren und Mährer, d. h. Marchanwohner genannt wurden, wie ſie von der langen Börde an der Elbe Langoburden geheißen hatten. — Und ſo dürfte ſich denn auch erklären laſſen, wie die Langobarden auf ihrer Wanderung nach Mauringa (Mähren) zu den Aſſipitti gelangten: denn angenommen, daß ſie nach der Schlacht zwiſchen Hermann

1) Tacit l. c. Nec minus valent retro Marsigni, Gothini, Osi, Burii, terga Marcomannorum Quadorumque claudunt. E quibus Marsigni et Burii sermone cultuque Suevos referunt, Gothinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit, non esse Germanos, et quod tributa patiuntur: partem tributorum Sarmatae, partem Quadi ut alienigenis imponunt. Gothini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt.

2) Von der ehemaligen Anweſenheit der Oſen (Oxen, Ozen, Hozen) im heutigen Troppauer Kreiſe dürften die Ortsnamen Ossoblavia, zuſammengeſetzt aus Oso und Plauc oder Plavis (in ſloventſcher Diminutivform Plavitza, und ſo wieder deutſch verunſtaltet Plaucze und Plotze), gleichſam die Oſen-Plaue, Hoſen-Plotze, daher Fluß und Städtchen Hotzenplotz, ferner Hotzendorf noch kennbare Spuren abgeben.

und Marbod, darin beyde rechte Flügel geschlagen wurden, auf dem linken, also siegreichen Flügel der Cherusker standen, so hatten sie nach dem Siege den Weg frey nach Mähren, und konnten beym Vorrücken und Verfolgen des geschlagenen rechten Flügels der Markomanen leicht auf die Osen stoßen, als diese auf dem Rückzuge in ihre Wohnsitze an der Oppa begriffen waren. — Da es sich darum handelt, die wenigen Nachrichten der Alten von den Langobarden mit Warnefrid's Berichten in Einklang zu bringen, absonderlich das Räthselhafte und Dunkle in den Wanderungen dieses Volkes aufzuhellen, und dergestalt die Langobardengeschichte zu vervollständigen, so möge der aufmerksame Leser nun selbst urtheilen, ob die hypothetische Annahme, »Warnefrid's Mauringa sey das heutige Mähren,« geeignet ist, die historisch erwiesene Theilnahme der Langobarden an dem markomanischen Kriege mit Strabo's Nachricht von der Flucht derselben aus den Elbegegenden in Einklang zu bringen, und die Stelle von den Assispittis geographisch aufzuhellen? Im Gebiete der Geschichtsforschung haben die Hypothesen nur in sofern Werth und Stichhaltigkeit, als sich mittelst ihrer beym Mangel anderer Beweismittel historische Räthsel lösen, Dunkelheiten aufhellen und Wahrscheinlichkeiten zur Wahrheit erheben lassen. Das Räthselhafte und Dunkle im gegenwärtigen Falle besteht darin, daß die Langobarden im ersten Jahrhunderte nach Christus aus den Elbegegenden verschwinden, und im zweyten Jahrhunderte an der Donau zum Vorschein kommen; das Wahrscheinliche, zur Gewißheit zu Erhebende aber ist, daß Warnefrid's Mauringa das heutige Mähren sey, und daß die ausgewanderten Füneln, welche an der langen Börde Langobarden genannt, und unter diesem Namen den Römern bekannt wurden, in Mauringa an der March (Marus) und Mora angelangt, vielleicht Marsinger, Marvinger, Marer, Meren, Mährer von diesen Gewässern möchten genannt worden seyn, und unter dieser Benennung (die übrigens als eine örtliche so wahrscheinlich und darum zulässig seyn dürfte, als die örtlichen Benennungen Winuli und Longobarden) nach Godolanda weiter gezogen seyn dürften. Die Veranlassung zum Aufbruche der Langobarden aus Mauringa nach Godolanda möchte wohl eben der markomanische Krieg und der darauf gefolgte, für die Donauvölker überaus nachtheilige und demüthigende, für die Longobarden vielleicht gar Gefahr drohende Frieden (um das Jahr 175 n. Chr.) gewesen seyn.

7. Man versetze sich in Gedanken ganz in die damalige Lage der Langobarden, und man wird ihr Verschwinden aus den Gegenden der March (Mauringa) und ihre Wanderung ins Gothenland nicht nur begreiflich, sondern unerläßlich finden. Als eingewanderte zins- oder dienstpflichtige Fremdlinge wegen ihrer anerkannten Tapferkeit von Markomanen und Quaden zu den gefährlichsten Unternehmungen verwendet, mußten sie, je tapferer sie sich gehalten, d. h. je mehr sie den Römern Schaden zugefügt, nach der ungünstigen Wendung, den der Krieg für die Donauvölker nahm, befürchten, von den Markomanen und Quaden der Rache und Politik der Römer bey dem Friedensgeschäfte aufgeopfert zu werden. Was dann ihr Loos seyn würde, zumal als sie von den Römern, deren Feldherrn Marcus Vinder sie vielleicht erschlagen, als dieselben Langobarden wieder erkannt wurden, die einst an der Elbe von Tiberius waren geschlagen und begnadigt worden, ließ sich leicht voraussehen. Dieß allein dürfte hingereicht haben, die Langobarden zur Wanderung ins Gothenland zu bestimmen. Es handelte sich darum, so weit als möglich zu gehen, um der Rache der Römer zu entkommen, beson-

ders seitdem sie mit ihren Augen gesehen, wie Mark Aurel Deutsche gegen Deutsche in Sold nahm, um die gefährdete Donaugränze zu sichern. Hatten sie doch einen klaren Beweis dessen an den Astingern, einem wandalischen Volkszweige, welche Mark Aurel herbeygerufen, um den Markomanen und Quaden in den Rücken zu fallen, wofür sie das Land der Dana-Rügen, das heutige Oesterreich unter der Enns diesseits der Donau, zum Lohne erhalten sollten. Die Dana-Rügen, den Plan des Kaisers durchschauend, stürzten sich eben darum auf die Astinger, und richteten sie also zu, daß sie ihnen nichts mehr schaden und den Römern nichts mehr nützen konnten. Die Cotini (Gothini des Tacitus) hatten sich ebenfalls erboten, den Römern gegen Quaden und Sarmaten Hülfe zu leisten, und der Kaiser hatte deßhalb seinen Geheimschreiber Tarunius Paternus zu ihnen geschickt, der sie gegen die Markomanen führen, und so ihre Ergebenheit erproben sollte. Allein sie änderten ihre Gesinnung, nachdem die Astinger unschädlich geworden, sie griffen den Geheimschreiber und dessen Gefolge an, und das war ihr Untergang [1]). Darf man sich nach allem diesen wundern, daß die Langobarden, oder wie sie nach unserer Voraussetzung damals hießen, die Meren (Mährer), sich beeilten, aus Mauringa, selbst aus dem Gebiete der Sueven fort, und den Römern aus dem Gesichte zu kommen? Ja man darf mit Grund vermuthen, daß die Langobarden oder Meren, als nächste Nachbarn der Donau-Rügen, eigentlich von den Astingern aus Mähren hinausgedrückt wurden: denn diese zu den Wandalen, also zu den alten Feinden der Langobarden gehörend, hatten ja eben den gütigen Kaiser um Geld und Land gebeten gegen dem, daß sie die Nationen, die mit ihm Krieg führten, feindlich behandeln wollten, und sie sollten etwas von dem, was sie versprochen, geleistet haben [2]).

8. Daß der Langobarden, welche doch sammt den Obiern den markomanischen Krieg eröffnet hatten, bey dem Friedensgeschäfte zwischen Mark Aurel und den verschiedenen Donauvölkern mit keiner Sylbe gedacht wird, daß die griechischen und römischen Geschichtschreiber durch mehr als 200 Jahre gar nicht mehr der Langobarden erwähnen, obwohl der Krieg zwischen den Barbaren und Römern der Donau von Zeit zu Zeit aufs neue entbrannte, ist eine Bestätigung mehr, daß die Langobarden, wie Warnefrid berichtet, aus Mauringa zu den Gothen oder in das östliche Europa sich begeben hatten. Diese ihre Wanderung, ihr Aufenthalt in Burgundahip, Bandhaip und Anthaip, ihre Kriege mit Amazonen und Bulgaren [3]) gehören demnach in die Zeit, welche zwischen

---

1) Excerpta e Petri Patricii hist. l. c. Venerunt et Astingi et Lacoragi (Lygii?) in auxilium Marci. Die Lygier waren gegen die Osen an die Oppa (Obii) gerufen worden. Dio Cass. lib. LXXI. Excerpta per Theodosium edit. Lunclavii. Francof. 1592. 8. Itaque metuentes *Danerigi*, ne timore illorum (Astingorum) adductus Clemens (Imper. Marc. Aurel. Anton.) in agrum, quem incolebant ipsi, eos immitteret, nihil tale exspectantes adorti sunt et longo superiores eis facti etc. Daß diese Danerigi (eigentlich Dane Rigi) Donau-Rügen sind, werden die Oesterreicher, deren Land einst Rugiland hieß, nicht wohl in Abrede stellen. — Cottini vero, quum similia Marco nunciari jussissent, nacti Tarunium Paternum, qui ei ab epistolis Latinis erat, tanquam in Marcomannos expeditionem cum eo suscepturi, non tantum id non fecere sed etiam Paterno grave detrimentum intulerunt ac deinceps ipsi quoque perierunt.

2) Idem l. c. Astingi multis Marcum precibus obtestati supplices, ut pecuniam et agrum ab eo acciperent, hac conditione, — si nationibus tunc bellum cum eo gerentibus, cladem intulissent. Ac praestiterunt sane non nihil eorum, quae pollicebantur.

3) Paul. Diac. l. c. c. 13, 14, 15, 16, 17, 18.

dem markomaniſchen Kriege und der großen Völkerwanderung in der Mitte liegt. Denn im Gedränge der Völkerwanderung zur Zeit der Kaiſer Arkadius und Honorius (zwiſchen 395 und 410 n Chr.), als die Gothen, Gepiden und Wandalen die Donau überſchritten, und ſich im römiſchen Reiche einquartirten, erſcheinen auch die Langobarden wieder an der Donau, und zwar, nach dem Berichte des griechiſchen Geſchichtſchreibers, Fortſetzers des Syncellus, in der engſten Verbindung mit den Avaren und Gepiden, welche letzteren die Gegenden um Singidunum und Sirmium in Beſitz genommen hatten, worauf ſich die Langobarden und Avaren von ihnen (den Gepiden) trennten [1]). Da die Langobarden im zweyten Jahrhundert zu den Gothen in das öſtliche Europa gewandert ſind, ſo iſt nichts natürlicher, als daß die beym Einbruche der Hunnen in Oſteuropa zugleich mit den Gothen nach Weſten gedrängt wurden, und ſo unter die Gepiden, aus welcher Nation, nach dem Chronicon Paſchale [2]), Attila, der König der Könige, hervorgegangen iſt, geriethen, und mit dieſen und mit den Avaren oder occidentaliſchen Hunnen in der Gegend von Singidunum und Sirmium, oder an der Gränze Pannoniens, kurz in den Gegenden an der Donau erſchienen. Billig wird man hier fragen: Wo waren denn die Wohnſitze der Langobarden, aus denen ſie durch die occidentaliſchen Hunnen verdrängt wurden? Zur Beantwortung dieſer Frage gehört vor allem eine richtige Anſicht von dem Gothenreiche des vierten Jahrhunderts in dem heutigen europäiſchen Rußlande, denn die Langobarden waren ja aus Mauringa ins Gothenland gewandert, dann wieder eine Hypotheſe. — Nach Mannert [3]), der ſeine Anſicht mit großer Umſicht aus den Nachrichten der Alten geſchöpft hat, zogen ſich die Gothen, von den Venetern oder Wenden gedrängt, im dritten Jahrhundert nach Chriſti aus den unteren Weichſelgegenden langſam bis an das ſchwarze Meer und nach Dazien herab. Die zwiſchen dem Dnieſter und Don am Ufer des ſchwarzen Meeres geſeſſenen Gothen hießen Oſtgothen, die in Dazien Weſtgothen. Wenn alſo die Langobarden nach unſerer Annahme im zweyten Jahrhundert zu den Gothen wanderten, ſo konnten ſie dieſelben noch in ihren früheren Wohnſitzen an der unteren Weichſel zwiſchen Burgundern und Wenden angetroffen haben, und weil ſie ſich nach dem Berichte Warnefrid's in Bandhaip und Burgundahip ebenfalls einige Jahre aufgehalten, ſo iſt zu ſchließen, daß ſie, nachdem ſie in Bandhaip (bey den Wenden) und in Burgundahip (bey den Burgundern) ihre Rechnung nicht gefunden, den Gothen, nach deren Abzuge aus jenen Gegenden, jedoch in ſüdöſtlicher Richtung, nachgezogen ſeyen, bis ſie irgendwo im heutigen europäiſchen Rußlande Unterkunft fanden. Zu dieſer Vermuthung berechtigt Warnefrid's Erzählung von dem Zuſammentreffen der Langobarden mit Amazonen und Vulgaren, d. h. Wolgaanwohnern. Es iſt nicht wohl anzunehmen, daß Warnefrid jene faſt ans Fabelhafte ſtreifende Erzählung von König Lamiſſio, dem Findling, und deſſen

1) Theophanes in Stritteri Memor. populor. etc. T. I. in Gepaedicis §. 1 a: Isti (Gothi, Visigothi, Gepaedes et Vandali) Arcadio et Honorio imperatoribus trajecto Danubio in Romanae potestatis solo fixerant sedem. Gepedes quidem, ex quibus demum *Langobardi* et Abares divisi sunt, loca ad Singidonem et Sirmium posita occuparunt.

2) Chronic Paschale Bonnae edit. ad ann. 450 a Christ. Imperantibus Theodosio et Valentiniano Augustis expeditionem movit adversus Romam et Constantinopolim Attilas ex Gepidis Hunnis ortus.

3) Geographie der Griechen und Römer, 3. Thl. XXI. Kap. S. 406 u. f. f.

Kampf mit einer Amazone im Waſſer, ſo wie den Krieg mit den Vulgaren ſich erſonnen habe, um die Geſchichte ſeiner Nation durch derley ſeltſame Ereigniſſe anziehender zu machen. Er würde derley Sachen ſicher nicht niedergeſchrieben haben, wenn ſie ihm nicht wären überliefert worden, d. h. wenn ſie nicht im Bewußtſeyn der Langobarden vorhanden geweſen wären. Aber eben darum verdienen dieſe Traditionen von der Kritik näher beleuchtet und hiſtoriſch gewürdigt zu werden: denn es ſind Traditionen eines deutſchen Volkes, deſſen italiſirte Nachkommen in dem Völkervereine des öſterreichiſchen Erbkaiſerthums eine ehrenvolle Stelle behaupten. Lange genug hat man die Geſchichte zur Fabel erniedrigt, es iſt Zeit, daß wir anfangen, die Geſchichte aus der Fabel wieder zu gewinnen. Man könnte zwar eine ſolche, wegen Mangel an den nöthigen Behelfen äußerſt ſchwierige Beleuchtung von ſich weiſen, d. h. man könnte vorwenden, daß weil in den ruſſiſchen Geſchichtsquellen keine Spur von Langobarden vorzufinden, ſo müſſe die Sache, d. h. die einſtige Anweſenheit der Langobarden im heutigen europäiſchen Rußlande, dahingeſtellt bleiben. Damit iſt aber die Sache doch nicht abgethan, vorausgeſetzt, daß Warnefrid nicht Mährchen, ſondern überlieferte Thatſachen niedergeſchrieben hat. Vielleicht kommen die Langobarden in den ruſſiſchen Geſchichtsquellen unter einem anderen, und zwar unter einem ſolchen Namen vor, der auf ein Land zurückweiſet, darin ſie früher längere Zeit gelebt hatten. Daß ſie ihren urſprünglichen Namen Winuli, Funeln an der langen Börde gegen den der Langobarden vertauſcht haben, iſt oben geſagt worden. Wäre es denn nicht möglich, daß ſie auch dieſen, von der langen Börde hergenommenen Ortsnamen gegen einen anderen vertauſcht, und in Mähren, Mauringa, angelangt, ſich Meren genannt hätten, oder doch von den Nachbarn ſo genannt worden wären? — Dieß angenommen, dürfte dann nicht ſchwer ſeyn, die ehemaligen Wohnſitze der Langobarden, d. h. Meren, im europäiſchen Rußlande nachzuweiſen. Denn in Schlözers ruſſiſchen Annalen [1]) finden ſich unter den alten Stammvölkern Rußlands Meren und Muromen, die ihre eigene Sprache hatten, d. h. nicht ſloveniſch redeten, und an Rußland Tribut zahlten; und in einer Stelle des Jornandes [2]) kommen unter den nördlichen Völkern, die ſich der Gothenkönig Hermanrich unterworfen, ebenfalls Merens vor. Wie, wenn unter dieſen Meren und Muromen der ruſſiſchen Chronik, unter den Merens des Jornandes, die Langobarden verſteckt lägen? — Ohne die ſorgfältigſte Erwägung und Vergleichung aller bisher aus griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreibern angeführten Stellen über die Langobarden mit Warnefrid's Berichten und den jedesmaligen Zeitverhältniſſen müßte man eine ſolche Vermuthung allerdings für einen ſeltſamen Einfall halten, der zwar einige Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, aber ſchwerlich

---

1) Schlözers ruſſiſche Annalen, 2. Thl. Kap. IX: A na Rostovie ozerie (siodiat) *Meria*, a na Kleszczinie ozerie siodiat *Mieriashe*. A po Otzie rietzie, gdo vteczet v Volgo, jazyk svoi *Maroma* etc. I so sut' inii jazytzie, ishe dan' dajut Rus,: Cziud', Ves', *Meria Muroma* etc. Das heißt: Am Roſtov'ſchen See (ſaßen) die Meren, und am Kleſczinſchen See die Miriaſchen. Und an dem Flüßchen Oka, wo es in die Wolga fällt, die Muromen, die ihre eigene Sprache haben. — Das ſind andere Nationen (keine Slovenen), welche Tribut an Rußland geben: Czuden, Weß, Meria, Muroma ꝛc.

2) Jornand. de rebus Geticis in Murator. scriptt. rer. Italic. T. I. c. XXIII: Gothorum rege Geberich, rebus excedente humanis post temporis aliquod Ermanaricus, nobilissimus Amalorum in regno successit, qui multas et bellicosissimas arctoas gentes perdomuit, suisque parere legibus fecit. — Habebat siquidem, quos domuerat, Gothos, Scythas, Thuidas in Aunris, Vasinabroncas, *Merens*, Mordensimnis etc.

jemals auf historische Gewißheit wird Anspruch machen können. Bedenkt man aber, daß Nestor die Anwesenheit der nichtslovenischen Meren und Muromen in Rußland nicht aus der Luft gegriffen haben kann; daß zur Stunde noch im Gouvernement Wladimir sich eine Stadt Muroma befindet, deren Erbauung über die Zeiten der russischen Geschichte hinausgeht, und deren Erbauer ein finnisches (?) Volk gewesen seyn soll, das einst jene Gegend bewohnt haben soll [1]); bedenkt man ferner, daß die Langobarden geschichtlich das einzige Volk sind, welches in der russischen Vorzeit aus Mähren nach Rußland gewandert seyn [2]), dort und zwar mit Recht sich für Meren ausgegeben haben könnte, obwohl sie eigentlich Füneln (Winuli), nicht Finnen (Fenni) waren, und daß sie, als russische Meren, eben darum nicht zu den nördlichen Völkern gehören konnten, welche sich der Ostgothenkönig Hermanrich im vierten Jahrhundert unterwarf, daß sie dann von diesem mächtigen Fürsten leicht bey der Unterjochung der Anten an den Donaumündungen gebraucht worden seyn [3]), und so, dem Berichte Warnefrid's gemäß, einige Zeit in Anthaip zugebracht haben, dann aber von dem Strome der Völkerwanderung mit fortgerissen, zwischen den Jahren 395 und 410 n. Chr. zugleich mit den vor den Hunnen flüchtenden Gothen unter die Avaren und Gepiden gerathen, und mit Letzteren vereint, zwischen der Theiß und Donau, und zwar wieder als Langobarden erscheinen konnten, so dürfte obige Vermuthung, nämlich daß die Langobarden im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. als Meren in Rußland gesessen, und von Hermanrich unterjocht worden, vielleicht als etwas mehr als ein seltsamer Einfall, sie dürfte als eine Thatsache erscheinen, ohne welche die Berichte des langobardischen wie russischen Geschichtschreibers unglaublich wären, da im Gegentheile, falls diese Vermuthung als grundhältig befunden würde, in die Geschichte der Langobarden Licht und Zusammenhang gebracht wäre, und die Aussagen der griechischen, römischen und russischen Geschichtschreiber mit jenen des Paulus Diakonus im Einklange erscheinen würden.

9. Wohin sich die Langobarden gewendet, als sie sich von den Gepiden trennten, ist nirgend verzeichnet, doch scheint es, daß sie sich an die Heruler angeschlossen haben, und deren Vorhut bildend, in das heutige Oberungern eingedrungen, und im Verlaufe der Zeit westlich bis an die Wag, ja bis in die Marchgegenden vorgeschritten sind, während die Ostgothen sich (nach Attila's Tode) in Folge der Völkerschlacht am Netad in Pannonien ausbreiteten. So dürften die Langobarden wieder unter die Sueven oder die Ueberreste der Quaden zurückgekehrt seyn,

---

1) J. G. Fr. Cannabich's neuestes Gemälde des europäischen Rußlands im zwanzigsten Bande der Schütz'schen allgemeinen Erdkunde. Wien, bey Anton Doll, 1833.

2) Es ist oben die Muthmaßung, daß vielleicht die an der Mora und Oppa gesessenen Osen, die wir als die Obii des Peter Patricius kennen gelernt, wie sie in Gesellschaft der Langobarden im J. 168 n. Chr. in Pannonien eingefallen, auch in deren Gesellschaft die Rache der Römer fürchtend, mit nach Rußland ausgewandert seyen, absichtlich unterdrückt, weil nicht zu viel auf einmal behauptet und bewiesen werden sollte; aber der Umstand, daß in der russischen Geschichtsquelle ausdrücklich die Meren von den Muromen geschieden werden, dürfte so ziemlich hinreichen, um auch diese Muthmaßung zu rechtfertigen. Die Meren waren nämlich ehemalige Marchanwohner (Langobarden), die Muromen aber Moraanwohner, und diese waren Osen wie die Obier oder Oppa-Anwohner: die Mora fließt bekanntermaßen in die Oppa.

3) Jordanes l. c.

deren Kampfgenoſſen ihre Vorfahren einſt geweſen waren. Ja es iſt wahrſcheinlich, daß ſie gleich nach ihrer Trennung von den Gepiden den Entſchluß gefaßt hatten, die früheren Wohnſitze ihrer Väter aufzuſuchen, und in Verbindung mit ruſſiſchen Kampfgenoſſen wieder zu erwerben. Kurz um das Jahr 487 n. Chr. finden wir ſie in der Nachbarſchaft der Donaurügen, deren Reich um dieſe Zeit von dem mächtigen Odoaker angegriffen und zerſtört wurde, alſo, daß ſie in das von Einwohnern entblößte Rugiland unter ihrem Könige Gudehok eindringen, und dasſelbe, wie Warnefrid berichtet, in Beſitz nehmen konnten [1]). Vielleicht hatten ſie Odoaker'n in dem Kriege wider den Rügenkönig Feleth oder Feva gute Dienſte geleiſtet, und erhielten oder nahmen ſich Rugiland zum Lohne für die geleiſtete Hülfe [2]). Jedenfalls alſo kann, und zwar mit Gewißheit, angenommen werden, daß die Langobarden eine Reihe von Jahren wieder in dem heutigen Mähren zugebracht haben, bevor ſie in das Land unter der Enns diesſeits der Donau vorrückten. Man könnte freylich dagegen einwenden und ſagen: »Wenn die Langobarden wieder eine Reihe von Jahren in Mähren zugebracht hätten, ſo müßten doch Spuren davon vorhanden ſeyn, d. h. es müßten wenigſtens einige von ihnen herrührende mähriſche Ortsnamen dieſe Thatſache beſtätigen.« Darauf läßt ſich antworten: »Allerdings dürften ſich die Langobarden nach Mähren zurückgekehrt, entweder durch Gewalt oder durch friedliches Uebereinkommen mit den damaligen Bewohnern des Landes (Sueven und Slovenen?), häuslich niedergelaſſen haben, und es möchten auch vielleicht noch Orte vorhanden ſeyn, welche von ihnen den Namen tragen. Dieſe Orte dürften ſich vielleicht auch nachweiſen laſſen, wenn man wüßte, wie die aus Rußland zurückgekehrten Langobarden von der damaligen ſueviſchen und ſloveniſchen Bevölkerung Mährens genannt wurden. Nehmen wir an, daß ſie vermiſcht mit Ruſſen (Ros) ins Land eingedrungen ſind, und darum nur überhaupt Ros (Ruſſen) genannt wurden, ſo dürften ſich in Mähren und kaiſerlich Schleſien noch manche Ortſchaften finden, welche an dieſe ehemaligen Gäſte aus der Völkerwanderung erinnern. Hat nicht ſchon der ehemalige Olmützer Bibliothekar v. Hankenſtein die Muthmaßung ausgeſprochen, daß die mähriſchen Walachen derley eingewanderte Ruſſen (Ros) ſeyen? [3]). Wie wäre es, wenn die Ortſchaften Rauſen, Rauſenbruck, Rauſenſtein, Rauſko, Roſetz, Roſiczka, Roſſitz, Roſſoch, Roſtein, Roſſtin oder Roſczin, Roſtitz, Rozinka, Rozna, Roznau, Ruzenau, Ruſſena den mit den Longobarden eingedrungenen Ros ihren Urſprung oder doch ihre Benennung zu verdanken hätten? Wie dem aber immer ſeyn möge, ſo läßt ſich dieſe zweyte Anweſenheit der Langobarden in Mähren vor dem J. 487 n. Chr. eben ſo wenig, als jene erſte beym Beginne des Markomanenkrieges in Abrede ſtellen. Schon der Umſtand, daß ſie bald darauf (491 n Chr.), damals ſchon arianiſche Chriſten, von den noch heidniſchen Herulern unterjocht und zum Tribute gezwungen wurden [4]), beweiſet, daß ſie die näch-

1) Paul. Diacon. l. c. c. 19. Tunc Langobardi de suis regionibus egressi, venerunt in Rugiland, quae latino eloquio Rugorum patria dicitur, atque in ea, quia erat solo fertilis, aliquantis commorati sunt annis (487—526 v. Ch.).

2) Vorausgeſetzt, daß ſie damals noch Söldner der wilden Heruler waren, ſo iſt ihre Theilnahme an dem Kriege zwiſchen Odoaker und Feva ſo gut als gewiß.

3) M. ſ. deſſen Bibl. der mähriſchen Staatskunde. Wien 1786, S. 101.

4) Procop. de bello Gothico, Lib. II. c. 14. Eruli demum Langobardos, jam tum Christianos et quosdam alias gentes sibi vectigales fecerunt etc.

ſten Nachbarn derſelben diesſeits und jenſeits der Karpathen geweſen, wie denn die Ortsnamen Herault, Heraletz, Heroltitz, Herlitz auf die ehemalige Anweſenheit der Heruler in Mähren, Schleſien, ja ſelbſt in Böhmen zurückdeuten Durch den Sieg, den die Langobarden um das Jahr 494 n. Chr. über die Heruler erfochten [1]), wurden ſie reich und mächtig; denn ihnen unterwarfen ſich nun alle jene Völker, die bisher unter jenem Joche der barbariſchen Heruler geſeufzt hatten; und obgleich unter ihren Häuptlingen zeitweiſe Spaltung herrſchte, wie denn der ſiegreiche König Tato, der Ueberwinder des Heruler-Königs Rudolph, von ſeinem Neffen Wacho (die öſterreichiſche Wachau trägt noch von ihm den Namen) erſchlagen wurde, ſo behaupteten ſie ſich dennoch in dem Rugilande, ja König Wacho unterwarf ſich ſogar noch die Reſte der Sueven [2]). Welches Anſehen dieſer Longobardenkönig unter den damaligen Herrſchern von Europa ſich zu verſchaffen wußte, deſſen iſt ein Beweis, daß er ſich durch ſeine erſte Gemahlin Ranigunde mit dem Könige der Thüringer, wie durch ſeine zweyte Gemahlin Hoſtricuſe mit dem König der Gepiden verſchwägerte. Die eine ſeiner Töchter, Wiſegart, vermählte er an Theudebert, König der Franken; die zweyte, Walderade, an einen anderen fränkiſchen Fürſten; und ſo hinterließ er ſeinem Sohne Walthari ein blühendes Reich. Audoin aber führte die Langobarden 526 n Chr. über die Donau in das von den Gothen entblößte Pannonien, von wo König Alboin im Jahre 56⅔ n. Chr. zur Eroberung des heutigen lombardo-venetianiſchen Königreichs ausgezogen iſt. Merkwürdig! im Jahre 175 n. Chr. beyläufig flüchteten die Langobarden aus den Donaugegenden in den fernen Oſten, weil ſie das römiſche Gebiet bis nach Aquileja hinein verwüſtet hatten; vier Jahrhunderte ſpäter zogen ſie aus demſelben Pannonien, das ſie damals ſchon gern beſeſſen hätten, mit vielen Völkern aus, um ſich Italien zu unterwerfen.

Ueber Schnorr von Karolsfeld neueſtes Werk: »Die Speiſung der Fünftauſend.«

Mit gerechtem Stolze weiſen wir auf das neueſte Werk unſeres genialen Landsmannes, welches den ſichtlichen Beweis liefert, daß die bildende Kunſt, ſo wie die redende, keineswegs, wie man uns oft gern überreden möchte, im Zuſtande des Rückſchrittes oder auch nur des Stillſtehens ſich befindet, ſondern vielmehr immerdar der größeren Vollendung entgegen geht. Es iſt begreiflich, daß große Werke nur ſelten ans Licht treten, dieß gilt aber nicht nur von unſerer, ſondern von jeder Zeit. Daß die Malerey in dem letzten Jahrzehend ſich in der Darſtellung des Kleinen und mitunter Kleinlichen gefiel, iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Wenn man aber darauf hin zu weiſen befliſſen war, um uns mit einem betrübenden Gefühle zu erfüllen, ſo darf man wohl auch an das edle Geſchäft gehen, auf die großen Männer hinzuweiſen, welche die Gegenwart beſitzt, um uns freudigen und erhebenden Empfindungen zuzuführen.

---

1) Idem ibid. et Paul. Diac. l. c. c. XX.

2) Paul. Diac. l. c. c. XXI. Wacho super Sueves irruit eosque suo dominio subjugavit.

Schon der erste Anblick des großartigen Bildes, in welchem wir, — wenn wir den Künstler mit sich selbst vergleichen, und den herrlichen, in der kaiserlichen Gemäldegallerie seinen Triumph feyernden Faust betrachten, — eher einen Vorschritt als einen Stillstand wahrnehmen, überrascht und reißt hin durch den Effekt und die Harmonie des Ganzen. Der Eindruck dieser Harmonie wird nicht gemindert durch die nähere Betrachtung, denn er ist nicht für die Sinne berechnet, sondern hervorgebracht durch die herrlich angeordnete Composition, durch das meisterkundige Abwägen der Gruppen gegen einander, durch Vertheilung des Lichtes und Schattens, und die Wahl der Farben in den mannigfaltigen Draperien; — wahrhaftig hier eine schwierige Aufgabe!

Doch zur Beschreibung des Gegenstandes, den der Erzbischof der Mechitaristen-Congregation sehr passend selbst wählte, indem er dem Künstler Gelegenheit gab, gewisse Beziehungen auf die Geschichte und Thätigkeit der Priestergesellschaft anzubringen, — welche Aufgabe auch S. mit wahrem Dichtergenie gelöst hat. — Es ist die Speisung der fünftausend Mann durch das Wunder der Vermehrung der Brote.

Christus, in der Mitte des Bildes auf einer Anhöhe, umgeben von seinen Jüngern, steht mit emporgehobenen Händen, in denen er die Theile eines gebrochenen Brotes hält, aufrecht, mit gegen Himmel gerichtetem Blicke, das Wunder mit Gotteskraft verrichtend. Vor ihm kniet der feurige und immer thätige Petrus, und reicht ihm die noch übrigen zwey Brote hin, während links der Knabe die Fische zu gleichem Zwecke bereit hält. Seitwärts, hinter Petrus, kniet Johannes, mit zusammengelegten Händen, den Blick mit inniger Liebe und demüthigem Erstaunen erfüllt, nach seinem lieben Meister gerichtet. Noch mehr rechts steht Simon herabgebeugt, vom Wunderbrote einem kahlen Alten reichend, dessen Kopf und Hände auffallend wahr gehalten sind. In selber Richtung neben Simon sieht man Bartholomäus mit ausgestreckten Armen, mit der rechten Hand nach dem Heiland zeigend, mit der linken seine Rede feurig begleitend; man sieht es, er spricht über die Kraft und Allmacht Gottes zu dem unter ihm stehenden Volke. Ueber eben genannte Gestalten wird, mehr nach dem tiefen Mittelgrunde, Matthäus sichtbar, der ebenfalls durch Miene und Haltung der Hände ein ehrfurchtvolles Staunen kund gibt, während hinter ihm der Kopf eines Pharisäers erscheint, der nicht zu fassen scheint, was er zu alle dem denken soll, und dem das Wesen des Vorganges ganz fremd ist. Im Halbdunkel rückwärts links erscheinen Kopf und Hand des Apostels Thomas, der zwar demüthig knieend, doch mit unverwandtem Blicke das Wunder ergründen zu wollen scheint, während Andreas neben ihm — wieder im vollen Lichte — mit gesenkten Armen und gefalteten Händen Ehrfurcht und Staunen ausdrückt. Unter dieser würdigen Gestalt theilt Philippus Brotstücke aus. Etwas weiter gegen den Vorgrund sieht man Judas in halb knieend, halb sitzender Stellung; es ist ihm hier nicht behaglich, das Wunder setzt ihn mehr in unheimliche Verlegenheit. In einiger Entfernung über Judas und Andreas erscheint Thaddäus, der unverkennbar nach der Bewegung der Hände, — indem er die Finger der Rechten ausstreckt, und mit der Linken sprechend darauf hindeutet, — das Wunder den tiefer unten Stehenden predigt. Weiter links neben Judas, unter Thaddäus, füllen zwey jugendliche Gestalten, halb liegend, halb sitzend, den Raum zwischen ihm und Jakobus aus, der, herabsteigend, einen Korb mit zerstücktem Brote unter das ihn umgebende Volk austheilt, unter dem sehr schöne

Charaktere zu bemerken sind. Zwischen Christus und Andreas, links unter den Köpfen, die den Horizont als letzte Figuren nach oben decken, beugt sich eine Gestalt nach Christus hervor, die vielleicht der Bruder des Johannes ist? — Ergriffen von immer neuen Eindrücken, und nach so vielen Gegenständen dieser reichen Composition hingezogen, vergißt man, nach dem zwölften Jünger zu fragen. Das eigene Suchen nach ihm führt immer mehr dem ferneren Hintergrunde des Gemäldes zu, in welchem man hundert neue Bilder im Bilde gewahr wird, in denen sich Massen von Gestalten zeigen, die, jede einzeln betrachtet, ihr eigenthümliches Leben, und jede ihren klar ausgesprochenen Charakter hat; man wird hier auf das Interessanteste durch das bewegte Treiben dieses Volkes unter sich selbst zu vielfältigen Betrachtungen hingerissen, daß man wähnt, unter ihnen selbst zu wandeln. Diese Mannigfaltigkeit und dieser Reichthum der Gedanken und verschiedenartigen Bewegung und Zusammenstellung dieser Volksmassen und Gruppen bekunden die umfangreiche Phantasie des Künstlers.

Im Vorgrunde hat Schnorr mit poetischer Geistesgewandtheit mehrere Episoden eingeflochten, die zu den schönsten Erklärungen und Beziehungen zum Ganzen Anlaß geben. — Rechts im Helldunkel, — was sehr passend einen Schatten, den eine schmale Wand am Fenster auf das Bild wirft, in das Gemälde verwebt: — ist eine Familie sichtbar. In lebendiger Begeisterung für den Gottmenschen in seinem machtvollen Wirken kniet die Mutter, das Antlitz nach ihm in die Höhe gerichtet, und weiht ihm ihr Jüngstgebornes, welches, zwischen ihren vorgestreckten Armen sitzend, noch nichts ahnet von alle dem Großen und Wunderbaren, das es umhaucht, indem es sich doch von dem Brote selbst sättigt, und es, mit beyden Händen fassend, vergnüglich zum Munde führt. Herrlich, ausdrucksvoll, so auch schön an Form ist das Profil dieses weiblichen Kopfes im Halbdunkel, der mit einem Schleyer bedeckt ist, der durchsichtig über den Körper herabfällt. Ein zweytes, älteres Kind liegt, auf Knie und Elbogen gestützt, auf dem einen Schenkel des Vaters, der, das Gemälde an der rechten Seite schließend, neben der Mutter sitzt, und den Knaben über die Gabe Gottes belehrt. Der Charakter des Knaben, der, nach Art der Kinder, ganz Ohr, mit offenem Munde der Rede des Vaters horcht, und selbst vergessen, ein Stück Brot in der einen Hand hält, ist höchst wahr, so wie des Vaters Bewegung klar ausdrückt, was ihn erfüllt und von was er eben spricht. Die andere Hauptgruppe, im Vorgrunde links, ist nicht weniger sinnvoll und verständlich. Ein Mann, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, liegt, gestützt auf den linken Arm, die Hand an der Stirne, tiefsinnig vor sich hinstarrend. Man sieht, er ist geistig bewegt, unbekümmert um die Sättigung des Leibes, die hier durch Gottes Macht geboten wird. Unfehlbar zeigen seine Züge, daß er geistig ergriffen ist: mehr durch das, was Christus in göttlicher Begeisterung vor dem Akte der Speisung gepredigt haben mag. Den Zwiespalt seines Inneren mißdeutend, kniet ein engelgleiches Kind vor ihm, in der einen Hand ein Stückchen Brot, mit der anderen auf den Heiland deutend, als wolle es den Mann auffordern, — weil es zu wähnen scheint, als hungere ihn nach leiblicher Speise: — sich deßhalb an den großen Geber selbst zu wenden. Noch zwey Kinder runden diese Gruppe: das eine, vom Rücken gesehen, der vortrefflich colorirt ist, scheint ängstlich, und kriecht gegen den Mann hin, sich an ihn schmiegend; das andere, fast ganz vom Rücken, betrachtet,

ebenfalls mit Brot verſehen, ruhig alles, was vor ſeinen Augen ſich ergibt. An dem äußerſten Rande des Bildes, linker Hand, ſchließen ein Soldat und ein Phariſäer den Raum desſelben. Erſterer faltet in frommer Bewunderung, gegen den Heiland den Blick erhoben, die Hände, und man glaubt wohl nicht mit Unrecht: daß der Künſtler hier an den frommen Cornelius dachte? Der Phariſäer, mit rothem Turban, einen Wanderſtock in der Hand, ſcheint nach einem Begleiter ſich umzuſehen, den der Raum des Bildes noch nicht in ſich aufgenommen hat, und ihm geſtattet, ſich zu zeigen. Doch den Blick nun wieder erhebend, ſieht man auch hier, wie auf der rechten Seite, über die Gründe des Bildes, in die entfernten Menſchenmaſſen hinein, und eine halbweg lebhafte Phantaſie ſetzt die Verbindung fort, die dieſe Tauſende von Menſchen hinter den Geſtalten des Mittelgrundes in einem Zuſammenhange bilden müſſen. Auch auf dieſer Seite ſind Figuren und Gruppen, und die von ihnen zuſammengeſetzten Maſſen vortrefflich arrangirt, und mit großer Lebendigkeit zuſammengeſtellt. Es würde viele Blätter ausfüllen, wollte man jede einzelne Schönheit an Gedanken und Darſtellung beſchreiben, die Fülle von Geſtalten bewegt, bis zu den fernſten Punkten, die ſich an die gebirgigen Ufer des galiläiſchen Meeres erſtrecken, da, wo die Landſchaft ſich an den Himmel verbindend ſchließt, in deſſen Blau leichte Lichtwolken ſchwimmen, die von unten auf durch die hinter den Bergen rechts verſchwundene Sonne ihren Glanz empfangen.

In Beendigung der Betrachtung jeder Einzelnheit, die ſtrenge Rechenſchaft über alles gibt, was einem Kunſtwerke jene Gediegenheit verleiht, die es zu einem Meiſterwerke ſtämpelt: finden wir jene richtige und ſtrenge Zeichnung, die ſich beſonders hier in den ſchönen Armen, Händen und anatomiſch correctem Nackten überhaupt kund gibt, ſo ergreift der allgemeine Eindruck des Werkes mit doppelter Kraft. Die Phantaſie wird erfüllt von all den einzeln aufgenommenen Details, und der Sinn nimmt, ſcheidend von dem herrlichen Werke, bey jedem Schritte zunehmender Entfernung, das harmoniſche Ineinanderfließen der Maſſen wahr, bis das Ende des langen Saales erreicht, und die Erſcheinung hinter den Flügelthüren verſchwunden iſt.

Wir glauben es hier am Platze, einige bis nun nicht bekannt gewordene biographiſche Notizen über unſern, in vielfacher Beziehung merkwürdigen Landsmann erſcheinen zu laſſen.

Ludwig Ferdinand Schnorr von Karolsfeld wurde am 11. October 1789 zu Königsberg in Altpreußen geboren. Als ein halbjähriges Kind kam er von dort mit ſeinem Vater, — der früher von Sachſen aus einem Rufe dahin gefolgt war, — nach Leipzig. Letzterer, Veit Hans Schnorr v. K., nachmaliger Director der Akademie der bildenden Künſte letztgenannter Stadt, hat ſich als Kenner und ausübender Künſtler in ganz Deutſchland einen rühmlichen Namen erworben. — Der jüngere Bruder, Julius Schnorr v. K., durch mehrere Jahre eine der vorzüglichſten Zierden des deutſchen Künſtlerkreiſes in Rom, iſt nun in München als Profeſſor der Malerey angeſtellt. Einen dritten Bruder, Eduard Schnorr v. K., gleichfalls der Malerey und Baukunſt geweiht, raffte im September 1819 in Wien ein allzufrüher Tod hinweg. Die ſächſiſche Bergſtadt Schneeberg iſt der Stammort der Schnorrſchen Familie, deren Vorfahren ſich in grauer Zeit, aus Schweden kommend, dort anſiedelten. Noch birgt dort dieſer Familie Todtengruft die Reſte jenes ihrer Ahnherren, der durch ſeine großen Verdienſte um den Staat von Kaiſer Leopold dem Erſten Anno 1687 in den Reichsadelſtand

erhoben wurde. — Derselbe war, wie die Schneeberger Chronik meldet, der Entdecker der weißen Thonerde, aus welcher dessen Freund Böttiger, — ein damals berühmter Chemiker, — das schöne Produkt erzeugte, welches noch jetzt als das rühmlich bekannte Meißner Porzellain bekannt ist.

Alle drey Schnorr haben sich in Wien gebildet: Ludwig Ferdinand kam zu Anfang 1804, noch nicht volle funfzehn Jahre alt, zuerst dahin, und studirte unter Füger's Leitung, dem er durch seinen Vater empfohlen war, auf der Akademie. Wiewohl nun aber Füger's weltberühmter Name schon dem Knaben dem Rufe nach bekannt war, und er dessen großartiges Talent, — durch Kupferstiche und Handzeichnungen mit demselben vertraut, — mit kindlicher Scheu verehrte, so fand sich doch, bey weiter fortgeschrittener Ausbildung des Jünglings, daß sein Genius verschieden von jenem Füger's sey. Bey Erblickung seiner Werke in Wien empfand Sch. in den unbestimmten Umrissen und der darin herrschenden Manotonie der Formen in den Köpfen und Draperien, so wie in der oft zu theatralischen Stylisirung den Abgang innerer Naturwahrheit. Deßhalb schlug er selbstständig jenen Weg ein, der ihn — die Natur stets fest im Auge, obgleich durch die gewonnene Bildung in der Wahl ihres Edelsten bedingt, — zu jenem eigenthümlichen Gepräge in Charakter, Ausführung und zu jener Bestimmtheit leitete, die anfangs oft als eine gewisse Härte erschien, und damals um so auffallender wurde, weil die Kunstliebhaber jener Epoche an Flauheit, Unbestimmtheit und einen verweichlichten Vortrag gewöhnt waren. Ein bedeutender Lehrer nächst Füger, in Beziehung auf die wichtige Hülfswissenschaft der Anatomie, war der nachmalige Director der Akademie, Martin Fischer, welcher in diesem Fache großen Einfluß auf Sch. hatte. Ein Beweis der Dankbarkeit und der großen Verehrung, mit welcher er für diese beyden Männer erfüllt war, geht aus jedem der beyden Nekrologe hervor, die er als ein ehrenvolles Denkmal nach dem Tode dieser großen Künstler schrieb und veröffentlichte.

Ohne sich für den wohlmeinenden Rath erfahrener Männer im Kunstfache und von literarischer Bildung zu verschließen, schritt Sch. mit immer steigender Sicherheit und Ueberzeugung seinen eigens gebahnten Weg rasch vorwärts. — Ein großes Feld, seinen Geist mit Ideen zu erfüllen und seinen Geschmack zu läutern, war für ihn die höchst bedeutende und weltberühmte Sammlung von Handzeichnungen des verewigten Herzogs von Sachsen-Teschen, dessen Pensionär Sch. gewesen Hier copirte er fleißig nach den herrlichen Skizzen und Entwürfen eines Raphael, M. Angelo u. s. w. — Im Urtheil nach und nach reifer geworden, besuchte Sch. die öffentlichen Gallerien. Von 1817 an war er zu wiederholten Malen in Dresden, und dieß rundete nach und nach seine Ansichten in Beziehung auf allgemeine ästhetische Vollendung eines Kunstwerkes nach einer bestimmten Richtung ab, so wie kritische Durchsicht der vorzüglichen Kupferwerke nach den besten Meistern in Geschmack und Composition ihn zarter empfinden lehrte. Der edle Geist dieses Strebens ist in allen Werken Sch.'s unverkennbar, und die gewonnene höhere Erkenntniß des Edelsten mag ihn bisher abgehalten haben, sich einer Mode zu bequemen, deren Huldigung den Künstler oft zu Gegenständen abwärts leitet, wie das immer mehr überhand nehmende Genre-Wesen es darlegt, und ihn den Launen des Zeitgeschmackes Preis gibt, weil er besser seine Rechnung dabey findet. — In dieser Zeit (1818) entstand das berühmte Gemälde Faust. Dieses große, gegen zehn Schuh hohe und

gegen acht Schuh breite Bild war zur Zeit seiner Erscheinung der Höhepunkt aus allen, was Sch. bis dahin leistete. Es erschien mit großer Genialität, Empfindung und wahrer künstlerischer Begeisterung, deren Flug keineswegs durch die hohe und sorgfältige Ausführung gehemmt wurde, ausgeführt. Das Bild ward 1819 für die k. k. Bildergallerie angekauft. Noch zwey treffliche Bilder Sch.'s entstanden in dieser Periode bis 1820, in welchem Jahre sie auch in die k. k. Ausstellung kamen: Genoveva und Golo nach Tieck's dramatischem Gedichte, und des ritterlichen Jägers Liebeslauschen. Ferner: Erlkönig nach Goethe's Gedicht; — junge Mädchen, neugierig in den Brunnen schauend, aus dem die Kinder kommen (von Rahl in Kupfer gestochen); — Liebeswahnsinn, frey nach Brentano's Ballade; — die Oesterreicher unter Chasteller mit den Tyrolern neuerdings verbündet, an der Mühlbacher Klause u. s. w. Diese sechs Gemälde, nebst einer kleinen sorgfältigen Copie des oben erwähnten Faust, kaufte der verstorbene Altgraf v. Salm, und sie gingen auf dessen ältesten Sohn und Erbherrn über, der sie auf seiner Herrschaft Raitz in Mähren bewahrt.

Vielen Einfluß auf Sch. übte die Bekanntschaft mit Friedrich v. Schlegel. Ein Vorgang merkwürdiger Art machte beyde zu den vertrautesten Freunden. Es war die Zeit, in welcher Sch. mit den Erscheinungen des magnetischen Hellsehens bekannt wurde, und die Wahrheit der Existenz derselben erkennen lernte, die er früher stets als ein Mährchen betrachtet hatte. Da hier und da in öffentlichen Blättern bisweilen in ganz falschem und nachtheilig entstellendem Lichte in dieser Beziehung von Sch. die Rede war: so ist es nicht unpassend, hier einige Worte strenger Wahrheit berichtigend einfließen zu lassen.

Nächst seiner Kunst, Interesse für alles, was in das Gebiet der Wissenschaft und merkwürdigen Erscheinungen der Natur gehört, ergriff Sch. mit Eifer die dargebotene Gelegenheit, sich von einem Phänomen zu überzeugen, welches — ist es nun einmal in der menschlichen Natur gegründet — ihm von der höchsten Wichtigkeit erschien. Mit unermüdeter Ausdauer und beyspielloser Geduld verfolgte er die Erscheinung des magnetischen Hellsehens, ohne jedoch seiner Kunst untreu zu werden. Am Tage arbeitete er rastlos für die Seinigen in treuer Liebe für die Historienmalerey, und nach Sonnenuntergang ging er — besonders die Winterabende hierzu benützend, und jeder anderen Erholung entsagend, — in die Gemächer des Leidens, zu helfen wo er konnte, seine Beobachtungen fortzusetzen, und sorgfältig aufzeichnen zu lassen, was seinen reichen Schatz der Erfahrung zu vermehren im Stande war. — Dieses Wirken wurde ihm oft um so mehr mißdeutet, als er sich dabey von allen früheren gesellschaftlichen Verbindungen zurückzog, und der Natur der Sache nach seine Thätigkeit oft in einen geheimnißvollen Schleyer gehüllt erschien. Dadurch wurde dem Vorwurfe, als ergäbe sich Sch. einem falschen Mysticismus, noch mehr Gewicht verliehen, besonders da ihm im Umgang mit den Leiden Anderer und in Verbindung mit der Beobachtung jenes gesteigerten Seelenlebens eine vorhersehende religiöse Tendenz ergriffen hatte. Während dieser Zeit hatte Sch.'s geistiges Leben wichtige Durchgangsperioden zu bestehen; doch das wahrhaft aufrichtige Bestreben nach Wahrheit, ohne alles Parteywesen, leitete ihn glücklich zwischen manche gefahrdrohende Klippe, an denen seine Freunde ihn scheitern zu sehen fürchteten, durch, und stellte ihn nur um so fester und origineller auf den Boden seltener Erfahrung. Bereichert an merkwürdigen Beobachtungen in psychologischer Hinsicht, die auch auf

seine Kunst einen gesteigerten geistigen und fördernden Einfluß hatten, — so wie an sehr interessanten wissenschaftlichen Materialien, in sorgfältigen Protokollen und Tagebüchern gesammelt, — entzog sich Sch. dem praktischen Wirken im Gebiete des Lebensmagnetismus mit dem Bewußtseyn, manche Thräne getrocknet und manches Menschenleben gerettet zu haben, was die Arzneywissenschaft für verloren gab. Mehrere Zeichnungen, die rücksichtlich auf Charakteristik von interessantem Gehalte sind, bereicherten in der Periode neunjährigen Wirkens das Portefeuille des Künstlers. Besonders verdienen vier Porträts von Personen Erwähnung, die im Zustande ihres Hellsehens sehr treu gezeichnet sind. — In das Jahr 1822 fällt auch die Verfertigung der heiligen Cäcilie, deren Idee die Anschauung einer Seherin zum Grunde liegen soll. Dieses Bildes symbolische Bedeutung würdigte unter anderen Aufsätzen, die anderwärts erschienen, F. Schlegel in dem sechsten Baude seiner sämmtlichen Werke.

Gern besprach sich Sch. mit Gelehrten aller Art, und dieser Umgang bildete seinen Geist immer mehr aus, und verlieh ihm eine gewisse Vielseitigkeit des Urtheils. Große Theilnahme erwies unserem Künstler der Geheimrath Freyherr v Stifft, der eine Copie von bedeutender Größe nach dem berühmten Abendmahle von Leonardo da Vinci durch ihn verfertigen ließ. Dieses Gemälde ist mit ungemeiner Vollendung und Kunstaufwand durchgeführt, und verdient deßhalb hier Erwähnung. Mehrere Christusbilder malte Sch später für eben denselben.

Eine der schönsten Epochen seines Künstlerlebens beginnt von der Zeit an, als er das Glück hatte, Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Johann bekannt zu werden. Als der Erzherzog sein ländliches Gut in den Alpen der Steyermark erbaute, wurde Sch. mit der Ausführung aller Gegenstände seines Faches beauftragt. So manches, was der Brandhof und seine Kapelle als Zierde enthält, hat er nach der Idee und Angabe des Erzherzogs selbst entworfen und gezeichnet. Ein Votivbild von Schnorr's Hand wird in der Geschwornenhütte des Erzberges aufbewahrt. Ebenfalls fördernd in künstlerischer Hinsicht wirkte auf Sch. die Theilnahme des Erzherzogs Franz Carl ein, welcher ihn öfters mit Aufträgen aus der Geschichte seines erlauchten Hauses beehrte. Hierher gehört Rudolph von Habsburg auf der Jagd u. s. w. — Im Jahre 1826 malte Sch. für die Michaelskirche in Wien drey Altarblätter. — 1828 bestellte der Bischof Ziegler bey Sch. ein gegen funfzehn Schuh hohes Altargemälde, welches er auf eigene Kosten für die Domkirche zu Tarnow nach eigener Idee verfertigen ließ. — Das Jahre 1830 brachte das Tyroler Bild zur Ausführung, welches von dem Präsidenten de Pauli für das Museum »Ferdinandeum« zu Innsbruck bestellt wurde. — In jenem Jahre wurden noch zwey Altarblätter und 1831 Christus vor Kaiphas in einem großen Maßstabe ausgeführt, welches Andreas Freyherr von Stifft (Sohn des verstorbenen Geheimraths) für sich verfertigen ließ. — Ein schönes, farbekräftiges, seines saftigen und klaren Helldunkels wegen sehr verdienstvolles Gemälde: »Christus am Oelberge mit den schlafenden Jüngern,« ging in selber Zeit aus seiner Hand hervor (es ist jetzt im Besitze des Herrn Fr. Weiß. — In der Wiener Kunstausstellung 1832 sprach Sch.'s Gemälde: »Der letzte Mensch,« sehr an, dessen Inhaber der Ritter von Trattner ist. Eine Copie davon besitzt Se. kais. Hoheit Erzherzog Franz Carl. — Diesem Bilde folgten unter anderen Arbeiten: »Der Kränzelbusch,« — »der tröstende Einsiedler,« — »eine Taufe Christi,« welches in sieben Tagen entstand und vollendet werden mußte (7 Schuh hoch), — eine ländliche, auf den Namen »Geymüller« anspie-

lende romantische Darstellung. Anno 1834 vollendete Sch. das große Seitenstück zu Faust: »Faust im Kerker bey Gretchen;« eben so kraftvoll gedacht als herrlich ausgeführt. Dies Gemälde wurde, auf den Vorschlag des großen Kunstkenners, Grafen v. Czernin, Oberstkämmerers Sr. Majestät des Kaisers, dem früher gedachten in der k. k. Gallerie beygesellt. — Gleich nach Vollendung dieses Werkes reiste Sch. nach München, die dortigen Kunstwerke zu studiren. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst begab er sich über Tyrol durch die Schweiz nach Paris. Hier studirte er emsig die Kunstschätze der Malerey und Sculptur, und erwarb sich durch seine Leistungen auch den allgemeinen Beyfall. Ein Gemälde: »Die Jungfrau von Orleans,« das mehrmals rühmlich öffentlich erwähnt wurde, so wie mehrere Zeichnungen und Porträts, waren die Früchte seiner dortigen Zeitverwendung. Auch hier säumte Sch. nicht, Männer von Bedeutung und wissenschaftlicher Bildung kennen zu lernen, und gern folgte er daher den Einladungen in die Salons einer Herzogin von Abrantes, Duval, Nodier, Odilon Barrot, des Malers Gerard u. s. w. — Nach dreyvierteljährigem Aufenthalte in Paris kehrte Sch. 1835 nach Wien zurück, wo er später zum Mitgliede der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. Seither gingen folgende Werke aus seiner Hand hervor: Eine auf der Flucht ruhende heilige Familie; — ein zweytes Bild desselben Gegenstandes. — Eine große romantische Landschaft: »Die Rückkehr des Herzogs;« — später ein Seitenstück zu dieser: »Der Abschied« (beyde in Dr. Bach's Besitz). — »Petrus im Kerker« (im Kabinet des Herrn Arthaber). — Ein lebensgroßer Christus, im Sinne des Wortes: »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.« — Dann ein großes Altarblatt, vom kunstliebenden Herrn Prälaten Ambros für die schöne Kirche des Stiftes Lilienfeld bestellt, welches mit unter die vorzüglichsten Arbeiten Sch.'s gehört; so wie das hierauf verfertigte Gemälde: »Der barmherzige Samariter,« großen Beyfall in der Ausstellung von 1837 erhielt. Besonders wurde, außer dem Leben in der Composition, die besondere Klarheit und Kraft der Farbe gerühmt.

In diesem Jahre besuchte Sch. einen Theil von Norddeutschland, berührte abermals Dresden, dessen herrliche Bildergallerie von neuem beherzigend, so Weimar, Coburg, Meiningen, wo er das Diplom als Mitglied des alterthumforschenden Vereins erhielt. In dem kleinen, nach seiner Rückkunft ausgeführten Gemälde: »Tristan und Isolde,« bewährte Sch. von neuem den alten Ruhm, den er sich im romantischen Fache früher gesichert hat. — Noch erwartet das Gemälde: »Der verlorene Sohn,« seine baldige Vollendung, welches als ganz neu in der Auffassungsweise zu betrachten ist. — Zu Sch.'s Werken aus früherer Zeit gehören folgende: »Der sterbende Mark Aurel« (in Leipzig). — »Die Trauung der Undine« (jetzt in Neapel). — Eine Madonna mit dem Kinde. — Der heilige Veit, Altarblatt in Buchberg, durch Graf Hoyos dahin gestiftet. — Eine Rast auf der Flucht nach Aegypten. — Der heilige Joseph vom Engel im Traume zur Flucht ermahnt. — Eine Scene aus der Sündfluth, nach Geßner (Sch.'s erste Composition in Oel ausgeführt). — Christus im Tempel, noch des Künstlers Eigenthum (unvollendet). — Zeichnungen: Götz von Berlichingen vor den Heilbronner Rathsherren. — Eine heilige Familie. — Rudolph von Habsburgs Begegnung mit dem Priester auf der Jagd. — Skizzen aus Goethe's Faust. — Gretchen in der Kirche. — Christus wird den Hirten verkündet. — Anbetung der heiligen drey Könige. — Christus und die

Samaritanerin am Brunnen. — Magdalena salbt Christus die Füße. — Christus auf dem Oelberge — Christus, auf dem Meere wandelnd, ruft den sinkenden Petrus zu sich. — Moses schlägt Wasser aus dem Felsen. — Eine Menge Zeichnungen zu Kupfern und zu Vignetten in Taschenbüchern und Goethe's und Schiller's Werken u. s. w. (Cyclus aus Fouque's Undine) — zu Steindrücken, besonders für das lithographische Institut in Wien. — Einige radirte Blätter und Lithographien.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XC.

Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Nebst einem kurzen Vorworte.

Von Gustav Flügel.

Zuschrift an den Herrn Hofrath

Freyherrn von Hammer-Purgstall.

Meißen, im Januar 1840.

Da, wie ich Ihnen, verehrtester Herr und Freund, zu seiner Zeit ausführlich meldete, ich im Frühling des vergangenen Jahres von dem Londoner Oriental Translation Committee den Auftrag erhielt, hauptsächlich die im Interesse des bibliographischen und encyclopädischen Wörterbuchs von Hadschi Chalfa in Paris seit meinem letzten Aufenthalte daselbst (1829 und 1830) durch Kauf oder Schenkung erlangten neuen Hülfsmittel genauer zu durchforschen, so durfte ich hoffen, neben jenem besondern Auftrage, über dessen Vollzug an einem andern Orte (Vorwort zu Tom. III jenes Wörterbuchs) weiter berichtet werden wird, auch noch manchen andern fraglichen Punkt aufs Reine zu bringen, vorzüglich aber mich über die gewaltigen Ankäufe der königlichen Bibliothek seit jener Periode im Gebiete der orientalischen Manuscripte Vorderasiens vollständig zu orientiren. Eines der Resultate dieser Nachforschung sey mir daher vergönnt, hier niederzulegen, indem ich dadurch eine Lücke auszufüllen bemüht bin, deren Ergänzung vielen unserer Studiengenossen im In- wie im Auslande von Interesse seyn muß. Da nämlich fast keine Bibliothek mit ihren Catalogen mehr im Argen liegt, als die königliche in Paris, und hinwieder fast keine den Wunsch lebhafter anregen kann, daß dieses nicht der Fall seyn möchte, so werde ich in aller Kürze und mehr um einen Fingerzeig zu geben, als das Gebiet zu erschöpfen, nur von denjenigen orientalischen Handschriften sprechen, deren Erwerb seit 1830 diesem ausgezeichneten Institute möglich gewesen ist. Wenn man bedenkt, daß der alte Pariser Catalog einzig und allein den Eingang in dessen Schätze vermittelt, derselbe aber wegen Ungenauigkeit oft mehr täuscht und verführt, als belehrt und überzeugt; wenn man bedenkt, daß derselbe quantitativ und qualitativ den geringeren Theil des Vorhandenen aufführt; wenn man weiß, daß der Zuwachs aus der Bibliothek St. Germain des Prés nur durch einen, noch während der Revolution vom Citoyen Sacy verfaßten schriftlichen, jetzt als einziger

Wegweiser dienenden Catalog zugänglich ist, obwohl er allein gegen siebenhundert Nummern der ausgesuchtesten Werke umfaßt; so legen schon diese Umstände den Wunsch nahe, beyde Sammlungen verschmolzen, ihre Verzeichnisse berichtigt, zeitgemäß durchgeführt, und durch den Druck bekannt gemacht zu sehen Allein trauriger sieht es mit den Catalogen der übrigen erworbenen Fonds aus. Sie sind fast nichts, als die dürrsten Anzeigen der oft nur halb und unverständlich angedeuteten Titel, so wie nur irgend ein schlecht bestellter Auctionscatalog abgefaßt seyn kann, so daß, wenn man die darin angezeigten Werke nicht schon voraus kennt, man dieselben am allerwenigsten aus jenen dürftigen Verzeichnissen kennen lernen wird. Allein selbst diese bleiben noch eine unaussprechliche Wohlthat, da alles andere, was durch Einzelkäufe erworben worden ist, gar nicht beurtheilt werden kann, indem sie außer dem Bibliothekar Jedermann ein rein verschlossenes Buch sind. Man erfährt und sieht geradezu gar nichts von ihnen, und doch ist mir von Personen, die wohl unterrichtet seyn konnten, gesagt worden, daß die Masse dieser Einzelnheiten leicht bis zu tausend Nummern ansteigen könne. Ganze Stöße kufischer Schriften liegen in unübersehbarer Unordnung da, ja sie würden noch lange bestäubt in ihrer seligen Ruhe verkümmern, wenn nicht dann und wann ein Fremder unerbittlich nach dergleichen Vorräthen fragte, und die Eitelkeit durch das Erstaunen über den dargebotenen Reichthum nicht sich geschmeichelt und bewogen sähe, noch mehr herbey zu holen Gelegentlich bemerke ich hier, daß diese Masse kufischer Schriften dennoch nichts enthält, als Bruchstücke aus dem Coran, so daß die Erwartung, auch andere literarische Ueberreste aus jener frühern Zeit unter ihnen kennen zu lernen, bis jetzt eine getäuschte bleibt, und die Vermuthung nahe liegt, daß durch Einführung der Neschischrift die frühern Handschriften nach Uebertragung derselben in die neue Schrift alle untergegangen seyn müssen. — Urkunden, Briefe, literarische Seltenheiten jeder Art, die in das bezeichnete Gebiet mohammedanischer Kunst und Wissenschaft gehören, erwähne ich nicht; sie harren nicht weniger auf eine genaue Ansicht.

Natürlich drängt sich unter solchen Umständen sogleich die Frage auf, wer die Schuld dieser schwer zu begreifenden Vernachläßigung trage, und man könnte geneigt seyn, die Bibliothekare und ihre Adjuncten als die nächste Ursache zu betrachten. Allein das wäre eine unverzeihliche Ungerechtigkeit. Bleiben wir bey den mohammedanischen (arabischen, persischen, türkischen) oder überhaupt semitischen Handschriften (den syrischen, hebräischen, rabbinischen, und wir wollen die äthiopischen nicht ausschließen), als den einzigen, über die zu urtheilen ich im Stande bin, stehen, so sehen wir als alleinigen Vertreter dieser ganzen Masse den Conservateur Reinaud, dem früher der vor Kurzem verstorbene Loiseleur des Longchamps zugeordnet war, der aber kaum die Buchstaben jener Sprachen unterschied, weßhalb die so eben an seiner Statt erfolgte Anstellung eines deutschen Gelehrten, Munk aus Berlin, dem der vordere Orient eben so vertraut ist, als der entferntere, als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden muß. Ist nun auch das Bibliothekpersonale gegenwärtig verpflichtet, von 10 bis 3 Uhr täglich am Platze zu seyn, so würde der Conservateur doch schwer zu einer Arbeit angehalten werden können, bey der er während jener Zeit kaum zehn Minuten hinter einander zu verweilen im Stande wäre, da die Unterbrechungen unaufhörlich sind. Dazu kömmt, daß die Conservateurs gewöhnlich noch eine Menge andere, zum Theil zeitraubende Aemter zu vertreten haben,

und daher dem Bibliotheks-Intereſſe einen bedeutenden Theil ihrer Muße entziehen müſſen Wie iſt es demnach möglich, daß eine einzige, ſo ſchon hinlänglich beſchäftigte Perſon, ſelbſt bey vorausgeſetztem beſten Willen und regem Eifer die Kraft beſäße, eine ſolche Arbeit, wie ein entſprechender Catalog iſt, bey der vorhandenen Maſſe zum Druck anzulegen. Hier iſt es die Sache der Regierung, Jemand ganz beſonders mit dieſem Unternehmen zu beauftragen, und wer würde dazu geeigneter, ausdauernder und gelehrter ſeyn, als der liebenswürdige de Slane? Wie würde ich mich, und mit mir ſo viele andere, die jener Bibliothek ſo viel verdanken, freuen, ſollte durch dieſe Darſtellung etwas zur Verwirklichung jenes Wunſches beygetragen werden! — Um ſo dankbarer hat man es daher in der Gegenwart anzuerkennen, daß die Liberalität und die aufopfernde Hingebung des Herrn Reinaud, der die ihm anvertrauten Schätze ſehr wohl kennt, und der lebendige Catalog derſelben iſt, jenen ſo fühlbaren Mangel auf jede Weiſe zu ergänzen ſucht, und in ſeiner wohlwollenden Aufmerkſamkeit ſo weit geht, daß, macht die Bibliothek den Ankauf irgend einer Handſchrift, die einen einheimiſchen oder fremden, ihm mehr oder weniger bekannten Gelehrten bey Beſchäftigung mit dem oder jenem Werke von Intereſſe ſeyn könnte, derſelbe dieſen auf der Stelle davon in Kenntniß ſetzt, und zu jeder weiteren Mittheilung ſich erbietet. Was kann auch einen Bibliothekar mehr zieren, als dieſe völlige Selbſtverläugnung ohne jede egoiſtiſche Nebenrückſicht, obwohl Reinaud ſelbſt ſich lebhaft mit hier einſchlagender Schriftſtellerey beſchäftigt? So verdanke ich Herrn Reinaud die erſte Nachricht von dem Ankaufe eines der vortrefflichſten Manuſcripte jenes Wörterbuchs von Hadſchi Chalfa, und als ich, wie früher ſchriftlich, ſo ihm jetzt mündlich dafür dankte, ſah ich ihm ſeine innere Freude an, daß er ſehr bald auch Herrn Profeſſor Koſegarten eine ähnliche Nachricht würde geben können, da die Bibliothek ſo eben im Begriffe ſtand, einen vollſtändigen Tabari anzukaufen. Ob letzteres noch geſchehen, weiß ich zwar nicht, allein, wäre der Kauf auch nicht zu Stande gekommen, ſo bleibt das edle Vorhaben des Conſervateur an ſich ſchon ein höchſt dankenswerthes. Wer kennt nicht Erfahrungen entgegengeſetzter Manier?

Ich ſchicke der Vollſtändigkeit wegen kurz die Bemerkung voraus, daß 1) die Bibliothek der Abtey St Germain des Prés im Ganzen der königlichen an Handſchriften lieferte: 36 hebräiſche — 28 ſyriſche — arabiſche im Cataloge (p. 11 — 65) gegen 350 (ich denke 347), wozu noch im Supplément (p. 66 — 68) 17 Nummern kommen — 127 perſiſche (p. 69 — 85) — 108 türkiſche (p. 87 — 100 — 22 coptiſche (p 101 — 103) — 42 äthiopiſche (p. 104 — 109). — Ferner 2) das Ancienne Maison de la Sorbonne 258 hebräiſche und rabbiniſche, 34 arabiſche, perſiſche und türkiſche ohne allen beſondern Werth, da faſt kein einziges eigentlich wiſſenſchaftliches Werk ſich darunter befindet, ſondern nur Coranſtücke, juriſtiſche Tractätchen, aſtrologiſche und talismaniſche Zauberbücher und Gebete. Nur das bemerke ich, daß Nr. 289, wie der Catalog ſagt, ein Traité du grand oeuvre d'après Galien par un écrivain arabe iſt. — 3) Das alte Convent de l'Oratoire lieferte bey Einziehung der Klöſter an orientaliſchen Handſchriften: 207 hebräiſche und ſamaritaniſche, 9 ſyriſche, 80 arabiſche, perſiſche und türkiſche, unter denen die letztern überwiegend, die arabiſchen aber am werthloſeſten ſind. — Dazu kommt 4) der nach dem Tode Anquetil's du Peron erworbene Fonds, der vor allem an altperſiſchen Handſchriften reich, unter dieſen

90 Nummern zählt, während er von arabischen nur 9, von türkischen nur 2 enthält. Die persischen sind zum großen Theil hinlänglich durch die Arbeiten ihres frühern Besitzers bekannt, würden aber sonst einer genauern Bezeichnung durchaus würdig seyn.

So ist denn der Weg zu den neuen Erwerbungen gebahnt, die wir als wenig oder im Auslande fast gar nicht bekannt, hier besonders im Auge haben müssen. An der Spitze steht 5) der Fonds Asselin. Asselin, französischer Consul in Aegypten, reich an Manuscripten, sonst aber unbemittelt, hinterließ seiner Witwe 778 Nummern arabische, 83 persische und 94 türkische Handschriften, für welche die königliche Bibliothek ihr 1833, wenn ich nicht irre, 20,000 Fr. zahlte — ein Preis, der höchst gering erscheinen muß, und die Bemerkung bestätigt, daß allerdings die königliche Bibliothek es vortrefflich versteht, billig zu taxiren, und großmüthig nur erst dann zu werden, wenn sie Mitbewerber findet — vorzüglich fürchtet man Deutschland und seinen literarischen Standpunkt — dann überbietet sie sich selbst. Mir sind da auffallende Beyspiele erzählt worden, und als Beweis wohlfeilen Einkaufs werde ich unten einen Fall kurz berühren.

Der Fonds Asselin hat wenig Handschriften von untergeordnetem oder problematischem Werthe, nur Gelegenheit und Zufall scheint einige unbedeutende Schriftchen, z. B. Gebetbücher, ihm zugeführt zu haben. Dabey verläugnet die Sammlung ihren ägyptischen Ursprung nicht, indem sie besonders reich an Geschichtswerken dieses Landes, an einheimischen Romanen, die dort sehr beliebt sind, und an andern schöngeistigen Schriften ist. Von Tausend und Einer Nacht z. B. enthält sie wiederum vieles Bedeutenswerthes, was die Pariser Bibliothek noch nicht besaß. Gehen wir jedoch aufs Einzelne ein, und bemerken zuvörderst die den Coran und die Sunna betreffenden Schriften, so ist ihre Anzahl unbedeutend. Das Hauptsächlichste bleibt:

1 (n. 94 des Catalogs, 4°). — Der Commentar des Beidhami, betitelt die Lichter der Offenbarung und die Geheimnisse der Erklärung (انوار التنزيل و اسرار التاويل). — Vgl. Haj. Khalf. Tom. I. n. 1402.

2 (n. 154, 4°). لباب التاويل فى معانى التنزيل Das Mark der Erklärung über den Inhalt der Offenbarung. Wir kennen zwey Werke dieses Titels vom Scheich Alà-ed-din Ali Ben Mohammed Bagdádi, gewöhnlich El-Cházin, d. i. der Schatzmeister, genannt, ein Sufi, der zu Anfang des 8. Jahrh. schrieb (er vollendete dieses Werk 725, d. i. 1325), und, indem er seine Vorgänger treu benützte, auch manches Neue hinzufügte (3 Bände). — Das zweyte Werk:

لباب التاويل و عجائب التاويل Das Mark der Erklärung und die Wunder der Deutung, enthält zwey Bände von Mahmud Ben Hamza Ben Nasr, dem Coranleser aus Kerman, gewöhnlich die Krone der Coranleser genannt. Er lebte um 500 d. Fl., d. i. zu Anfang des 12. Jahrh. — Wir haben hier das erstere vor uns.

3 (n. 168, 4°). Grammatische Bemerkungen über den Coran.

4 (n. 188, 4°) und 5 (n. 585, 4°). Erklärungen verschiedener Stellen desselben.

Von Coranterten findet sich nur

6 (n. 523, 4°). Sure 21 und 22. — Ferner 7 (n. 763, 4°). Sure 15.

Ueber die Wissenschaften des Coran und seine vorzüglichen Eigenschaften enthält die Sammlung zwey wichtige Werke:

8 (n. 255, Fol.). — Das Itcân oder Itticân (اتقان) über die Wissenschaften des Coran, ein nicht oft in europäischen Bibliotheken vorhandenes Werk von dem bekannten Schriftsteller Sojuti (vgl. Haj. Kh. Tom. I. n. 65).

9 (n. 639, 4°). — خواصّ القرآن, d. i. die Eigenthümlichkeiten des Coran, die hauptsächlich mit in seiner Wunder wirkenden Kraft bestehen, in sofern die heiligen Namen Gottes und einzelne, aus demselben gezogene Bruchstücke, zu Gebeten angewandt, ganz besonders wohlthätig wirken sollen. Solcher Werke gibt es mehrere, worunter das von Gazâli (gest. 505, beg. 10. July 1111) herausgegebene das wichtigste ist.

Unter den Traditionssammlungen oder den die Sunna betreffenden Schriften fehlen zwar die Hauptsammlungen von canonischem Ansehen, wichtig aber unter den hier vorhandenen bleiben:

10 (n. 444, fol.). — انيس المنقطعين Der Gefährte der einsam Zurückgezogenen. Ein paränetisches Werk, dreyhundert Ueberlieferungen enthaltend, von Abu Mohammed Musa Ben Ismail Scheibâni aus Mosul, der 630 (beg. 18. Oct. 1232) starb. — Vgl. Haj. Kh. a. a. O. n. 1342.

11 (n. 536, 4°). — المعجم الكبير Die größere Ueberlieferungssammlung vom Imam Abu'lcasim Soleiman Ben Ahmed Tabarani, (der 360 (beg. 5. Nov. 970) starb (vgl. Ann. Mosl. II, 508 und Anm 385). Die Gefährten des Propheten, von denen die Traditionen überliefert wurden, sind hier alphabetisch aufgeführt, und das ganze Werk enthält nicht weniger als 1025 Traditionen. Es wurde später vom Emir Alà-ed-din Ali Ben Bolban, der 731 (beg. 15. Oct. 1330) starb, in eine bequemere Ordnung gebracht. Das Buch genießt großes Ansehen. Außerdem gab derselbe Verfasser eine mittlere und eine kleinere Sammlung heraus. Zu bedauern aber ist, daß sich bloß der vierte Theil in dem Fond Asselin befindet. — Eben so wichtig ist:

12 (n. 519, 4°). — حلية الاولياء و طبقة الاصفياء d. i. der Schmuck der Frommen und die Ordnung der Reinen, von Abu Naiim Ahmed Ben Abdallah Isfahani, der 438 (beg. 3. Oct. 1038) starb. Eine Traditionssammlung, vorzüglich wichtig durch die historischen Zuthaten; später erschienen Auszüge derselben. Leider ist auch dieses Werk nicht vollständig vorhanden.

13 (n. 218, 4°). كشف الصلصلة عن وصف الزلزلة Enthüllung des Getöses von der Schilderung des Erdbebens. Eine der Traditionsschriften Sojuti's. — Ueber die Tradi-

tionslehre als Wissenschaft besitzt die Sammlung folgende ausgezeichnete Schriften, wie:

14 (n. 627, 4°). — خلاصة الفكر في مصطلح اهل الاثر, d. i. die Quintessenz der Gedanken über die terminologische Sprache der Traditionskundigen. Unstreitig ist خلاصة ꝛc. dasselbe, was نخبة الفكر, das lehrreiche Compendium über die Erklärung jener technischen Ausdrücke, von dem bekannten Schihâb-ed-din Ahmed Ibn Hadschr aus Ascalon, der 852 (1448) starb. Das Buch ist classisch in seinem Fache, daher auch von den einheimischen Gelehrten vielfach erläutert.

15 (n. 390, 12°) und 16 (n. 680, 4°) — sind ebenfalls Tractate über denselben Gegenstand, aber von geringerem Werthe, mit Ueberlieferungen.

Von größter Bedeutung sind die Geschichtswerke, die ich den theologischen und juristischen Schriften um ihres vorzüglichen Werthes willen vorausschicke. Sie sind überdieß bey weitem zahlreicher. — Zuerst also I. die allgemeinen, dann II. die besonderen, zuletzt III. die biographischen, aber durchaus je nach der Wichtigkeit in möglicher Kürze.

I. Die allgemeinen Geschichtswerke. — 16 (n. 66, 4³). — Die allgemeine Weltgeschichte von Sojuti: بدايع الزهور في وقايع الدهور. Die Wunder des Glanzes in den Begebenheiten der Zeiten. Eine Compilation aus 32 Werken vom Anfang der Weltschöpfung bis auf den Verfasser. Das Werk blieb unvollendet, und findet sich auch einmal in der Sammlung unter n. 653 (4°). — Vgl. Haj. Kh. Tom. II. n. 1708.

17 (n 93, Fol.). — Die Chronik der allgemeinen Weltbegebenheiten: اخبار الدول وآثار الاول, betitelt: Die Geschichte der Dynastien und die Denkmäler der frühesten Ereignisse. — Vgl. Haj. Kh. Tom. I, n. 195. — Im Catalog steht zwar Chronique de Yousfouf de Damas, allein das kann kein anderer seyn als der bekannte Abu'labbâs Ahmed Ben Jusuf aus Damascus, der im J. 1017 (beg. 7. April 1608) oder 1019 (1610) starb. Eigentlich ein Auszug aus Dschenabi mit einem Vorworte und in 55 Kapitel abgetheilt. — Vgl. noch Repertor. v. Eichhorn, Th. 3, S. 274—275, und die dort angezogenen Schriftsteller, so wie die Collectio nova Nummorum Cuficorum von Adler, p. 38, 73, 74.

18 (n. 86, Fol.). — Ein Abriß über allgemeine Weltgeschichte. Dasselbe Werk unter n. 87 (Fol.).

19 (n. 238, Fol.). — Die berühmte Geschichte: انباء الغمر في ابناء العمر Unterrichtung der Ungelehrten über die Söhne des Jahrhunderts, vom obengenannten Schihâb-ed-din Ibn Hadschr Ascalani. Man vergleiche das Ausführliche darüber bey Haj. Kh. Tom. I, p. 441.

20 (n. 332, 4°). — Der erste Theil des Geschichtswerkes: عيون التواريخ Die Quellen der Geschichten, von Abu'lfaradsch Abd-el-rahman Ben Ali Ibn-el-dschewzi aus Bagdad, der 597 (beg. 12. Oct. 1200) starb. Wir besitzen von diesem Schriftsteller eine Menge gesuchter Geschichtswerke. Vgl. Haj. Kh. Tom. II, n. 2080. — Er scheint etwas zänkisch gewesen zu seyn. Vgl. Ann. Mosl. II, p. 604 und anderwärts, und IV, 174.

21 (n. 364, 4°). — Die Schöpfung der Welt und dessen, was in ihr ist (خلق الدنيا وما فيها), vom Scheich Abu'lhasan Mohammed Ben Abdallah Kisáyi. — Dieses Werk, das schon vielfach von europäischen Gelehrten benützt worden, beginnt mit der Schicksalstafel (اللوح) und dem Griffel (قلم), und geht alsdann über auf die Schöpfung der Himmel, der Erde, der Propheten, der guten und bösen Geister und der denkwürdigen Begebenheiten. Ein Band.

II. — 22 (n. 17, 4°). — المحاضرة Die Schönheit der schlagfertigen Rede, das bekannte Geschichtswerk Sojuti's über die Begebenheiten, Eigenthümlichkeiten, Gelehrten, merkwürdigen Gebäude u. s. w. Aegyptens. Dasselbe Werk n. 56 (4°) und n. 430 (4°), zweyter Theil; deßgleichen n. 452 (Fol.), und ein Auszug daraus n. 570 (4°).

23 (n. 13, 4°). — Eine Geschichte Aegyptens von Moawija an bis zu den Mamluken-Sultanen. — Ein ähnliches Werk von Scherkawi (?) n. 35 (4°).

24 (n. 100, Fol.). — Die Beschreibung Aegyptens vom Scheich Mohammed Ben Abi'lsorúr Bekri aus Misr, dem bekannten Geschichtsschreiber. — Vgl. Haj. Kh. Tom. II, n. 3147, und ib. n. 2829 vgl. mit n. 2619, wo überall noch andere Werke von ihm citirt werden. Er starb nach 1017 (1608). Vgl. Comment. Gotting. Vol. XV, 5, wo Tychsen manches Falsche hat; ferner Pococke vor dem Appendix seines Spec. Hist. Arab., und Notic. et Extr. I, 166. — Geschichten Aegyptens siehe noch unter n. 109 (4°), n. 148 (4°), n. 151 (4°), n. 198 (4°), n. 249 (4°), n. 376 (4°), n. 638 (4°) — N. 135 (4°) ist Wackidi's Geschichte Aegyptens.

25 (n. 269, Fol.) — Die beyden ersten Bände der Geschichte Aegyptens von Macrizi, betitelt الخطط, d. i. Städte und Oerter. — Vgl. Eichh. a. a. O. S. 74 — 78. — Pococke a. a. O. — Chrestom. von de Sacy I, 112 flg. — Ham. Spec. p. 196 sq. — Haj. Kh. Tom. II, p. 146 — 147. — Der zweyte Theil findet sich unter n. 533 (4°).

26 (n. 325, 4°). — Das vielfach ausgezeichnete Geschichtswerk unter demselben Titel الخطط, in welchem Hosein Ben Ibrahim Ibn Zulac (gest. 387, d. i. 997) die Nachrichten über jenes Land zu erschöpfen sucht. — Vgl. Haj. Kh. Tom. II, p. 148.

27 (n. 359, 12°). — Bericht über die Begebenheiten, die sich im J. 1776 in Aegypten zugetragen haben.

28 (n. 445, Fol.). — Ein Theil aus Noweiri's Geschichte, die Regierungszeit des ägyptischen Sultans Beibers betreffend. Schihâb-ed-din Ahmed Ben Abd-el-wehhâb Noweiri der Kindite, gest. gegen 732 (1332), betitelte seine Geschichte, die vorzüglich viel von Reiske benützt worden ist: Endpunkt der Einsicht, bezüglich der verschiedenen Arten der eleganten Wissenschaft نهاية الارب فى فنون الادب. Sie ist eine Art von geschichtlicher Encyclopädie in dreyßig Bänden oder starken Heften, die sich auch über Naturgegenstände verbreiten. Paris besaß bisher ebenfalls nur Bruchstücke. Vgl. Ancien fonds n. 683 und 702. Leyden dagegen hat ein vollständiges Exemplar.

29 (n. 455, 4°). — Uebersicht der unter dem ägyptischen Mamluken-Sultane E'l-Melik E'l-Eschref (gest. 865, beg. 17. Oct. 1460) gemachten frommen Stiftungen.

30 (n. 475, 4°). — Die Krone der Kenntnisse تاج للعارف, eine Geschichte Aegyptens.

31 (n. 640, 4°). — Geschichte der Eroberung Aegyptens durch Selim.

32 (n. 724, 4°). — جواهر البحور وقائع الدهور Die Perlen der Meere und die Ereignisse der Zeiten, eine kurzgefaßte Geschichte Aegyptens von Ibrahim Ben Wafsifschah. — Vgl. Haj. Kh. Tom. II, n. 4272.

33 (n. 26, 4°). — Abhandlung über die Pyramiden. Dasselbe Schriftchen n. 36 (4°) und n. 38 (4°).

34 (n. 54 und 55, 4°). — Das Geschichtswerk: Die goldenen Wiesen مروج الذهب, von Abu'lhasan Ali Mesudi. — Vergl. Notic. et Extr. I. 1—67. — In drey Exemplaren, das erste aber enthält nur zwey Theile.

35 (n. 102, Fol.). — Die Geschichte Otbi's تاريخ عتبي bekannt unter dem Namen die Jeminische اليميني.

36 (n. 120, 4°). — Die bekannte Schrift über Syrien von Mohammed Ben Omar Wackidi. — Vgl. Eichh. Repert. I, 62—65. — Hamak. Spec. praef. p. IV. — Ann. Mosl. II, 142 und Anm. 129. — Hamak. de expedit. praef. VII sq. — Desselben Werkes über die Eroberung Syriens fünfter Theil n. 600 (4°), ferner der dritte Theil n. 335 (4°), und sechster Theil n. 348 (4°).

37 (n. 588, 4°). — Geschichte der Eroberung Syriens durch Selim.

38 (n. 122, 4°). — محاضرة الاوائل ومسامرة الاواخر Die gleich gegenwärtige Unterhaltung über die, die etwas zuerst, und die Besprechung über die, die etwas zuletzt gethan haben. Ein kurzer Abriß vom Scheich Ali Dede aus dem J. 998 (1590), in zwey Abtheilungen. Die erste hat 37 Abschnitte über die Personen, die zuerst etwas gethan oder erfunden haben, die zweyte

in vier Abschnitten über die, die zuletzt etwas gethan haben. — Vgl. Ibn Foszl. XIII und 38. 113.

39 (n. 149, 4°). — Chalifen- und Königsgeschichte von Imád-ed-din Ismail Ben Ahmed Ben Said, dem Halebenser, gewöhnlich Ibn-elathir genannt, und 699 (beg. 28. Sept. 1299) gestorben. Zwey Bände unter dem Titel: Muster für die, die da sehen können: عبرة اولى الابصار

40 (n. 620, 4°). — Ein Auszug aus der Chalifengeschichte Sojuti's مختصر تأريخ الخلفآ, einem sehr bekannten und geachteten Geschichtswerke von der Zeit des Abu Bekr an. Ein Auszug ist von Mohammed Emin, bekannt unter dem Namen Emir Padischah, vom J. 987 (beg. 28. Febr. 1579). Er fügte mehreres Neue hinzu. — Die Chalifengeschichte Sojuti's selbst findet sich n. 690 (4°), und andere Chalifengeschichten unter n. 196 (4°) und 302 (4°).

41 (n. 415, 4°). — قلائد العقيان فى فضآئل عثمان Die ächt goldenen Halsbänder über die Vortrefflichkeiten des Geschlechtes Osman, vom Scheich Merii Ben Jusuf. — Ein Lob der guten Einrichtungen der Osmanen, meistens nur in Beziehung auf Aegypten. (Vgl. Verzeichniß von Hammer's handschr. Sammlung orient. Werke über osman. Geschichte S. 15. n. 26). Der Inhalt dieses Werkes ist daselbst vollständig angegeben. — Eine andere Geschichte des osmanischen Reiches s. n. 124 (4°).

42 (n. 159, 4°). — Das Beste zur Erschöpfung der Nachrichten über das Haus des Auserwählten خلاصة الوفآ باخبار دار المصطفى, eine Geschichte Medina's (nicht Mekka's, wie im Cataloge steht) im Auszuge, da dem Verfasser, Nur-ed-din Ali Ben Ahmed Sembudi (starb 911, beg. 5. Juny 1505), sein größeres Werk über jene Stadt durch eine Feuersbrunst während seiner Abwesenheit zu Mekka geraubt worden war; den Auszug dagegen hatte er bey sich. Leider ist auch von diesem Werke nur der zweyte Theil da. — Eine andere Geschichte Medina's siehe n. 240 (4°), und von Mekka n. 327 (4°).

43 (n. 464, 4°). — البرق اليمانى, der jamanische Blitz, die Geschichte der Eroberung des glücklichen Arabiens durch die Osmanen, von Cotb-ed-din Mohammed Ben Ahmed Mekki, der 988 (d. i. 1580 Chr.) starb. Ueber das nähere Verhältniß und den Inhalt des Buches vgl. Haj. Kh. Tom. II, n. 1785 und v. Hammer a. a. O. S. 27. 61. — Dasselbe Werk s. n 608 (4°), und die Geschichte der Eroberung des glücklichen Arabiens unter Mohammed n. 420 (4°) und n. 631 (4°). — Eine Geschichte des glücklichen Arabiens ist auch noch n. 436 (Fol.).

44 (n. 637, 4°). — Die Geschenke des Allerbarmers, eine kleine Geschichte der osmanischen Dynastie منح الرحمانيه فى الدولة العثمانيه vom Scheich und Astronomen Mohammed Ben Abi'l-

sorûr Bekri Sadicki aus Cahira. Derſelbe lieferte ſpäter unter beſondern Titeln mehrere Anhänge dazu. — (Vgl. v. Hammer a. a. O. S. 14. n. 23).

45 (n. 678). مناهل الصفا Die klaren Tränken, eine Geſchichte der Imame und Chalifen, von dem ſchon oft genannten Sojuti. Von ihm iſt ein Werk unter dieſem Titel über Ueberlieferungen bekannt.

46 (n. 241, 4°). — Eine Beſchreibung der Eroberung der Stadt und Veſte Behnesa in Syrien.

47 (n. 389, 4°). — Ueber die Abſtammung der Circaſſier von Ismael. — Eben ſo enthält n. 417 (4°) genealogiſche Tabellen (سلسلة نامه)

48 (n. 435, Fol.). — Die Beredſamkeit des Koss über die Eroberung von Jeruſalem (الفتح القسي فى الفتح القدسى) von Abu Abdallah Mohammed Ben Mohammed aus Isfahan, gewöhnlich Imád-ed-din, der Sekretär, genannt. Er war nämlich Privatſekretär des Sultans Salah-ed-din, und geboren 1125 in Isfahan. Er ſtarb 597 (beg. 1200). Von obigem Werke, das für die Geſchichte der Kreuzzüge von Intereſſe iſt, gab bekanntermaßen Schultens am Ende der Vita Saladini ein Bruchſtück heraus. Auch iſt es vielfach in den Extraits des historiens arabes über die Kreuzzüge von Reinaud benützt worden. — Vgl. daſelbſt Observ. prélim. p. XVII. — Ann. Mosl. III, 614. IV, 190 flg. und Anm. 137 bis 140. — Abdollat. p. 538 cl. 489. — Schultens in der Einleitung zur Vita Saladini.

49 (n. 537, 4°). Eine Geſchichte der Propheten, der Wunderthaten der Heiligen, Bemerkungen (مراعات) der Gelehrten, Proben der Weisheit der Philoſophen, Witzworte der Chalifen u. ſ. w., in 64 Büchern. Ein für die Gebildeten, Veſire, Fürſten nach dem Urtheile der einheimiſchen Literaten unentbehrliches Werk, betitelt: Die Leuchte der Fürſten (سراج الملوك), von Abu Bekr Mohammed Benelwelid, dem Coraiſchiden und Malikiten aus Tarſus (الطرسوسى) der 520 (1126) ſtarb.

50 (n. 541, Fol.). — Die Geſchichte Bagdads von Ibnelcbatir. — Das Exemplar iſt dépareillé d'un dictionnaire.

51 (n. 556, 4°). — عقد الجمان فى تاريخ اهل الزمان Perlenhalsband, eine Geſchichte der Zeitgenoſſen. Neunzehn Bändchen vom Imam Bedr-ed-din Mahmud Ben Ahmed Aini, der 855 (beg. 3. Februar 1451) ſtarb.

52 (n. 721, 4°). — الطراز المنقوش فى محاسن الحبوش, Koſtbare Stickerey über die Vorzüge und Verdienſte der Habeſſinier. Ein Geſchichtswerk von Abu'lmeáli Alá-ed-din Mohammed Ben Abd-el-backi Bochari Mekki, dem Kanzelredner von Medina, der dieſes Buch ums Jahr 991 (1583) ſchrieb. Das

Ganze besteht in einer Vorrede, vier Capiteln, einem Schlußworte, alles zum Lobe jenes Volkes, seiner Könige, seiner Gefährten Mohammed's und Literatur (ادب).

53 (n. 493, 4°). — Die Werke des Ismail Ibn Abdun, der uns durch seine im zehnten Jahrhundert in Spanien gemachten Reisen so wichtig geworden ist. Casiri scheint ihn nicht zu kennen.

54 (n. 669, 4°). — Die Ishakische große Geschichte (تاريخ الاسحاقي الكبير).

III. — 55 (n. 8, 4°). — Eine Biographie des Propheten, bekannt unter dem Titel: نور النيراس في ترجم سيرة ابن سيد الناس, d. i. das Licht der Leuchte, zur Erklärung des Lebenslaufes des Propheten, herausgegeben von Ibn Seyyid el-nás. Eigentlich ein Anhang oder vielmehr Glossen von Borhan-ed-din Ibrahim Ben Mohammed Halebi, der 841 (beg. 5. July 1437) starb, zu dem biographischen Werke die herrlichsten Großthaten, die verschiedenen militärischen Züge, die geistigen Eigenschaften und das ganze Verhalten des Propheten betreffend عيون الاثر في فنون المغازي والشمائل والسير vom Imam Abu'lfath Mohammed Ben Mohammed Ibn Seyyid el-nás, gewöhnlich Fath-ed-din genannt, und 734 (beg. 12. Sept. 1333) gestorben. Er war aus Andalusien, und dieses sein Werk gilt z. B. für die Genealogie und Erzählung der sonstigen Lebensverhältnisse der Propheten selbst bey einheimischen Schriftstellern für das Beste seiner Art. Ein Urtheil darüber s. bey Haj. Kh. Tom. I, n. 1354. Die bestandenen Kämpfe werden vollständig aufgezählt. — Der dritte Theil eines Werkes über das Leben des Propheten findet sich unter n. 82 (Fol.). Eben so Geschichten und Erzählungen, die ihn betreffen, n. 171 (4°) und n. 361 (4°). — Ferner der zweyte Theil einer Biographie desselben n. 283 (4°). — Seine Genealogie und Geschichte n. 447 (Fol.). — Ein kurzer Abriß seiner Lebensgeschichte n. 601 (4°), und mit der Geschichte der Patriarchen vereinigt n. 750 (4°).

56 (n. 253, Fol.). — Eine Geschichte Mohammed's سيرة الشامي vom Scheich Mohammed Ben Ali Ben Jusuf Schami (And. Schabi), der 942 (beg. 2. July 1539) starb. Eines der ausführlichsten Werke dieser Gattung. Der erste Band desselben nochmals n. 448 (Fol.).

57 (n. 254, Fol.). — Eine Biographie Mohammed's und seiner Gefährten, erster und zweyter Theil, betitelt: روض الانف في ترجم غريب السير, was Reiske eigentlich durch Hortus illibatus (vgl. Annal. Mosl. II, Anm. 143) übersetzt, vom Scheich und Imam Abu'lcásim Abd-el-rahman Ben Abdallah Ben Ahmed Soheili, der 581 (beg. 4. April 1185) starb. Es ist hier vorzüglich darauf abgesehen, Schwierigkeiten des Ausdrucks, die sich in der Biographie des Propheten von Abu Bekr Mohammed Ben Ishac Motallibi (And. Matlebi) vorfinden,

aufzuklären. Spätere Gelehrte machten Auszüge aus diesem Werke. — Dasselbe unter n. 482 (4°).

58 (n. 450, Fol.). — Ebenfalls eine Geschichte Mohammed's und Schilderung seiner großen Eigenschaften von Sojuti. Der Titel ist: الخصائص النبويّة, d. i. die ausgezeichneten Eigenschaften des Propheten, und der Verf. will 20 Jahre darüber gearbeitet haben. Er zählt von jenen Eigenschaften nicht weniger als tausend auf. Auch verfertigte er einen Auszug daraus unter einem besondern Titel.

59 (n. 457, Fol. — n. 467, 4° und n. 573, 4°) — ist die berühmte Biographie Mohammed's, bekannt unter dem Titel die Pupille oder der Augapfel انسان العيون, vom Scheich Ali Ben Ahmed Halebi, der im J. 1044 (beg. 17. Juny 1634) starb. Ueber sein Werk siehe das Nähere bey Haj. Kh. Tom I, n. 1354, wo unter dem El-Emin El-Mamún Niemand anders als Mohammed zu denken ist.

60 (n. 469, 4°). — Lebensbeschreibungen der Propheten, Mohammed's, seiner Gefährten u. s. w. — Aehnlich ist die Prophetengeschichte n. 622 (4°).

61 (n. 549, 4°). — Die bey Gott niedergelegten Geschenke mit mohammedanischen Gaben المواهب اللدنية بالمنح المحمدية Eine Biographie Mohammed's vom Scheich und Imam Schihâb-ed-din Abu'labbas Ahmed Ben Mohammed Casteláni, der im J. 923 (1517) starb. Ein in seiner Art anerkannt gutes und in zehn Abschnitte oder Endzwecke (مقاصد) getheiltes Buch. Allein es ist nur der erste Theil hier. — Vgl. Catal. Mss. Gothan. n. 27.

62 (n. 629, 4°). — اشراق التواريخ Der Glanz der Chroniken. Eine kurzgefaßte Geschichte vom Molla Carah Jacub Ben Idris Caramani, gest. 833 (beg. 30. Sept. 1429), von der Weltschöpfung an, vorzüglich über die Propheten, bedeutenderen Gefährten Mohammed's, deren Schüler, die Imame bis auf Gazali, d. h. bis zum J. 505 (beg. 10. July 1111) herab. — Vgl. Haj. Kh. I, n. 788.

63 (n. 671, 4°). — قصص الانبيآء Geschichten oder Erzählungen von den Propheten, wahrscheinlich vom Imam Ali Ben Hamza Kisâyi, dem Grammatiker und Coranleser. Vgl. Ibn Challek. n. 444. Es gibt mehrere Schriften unter demselben Titel von verschiedenen Schriftstellern.

64 (n. 41, 4° — n. 42, 4°. Tom. I. II. III bis. und n. 61, 4°). — Das Prophetenbuch نامه انبياء vom Scheich Ibrahim Dscheberti, der 917 (beg. 31. März 1511) den Märtyrtod starb. — Einzelne Theile in mehreren Exemplaren.

65 (n. 130, 4°). — Eine Geschichte der Patriarchen des A. T. — Ferner eine Geschichte Abrahams n. 511 (4°), und Pilgerung nach Hebron und Lebensgeschichte Abrahams n. 200 (4°).

66 (n. 74, 4°). — Geschichte des Patriarchen Joseph. — Deßgl. n. 128 (4°). — n. 535 (4°). — n. 743 (4°).

67 (n. 337, 4°). — Biographie des Königs von Jemen Tobba (تبع), des dreyßigsten in der Regentenreihe. Er war ein Sohn Acran's.

68 (n. 423, 4°). — Geschichte des jemenischen Königs Dsul-Jezen zweyter Theil. — Deßgleichen n. 498, dritter, fünfter Theil. — Roman. — Deßgleichen.

69 (n. 195, 4° und 574, 4°). — Geschichte der Barmekiden.

70 (n. 446, Fol.). — روض الرياحين فى حكايات الصالحين Gärten der wohlriechenden Kräuter, enthaltend Erzählungen der Frommen. Biographien von Asceten und Heiligen von Abdallah Ben Asad Jafii aus Jemen, der 768 (beg. 7. Sept. 1366) starb. Das Buch wurde ins Türkische von dem bekannten, 969 (beg. 11. Sept. 1561) gestorbenen Soruri übersetzt. — Vgl. Notic. et Extr. XII, 426 (3).

71 (n. 439, Fol.). — Lebensbeschreibungen aus dem neunten Jahrhunderte der Fl. — Erster Theil.

72 (n. 331, 8°). — Eine Biographie des frommen Scheichs Ahmed Chazredschi مناقب الشيخ احمد الخزرجى, welches wahrscheinlich der 601 (beg. 29. Aug. 1204) verstorbene Abu'labbas Ahmed Ben Mesud aus Cordova ist.

73 (n. 341, 4°). — Zweyter Theil vom Leben des berüchtigten Hamza.

74 (n. 350, 4°). — Paradiesische Düfte, enthaltend Lobeserhebungen des ägyptischen Sultans Ridhwàn الفواتح الجنانية فى المدائح الرضوانية

75 (n. 388, 4°). — Geschichte des Temim-Dar. — Dasselbe n. 757 (12°).

76 (n. 465, 4°). — Ein Exemplar der von Golius und Manger herausgegebenen Biographie Timur's von Ibn Arabschah. — Dasselbe n. 713 (4°).

77 (n. 579, 4°). — Eine Geschichte Alexander's des Großen nach griechischen Schriftstellern. Von einem Griechen zusammengetragen und übersetzt.

78 (n. 710, 4°). — Eine Geschichte der zwölf Imame.

79 (n. 719, 4°). — Geschichte einiger Heiligen, mit angehängtem Bruchstück einer arabischen Uebersetzung des A. T.

80 (n. 735, 4°). — الشقائق النعمانية فى طبقات الحنفية Anemonenblüthen. Ein biographisches Werk über die Classen der Hanefiten. Der Titel ist ganz dem biographischen Werke von Taschköprizadeh über die Gelehrten am osmanischen Hofe nachgebildet.

81 (n. 40, 4°). — Die bekannten Biographien von Ibn Challekàn, erster und zweyter Theil. — Deßgleichen n. 70 (Fol.) — n. 84 (Fol.) — n. 500 (4°) erster Theil — n. 540 (4°) zweyter Theil, und ein Auszug aus demselben Werke n. 437 (Fol.).

82 (n. 182, 8°). — العقد المنظوم فی علمآء الروم Der wohlgereihte Knoten über die Gelehrten Rum's (andere Hdschr. haben: فی ذکر افاضل الروم. Fortsetzung des biographischen Werkes: الشقائق النعمانیه, von Ali Ben Bali, gewöhnlich Tschemnak (چمنق) genannt. Er kam bis auf die Regierungszeit Murad's III., und starb 992 (1584). Vgl. das Verzeichniß v. Hammer's S. 63.

83 (n. 225, 4°). — Ein höchst seltenes Werk, die Gelehrten- und vorzüglich Dichter-Geschichte, bekannt unter dem Titel: خبایا الزوایا فیما فی الرجال من البقایا Die Schlupfwinkel der Einsiedeleyen, von Schihâb-ed-din Ahmed Chafâdschi, خفاجی, dem Aegypter, gestorben 1069 (beg. 19. Sept. 1658). Das Ganze zerfällt in fünf Theile: 1) Die berühmten Männer und vorzüglich Dichter von Syrien. 2) Die von Hedschas. 3) Die von Aegypten. 4) Die von Afrika oder dem Westlande. 5) Die von Rum. — Ein kostbarer Erwerb.

84 (n. 256, Fol.). — Biographien der Zeitgenossen unter dem Titel: Sieb der Zeit über den Tod ausgezeichneter Männer غربال الزمان فی وفیت الاعیان.

85 (n. 363, 4°). — Die bekannte Dichter-Biographie und Dichter-Anthologie خریدة القصر و جریدة اهل العصر Die undurchbohrte Perle des Schlosses und der Palmenzweig der Zeitgenossen, von dem obenerwähnten Sekretär Imâd ed-din Isfahâni. — Das Werk befindet sich in mehreren Bibliotheken Europa's.

86 (n. 409, 4°). — Die Classen von Sernudschi (?) طبقات السرنوجی

87 (n. 554, 4°). — Das seltene und ausgezeichnete biographische Werk: تهذیب الکمال Die Durchsicht der Vollkommenheit über die Namen berühmter Männer von Dschemâl-ed-din Jusuf Ben-el-zeki Mizzi, der 642 (beg. 9. Juny 1244) starb. Leider ist nur der sechzehnte Theil dieses umfassenden, fast einzig dastehenden biographischen Wörterbuches hier vorhanden.

88 (n. 687, 4°). — Das biographische Werk: الحان السوآجع Die Modulationen der girrenden Tauben. Eine Dichter-Encyclopädie und Anthologie vom Scheich Salah-ed-din Chalil Ben Ibec Safedi, gest. 749 (beg. 1. April 1345). — Vgl. Haj. Kh. T. I, n. 1131.

89 (n. 308, 4°). — Ein ähnliches und beynahe eben so berühmtes Werk von Abu'lhasan Ali Ben Hasan Bacharzi, der im Jahre 467 (beg. 27. August 1074) ermordet wurde, bekannt unter dem Titel: دمية القصر , عصرة اهل العصر Die Bildsäule des Schlosses und die Zuflucht der berühmtesten Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen. Es ist eine Fortsetzung der schon vielfach anderwärts (vgl.: Der vertraute Gefährte des Einsamen, Vorrede XXI flg.) besprochenen Jetimet von Thealibi.

90 (n. 338, 4°). — توالى التانيس (التاسيس) بمعالى ابن ادريس Die fortdauernde Freundschaft, geschlossen mit den hohen Tugenden des Ibn Idris, von Schihâb-ed-din Abu'lfadhl Ahmed Ben Ali Ibn Hadschr Ascaláni, gest. 852 (beg. 7. März 1448). — Ein theologisch-biographisches Werk.

Unter den geographischen Werken hebe ich nur folgende besonders hervor:

91 (n. 73, Fol.). — Die unter dem Titel: خريدة العجائب, d. i. die Perle der Wunder, bekannte, und von Hylander in Text und lateinischer Uebersetzung herausgegebene Cosmographie von dem oben genannten Ibn-el-Wardi. — Deßgleichen n. 262 (Fol.). — n. 516 (4°) und n. 568.

92 (n. 497, 4°). — Eine Geographie Spaniens. Dieser Band ist ein Collectaneenbuch, und enthält, außer mehrerem Anderen, auch Einiges über die Kreuzzüge. — Deßgleichen über Spanien n. 694 (4°).

93 (n. 645, 4°). — تحفة الالباب , نخبة الاعجاب Geschenk der Herzen und Auswahl der Wunder. Das ist wahrscheinlich der vollständige Titel der unter obiger Nummer befindlichen geographischen Handschrift, deren Verfasser dann Abu Abdallah Mohammed Ben Abd-el-rehim Ben Soleiman aus Granada, gest. um 560 (beg. 18. Nov. 1164) seyn würde. — Deßgl. n. 384 (4°).

94 (n. 718, 4°, und n. 751, 4°). — نشق الازهار فى عجائب الاقطار Der Wohlgeruch der Blumen, betreffend die Wunder der Himmelsgegenden. Ein geographisch-geschichtliches Werk von Mohammed Ben Ahmed Ben Aijâs dem Tscherkessen, über das Wunderbare, was er gesehen und gehört, vorzüglich in Aegypten; daher Schilderung des Nils, Beschreibung der Pyramiden, ferner allgemeine geologische und astronomische Betrachtungen, Geschichte der dortigen Könige u. s. w. Vgl. Not. et Extr VIII, 1 flg.

Unter den oben angeführten geographischen Werken berühren einige zu gleicher Zeit naturhistorische Gegenstände. Außerdem befinden sich in der Sammlung mehrere Schriften, die sich ausschließlich mit letztern beschäftigen, unter ihnen hauptsächlich folgende:

95 (n. 45, 4°). — Die Naturgeschichte von Abd-el-rawaf, sonst unbekannt, da der jenen Namen tragende Schriftsteller wohl eine Menge Commentare und auf Mystik sich beziehende Schriften herausgegeben hat.

96 (n. 6, 4°). — Das bekannte und berühmte Werk von Kemâl-ed-din Mohammed Ben Musa Demiri, der 808 (beg. 29. Juny 1405) starb, betitelt: Das Leben der Lebendigen (حيوة الحيوان) Der Verfasser benützte nicht weniger als 284 Werke, und außer von den Thieren, spricht er von Menschen, Dschinnen und Dämonen. Bochart hat es fleißig benützt, allein das Werk verdient eine bey weitem größere Beachtung. — Deßgleichen n. 95 (4°) erster Theil — n. 266 (Fol.). — n. 438 (Fol.) erster Theil. — n. 630 (4°), und ein Auszug n. 222 (4°).

97 (n. 129, 4°). — Glossen zu dem Werke über den Stein der Weisen (اكسير), betitelt: Goldstäubchen شذور الذهب, von Abu'lhasan Ali Ben Musa, dem Philosophen aus Andalusien, der 500 (beg. 2. Sept. 1106) starb. Je unglaublichere Dinge dasselbe enthält, desto eifriger ist es commentirt worden.

98 (n. 357, 4°). — Die Wunder der erschaffenen Dinge عجائب المخلوقات, von Zakarja Ben Mohammed Ben Mahmud Kazwini, bekanntlich in einzelnen Abschnitten mit Abbildungen. Eines der vorzüglichsten naturhistorischen Werke. — Dasselbe n. 462 (4°).

99 (n. 381, 4°). — نسيم الصبا Das gelinde Wehen des Ostwindes. Ein Handbuch in dreyßig Abschnitten, das in eleganter Sprache über die verschiedensten Gegenstände des Himmels und der Erde, z. B. über die Gestirne, Pflanzen u. s. w., verhandelt. Der Verfasser ist Bedr-ed-din Abu Mohammed Hasan Ben Omar Ben Hasan Ben Hebib aus Haleb, der 779 (beg. 10. May 1377) starb. — Ferner:

100 (n. 231, 4°). — Ein Werk über das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich.

(Fortsetzung folgt.)

Anonymi Viennensis descriptio urbis Athenarum, nebst den Briefen des Zygomalas und Kabasilas.

Ein Beytrag zur Topographie von Athen

von

Dr. Ludwig Roß,

chemaligem Oberconservator der Alterthümer, ordentl. Professor der Archäologie an der königl. Otto-Universität.

Einleitung.

Wie überhaupt für die historischen Wissenschaften die festeste Grundlage ihre eigene Geschichte ist, die Erkenntniß ihrer eigenen Entstehung und Entwicklung, der wechselnden Theorien, von denen sie beherrscht worden, der verschiedenen Richtungen, welche sie eingeschlagen, ihrer Irrthümer und wirklichen Fortschritte: so ist dieß nicht minder auf

dem Felde einzelner hiſtoriſcher Specialforſchungen, wie der alten Topographie von Griechenland und Italien der Fall. Die Topographie hat ſich zu ſtützen nicht allein auf die geſchichtliche Kenntniß der Wechſelfälle der alten Denkmäler während des Zeitraumes ſelbſt, den wir Alterthum nennen, ſondern erwünſcht und förderlich iſt ihr auch jede Nachricht aus den dunkeln und halbbarbariſchen Jahrhunderten des Mittelalters, die ihr Aufſchluß geben kann über den damaligen Beſtand der Monumente, die Namen, mit denen man ſie belegte, die Meinungen und Ueberlieferungen, welche ſich an ſie knüpften; wenn und wie das eine oder das andere derſelben abgetragen oder anderswie vernichtet wurde; was aus ſeinen vielleicht noch erhaltenen Ueberbleibſeln geworden, und Aehnliches mehr. Denn nicht ſelten erſieht der Forſcher aus ſolchen Nachrichten mit Ueberraſchung, daß z. B. Monumente, die er gänzlich vernichtet glaubte, zu einem Theile wenigſtens noch in den Mauern oder Fundamenten dieſes oder jenes neuern Gebäudes erhalten ſind; daß Namen, die er uralt und durch ununterbrochene Ueberlieferung verburgt wähnte, erſt vor nicht allzulanger Zeit von oberflächlichen Namengebern in Umlauf geſetzt worden ſind; und daß umgekehrt die in den barbariſchen Jahrhunderten lebenden Ungelehrten, in aller Unwiſſenheit und Unſchuld, vielleicht aus Ueberlieferung, manchmal über die Natur und Beſtimmung gewiſſer Denkmäler richtiger urtheilen, als die gelehrten Reiſenden und Vielwiſſer der neuern Zeiten.

Wenden wir das oben Geſagte auf unſern beſondern Gegenſtand, die Topographie von Athen und Attika, an, ſo iſt die Wichtigkeit von Quellen der bezeichneten Art für dieſes Forſchungsgebiet von denen, die ſich damit beſchäftigt, nach Verdienſt gewürdigt worden; aber leider fließen die bisher bekannten Quellen ſehr ſpärlich. In den byzantiniſchen Geſchichtſchreibern kommen nur ſehr dürftige Aufzeichnungen über Athens Geſchichte, und faſt gar keine über ſeine Monumente vor; und ſo beſchränkt ſich unſere Kunde der letzteren vor dem ſiebzehnten Jahrhundert faſt nur auf Cyriacus von Ancona, und auf die in Martin Cruſius Turcogrâcia enthaltenen Nachrichten. Aber ſelbſt dies Wenige zeigt, wie wichtig dieſe Art von Quellen werden kann, und erregt den Wunſch nach Erweiterung derſelben *).

*) Hier iſt es der Ort, den römiſchen Gelehrten oder den in Rom lebenden deutſchen und engliſchen Archäologen den Wunſch und die dringende Bitte ans Herz zu legen, endlich doch den bedeutendſten Schatz dieſer Art — das Manuſcript und die Zeichnungen des italieniſchen Architekten Giuliano Francesco Giamberti, genannt San Gallo, die auf der barberiniſchen Bibliothek hinterlegt ſind — der Vergeſſenheit zu entreißen, und als Facſimile der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da es (nach Kruſe, Hellas, 2, 1, S. 78) in den neuern Zeiten ganz unberückſichtigt geblieben zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es vielleicht nicht überflüſſig, hier einige Nachweiſungen darüber zuſammen zu ſtellen. Spon ſagt in der Beſchreibung des Thurmes des Andronikos in Athen, bey der Figur des Zephyros, Voy. 2, p. 137 (vgl. Wheler, Journey p. 396): Je me souviens d'avoir vû le dessein de cette tour dans un manuscrit en velin de l'année 1465, fait par un certain Francesco Giamberti, Architecte, où ce dernier vent est marqué comme je l'ai mis.

Ce manuscrit est dans la bibliothèque Barberine à Rome, et il y a dedans quelques autres desseins des antiquités de la Grèce, et entre autres des masures de Lacedémone, qui sont à quatre ou cinq milles de Misitra, à un endroit qu'on appelle Palèochori . . . . . J'estime ce manuscrit d'autant plus curieux, que les desseins en ont été tirés avant que les Turcs se fussent rendus maitres de la Grèce, et eussent ruiné plusieurs beaux monumens qui étaient alors en leur entier.

Auch Winckelmann in der Geſchichte der Baukunſt citirt dieſe Hand-

Einen Beytrag dazu bringen wir hier in dem nachstehenden Aufsatze eines unbekannten Griechen aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien. Die erste Nachweisung seiner Existenz verdanke ich einer mündlichen Mittheilung des auch aus der Ferne um die Topographie Athens hochverdienten Herrn Hofraths K. O. Müller in Göttingen; die bereitwillige Erlaubniß aber, den Aufsatz abzuschreiben und zu benützen, der Gefälligkeit des gelehrten und liberalen Vorstandes jenes wahrhaft kaiserlichen Bücherschatzes. Das Stück findet sich in einem papiernen Codex in Quart, der von verschiedenen Händen zu Anfang, wie es scheint, des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ist, und in bunter Ordnung verschiedene theologische Aufsätze und andere Miscellaneen enthält, so daß er in Nessels Katalog der griechischen Handschriften der k. k. Bibliothek unter die Codd. theologicos unter N. CCII gesetzt ist. Der Aufsatz unter dem Titel: Τὰ ἰάτρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν, füllt dort fast sieben Seiten, von der zweyten Seite des 29sten, bis auf die zweyte Seite des 32. Blattes. Keine Art von Einleitung geht ihm vorher, kein erläuternder Beysatz begleitet ihn.

Als erste Fragen drängen sich hier auf: Wer war der Verfasser? Wann, unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke schrieb er? Nur ein sehr schwaches äußeres Zeugniß über sein Alter ist aus dem Alter der Handschrift selbst und aus dem Umstande zu entnehmen, daß unmittelbar nach dem topographischen Aufsatze, noch auf derselben zweyten Seite des 32. Blattes, indeß von einer andern Hand, ein Epigramm auf Arsenios von Monembasia folgt; woraus wahrscheinlich wird, daß der anonyme Topograph nicht jünger war, als der gelehrte Bischof, der um das Ende des funfzehnten Jahrhunderts blühte [1]). Aber einigermaßen bestimmter läßt sich sein Alter aus einigen innern Zeugnissen ermitteln.

Es ist bekannt, daß nach der Einnahme Konstantinopels durch die Franken im May 1204, bey der Theilung der Provinzen des Reiches unter die Sieger, Böotien und Attika an einen burgundischen Edelmann, Otto de la Roche, fielen, der von diesen Landen den Titel eines Großherrn (Μέγας Κύρ) führte [2]), und bey dem Könige von Thessalonich, Bonifacius, Markgrafen von Montferrat, zu Lehen ging, bis dieser ihn mit seiner Lehenspflicht an den Fürsten von Morea, Wilhelm von Champlitte, überwies [3]). In Folge eines Streites mit seinem

---

schrift häufig, z. B. Werke 1, S. 357, 367, 536, und fügt an letzterem Orte die Anmerkung hinzu: »Es sind diese Zeichnungen in Großfolio, »und im Jahre 1465 gemacht, und haben folgenden Titel: Questo libro è »di Giuliano Francesco Giamberti, Architetto, nuoramente da Sangallo »chiamato, con molti disegni misurati e tratti dallo antico, cominciato A. »D. N. S. MCCCCLXV in Roma. In der carsinischen Bibliothek zu Rom »befindet sich die erste und seltene Ausgabe des Vitruvius in Quart von »Sulpicius herausgegeben, wo auf dem Rande die Zeichnungen von eben »diesem Baumeister zur Erklärung dieses Scribenten, nebst dessen Glossen, »gesetzt sind.«

Nach solchen Andeutungen sind wir berechtigt zu glauben, daß nichts über den Zustand der Monumente Athens im Mittelalter mehr Aufschluß zu geben vermöchte, als die Zeichnungen des Giamberti San Gallo.

1) Ueber Arsenios, Sohn des Michael Apostolios, vgl. Schöll, Griech. Literaturgeschichte III. 529.

2) Nach Nikeph. Greg. 7, 7 war er eigentlich Groß-Primicerius (μέγας πριμμικηριος), und nur im Munde des Volkes wurde dieser Titel in μέγας κυριος verdreht.

3) Chronique des Français en Morée, publ. par Buchon, p. 118, 167, 194.

Lehensherrn, Gottfried von Villehardouin, Fürsten von Morea, wandte sich Otto's Sohn und Nachfolger, der Großherr Wilhelm de la Roche, an den König von Frankreich, Ludwig den Heiligen, der ihm (um 1259) den Titel eines Herzogs von Athen verlieh [1]). Mit seinem Nachfolger Guy de la Roche erlosch das Geschlecht um das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, und es folgte sein Neffe Walter von Brienne [2]), der aber schon 1309 in einer Schlacht am böotischen Kephisos gegen die sogenannte große Compagnie der Catalonier fiel [3]). Die Sieger machten einen ihrer Gefangenen, Roger Deslau, zum Herzog [4]), gaben sich später (um 1326) unter die Oberherrlichkeit des Königs von Neapel, und behaupteten sich unter neapolitanischen Statthaltern bis in das letzte Viertel desselben Jahrhunderts, wo es dem Florentiner Nerio Acciajuoli gelang, sich zum Herzog von Athen zu erheben. Bey seinem Geschlechte blieb diese Würde, bis die Türken im Junius 1456 dem Herzogthume ein Ende machten, und von Athen Besitz nahmen [5]).

Von dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Anonymus zurück. Es ist aus mehreren Stellen seiner Beschreibung einleuchtend, daß er sie n a c h der Epoche der fränkischen Herzoge abgefaßt hat. In dem siebenten Paragraphe erzählt er, daß zwischen dem Olympieion und der Kallirrhoe ein prächtiges Gebäude lag, wohin der Herzog sich bisweilen zum Banquettiren begab « [6]), wo der Gebrauch des Imperfectums ἐκινεῖτο deutlich zeigt, daß zu der Zeit, wo der Anonymus schrieb, dieß n i c h t m e h r zu geschehen pflegte, und daß folglich die herzogliche Herrschaft schon vorüber war. Klarer noch geht dieß aus dem folgenden Abschnitte desselben Paragraphen hervor, wo der Topograph erzählt, daß »der Herzog, nach einem Bade in der Kallirrhoe, in das sogenannte »Heiligthum der Hera hinaufzugehen, und sein Gebet zu verrichten »pflegte; jetzt aber ist es von den Rechtgläubigen in eine Kirche der hei»ligsten Mutter Gottes verwandelt worden « [7])

Unter dem »Heiligthume der Hera « kann der Verfasser hier nicht wohl ein anderes Gebäude verstehen, als den ehemaligen kleinen jonischen Tempel südlich über der Kallirrhoe, der für den des Triptolemos [8]) gehalten wird, und der, wie man weiß, in eine griechisch christliche Kirche umgewandelt worden war. Diese Kirche nun muß, da der Herzog nach dem Bade sein Gebet dort verrichtete, der Herzog aber ein Bekenner des römisch-katholischen Glaubens war, zur Zeit der Herrschaft der Accia-

---

1) Ebendas. S. 201 folg. Vgl. Fallmerayer, Morea 1, S. 421, und 2, S. 125.

2) Chronique des Français, p. 351, 352, 382, 385.

3) Nikeph. Gregor. 7, 7. Chalkokond. 1, S. 9 d. Par. Ausg. Fallmerayer, Morea, 2, S. 167 folg.

4) Chalkokond. 2, S. 36 Par.

5) Phrantzes 3, 14. Chalkokond. 9, S. 242, 257 Par. Leake, Topographie, Einl. S. 59 folgg.

6) Πρὸς δὲ νότον τούτων ἔστιν οἶκος βασιλικός, πλὴν ὡραῖος· εἰς ὃν κατερχόμενος ὁ δοὺξ κατὰ καιρὸν εἰς εὐωχίαν ἐκινεῖτο.

7) Ἐκεῖ ἐστι καὶ ἡ νεάκρουνος πηγὴ ἡ καλλιῤῥόη εἰς ἣν λουόμενος (ὁ δοὺξ) ἀνήρχετο εἰς τέμενος τὸ τῆς Ἥρας λεγόμενον, καὶ προσηύχετο. νῦν δὲ μετεποιήθη εἰς ναὸν τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου ὑπὸ τῶν εὐσεβῶν. Daß dieser Tempel der Panagia geweiht war, bezeugen auch Spon. 2, S. 161, und Wheler S. 379.

8) Pausan. 1, 14, 1—3. Leake, Topogr. S. 81, 188.

juolis in den Händen der occidentalischen Christen gewesen seyn; und ohne Zweifel wurde sie, bey der beständigen Eifersucht beyder Kirchen, von diesen nicht früher an die morgenländischen Orthodoxen abgetreten, als nach der Aufhebung der herzoglichen Herrschaft durch die Türken. Die Griechen, welche der Schreibende als εὐσεβεῖς, gleichbedeutend mit ὀρθόδοξοι, bezeichnet, und zu welchen er selbst gehört, weihten sie dann der Jungfrau [1]). Endlich ist noch zu bemerken, daß in dem neunten Paragraphe der Verfasser von einer »Kanzley« (ohne Zweifel der Herzoge) in dem nördlichen Flügel der Propyläen ebenfalls das Imperfectum ὑπῆρχε gebraucht. Aus allen diesen Andeutungen sind wir, glaube ich, zu der Folgerung berechtigt, daß der Aufsatz erst nach der Aufhebung des Herzogthums oder nach 1456 geschrieben worden seyn kann. Auf der andern Seite aber ist es wahrscheinlich, daß er nicht sehr lange nach der Einnahme Athens durch die Osmanlis verfaßt wurde, denn nicht allein geschieht darin noch gar keine Erwähnung der Türken, sondern der Verfasser spricht auch über den Parthenon als eine noch im Gebrauche der Christen befindliche Kirche. Es ist aber bekannt, daß der Sultan Mahomed der Zweyte, der im Jahre 1459 Athen selbst besuchte, die Stadt anfangs mit großer Milde und Schonung behandelte, so daß man vielleicht annehmen darf, daß er anfangs den Christen den Besitz des Parthenon noch einige Zeit verstattete; bis sie durch eine Verschwörung zu Gunsten des entthronten Herzogs Francesco seinen Zorn reizten [2]). Wir glauben daher der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn wir den Verfasser, der, wie wir oben gesehen haben, auch aus einem andern äußern, wenn gleich sehr schwachen Grunde, als ein älterer Zeitgenosse des Arsenios von Monembasia erscheinen mag, in das erste Jahrzehend nach der türkischen Besitznahme von Athen setzen.

Schwerer noch, wenn nicht ganz unmöglich, ist es zu sagen, zu welchem Zwecke dieser Aufsatz abgefaßt wurde. Sind es die Dictate eines Lehrers für seine Schüler, um ihnen die Topographie ihrer Vaterstadt nach seiner besten Einsicht zu verdeutlichen? oder ist es vielmehr der Aufsatz eines Schülers, der das von seinem Lehrer Gehörte verworren und verfälscht, unorthographisch und mit der jämmerlichsten Verdrehung der Eigennamen niederschrieb? Wenn einmal eine Vermuthung auszusprechen ist, so möchten wir uns für diese entscheiden, weil dadurch am besten erklärt zu werden scheint, wie dunkle Spuren einer gewissen Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern, selbst mit Pausanias [3]), sich mit einer so barocken Unwissenheit und einer so rohen und gemeinen Sprache gepaart finden können. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß der Aufsatz, so wie er in dem Wiener Codex vorliegt, nicht etwa das Original von der Hand des Verfassers selbst, sondern jedenfalls eine spätere Abschrift ist, wie sich aus den mehrfachen, zum Theil (wie §. 10) ungeschickt ergänzten Lücken ergibt.

---

1) Bekannt ist das endliche Schicksal dieses schönen Tempels. Der Marquis von Nointel ließ, aus übel angebrachtem Glaubenseifer, bey seiner Anwesenheit in Athen 1674 eine katholische Messe darin lesen; worauf die Griechen die Kirche als entweiht ansahen, und in Verfall gerathen ließen. Im Jahre 1771 wurde dann der Tempel völlig abgebrochen, und seine Materialien zum Bau der Mauer um die Stadt mit verwandt.

2) Chalkokond. 9, S. 257 Par.

3) Z. B. §. 4, wo der Verfasser das Gorgoneion an der Mauer über dem Theater aus Paus. 1, 21, 4 und 5, 12, 2 zu kennen scheint. Vgl. auch § 3 (die Mythe von Halirrhothios), mit den Erläuterungen dazu.

Wir laſſen hier zunächſt den Text folgen, dem wir dann, um hier alles zu vereinigen, was wir von eingebornen Griechen aus dem Mittelalter über die Topographie Athens bis jetzt beſitzen, die Briefe von Kabaſilas und Zygomalàs aus Cruſius Turcogrâcia beyfügen, und ſchließlich die nöthigen Erklärungen und Bemerkungen anhängen.

Anonymi Viennensis descriptio urbis Athenarum.

Τὰ θέατρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν.

1. Πρῶτον ἡ ἀκαδημία ἐν χωρίῳ τῶν βασιλικῶν· δεύτερον, ἡ ἐλαιατικὴ εἰς τοὺς ἀμπελοκήπους· τρίτον, τὸ τοῦ πλάτωνος διδασκαλεῖον εἰς τὸ παραδείσιον· τέταρτον, τὸ τοῦ πολυζήλου ἐν ὄρει τῷ ἡμιτίῳ (γρ. ὑμηττίῳ)· πέμπτον, τὸ τοῦ διοδώρου πλησίον τούτου.

2. ἐντὸς δὲ τῆς πόλεως ἔσι τὸ διδασκαλεῖον τοῦ σωκράτους, ἐν ᾧ εἰσὶ κύκλῳ οἱ ἄνδρες καὶ οἱ ἄνεμοι ἱσορισμένοι· κατὰ δύσιν δὲ τούτου ἔσανται τὰ παλάτια τοῦ θεμισοκλέους καὶ πλησίον τούτων, εἰσὶν οἱ λαμπροὶ οἶκοι τοῦ πολεμάρχου· ἔσανται δὲ τὰ ἀγάλματα τοῦ διὸς ἔγγισα τούτων· ἄντικρυς δὲ τούτων, ἔσι βωμὸς, εἰς ὃν ταφῆς ἀξιοῦνται οἱ παγκρατισαὶ (γρ. παγκρατιασαὶ) καὶ ὀλύμπιοι· ἐν ᾧ φοιτῶντες οἱ ῥήτορες, τοὺς ἐπιταφίους λογους ἀνεγίνωσκον.

3. κατὰ ἄρκτον δὲ τούτου, ὑπῆρχεν ἡ πρώτη ἀγορὰ τῆς πόλεως, εἰς ἣν ὁ ἀπόσολος φίλιππος τὸν γραμματέα ἐβύθησεν (γρ ἐβύθισεν)· ἔνθα ὑπῆρχον καὶ οἱ λαμπροὶ οἶκοι φυλῆς τῆς πανδιονίδος· κατὰ δὲ τὸ νότιον μέρος, ὑπῆρχε διδασκαλεῖον τῶν κυνικῶν φιλοσόφων καὶ πλησίον τούτου τῶν τραγικῶν· ἐκτὸς δὲ τῆς ἀκροπόλεως, ὀλίγον πρὸς δύσιν, κατώκουν οἱ θαλαμ... .....[1]) καὶ πλησίον τούτου ὑπῆρχε διδασκαλεῖον τοῦ σοφοκλέους καὶ πρὸς νότον τούτου ἵσατο ὁ ἄρειος πάγος ἔνθα ὁ τοῦ ποσειδῶνος υἱὸς λυρόθιος (γρ. ἁλιρρόθιος) ὑπὸ ἄρεος ἐθανατώθη.

4. κατὰ ἀνατολὰς δὲ τούτου ὑπῆρχον τὰ παλάτια κλεονίδους (?) καὶ μιλτιάδου καὶ πλησίον τούτων ἀκμὴν ἵσαται διδασκαλεῖον λεγόμενον τοῦ ἀριστοτέλους. ὕπερθε δὲ τούτου, ἵσανται δύο κίονες· καὶ εἰς μὲν τὸν ἀνατολικὸν, ὑπῆρχε τὸ τῆς ἀθηνᾶς ἄγαλμα· εἰς δὲ τὸν δυτικὸν, τοῦ ποσειδῶνος· μέσον δὲ τούτων λέγουσιν εἶναι ποτὲ γοργόνης κεφαλὴν, ἔνδον κουβουκλείου σιδηροῦ· ἔσι δὲ καὶ ὡρολόγιον τῆς ἡμέρας μαρμαρίτικον.

5. ἄντικρυς δὲ τούτου πρὸς μεσημβρίαν, ὑπῆρχε διδασκαλεῖον λεγόμενον τοῦ ἀριστοφάνους· καὶ ἀνατολικὰ ἀκμὴν ἵσαται ὁ λύχνος τοῦ δημοσθένους· πλησίον δὲ τούτου ἦν τότε καὶ τοῦ θουκυδίδου οἴκημα, καὶ σόλωνος, ἀγορά τε ἡ δευτέρα· καὶ ὁ οἶκος τοῦ ἀλκμαίονος· καὶ βαλανεῖον μέγιστον καὶ πρὸς νότον τούτου, ἡ μεγάλη ἀγορὰ τῆς πόλεως· καὶ τεμένη πλεῖστα ἀξιάγαστα ἐπὶ τῆς πύλης νότιδος· ἧς πρὸς τῆς φλιᾶς ἱσόρηνται ἐννεακαίδεκα ἄνδρες.....[2]) τὸν ἕνα ἐδίωκεν, ἐκεῖ ὑπῆρχε καὶ τὸ βασιλικὸν λουτρὸν, ἐν ᾧ τὸν μέγαν βασίλειον διὰ πατάγων φοβῆσαι ἠθέλησαν· ἔνθα καὶ ὁ τοῦ μνησάρχου (?) οἶκος.

6. ἵσαται δὲ κατὰ ἀνατολὰς τούτου, καμάρα μεγίση καὶ ὡραία· εἰσὶ δὲ τὰ ὀνόματα ἀδριανοῦ καὶ θησέως· εὑρίσκεται δὲ ἔνδον τῆς αὐλῆς ....[3]) μεγίση ἐτύγχανεν εἰς ἣν οἶκος βασιλικὸς ὑπῆρχε πλείσοις κίοσιν ὑποκάτωθεν ζηριζομενη· ὅστις ἐλειτουργήθη πρὸς τῶν δύο καὶ δέκα βασιλέων τῶν τὴν ἄκραν οἰκοδομησάντων

---

1) Hinter θαλαμ... iſt eine Lücke von 10 bis 12 Buchſtaben.

2) Hier iſt faſt eine Zeile ausgefallen

3) Lücke von einigen Worten.

7. πρὸς δὲ νότον τούτων ἔςιν οἶκος βασιλικὸς πλὴν ὡραῖος· εἰς ὃν κατερχόμενος ὁ δοὺξ κατὰ καιρὸν εἰς εὐωχίαν ἐκινεῖτο· ἐκεῖ ἐςι καὶ ἡ νεάκρουνος (διορθ. ἐννεάκρουνος) πηγὴ ἡ καλλιῤῥόη εἰς ἣν λουόμενος ἀνηρχετο εἰς τέμενός τὸ τῆς Ἥρας λεγόμενον, καὶ προσηύχετο· νῦν δὲ μετεποιήθη εἰς ναὸν τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου ὑπὸ τῶν εὐσεβῶν.

8. κατὰ ἀνατολὰς δὲ τούτου ἐςὶ τὸ τῶν Ἀθηνῶν θέατρον, κύκλῳ περιεχόμενον, ὡσεὶ μιλίου διάςημα, δύο εἰσόδους κεκτημένον· .... βορεινὴ εἴσοδος πλουτεῖ, ἕτερον δὲ .....[1] νοτινὴ ἐπικέκτηται· ἑκατὸν δὲ ζώναις ἐκοσμεῖτο κυκλοτερῶς τὸ θέατρον ἐκ μαρμάρου πεποιημέναις λευκοῦ, ἐν αἷς ὁ λαὸς καθεζόμενος ἐθεώρει τὸν ἀγωνιζόμενον καὶ τὴν πάλην.

9. ἐκ τούτου οὖν εἰσερχόμενοι τὴν ἀνατολικὴν πύλην, εὑρίσκομεν ἄλλην ἀγοράν, καὶ ἀγωγοὺς ὕδατος δύο, οὗσπερ ὁ ἰούλιος καῖσαρ ἀθηναίοις χαριζόμενος κατεσκεύασε, καὶ ὕδωρ μήκοθεν τούτοις ἐκόμισεν. ἔςι δὲ καὶ ἕτερος ἀγωγὸς κατὰ τὴν βόρειον πύλην φερόμενος, ὃν ὁ θησεὺς ἐλεπτούργησε· καὶ ταῦτα μετὰ τὴν τῆς πόλεως τῶν ἀθηνῶν τυραννίδα ὡς φῂ ἄβαρις καὶ ἡρόδοτος, ὑπὸ δυοκαίδεκα βασιλέων ἐλεπτουργήθη· κἐκρωψ δὲ ὁ διφυὴς μεγάλως ἐφαίδρυνε, ἐν ποικίλῃ δόξῃ ταῦτα ὡραΐσας· τὰ μὲν τείχη πρὸς ὕψος ἐγείρας, τὸ δὲ ἔδαφος διαφόροις μαρμάροις καταςρώσας καὶ τὰ τεμένη ἔνδοθεν καὶ ἔξωθεν καταχρύσας (διορθ. καταχρυσώσας) αθήνας ταύτην ἐπωνόμασεν

10. εἰς γοῦν τὴν ἀκρόπολιν ἡμῶν εἰσορχομένων, εὑρίσκομεν ἕνα μικρὸν διδασκαλεῖον ὅπερ ὑπῆρχε τῶν μουσικῶν· ὅπερ πυθαγόρας ὁ σάμιος συνεςήσατο· κατέναντι δὲ τούτου ἔςι παλάτιον μέγιςον· καὶ ὑποκάτωθεν τούτου [ἔςι παλάτιον μέγιςον· καὶ ὑποκάτωθεν τούτου ἵςανται πλεῖσοι] ...[2] λαχῶν καὶ μαρμάρων πλουτεῖ, σὺν τῇ ὀροφῇ καὶ τοῖς τείχεσι· πρὸς δὲ τὸ βόρειον κλει... (?), ὑπῆρχε πᾶσα καγγελαρία ἐκ μαρμάρου καὶ κιόνων πεποιημένη λευκῶν, κατὰ νότον (γρ. νῶτον) δὲ ταύτης ὑπήρχεν ἡ ςοὰ ἐν ποικίλῃ ὡραιότητι περικεχρυσωμένη γύροθεν καὶ ἔξωθεν, καὶ λίθοις τιμίοις κεκοσμημένη· διὰ ταύτην καὶ ςοϊκοὶ φιλόσοφοι ἐλέγοντο οἱ ἐν ταύτῃ μαθητευθέντες· ἀντικρὺς δὲ ταύτης, τὸ τῶν ἐπικουρείων ἤκμαζε διδα- σκαλεῖον

11. περὶ δὲ γε τοῦ ναοῦ τῆς θεομήτορος, ὃν ὠκοδόμησαν ἀπολλὼς καὶ εὐλόγιος ἐπ' ὀνόματι ἀγνώςῳ θεῷ, ἔχει οὕτως· ἔςι ναὸς δρομικώτατος καὶ εὐρύχωρος εἰς μῆκος πολὺ ἐπεκτεινόμενος· καὶ τὰ τείχη τούτου ἐκ μαρμάρου πεποιημένα λευκοῦ τετράγωνος δὲ ἡ τούτων θέσις καθέςηκε, πηλοῦ καὶ ἀσβέςου χωρίς· διὰ σιδήρου δὲ καὶ μολύβδου ὁ πᾶς τοῖχος ἀνείγερται· ἐκτὸς δὲ τοῦ τοίχου, πλουτεῖ κίονας παμμεγέθεις, κυκλικῶς τὸν ναὸν περιέχοντας· μεταξὺ δὲ τῶν δύο κιόνων περιέχει πλαγίωσιν· πρὸς δὲ τῇ ὡραίᾳ πύλῃ καὶ τὸ ἅγιον βῆμα, ἅπερ εἰσὶ κατὰ λίβαν, καὶ θρασ .....[3] τὴν τῶν κιόνων ςάσιν ἐπικέκτηται, μέχρι μέν πολλοῦ προϊοῦσα εἰς ὕψος· κεφαλαῖ δὲ τῶν κιόνων κεκολαμμέναι διὰ γλυφῆς σιδήρου εἰς σχῆμα φοίνικος. εἰσὶ δέ μεταπεποιημέναι· καὶ τούτων ὕπερθεν δοκοὶ, ἐκ μαρμάρου πεποιημένοι (γρ. -αι) λευκοῦ τοῖς τείχεσι καὶ τῷ τείχει προσκολλώμενοί (γρ. αι), πλάκας κεκολαμμένας ὑπεράνωθεν ἔχοντες (γρ. -ἔχουσαι), καὶ εἰς ὀροφῆς ὁμοίωμα, ἡ τούτων ἐπιφαίνεται κύρτωσις· ζηρίζεται δὲ ὑπὸ τῶν κιόνων καὶ τοῖχος ὡραιότατος.

* * *

1) Zwey Lücken, iede faſt von einer Zeile.

2) Anderthalb unleſerlich gewordene Zeilen ſind mit ſchwärzerer Tinte, wie es ſcheint, von derſelben Hand ſo ungeſchickt ergänzt.

3) Lücke von faſt einer Zeile.

Ein Jahrhundert ſpäter, als wir den Anonymus Viennensis glauben ſetzen zu müſſen, fallen die Briefe des Kabaſilas und Zygomalàs In der zweyten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hatten nämlich die deutſchen Proteſtanten augsburgiſcher Confeſſion ſich an den griechiſchen Patriarchen in Konſtantinopel gewandt, und mit ihm Unterhandlungen angeknüpft, deren Zweck war, ein Verſtändniß über die Lehrſätze beyder Kirchen und eine Vereinigung derſelben herbeyzuführen. Damals herrſchte in Europa die größte Unkunde über den innern Zuſtand Griechenlands, und man zweifelte ſogar, ob von Athen etwas mehr als der bloße Name exiſtire [1]). Jene mit der höheren griechiſchen Geiſtlichkeit angeknüpften Verbindungen benützte daher Martin Cruſius oder Kraus, Profeſſor der griechiſchen Literatur in Tübingen, um ſeinen gelehrten Correſpondenten in Konſtantinopel Fragen über mancherley Verhältniſſe und Zuſtände vorzulegen [2]), und aus ihren Antworten und ſeinen eigenen Zugaben entſtand das für jene Zeit höchſt merkwürdige und nützliche Werk Turcogrâcia oder Hellas unter den Türken, in acht Büchern, von denen das erſte die politiſche Geſchichte, das zweyte die Kirchengeſchichte Griechenlands nach der Einnahme von Konſtantinopel behandelt, die übrigen ſechs aber die mit den gelehrten Griechen gewechſelten Briefe umfaſſen [3]). Zwey Briefe des ſiebenten Buches enthalten kleine Abſchnitte über Zuſtand und Topographie von Athen, welche, als anziehend und lehrreich für die Geſchichte der alten Denkmäler dieſer Stadt, auch ſchon von andern Topographen berückſichtigt worden ſind [4]); wegen der Seltenheit des Cruſius'ſchen Werkes aber mögen ſie hier, mit genauer Beybehaltung ihrer Orthographie und Interpunktionsweiſe, ihren Platz finden.

Auszug aus einem Briefe des Theodoſios Zygomalàs, Protonotars der großen Kirche in Konſtantinopel, an Martin Cruſius.

(Turcograeciae lib. VII, epist. 10.)

—— Αἱ γὰρ Ἀθῆναι, ἃς πολλάκις ἴδον (Ναύπλιος γάρ εἰμι, Πελοποννήσιος, ἢ πλησίον Ἀθηνῶν κεῖται), αὐτάς τε διῆλθον, ἀκριβῶς φιλοπραγμονήσας πάντα: τόν τε Ἄρειον Πάγον, τὰς ποτὲ Ἀκαδημίας, τὰ Ἀριστοτέλους, τὸ Πάνθειον: οἰκοδομὴν νικῶσαν πάσας οἰκοδομάς: γλυπτῶς ἐκτὸς διὰ πάσης τῆς οἰκοδομῆς ἔχουσαν τὰς ἱστορίας Ἑλλήνων: καὶ ταῦτα, τὰς θείας καὶ μετὰ τῶν ἄλλων, ἐπάνω τῆς μεγάλης πύλης, ἵππους δύο φρυασσομένους ἀνδρομέαν εἰς σάρκα, τὸ δοκεῖν ἐμψύχους; οὓς, λέγεται, ὅτι ἐλάξευσε Πραξιτέλης: καὶ ἔστιν ἰδεῖν διϊκνουμένην καὶ λίθων τὴν ἀρετήν: θιάσασθαί τε καὶ ἄλλα θαύματος ἄξια. Οὐ λέγω τὸν βουνὸν τὸν ναταντικρὺ βοτάνην πᾶσαν (εἰπεῖν ἰατρείας ἁπάσης πρόξενον) ἐμπεριέχοντα: ὃν κῆπον Ἀδωνιδος ὀνομάζω: ἢ ἀέρων εὐπνειαν, ἢ ὑδάτων ποτιμον, ἢ

1) Kruſe, Hellas, 1, S. 80.

2) Etwas anders wird die Veranlaſſung dieſes Briefwechſels erzählt von Thierſch, über die Sprache der Zakonen, in Abh. der Münchener Akademie 1. Bd. 1835, S. 569.

3) Turcograeciae libri octo, a Martino Crusio — utraque lingua edita (sic). Basileae per Leonardum Ostenium. Fol. (s. a.). Die Epistola dedicatoria datirt die 8. Matthiae 1584.

4) Spon, Voy. 1, p. 114. Leake, Topographie, Einleitung, S. 74. Broendsted, Voy. II. p. 185.

ἀγαθῶν ἄλλων: ἐξ ὧν συμβαίνει, τοὺς νῦν Ἀθηναίους, ἤδη βαρβαρωθέντας, φύσει μνήμονας καὶ εὐφώνους εἶναι: μέλεσι διαφόροις θέλγειν, ὡς Σειρήνων μέλη, τοὺς ἀκούοντας. Οὓς εἴγε Ὀρφεὺς (ὃς θῆρας καὶ λίθους ἐλέγετο θέλγειν), ἢ Μηθυμναῖος Τέρπανδρος, ἢ Μαρσύας (ὃς ἀντήρισεν Ἀπόλλωνι) ἤκουσε, φύσει τὴν τέχνην νικῶντας, ἐξεπλάγησαν καὶ τοὺς αὐλοὺς ἔρριψαν ἄν, καὶ καλάμους συνέτριψαν. Ἀλλά τί τῶν Ἀθηνῶν μνησθείς, μακρολογῶ: δέρμα λειφθείσας τοῦ πάλαι ποτὲ ζῴου [1]); Αἱ ἀληθεῖς Ἀθῆναι αὐτοῦ νῦν εἰσιν, ὡς ἀκούομεν κ. τ. ἑ.

(Der Brief iſt datirt Ἀνθεστηριῶνος ιέ, ζπδ᾽ ἀπὸ τῆς κτίσεως τοῦ παντὸς = 15. November 1575).

Auszug aus einem Briefe des Symeon Kabaſilas an denſelben Cruſius.

(Turcograeciae libr. VII, epist. 18.)

— — Πάλαι μὲν τό τῶν Ἀθηνῶν ἄςυ τρίπλοκον ἦν, καὶ ἅπαν οἰκούμενον. Νῦν δέ, τὸ μὲν ἐσώτερον (ὅπερ Ἀκρόπολις: ἐν ᾧ καὶ ναὸς τῷ Ἀγνώςῳ θεῷ) ἅπαν ὑπό μόνων Ἰσμαηλιτῶν οἰκούμενον. Τὸ δὲ ἐκτὸς (τὸ ἀναμεταξὺ φημι) ὅλον ὑπὸ τῶν χριςιανῶν. Τοῦ δ᾽ ἐξωτέρου (ἐν ᾧ καὶ βασίλεια διά μαρμάρων καὶ κιόνων μεγίςων: ἐφ᾽ ὧν τῆς πύλης ἐπιγέγραπται μονόςιχον καὶ ἔτι σωζόμενον:

Αἰδ᾽ εἰσ᾽ Ἀθῆναι, θησέως ἡ πρὶν πόλις).

τό τρίτον, οἰκούμενον. Ὅλον δέ, ἐν ὅσῳ οἱ ἄνθρωποι ὄντες τυγχάνουσιν (ἐξ ἑν [2]) ἄνδρες, τὸν ἀριθμὸν χιλιάδες δώδεκα) ἀφ᾽ ἓξ ἢ ἑπτά μιλίων περιεχόμενον

Περὶ δὲ τῶν διαλέκτων, τί ἄν καὶ εἴποιμι: πολλῶν οὐσῶν, καὶ διαφόρων, ὑπὲρ τῶν ἑβδομήκοντα; Τούτων δ᾽ ἁπασῶν, ἡ τῶν Ἀθηναίων χειρίςη. Βουλόμενοι γὰρ εἰπεῖν, ἰδοὺ πίστις, ὑπήνη, καὶ Ἑλλήνων δικαιοσύνη: λέγουσιν ἀντὶ τούτων, ἐπᾶ πίσι, ἐπᾶ σολή, ἐπᾶ Ῥωμήϊκη χρίσι. Καὶ ἀντὶ τοῦ σὺ, σοῦ: καὶ πορεύου, σοῦγε: καὶ λύτραν, λούτραν. Οὓς οἱ τὴν Ἑλλαδα οἰκοῦντες, καλῶς τὰ πολλὰ φθεγγόμενοι, βαρβάρους τοπαράπαν ἀποκεκλήκασι, τούτους βδελυττόμενοι. ὥςε πεπονθέναι τοῖς πάλαι κατὰ διάμετρον.

Der Brief iſt datirt: Ἐν πατριαρχείῳ τοῦ Βυζαντίου. Συμεὼν Καβασίλας, ἐκ πόλεως Ἀκαρνανίας τῆς Ἑλλάδος. Ἐλαφηβολιῶνος γ᾽ ἐπὶ δέκα = 13. Februar 1578.)

Erläuterungen.

Die ſonderbare Ueberſchrift, die nur von Theatern und Schulen Belehrung verſpricht, und die Uebereinſtimmung des Aufſatzes mit derſelben, der wirklich faſt alle noch vorhandenen oder aus Ueberlieferung bekannten Monumente unter dieſe beyden Klaſſen bringt, iſt aus der traditionellen Ehrfurcht vor der Weisheit der alten Hellenen [3]) und der

---

1) Dieſer Ausdruck iſt von Syneſios entlehnt.

2) So der Text in der Turcogräcia. Vielleicht iſt zu verbeſſern: ἐξ ὧν ἄνδρες u. ſ. w. Leake, Topographie, Einl. S. 74 ſchlägt vor: ἐξω ξένων ἄνδρες u. ſ. w. Aber es iſt nicht wohl abzuſehen, welche Fremden ſich damals in Athen ſo zahlreich ſollten befunden haben, daß ſie ausdrücklich von der Volkszahl ausgenommen werden mußten.

3) Auch Zygomalas ſpricht in ſeinem Briefe in der Mehrheit von den Akademien: τὰς ποτὲ Ἀκαδημίας.

hohen Meinung von ihrer Prachtliebe und Schauluſt zu erklären. Didaskaleion, in der gemeinen Mundart δασκαλιὸ, heißen auch heute noch verſchiedene Oertlichkeiten, wo alte Ruinen ſind oder waren, z. B. ein Acker am ſüdweſtlichen Fuße des Lykabettes, in der Gegend der Gymnaſien Kynosarges und Lykeion, und eine kleine Klippe mit Ruinen in einer Bucht an der Oſtküſte von Attika, zwiſchen Praſiä und Thorikos. Auch bey Guilletière, in der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, führen die Säulen des Olympieion den Namen Didaskaleion [1].

1. Der Anonymus beginnt ſeine Beſchreibung in dem erſten Paragraphe mit den Oertlichkeiten außerhalb der Stadt, welche ihm merkwürdig ſcheinen, und zählt als ſolche fünf Schulen oder διδασκαλεῖα auf. Zuerſt nennt er die Akademie, deren Name ſich bis heute erhalten hat, in dem Dorfe Baſilika, welches alſo der damalige Name des heutigen Dorfes Sipolia, das an die Gegend der Akademie gränzt, geweſen zu ſeyn ſcheint. In dem zweyten Satze aber ſpielt ihm ſeine Unwiſſenheit einen artigen Streich. Er mochte von der Schule der eleatiſchen Philoſophen, der Nachfolger des Parmenides und Zenon, gehört oder geleſen haben; unbedenklich glaubte er auch dieſe in der Mutterſtadt aller Weisheit, in Athen, ſuchen zu müſſen, und wo anders konnten dieſe Eleaten wohl zu Hauſe ſeyn, als unter den Oelbäumen (ἐλαῖαι) des lieblichen Dörfchens Ampelokepi, in der Gegend des alten Alopeke [2], zehn bis zwölf Stadien oſtwärts von Athen? Auf dieſe herzhafte Anwendung einer ſpielenden Etymologie zur Ermittlung eines topographiſchen Punktes läßt er die Schule des Platon in dem Luſtgarten (παραδείσιον) folgen. Vielleicht iſt hiermit der Garten bey dem Kloſter der Erzengel (τῶν Ἀσωμάτων) zwiſchen Ampelokepi und der Stadt gemeint, in welchen Bezirk ungefähr die aus dem platoniſchen Phädros berühmte Platane und andere Umgebungen des Lykeion fallen [3]. Daß ein Acker in dieſer Gegend noch jetzt Daskaliò heißt, und daß Guilletière das Olympion ſo nennt, iſt bereits erwähnt worden. Woher der Anonymus aber die beyden letzten Schulen genommen (die des Polyzelos am Hymettos, und die des Diodoros in der Nähe der vorigen), vermögen wir nicht zu errathen.

2. In dem zweyten Paragraphe betritt der Verfaſſer die Stadt, und geht in ihrer Beſchreibung von der Uhr des Andronikos Kyrrheſtes oder dem ſogenannten Thurme der Winde aus, den er

---

1) Guilletière, Athenes ancienne et nouvelle, sec. edition (Paris 1675) p. 266. Ich habe von Guilletières Buch, welches die Beſchreibung der Reiſe ſeines Bruders Guillet nach Griechenland enthält, leider nur kurze Auszüge zur Hand, die ich mir auf der Göttinger Bibliothek gemacht. Daher wage ich hier nicht, die Streitfrage zu entſcheiden, ob ihm der kampfluſtige Spon mit Recht vorgeworfen, daß er, oder vielmehr ſein Bruder, Athen nie geſehen habe; aber ich kann verſichern, daß Guilletière's Buch, neben vielem Irrigen oder Entſtellten, auch manches Beachtenswerthe enthält, das nur aus eigener Anſchauung oder aus guten Berichten anderer Augenzeugen geſchöpft ſeyn kann. Spon ſelbſt urtheilte vor ſeiner Fehde mit Guilletière günſtiger über ſeine Arbeit (Voy. t. 2, p. 78): Il dit quantité de choses qui sont très bien jugées et bien expliquées, et qui méritent mieux l'approbation que la censure. Auch Leake räumt ein (Topogr. S. 77), daß dem Werke »allerdings einige Gelehrſamkeit und einige genauere Nachweiſungen zum Grunde liegen,« und mithin darf es mit kritiſcher Umſicht auch wohl noch jetzt benützt werden.

2) Herodot 5, 63, vgl. mit Aeſchin. g. Timarch. S. 14 Steph.

3) Leake, Topographie, S. 211 folgg. Das Lykeion ſelbſt ſcheint freylich der Stadt etwas näher gelegen zu haben, als von Leake angenommen wird; wie wir an einem andern Orte zu erweiſen ſuchen werden.

höchſt auffallender Weiſe Schule des Sokrates nennt, aber durch die Angabe, daß rings umher die Winde abgebildet (ἱστορισμένοι) ſeyen, unverkennbar bezeichnet. Wir haben alſo hier einen feſten Anhaltspunkt. Von dem Windthurme ſchlägt der Anonymus die Richtung gegen Abend ein, und nennt zunächſt den Pallaſt des Themiſtokles, und nahe bey dieſem die prächtige Wohnung (λαμπροὶ οἶκοι) des Polemarchen. Unter dem erſteren ſcheint er die Porticus der Athene Archegetis (das von Leake ſogenannte Thor der Agora) zu verſtehen, die von der Uhr des Andronikos zunächſt weſtwärts liegt; mit der benachbarten Polemarchenwohnung aber meint er vermuthlich die prächtigen korinthiſchen Säulen mit dem großen daranſtoßenden Hofe, die wahrſcheinlich Ueberreſte des Gymnaſiums des Hadrian ſind [1]), und wo man 1835 die neue Infanteriecaſerne gebaut hat [2]). Hier war vor dem Freyheitskriege die Reſidenz des türkiſchen Gouverneurs oder Woiwoden, τοῦ βοϊβοντα τὸ χωνάκι, wovon οἱ οἶκοι τοῦ πολεμάρχου nur als eine veredelte Ueberſetzung erſcheinen. Vielleicht mochte auch in herzoglicher Zeit hier der Militärcommandant gewohnt haben.

Unweit (ἔγγιστα) der Polemarchenwohnung erwähnt der Topograph gewiſſe Statuen des Zeus als damals noch aufrecht ſtehend (ἕξανται τὰ ἀγάλματα τοῦ Διός). Ohne Zweifel meint er die erſt nach der Zerſtörung Athens im letzten Kriege wieder zum Vorſchein gekommenen beyden Koloſſe, die bis dahin in Mauern von Häuſern verborgen geweſen waren, zwiſchen den Ueberreſten des Gymnaſiums des Ptolemäos und dem Tempel des Ares: mögen ſie nun bloß Telamonen oder Atlanten eines großen Gebäudes, oder vielmehr zwey der Eponymen ſeyn [3]). Der eine, mit Schlangenfüßen, ſteht noch heute auf ſeiner Baſis; der andere, deſſen Unterleib in eine Fiſchhautbildung auszugehen ſcheint, ſteckt unweit des erſten zur Hälfte im Boden, ſeine Baſis ſteht aber in gerader Linie mit der vorigen noch an ihrem urſprünglichen Platze. »Dieſen Statuen gegenüber,« fährt der Anonymus fort, »liegt ein Heiligthum (ἔστι βωμός), in welchem Pankratiaſten und Olympier (er ſcheint Olympioniken zu meinen) eine ehrenvolle Beerdigung erhielten; wohin die Redner zu kommen, und die Begräbnißreden zu leſen pflegten.« Βωμὸς bedeutet in der mittleren Gräcität [4]) und in der heutigen Volksſprache nicht den Altar (denn dafür wird immer ἱερὰ τράπεζα oder bloß τράπεζα gebraucht), ſondern ein heidniſches Heiligthum, ein Tempelgebäude. Den genannten Statuen aber gegenüber, und zwar weſtlich (genauer in W. N. W.), liegt der ſchöne doriſche Tempel, den man das

---

1) Beſchrieben von Leake a. a. O. S. 193 — 195, der dieſe Reſte für die Stoa des Hadrian hält. — Den Namen παλάτι τοῦ Θεμιστοκλέους kennt auch Guillétière a. a. O. S. 193, und erklärt dieſe Ruine, unter welcher er eben jenes Gymnaſium des Hadrian zu verſtehen ſcheint, für die curia Quingentorum, das Rathhaus der Fünfhundert.

2) Ungeachtet der wiederholten Proteſtationen des damaligen Oberconſervators der Alterthümer.

3) Roß, Τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως, S. 29. Vgl. Gerhard, sur les monumens figurés existant actuellement en Grèce (Annali dell' Instit. Arch. vol IX), S. 9 folgg., wo durch einen Druckfehler von drey Statuen und drey Piedeſtalen ſtatt zweyer die Rede iſt. Uebrigens wollen wir die zweifelnde Meinung, daß ſie zu den Eponymen gehören können, nur als eine Möglichkeit uns offen erhalten haben.

4) Heſych. u. d. W. βωμός: ἀρὸν, τέμενος. Etymol. M. u. d. W. βωμὸς σημαίνει δύο· τέμενος, ἱερόν, ὅπου θύουσι τοῖς θεοῖς u. ſ. w.

Theſeion zu nennen gewohnt iſt; und nur dieſen kann der Topograph hier meinen. Vielleicht haben ihm die Metopen, die die Thaten des Herakles und Theſeus darſtellen, und die Frieſe des Pronaos und Poſticum, auf denen man eine Gigantomachie und den Kampf der Centauren mit Lapithen erkennt, verbunden mit einer dunkeln Erinnerung, daß im Karameikos (freylich dem äußern) die Gräber der gefallenen Krieger waren [1], die Veranlaſſung zu der befremdlichen Gelahrtheit gegeben, daß in dieſem βωμός die Athleten und Pankratiaſten beſtattet zu werden pflegten, und daß die Redner hier ihre Lobreden ſprachen. Für die Topographie bleibt aber immer das negative Reſultat wichtig, daß die Benennung des Theſeustempels für jenes Gebäude, die man für eine traditionelle gehalten hat, zur Zeit des Anonymus noch nicht gebräuchlich war. Ob er dagegen den Namen des Arestempels ſchon gekannt habe, den Cyriakus von Ankona dieſem Denkmale beylegt, und den ich aus andern Gründen dafür in Anſpruch genommen habe [2], bleibt dahingeſtellt; der Ausdruck βωμός, und die Erklärung, die er von ſeiner Beſtimmung gibt, iſt wenigſtens nicht dawider. Bemerkenswerth iſt auch, daß weder Zygomalas noch Kabaſilas, die freylich auf eine vollſtändige Topographie nicht ausgehen, das vermeinte Theſeion erwähnen, und daß Guilletière erzählt, nicht alle Reiſende zu ſeiner Zeit wären mit dieſer Benennung einverſtanden geweſen [3].

3. Wenn noch ein Zweifel bleiben könnte, ob der Anonymus in dem vorhergehenden Paragraphe unter den Statuen des Zeus und dem heidniſchen Tempel die von uns angegebenen Monumente gemeint habe, ſo würde er durch die folgende Angabe völlig gehoben werden: »daß nördlich von jenen der erſte Markt der Stadt lag, wo der Apoſtel Philippos den Schreiber verſenkte.« Denn nördlich von den koloſſalen Statuen und vom Arestempel dehnt ſich ein großer Theil des jetzigen Bazars wie auch des alten Marktes aus; und hier liegt, an der Stelle oder wenigſtens in der Gegend des alten Leokorion [4], eine zerſtörte

---

1) Lyſias Epitaph. S. 18, 19 Tchn. Schol. Ariſtoph. Ritter 771. Harpokr. und Suidas u. d. W. Κεραμεικός.

2) Τό Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως. Ἐν Ἀθήναις 1837. Vgl. die Recenſion (von E. Gerhard) in der A. L. Z. 1839, Nr. 159 folgg.

3) Guilletière a. a. O. S. 153: C'est parcequ'il (le templo de Théséo) est hors de la ville, que quelques uns de nos voyageurs ne veulent pas croire que ce soit encore celui, dont l'Antiquité a tant parlé. Wahrſcheinlich war die Benennung Theſeion erſt kurz vor Guilletière's Zeiten durch die ſeit 1645 in Athen eingezogenen Jeſuiten erfunden und in Umlauf geſetzt worden; aber leider habe ich des Paters Babin Rélation de l'état présent d'Athènes (1672) und ſeinen Briefwechſel mit Spon (1674) nie zu Geſichte bekommen. Spon ſelbſt hatte dieſe Benennung des Gebäudes früher bekämpft, und nimmt ſeinen Widerſpruch erſt in ſeiner Reiſebeſchreibung (2, S. 144) zurück, lediglich auf eine irrige Verwechslung der von Pauſanias im Grabmal des Theſeus erwähnten Gemälde und der den Tempel des Ares umgebenden Sculpturen ſich ſtützend. Dennoch hat man ihm bis heute blindlings nachgeſprochen. Jene zweifelnden Reiſenden bey Guilletière ſtützten ſich aber offenbar auf ähnliche topographiſche Gründe, wie ich in meiner oben angeführten Schrift, unter andern auf die zu weit vom Mittelpunkte der Stadt entfernte Lage des Gebäudes; wie überhaupt die Anſichten in jenem übelberufenen Buche über die Lage des innern Kerameikos, des Metroon, des Barathron, des Dipylon und piräiſchen Thores, des Heptachalkon, Pompeion, Hauſes des Polytion u. ſ. w. (S. 194—301) mich höchlich überraſcht haben durch ihre nahe Uebereinſtimmung mit den Ueberzeugungen, zu denen ich ſelbſt faſt hundert ſiebzig Jahre ſpäter gelangt bin.

4) In der angezogenen Schrift τό Θησεῖον u. ſ. w. S. 17.

Kirche des h. Philippos, an welche ſich die im Texte angedeutete und auch den heutigen Athenäern wohlbekannte Lokallegende anknüpft.

Nach der Kirche des h. Philippos wendet ſich der Topograph in die weſtliche Gegend der Stadt, und erwähnt als ehemals dort vorhanden (ὑπῆρχον) einen Prachtbau (οἱ λαμπροὶ οἶκοι) der pandioniſchen Phyle. Was er hiermit meint, iſt ſchwer zu errathen. Vielleicht hatte es in dieſer Gegend vor ſeiner Zeit (daher das Imperfectum) ein choragiſches Monument der pandioniſchen Phyle gegeben, von welchem er aus Ueberlieferung Kenntniß haben mochte, oder von dem er noch eine Inſchrift aufbehalten fand, wie ja noch bis vor kurzem über dem jetzt abgebrochenen türkiſchen Thore Aslàn-Kageſi der neueren Stadtmauer, zwiſchen dem Arestempel und dem Areios Pagos, die choragiſche Inſchrift des Lyſikles von der oineiſchen Phyle [1]) angebracht war. Doch wollen wir dieſer Vermuthung wenig Gewicht beylegen, weil im Ganzen die choragiſchen Denkmäler in und an der Tripodenſtraße unter dem öſtlichen Ende der Akropolis ihren Platz hatten — Was dann folgt, die Schule (διδασκαλεῖον) der kyniſchen Philoſophen und die der Tragiker, iſt wieder ſehr dunkel. Bey der letzteren Benennung dachte der Anonymus vielleicht an das große Haus, in welchem die tragiſchen Schauſpieler ihre Recitationen anſtellten oder Proben hielten [2]); aber dieſes lag in Melite, alſo wohl mehr nordwärts von der Burg [3]). Dennoch iſt dieſe Andeutung nicht unbedingt zu verwerfen, wenn man ſich erinnert, daß ein mit Athen wohlbekannter Schriftſteller zu Ende des zweyten Jahrhunderts nach Chriſto im innern Kerameikos ein Theater des Agrippa erwähnt, von dem wir anderswoher gar keine Kenntniß haben, ſo wie ein Berathungshaus (βουλευτήριον) der ſceniſchen Künſtler unweit des Kerameikosthores [4]). Melite ſtieß an den Markt und den Kerameikos, und mithin könnte der Μελιτέων οἶκος und das βουλευτήριον τῶν τεχνιτῶν immerhin identiſch ſeyn, und zugleich

---

1) Im Corpus Inscript. Gr. I, n. 223.

2) Heſych. u. d. W. Μελιτέων οἶκος· ἐν τῷ τῶν Μελιτέων δήμῳ οἰκός τις ἦν παμμεγέθης, εἰς ὃν οἱ τραγῳδοὶ ἐμελέτων. Athen. 5, S. 213: Συνήντησαν δ' αὐτῷ (dem Tyrannen Athenion oder Ariſtion) καὶ οἱ περὶ τὸν Διόνυσον τεχνῖται, τὸν ἄγγελον τοῦ νέου Διονύσου καλοῦντες ἐπὶ τὴν κοινὴν ἑστίαν καὶ τὰς περὶ ταύτην εὐχάς τε καὶ σπονδάς. — — Ἐν δὲ τῷ τεμένει τῶν τεχνιτῶν θυσίαι τ' ἐπετελοῦντο ἐπὶ τῇ Ἀθηνάιδος παρουσίᾳ, καὶ μετὰ κήρυκος προαναφωνήσεως σπονδαί. Καὶ τῇ ὑστεραίᾳ πολλοὶ μὲν ἐπὶ τὴν οἰκίαν ἐλθόντες ἀνέμενον αὐτοῦ τὴν πρόοδον· πλήρης δ' ἦν καὶ ὁ Κεραμεικὸς ἀστῶν καὶ ξένων κ. τ. ἑ. — Verſchieden von dieſem Hauſe in Melita iſt ein anderes Local zur Einübung der tragiſchen Chöre, in der Porticus des Eumenes, welche an das Dionyſostheater ſtieß: Vitruv. 5, 9.

3) Vgl. Τὸ Θησεῖον u. ſ. w. S. 20.

4) Philoſtr. Sophiſten 2, 5, 3: — τὸ ἐν τῷ Κεραμεικῷ θέατρον, ὃ δὴ ἐπωνόμασται Ἀγριππεῖον (ob von dem Römer Agrippa oder einem der judäiſchen Fürſten, über welche Böckh (ad C. I. G. I, n. 361?). Vgl. Philoſtr. ebendaſ. 2, 8, 2: ταῦτα ἐν τῷ Ἀγριππείῳ ἐπράχθη· διαλιπὼν δὲ (ὁ Φίλαγρος) ἡμέρας ὡς τέτταρας παρῆλθεν ἐς τὸ τῶν τεχνιτῶν βουλευτήριον, ὃ δὴ ᾠκοδόμηται παρὰ τὰς τοῦ Κεραμεικοῦ πύλας, οὐ πόρρω τῶν ἱππέων. Dieſe Zeugniſſe ſind zu beſtimmt, um nicht zwey Centralpunkte dramatiſcher Uebungen und ſceniſchen Treibens in Athen annehmen zu müſſen.

unweit des genannten Thores und doch in Melite, nämlich nordwestlich von der Burg, gelegen haben. Wenn dieß sich aber so verhält, so kann man wohl nicht eine weitere Vermuthung zurückweisen: daß nämlich dies Berathungshaus der Jünger der Melpomene einerley oder wenigstens benachbart mit dem Heiligthume des Melpomenos Dionysos und dem Hause des Polytion, welche, wie wir anderswo gezeigt haben, auf der Linie vom Kerameikasthore oder Dipylon nach der Königshalle und dem Tempel des Ares lagen [1]).

In dem nächsten Satze sind leider in der Handschrift ein Paar Worte unleserlich; es scheint, er wollte sagen, daß ein wenig außerhalb der Akropolis gegen Westen die Σαλαμ — — — (etwa Σαλαμπόλοι τοῦ δουκὸς?) zu wohnen pflegten. An diesen Punkt stieß die Schule des Sophokles; und südlich von dieser lag der Areios Pagos, wo Halirrhothios vom Ares getödtet worden war [2]). Es ist einleuchtend, daß die angegebene Richtung, südlich von Gebäuden, welche ihrerseits wieder westwärts von dem Eingange zur Akropolis auf dem Abhange lagen, wo bis vor kurzem ein türkischer Gottesacker war, nicht auf den heute mit gutem Grunde für den Areios Pagos erkannten Felshügel paßt, der jener vermeinten Schule des Sophokles vielmehr im Norden gelegen haben würde. Der Anonymus versteht daher unter dieser Benennung einen der andern beyden Hügel, entweder das Museion oder die Pnyx; und wahrscheinlich die letztere, die auch in neuern Zeiten bis auf Chandler [3]) ziemlich allgemein für den Areios Pagos gehalten wurde, obgleich der treffliche alte Wheler schon das Richtigere vermuthet, aber nur nicht entschieden genug ausgesprochen hatte [4]).

4. Die in dem vierten Paragraphe angegebenen Punkte lassen sich fast alle unzweifelhaft bestimmen. Oestlich vom Hügel des Ares lag, nach unserm Topographen, der Pallast des Kleonides (ob Leonidas?) und Miltiades; womit offenbar das Odeion oder Theater, das Herodes Attikus zu Ehren seiner Gemahlin Regilla am südwestlichen Fuße der Akropolis erbauen ließ, gemeint ist [5]). Nahe an diesen Pallast läßt er die Schule des Aristoteles als noch vorhanden (ἵστανται) gränzen; »über derselben aber stehen zwey Säulen, »von welchen die östliche ehemals das Bild der Athene, die östliche »das des Poseidon trug; zwischen beyden aber, erzählt man, sey »einst ein Gorgonenhaupt in einem eisernen Käfig gewesen. Hier »ist auch eine marmorne Tagesuhr (Sonnenuhr).« Nach der lächerlichen Benennung des Pallastes des Kleonides und Miltiades überrascht es, in dem Reste dieses Paragraphen so viel Gelehrsamkeit angehäuft zu finden. Hatte der Mann einen Begriff von der Poetik und Dramaturgie des Aristoteles, daß er das Dionysostheater gerade seine Schule nennen muß? oder ist dieß ein Spiel des Zufalls? oder kannte er hier

1) Pausan. 1, 2, 4. Vgl. Le monument d'Eubulides p. 11, 14 (oder Kunstblatt 1837, Nr. 95).

2) Paus. 1, 21, 7 und 28, 5. Apollod. 3, 14, 2. Hesych. und Suidas u. d. W. Ἄρειος Πάγος. Demosth. g. Aristokr. S. 641. Es ist dies eine der wenigen Stellen, wo unser Verfasser einige dunkle Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern verräth.

3) Chandler, Travels in Greece, p. 66 — 68. Vgl. Leake, Topographie, S. 132.

4) Wheler: Journey into Greece, p. 383, 384.

5) Guilletière S. 185 und 208 sieht das Odeion des Herodes, dessen Lage er sehr deutlich angibt, für das Lykeion an.

vielleicht ein Fußgeſtell mit dem Namen des Ariſtoteles [1]). Auf die beyden vereinzelten Säulen über dem Theater, die auf ihren dreyeckigen Kapitellen einſt choragiſche Tripoden getragen haben, übrigens aber erſt ſehr ſpäter Zeit angehören [2]), ſtellt er Statuen der Athene und des Poſeidon, worin eine dunkle Kenntniß von dem Zwiſte dieſer Götter um den Beſitz Athens nicht zu verkennen iſt; und zwiſchen dieſelben ſetzt er, nach Pauſanias [3]) oder einer abgeleiteten Quelle (λέγουσι), das Gorgonenhaupt an die Mauer der Akropolis, wobey der eiſerne Käfig als eigene Zuthat erſcheint. Die marmorne Sonnenuhr ſteht bekanntlich noch jetzt über dem Theater auf der behauenen Felswand (κατατομή). Auffallend iſt nur, daß der Anonymus hier das noch bis auf Lord Elgin erhaltene Monument des Thraſyllos gar nicht erwähnt. Vielleicht überſah er es, weil es damals durch eine Mauer verſchloſſen, und in eine Kapelle der Panagia Chryſoſpeliotiſſa umgeſchaffen war.

5. Südwärts dem Dionyſostheater gegenüber lag nach dem Anonymus die Schule des Ariſtophanes, vielleicht nach einer Inſchrift von ihm ſo genannt. In der angegebenen Richtung wurden im Herbſte 1835 beym Bau des Militärſpitals ziemlich ausgedehnte Fundamente, und ein Paar Moſaikfußböden, Laubwerk und Blättergewinde darſtellend, gefunden, welche Ueberreſte zu dem Bezirke des Heiligthums des Dionyſos ἐν λίμναις gehören mögen [4]). Oeſtlich vom Theater folgt dann die Laterne des Demoſthenes, das bekannte zierliche Monument des Lyſikrates, das alſo ſchon damals beym Volke ſeinen ſeltſamen Namen führte. Zwiſchen dieſem Denkmal und dem Bogen des Hadrian wird hierauf eine Reihe von Gebäuden aufgeführt, von denen wir keines mit Sicherheit zu ermitteln vermögen, am wenigſten die Häuſer des Thukydides und des Alkmäon. Mit dem zweyten oder ſoloniſchen Markte könnten vielleicht Ueberreſte des Prytaneion gemeint ſeyn, welches nordöſtlich von der Tripodenſtraße [5]) und etwa in der Gegend des Hauſes des Herrn Gaſparis lag. Eines der beyden Bäder, die der Verfaſſer erwähnt (βαλανεῖον μέγιστον und βασιλικὸν λουτρὸν), iſt noch heute im Gebrauch, und iſt dasſelbe, wo vor acht Jahren die das Beſitzthum des deliſchen Apollon betreffende Urkunde, in der gleichfalls ein Bad erwähnt wird, gefunden worden iſt [6]). Das Räthſelhafteſte in dieſem Paragraphe aber iſt die Erwähnung des großen Marktes, ſüdlich von dem größeren Bade, und was von demſelben weiter erzählt wird. Denn ſo unklar an ſich ſchon die Ausdrücke des Verfaſſers auch ſind, die durch eine kleine Lücke hier noch dunkler werden, ſo glauben wir doch die

1) Auch Zygomalàs erwähnt in ſeinem Briefe ein Denkmal des Ariſtoteles (τὰ Ἀριστοτέλους), doch ohne näher anzudeuten, was er darunter verſtehe.

2) Die Inſchrift von der Baſis der öſtlicheren dieſer Säulen im C. I. G. I, n. 227. 6, und vollſtändiger in den Add. p. 909. Nur bildet der Name — — κὸς Στρατόνεικος nicht den Schluß der zweyten, ſondern der erſten mit ΗΛΙ anhebenden Zeile.

3) Pauſ. 1, 21, 4 und 5, 12, 2.

4) Vgl. Kunſtblatt 1836, Nr. 16, S. 62.

5) Pauſ. 1, Kap. 18 und 20.

6) Böckh, Erklärung einer attiſchen Urkunde über das Vermögen des apolliniſchen Heiligthums auf Delos (in der Abhandl. der Berl. Akad. vom J. 1834), wo jedoch der Herausgeber (S. 22) keine Beziehung auf das Bad in Athen geſtatten will.

Worte: καὶ τεμένη πλεῖστα ἄξια ἄγαστα ἐπὶ τῆς πύλης νότιος· ἧς πρὸς τῇ φλιᾷ ἱστόρηνται ἐννεακαίδεκα ἄνδρες ..... τὸν ἕνα ἐδίωκεν, so verſtehen zu müſſen, daß in der angegebenen Gegend der Stadt damals noch mehrere Monumente und ein gegen Süden gewandtes Thor oder Portal ſtanden, deſſen Pfoſten (φλιαὶ) oder Oberſchwelle (neugriechiſch ἀνώφλιον) mit ſehenswerthen Basreliefs geſchmückt waren, unter denen namentlich neunzehn männliche Figuren, zum Theil einander verfolgend, hervorgehoben werden [1]). Dieſe Ruine, bey der man an das Heiligthum des Serapis, den Tempel der Ilithyia, oder andere, in jenem Stadtviertel gelegene Gebäude denken kann, wäre alſo ſeitdem verſchwunden; eine Sache, die gar nicht befremdlich iſt, wenn man ſich erinnert, daß noch im Laufe der letzten zwey Menſchenalter der joniſche Tempel am Iliſſos, die Säulen der Waſſerleitung am Lykabettos, das Monument des Thraſyllos über dem Theater und andere Denkmäler zerſtört worden, und verſchwunden ſind.

Am Schluſſe des Paragraphen wird noch das Haus des Meſtarchos genannt, wofür vielleicht Mneſarchos zu leſen iſt. Dieſen Namen führte unter Andern der Vater des Euripides.

6. Oeſtlich vom Tripodenviertel und den vorgenannten Denkmälern liegt der marmorne Bogen des Hadrian, den der Topograph durch Angabe der darauf befindlichen Namen des Hadrian und Theſeus deutlich bezeichnet. Der Reſt des Paragraphen, über das Olympieion, das auch hier, wie bey Kabaſilas, als ein Pallaſt des Kaiſers (οἶκος βασιλικὸς) angeſehen wird, iſt leider nicht allein ſehr kurz, ſondern auch lückenhaft; ſo daß wir nicht belehrt werden, in welchem Grade es damals noch erhalten war Doch ſcheint nach den gebrauchten Ausdrücken (πλείστοις κίοσιν) damals noch eine größere Zahl von Säulen aufrecht geſtanden zu haben; auch verräth der Verfaſſer wieder eine dunkle hiſtoriſche Kenntniß von der Wiederaufnahme und Fortſetzung des Baues durch die den Römern verbündeten Könige unter Auguſtus [2]). Vielleicht iſt dieß aber nur ein ſcheinbarer Treffer; wenigſtens iſt die Zwölfzahl der Könige ſehr verdächtig, die ſich auch unten (§. 9) wiederfindet, und die in der griechiſchen Volksſage und den Klephtenliedern [3]) eine überlieferte Zahl zur Bezeichnung der Könige und Königreiche Europas iſt.

7. Südlich vom Olympieion lag noch in den Tagen des Verfaſſers (ἔξεν) ein ſchöner Königsſaal (οἶκος βασιλικὸς πλὴν ὡραῖος), woſelbſt, wie wir in der Einleitung geſehen, der Herzoge aus der Familie Acciajuoli Gaſtereyen anzuſtellen pflegten; vermuthlich an oder auf der kleinen Inſel im Bette des Iliſſos über dem Waſſerfalle, die zu anmuthigen Gartenanlagen vorzüglich geeignet iſt. Vielleicht auch war dieſer Gartenpavillon der Herzoge das alte Heiligthum der iliſſiadiſchen Muſen, von dem noch Wheler und Spon in dieſer Gegend auf dem rechten Ufer des Fluſſes, funfzig Schritte oberhalb der Brücke, Ueber-

---

1) Die Worte ἱστόρηνται ἄνδρες, verglichen mit §. 2: ἐν ᾧ εἰσι κύκλῳ οἱ ἄνδρες καὶ οἱ ἄνεμοι ἱστορισμένοι, deuten unzweifelhaft auf Reliefs. Aber weniger ausgemacht iſt mir der Sinn des Ausdrucks: τεμένη ἀξιάγαστα ἐπὶ τῆς πύλης.

2) Sueton. Octav. 60: Reges amici atque socii — cunoti simul aedem Jovis Olympii Athenis — perficere — destinaverunt.

3) Οἱ δώδεκα ῥῆγες, τὰ δώδεκα ῥηγάτα.

reſte ſahen [1]), und wo Guilletière, der vor ihnen reiſte, auf ſeinem Plane ein rundes, mit einer Kuppel überwölbtes Gebäude zeichnet, das er für den Tempel der Hera und des Zeus Panhellenios erklärt [2]).

Eben dort, im Bette des Iliſſos unterhalb der Inſel oder des Waſſerfalles, iſt auch die Enneakrunos oder Kallirrhoe, welcher letztere Name ſich durch alle Zeiten [3]) bis auf heute im Munde des Volkes erhalten hat; und über derſelben lag auf dem linken Ufer des Fluſſes bis zum Jahre 1771 der ſchöne joniſche Tempel, den der Anonymus Heiligthum der Hera nennt, und den nach Aufhörung der herzoglichen Regierung die morgenländiſchen Chriſten der Mutter Gottes weihten [4]).

8. Der achte Paragraph iſt der Beſchreibung des panathenäiſchen Stadiums gewidmet, welches hier für das Theater angeſehen, und deſſen Umfang faſt auf eine römiſche Meile geſchätzt wird, während er höchſtens ein Drittel davon beträgt. Es hat, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, zwey Eingänge: den offenen Haupteingang von der Nordſeite, über die ehemalige Iliſſosbrücke, und einen unterirdiſchen Zugang von Südoſten; die nähere Beſchreibung dieſer Eingänge aber iſt in der Handſchrift leider lückenhaft. Er legt ihm, offenbar viel zu freygebig, hundert Sitzreihen (ζώνας) von weißem Marmor bey, die aber auch zu ſeiner Zeit bereits, wenigſtens dem größeren Theile nach, verſchwunden waren, wie ſich aus dem Gebrauche der vergangenen Zeit (ἐκοσμεῖτο) entnehmen läßt [5]). Daß die aus drey Bogen beſtehende Brücke damals noch vorhanden war, erwähnt er nicht. Auch dieſe iſt erſt zum Behufe des unſeligen Mauerbaues abgebrochen worden.

9. Der Anonymus hatte in dem Vorhergehenden (jedoch ohne es ausdrücklich anzugeben) wahrſcheinlich ſchon mit dem ſechsten, wenigſtens mit dem ſiebenten Paragraphe den Bezirk der damaligen Stadt verlaſſen, um die oſtwärts von derſelben gelegenen Denkmäler zu beſchreiben. Er betritt jetzt die Stadt wieder durch das öſtliche Thor, womit wahrſcheinlich der gewölbte Durchgang gemeint iſt, den noch Stuart und Chandler auf dem rechten Iliſſosufer am nördlichen Ende der Brücke ſahen [6]), und die ſie für einen Ueberreſt des Gemäuers eines Kloſters erklären. Sollte der Anonymus aber ein anderes eigentliches Stadtthor meinen, ſo kann dieß ganz natürlich nur an dem aus der Meſogäa über Ampelokepi nach der Stadt führenden Wege geſucht werden, und muß folglich ungefähr an der Stelle des ehemaligen Thores Bubuniſtra, dem neuen königlichen Schloſſe gegenüber, gelegen haben. Wir wiſſen freylich, daß Athen im Mittelalter und bis auf das Jahr 1771 herunter keine eigentliche Ringmauer hatte; aber die äußerſten Häuſer der Stadt waren doch ſo an einander gebaut, daß ihre nach außen gewandten Seiten eine Art zuſammenhängender Befeſtigung bildeten, in welche nur ein-

---

1) Wheler, Journey p. 377. Spon, Voy. 2, p. 165.

2) Guilletière a. a. O. S. 166 folgg.

3) Wheler, Journey p. 379. — Leake, Topogr. Einl. S. 76.

4) Vgl. Einleitung S. 19, Anm. 7.

5) Doch behauptet Guilletière, noch Stufen dort geſehen zu haben, a. a. O. S. 165: Les rangs des dégrez, qui subsistent encore, sont de marbre blanc; aber ſchon Spon und Wheler fanden ſie nicht mehr. Sie können in der Zwiſchenzeit, von 1669 bis 1676, vernichtet worden ſeyn.

7) Chandler, Travels p. 79. Leake, Topogr. Einl. S. 78.

zelne Thore hineinführten [1]). Aus dem Briefe des Symeon Kabasilas erſieht man aber, daß noch in dem letzten Viertheile des ſechzehnten Jahrhunderts die bewohnte Stadt ſich nach dieſer Seite, um das Olympieion herum, weiter ausdehnte, als vor dem Befreyungskriege: τοῦ δ' ἐξωτέρου, ἐν ᾧ καὶ βασίλεια u. ſ. w. τὸ τρίτον οἰκούμενον. Mithin könnte auch ein damaliges öſtliches Thor nicht weit von der angegebenen Stelle entfernt geweſen ſeyn. Doch ziehen wir die Annahme vor, daß die ἀνατολικὴ πύλη unſeres Textes das gewölbte Portal der Iliſſosbrücke bezeichne. Durch dieſes Thor nun eintretend, findet der Topograph wieder einen andern Markt oder Platz (ἄλλην ἀγοράν) und zwey Waſſerleitungen, »welche Julius Cäſar den Athenäern zum Geſchenke erbaut, und ihnen das Waſſer aus der Ferne herbeygeleitet.« Die neuere Topographie kennt in dieſer Gegend freylich nur Eine Waſſerleitung, des Hadrian und Antoninus Pius, von deren durch vier joniſche Säulen gebildetem Portal zur Zeit Wheelers, Stuarts und Chandlers noch zwey Säulen mit ihrem Architrav am ſüdweſtlichen Fuße des Lykabettos aufrecht ſtanden, bis auch dieſe bey dem haſtigen Bau der neuen Ringmauer vor etlichen und ſechzig Jahren abgebrochen, und der Architrav als Oberſchwelle des Thores Bubuniſtra verwandt wurde, nach deſſen Abtragung er jetzt vor dem neuen Reſidenzbau am Boden liegt. Doch iſt die Inſchrift dieſes Portals aus alten, vor dem Verſchwinden der zweyten Hälfte des Architravs genommenen Abſchriften vollſtändig bekannt [2]); und da ſie nicht ſehr häufig herausgegeben worden iſt, erſcheint es nicht überflüſſig, ſie hier zu wiederholen:

IMP. CAESAR. T. AELIVS. [HADRIANVS. ANTONINVS.]
AVG. PIVS. COS. III. TRIB. POT. II. P. P. AQVAEDVCTVM.
IN. NOVIS. [ATHENIS. COEPTVM. A. DIVO. HADRIANO.
PATRE. SVO.]
CONSVMMAVIT. [DEDICAVITQVE.]

Aus den Titeln des Kaiſers, IMP. CAESAR, hat der Anonymus unverkennbar ſeinen Julius Cäſar entnommen; warum er aber die Zweyzahl gebraucht (ἀγωγοὺς ὕδατος δύο), iſt nicht zu errathen, falls er nicht etwa zwey getrennte Ueberreſte desſelben Aequäducts für zwey verſchiedene Werke anſah [3]).

Außer dieſer Waſſerleitung der Kaiſer erwähnt der Verfaſſer noch eine andere als exiſtirend (ἔστι) vor dem nördlichen Thore, deren Bau er dem Theſeus zuſchreibt. Das nördliche Thor kann, nach den Bewegungen des Terrains, nur in der Gegend des ehemaligen Thores der h. Apoſtel oder von Patiſſia (auf Leake's Plane Egribo-Käpeſi) gelegen haben, und vielleicht gab es hier im funfzehnten Jahrhundert noch Ueberreſte einer übrigens unbekannten Waſſerleitung, wenn dieſe auch ſchwerlich von Theſeus hergerührt haben dürfte. Der Reſt aber des neunten Paragraphen iſt größtentheils unverſtändlich, wenn gleich der

1) Dieß war namentlich bey den fränkiſchen Städten auf den griechiſchen Inſeln die übliche Art der Befeſtigung, wie man noch in dem Schloſſe auf Naxos, an den Städten auf Seriphos, Siphnos, Pholagandros und anderen Orten ſehen kann.

2) Wheler, Journey p. 374. Chandler, Travels, p. 78.

3) Guilletière gibt (a. a. O. S. 274, 276) am ſüdweſtlichen Fuſie des Lykabettos, den er für das Pentelikon erklärt, noch das Reſervoir der Waſſerleitung an, ſpricht von großen Ueberreſten des Aquäducts, und zeichnet auch in ſeinem Plane, in der Richtung gegen das Olympion, oder bey ihm Didaskaleion, drey Reſte von Bogen der Waſſerleitung.

Verfaſſer ſich auf Abaris den Hyperboreer und Herodotos als Gewährsmänner beruft. Es ſcheint — wenn wir ihn richtig errathen — als wolle er den traditionellen »zwölf Königen« den erſten Mauerbau zuſchreiben, vielleicht indeß nur den der Akropolis, da er ſchon oben (§ 6) von denſelben zwolf Königen geſagt, daß ſie die Burg erbaut hätten (τῶν τὴν ἄκραν οἰκοδομησάντων). Wenigſtens ſoll das, was in dem folgenden Satze von dem doppeltgeſtalteten Kekrops ausgeſagt wird, ſich wohl nur auf die Akropolis beziehen: er habe den Bau ſehr verſchönert, die Mauern höher aufgeführt, den Boden mit verſchiedenen Marmorarten belegt [1]), die Tempel innen und außen vergoldet, und die ganze Anlage Athen genannt.

10. Daß das Letztere auf die Akropolis geht, beſtätigt auch die Verbindungspartikel γοῦν, mit welcher der Anonymus das Weitere anknüpft: »Wenn wir nun in die Burg eintreten, finden wir eine kleine Schule, die den Muſikern gehörte, die Pythagoras der Samier errichtet hat.« Unter dieſer ſonderbaren Benennung iſt der Niketempel zu verſtehen, der bekanntlich bis nach Spons und Wheelers Reiſe, alſo bis nach 1676, aufrecht ſtand, dann aber abgebrochen, und in die Batterie vor den Propyläen vermauert wurde, wo wir 1835 ſeine Ueberreſte wieder fanden, und auf ihrem Fundamente neu aufrichteten [2]). »Der Schule gegenüber,« fährt er fort, »liegt ein großer Pallaſt,« nämlich die Propyläen. Hier iſt die Handſchrift leider wieder in Unordnung, und zum Theil lückenhaft; doch erſieht man aus den Ueberreſten der Beſchreibung, daß der Verfaſſer den Reichthum des Gebäudes an Marmorplatten (πλαχῶν), ſeine Felderdecke (ὀροφὴ) und ſeine mächtigen Mauern ausdrücklich hervorhebt. Wir haben alſo hier ein weiteres unverdächtiges Zeugniß, daß nicht allein der Giebel, ſondern auch die Caſſettendecke der Propyläen bis vor der venetianiſchen Belagerung im Jahre 1687 noch erhalten waren, wie ich aus Wheler und Fanelli und aus andern Wahrnehmungen ſchon in dem Werke über den Niketempel [3]) nachzuweiſen geſucht habe. Für einen Pallaſt erklärt er die Propyläen aber, weil die Reſidenz der Herzoge hier war, die ſich in dem nördlichen Flügel des Gebäudes ihre Kanzley eingerichtet hatten [4]). — Viel dunkler, ja gänzlich unverſtändlich iſt das Folgende: Der Kanzley ſüdlich gegenüber ſoll eine bunt verzierte (ἐν ποικίλῃ ὡραιότητι), ringsum und außenher vergoldete, und mit koſtbaren Steinen geſchmückte Stoa gelegen haben, in welcher die ſtoiſchen Philoſophen lehrten, und von der ſie ihren Namen hatten; und dieſer wieder gegenüber die Schule der Epikureer. Nun liegt dem nördlichen oder rechten Flügel der Propyläen (der Kanzley) natürlich gegen Süden der linke Flügel gegenüber; dieſer kann aber unmöglich gemeint ſeyn, weil zur Zeit unſeres Topographen der größte Theil desſelben nebſt zwey von ſeinen drey Säulen

1) Die jüngſten Ausgrabungen auf der Akropolis haben wirklich gezeigt, daß der Felsboden zum Theil mit Marmorplatten belegt war.

2) Vgl. Roß, Schaubert und Hanſen: Die Akropolis zu Athen nach den neueſten Ausgrabungen. Erſtes Heft: Tempel der Nike Apteros. Berlin 1839. Folio.

3) A. a. O. S. 2, Anm. 12.

4) Guillettière a. a. O. S. 204 nennt die Propyläen mit dem hohen fränkiſchen Thurme l'arsénal bâti par Lycurgue fils de Lycophron. Dieß war damals (vgl. Spon 2, S. 106. Wheler S. 359) die übliche Benennung, welche wahrſcheinlich, wie der Name Theſeion für den Aresтempel, von den Jeſuiten herrührte. Spon kam darüber nicht aufs Reine; Wheler aber vermuthete ſchon, daß es die Propyläen ſeyn möchten.

ſchon von dem großen fränkiſchen Thurme überbaut war, alſo mit zu dem herzoglichen Schloſſe, dem παλάτιον μέγιστον gehörte; und der von dem Thurme unbedeckt gelaſſene Theil des ſüdlichen Flügels mit einer einzigen Säule, falls dieſe auch damals noch aufrecht geſtanden hätte, wäre doch viel zu klein geweſen, um eine Stoa zu heißen, und für den Tummelplatz der Stoiker zu gelten. Es bleibt daher nichts als die Annahme übrig, daß die Angabe κατὰ νότον ταύτης hier fehlgegriffen, und ſtatt deren vielmehr eine öſtliche oder ſüdöſtliche Richtung von dem Hauptgebäude der Propyläen vorauszuſetzen iſt. Noch wahrſcheinlicher beruht das Irrige der Angabe nur auf einem Schreibfehler, νότον ſtatt νῶτον, ſo daß der Topograph eigentlich ſagen wollte, »im Rücken« des nördlichen Propyläenflügels liege jene prächtige Stoa; und in dieſem Falle finden wir uns nach dem Erechtheion geführt, das ſonſt in dieſer Beſchreibung ganz übergangen wäre, und deſſen Zierlichkeit und unvergleichliche Ornamente dem Anonymus wohl ſolche Ausdrücke der Bewunderung abzugewinnen vermochten. So kommt denn auch die vermeinte »Schule der Epikureer« dem Erechtheion gegenüber zu liegen, wobey es nur unklar bleibt, ob das ſo bezeichnete Gebäude damals nicht mehr vorhanden (ἤκμαζε), und dem Verfaſſer nur aus Ueberlieferung bekannt war, oder ob er eine zu ſeiner Zeit noch exiſtirende, jetzt aber verſchwundene Ruine vor Augen hatte. Iſt die letztere Vorausſetzung gegründet, ſo meint er vielleicht den runden Tempel der Roma und des Auguſtus, der nach dem Fundorte des noch davon vorhandenen Architravs mit der Inſchrift [1]) und einigen andern kürzlich aufgefundenen Reſten vor der Oſtfront des Parthenon, alſo auch beziehungsweiſe dem Erechtheion gegenüber, geſtanden zu haben ſcheint; noch wahrſcheinlicher aber das Heiligthum der brauroniſchen Artemis vor der Weſtfront des Parthenon, aus deſſen Quadern vermuthlich, wie wir ſchon anderswo ausgeſprochen haben [2]), das Treppenhaus des türkiſchen Minarets am Opiſthodomos erbaut worden iſt, und das alſo vor der türkiſchen Eroberung noch am Platze geweſen ſeyn muß.

11. Der Aufſatz ſchließt in dem eilften und letzten Paragraphe mit der Beſchreibung des Parthenon, den der Verfaſſer noch als Tempel der Gottesmutter bezeichnet; vielleicht weil er, wie wir in der Einleitung vermuthet haben, damals noch nicht von den Türken in Beſchlag genommen, und in eine Moſchee verwandelt worden war. Apollos und Eulogios, ſtatt Iktinos und Kallikrates, ſollen ihn erbaut, und dem unbekannten Gotte (ἀγνώστῳ Θεῷ) geweiht haben. Die letztere Benennung ſcheint ante renatas literas die am allgemeinſten angenommene geweſen zu ſeyn; ſo heißt der Tempel auch in dem Briefe des Kabaſilas und bey Guilletière [3]), und der Name Pan-

1) C. J. G. I, n. 478.

2) Lettre à Mr. le Chevalier Thiersch (Athènes 1839) p. 16.

3) Guilletière, Athènes p. 193: Nous lûmes sur ce frontispice (des Parthenon), avec une joye mesléo de respect, l'inscription fameuse dont on parle tant. Ἀγνώστῳ Θεῷ, *au Dieu inconnu*. Elle n'est pas gravée sur la porte d'une petite chapelle, comme quelques-uns ont publié. (Alſo ſchon Andere vor Guilletière, vielleicht Deshayes im Jahre 1621, hatten von einer ſolchen Inſchrift geſprochen; wodurch es ziemlich unwahrſcheinlich wird, daß ſie geradezu erfunden ſeyn ſoll, und wenigſtens Guilletière der Vorwurf nicht treffen kann, ſie zuerſt erfunden zu haben). Ces gens là ne se souvenoient plus, qu'il n'y a ni chapelle ni autel dans une mosquée. Il ne faut pourtant pas s'imaginer, que ce soit une de ces inscriptions qui donnèrent lieu à St. Paul de découvrir aux Athéniens le dieu qui jusqu'alors

theon bey Zygomalàs entfernt sich wenigstens nicht weit davon. Es ist allerdings sehr möglich, daß die Beziehung des Parthenon auf den »unbekannten Gott« aus dem Bestreben der Christen entstanden, die Erwähnung dieses Cults in der Apostelgeschichte [1]) zu localisiren, und an ein bestehendes Monument in Athen selbst anzuknüpfen, während sonst Altäre der unbekannten Götter nur in Phaleron [2]) mit Sicherheit nachzuweisen sind; möglich bleibt es aber auch, daß es in der Akropolis einen solchen Altar gab [3]), dessen Inschrift bey der Umgestaltung des Parthenon in der Kirche irgendwo ihren Platz gefunden haben mochte, wo wenigstens Guilletière sie gelesen zu haben behauptet, oder daß, wie er annimmt, die Christen des dritten (lieber noch des fünften) Jahrhunderts die Inschrift gemacht hatten.

Der erste Theil der Beschreibung des Parthenon bey unserm Verfasser ist sehr verständlich: »Es ist ein geräumiger und weiter Tempel, »der sich sehr in die Länge ausdehnt. Seine Mauern sind aus weißem »Marmor ohne Mörtel und Kalk aufgeführt, und bilden ein Viereck; »sie sind nur mit Eisen und Bley verbunden. Außer der Mauer hat »er sehr große Säulen, welche die Cella rings umgeben.« In dem Folgenden: μεταξὺ δὲ τῶν δύο κιόνων περιέχει πλαγίωσιν, meint er die halbkreisförmige Nische, die von den Christen zur Aufnahme des Altars zwischen die beyden mittleren Säulen der östlichen innern Säulenstellung des Pronaos, an die Stelle des alten Einganges, eingebaut worden war [4]), Ein kleiner Irrthum ist aber in der Angabe, daß das sogenannte schöne Thor (ἡ ὡραία πύλη, in den größeren griechischen Kirchen der mittlere von den drey Eingängen, welche ins Allerheiligste führen) nebst dem Hauptaltar (ἅγιον βῆμα) gegen Südwest (κατὰ λίβαν) gewandt gewesen wären; sie lagen vielmehr in der Achse des Tempels, die nur sehr wenig von West nach Süd abweicht. Dann folgt leider eine kleine Lücke im Texte. In der Sylbe Ἱερα steckt vielleicht das Wort Ἱερόνος, und der Anonymus wollte von dem schönen Marmorsessel des Bischofs sprechen, den auch Guilletière, Spon und Wheler [5]) noch im Parthenon sahen, und der sich in den Ausgrabungen 1836 wiedergefunden hat. Nach diesem Thronsessel beschreibt der Anonymus das übrige Innere der Kirche, wie es damals war. Er erwähnt eine innere hohe Säulenstellung, mit palmenförmigen Capitellen (εἰς σχῆμα φοίνικος), bemerkt aber ausdrücklich, daß diese nicht mehr die alten, sondern daß sie später umgearbeitet (μεταπεποιημέναι) seyen. Auf diesen lagen Balken aus weißem Steine, die auf die Mauern hinüberreichten, sich den Mauern anfügten, προσκολλώμενοι), nämlich die Architrave und Deckenbalken; und die letzteren trugen wieder sculpturirte (κεκολαμμένας) Steinplatten, deren concave Vertiefungen die Felderdecke bildeten; denn nur so glaube ich die Worte: καὶ εἰς ὀροφῆς ὁμοίωμα ἡ

---

leur avait été inconnu. *Les Chrétiens du troisième siècle l'y ont mise* en mémoire des anciennes, que le sage Epiménides fit graver sur des autels du temps de Solon, à ce que témoigne Diogène Laerce; et Pausanias nous marque la situation de ces autels à Phalère et dans la province d'Elide (nämlich 5, 14, 6).

1) Apostelgeschichte 17, 23.

2) Paus. 1, 1, 4. Pollux 8, 10. Hesych. u. d. W. Ἀγνῶτες θεοί.

3) Wenigstens spricht Pseudo-Lucian im Philopatris 9 und 29 von einem unbekannten Gotte in Athen selbst: τὸν ἐν Ἀθήναις Ἄγνωστον.

4) Wheler, Journey p. 363: The Christians — — made a semicircle for the holy place, according to their rites.

5) Guillotière p. 200. Spon 2, p. 119. Wheler a. a. O.

τούτων ἐπιφαίνεται κύρτωσις, verſtehen zu können. Endlich ſoll auf den Säulen (doch wohl nur einem Theile derſelben) noch eine ſehr ſchöne Mauer geruht haben; aber was er damit meine, iſt mir nicht klar. Hier endigt dieſe Beſchreibung.

Glücklicher Weiſe beſitzen wir in der Erzählung Spons und Whelers, welche den Tempel noch vor dem venetianiſchen Bombardement, alſo weſentlich in demſelben Zuſtande geſehen, in welchem der Anonymus ihn kannte, noch vollſtändigere Nachrichten über ſeine damalige innere Einrichtung. Einige erläuternde Bemerkungen darüber dürften hier am Platze ſeyn. Die genannten Reiſenden traten von Weſten her durch die (noch jetzt erhaltene, aber von den Chriſten durch einen Einbau aus allerley alten Marmorquadern verengte) alte Thüröffnung des Opiſthodomos in den Tempel ein, und fanden hier ein vier und vierzig Fuß langes Gemach, welches ſie Pronaos nennen. Dieß war der alte Opiſthodomos, die Schatzkammer Athens, und es iſt intereſſant zu erfahren, daß die Scheidewand, welche ihn von der eigentlichen Cella trennte, damals noch aufrecht ſtand, und folglich nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ſchon von den Chriſten bey der Umgeſtaltung des Parthenon in eine Kirche abgetragen worden war, ſondern erſt durch die Pulverexploſion den Umſturz erlitten hat Der Opiſthodomos hatte damals auch noch, wie beyde Reiſende bemerken, ſeine alte Felderdecke; aber Spon vergißt, die Säulen zu erwähnen, welche ſie trugen, und Wheler irrt ſich in der Zahl derſelben, indem er ſtatt vier, von denen man noch auf den Platten des Fußbodens die Spuren wahrnimmt [1]), deren ſechs angibt, mit dem Hinzufügen, daß eine derſelben von den Türken durch einen gemauerten Pfeiler erſetzt worden war [2]).

Aus dem Opiſthodomos oder vermeinten Pronaos traten die Reiſenden durch eine Thüre in der Mitte der alten Scheidewand in den eigentlichen Tempel ein [3]). Dieſe Thüre, deren Spuren man auf dem Fußboden noch wahrnimmt, war erſt ein Werk der Chriſten; im Alterthum konnte und durfte keine innere Verbindung zwiſchen der Cella, wo das Bild der Göttin, und zwiſchen dem Opiſthodomos beſtehen, wo der oft ſo beträchtliche Summen umfaſſende Staatsſchatz aufbewahrt lag, und deſſen damaliger alleiniger Zugang — die große Thüre, die aus

---

1) Vgl. den Plan des Parthenon von Cockerell bey Broendsted Voy. II. p. 132, pl. XXXVIII.

2) Spon, Voy. 2, p. 109. Au devant du temple est un *pronaos*, ou parvis couvert comme le temple, qui tient presque le tiers de toute la fabrique. — Id. p. 110: La longueur du temple et du pronaos seuls sans les corridors, est de 158 pieds, et la largeur par dehors de 67, et la nef seule sans le pronaos a par dedans 90 pieds de longueur.

Wheler, Journey p. 362: Before you enter into the body, of the temple from the front, is the *Pronaos*, whose roof is sustained by six channelled pillars, of the same order and bigness with those of the portico, and contains near the third part of the cella; to wit, forty four foot of the lenght. We observed in place of one of the pillars, a great pile of stone and lime, of most rude work cett.

Spon l. c p. 116: On nous fit remarquer une grosse pile de massonnerie, que le Kislar-Aga a fait faire pour soutenir les solives aux du couvert.

3) Wheler p. 363: From the Pronaos we entred into the temple by a long door in the middle of the front. Von derſelben Thüre ſpricht Spon, jedoch unter der irrigen Vorausſetzung, daß ſie auch vor Alters beſtanden, und den einzigen Eingang in die Cella gebildet habe, a. a. O. S. 116: Du temps des payens le temple n'avait aucun jour que celui qu'il pouvait recevoir par la porte, et qui s'affaiblissait en venant dans le pronaos, qui ne recevait aussi de clarté, que par le premier portail.

dem westlichen Posticum hineinführt — jedesmal von den Schatzmeistern wieder versiegelt, der Schlüssel aber mit großen Förmlichkeiten aufbewahrt wurde [1]).

Das Innere der eigentlichen Cella oder das Hekatompedon, das vor Alters durch die große östliche Thüre hinlänglich erleuchtet wurde [2]), empfing in der Zeit wo es eine christliche Kirche oder türkische Moschee war, kein anderes Tageslicht, als das, welches aus dem Opisthodomos durch die Thüre in der Scheidewand hineinfiel, und durch einige kleine Fensteröffnungen oder Luftlöcher und einige transparente Marmorplatten, die die Christen an der Rückwand der Altarnische angebracht hatten [3]). Die Decke der Cella, die, wie wir von dem Anonymus ganz unzweifelhaft belehrt werden, und durch Vergleichung mit seinen Angaben auch aus Spons und Whelers Berichte entnehmen können [4]), damals noch wenigstens dem größeren Theile nach die alte Steindecke (ὀροφὴ, κελύμματα, lacunaria) war, wurde damals von zwey Reihen über einander stehender Säulen getragen, von denen die untere zwey und zwanzig, die obere drey und zwanzig Säulen zählte. Die ungleiche Zahl rührte daher, daß in der unteren Reihe der Platz der drey und zwanzigsten Säule, der aus dem Opisthodomos hereinführenden Thüre gegenüber, durch einen Bogen ersetzt war, um den Eingang nicht zu behindern [5]). Im Alterthume aber standen im Inneren der Cella um das elfenbeinerne Bild der Göttin nur sechzehn Säulen, sieben in jeder Reihe, und vier (die Eckſäulen wieder mitgerechnet) hinter demselben; wobey die Seite gegen Osten, der damaligen Eingangsthüre gegenüber, offen blieb [6]). Aus der bestimmten Zahlangabe der beyden Reisenden erhellt, daß die Christen, aus Gründen, die zum Theil, wie der eben angedeutete,

---

1) Böckh, Staatsh. 1, S. 474. 2, S. 203. C. J. G. I, n. 76. — Bröndstedt (a. a. O. S. 290) ist im Irrthum, wenn er glaubt, diese Thüre für alt ansehen zu können, und ihre Nothwendigkeit daraus folgen will, daß »die »zum Kultus der Göttin gehörigen kostbaren Gefäße und Geräthe im Opi»sthodomos aufbewahrt worden wären, und daß es zu umständlich gewesen »wäre, diese auf einem andern Wege, als durch eine Mittelthüre, holen »zu müssen.« Eben weil dieß zu umständlich gewesen wäre, wurden dergleichen Geräthe nicht im Opisthodomos, sondern im Pronaos und in der Cella selbst (dem Hekatompedon und Parthenon) aufbewahrt. Vgl. Böckh C. J. G. I, n. 177. 278, und Ann. dell' Inst. Arch. 1835, p. 123.

2) Man hält freylich den Parthenon gemeinhin für einen sogenannten Hypäthros; aber erstlich bleibt die Möglichkeit und wirkliche Existenz von Hypäthraltempeln noch zu erweisen, und zweytens der Beweis zu führen, daß der Parthenon mit seinem elfenbeinernen Kolosse zu diesen dem Eindringen von Wind und Regen offenen Tempeln gehört habe; was wenigstens aus Vitruv. 3, 2, 8, den man dafür anführt, keineswegs hervorgeht.

3) Spon 2, p. 116. Wheler p. 363.

4) Beym Anonymus δοκοὶ ἐκ μαρμάρου πεποιημένοι (-αι) λευκοῦ, und πλάκας κεκολαμμένας. Vgl. damit Spon 2, p 120: Le couvert du temple était de grandes pierres quarrées à compartiment, et l'on en voit encore quelques-unes en bas, qui sont tombées. Wheler übersetzt hier nur aus dem Werke seines Reisegefährten, und ist daher weniger klar, a. a. O. S. 364. This temple was covered outwardly (er meint aber im Innern) with great planks of stone, of which some are fallen down, and are to be seen in the mosque.

5) Wheler p. 364: The odd pillar is over the arch of the entrance, which was left for the passage. Vgl. Spon a. a. O. S. 118, 119.

6) Vgl. den angeführten Plan des Tempels, und die Bemerkungen dazu bey Bröndsted, l. c. p. 289, 290.

leicht in die Augen springen, sich veranlaßt sahen, mit Beybehaltung der alten steinernen Felderdecke doch die Disposition der doppelten Säulenstellungen, welche sie trugen, wesentlich umzugestalten, und selbst die Zahl der Säulen zu ändern. Daß es aber den alten Werkmeistern des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, welchen die Aufgabe gestellt war, die heidnischen Tempel Athens in christliche Kirchen umzuschaffen, nicht an Muth und Unternehmungsgeist gebrach, um selbst unter schwerbelasteten Gebälken die alten Säulen wegzunehmen, und durch Stützen und Streben anderer Art zu ersetzen: davon sehen wir noch heute ein Beyspiel an dem Tempel des Ares. Als es sich davon handelte, diesen Tempel in eine Kirche des heiligen Ritters Georg zu verwandeln, brachen sie nicht allein die östliche Wand der Cella mit der alten Eingangsthüre ganz ab, sondern nahmen auch unter dem Gebälke des Pronaos, auf welchem außer einem schweren Fries und seinem Gesimse auch die Steinbalken der Felderdecke der ganzen östlichen Vorhalle ruhen, keck die beyden Säulen zwischen den Anten weg, und ersetzten sie durch einen gemauerten Bogen. Es unterliegt nach den vorliegenden Berichten keinem Zweifel, daß sie in der Cella des Parthenon eine ähnliche, nur noch größere Operation vornahmen; wenn gleich die Unvollständigkeit der Nachrichten nicht erlaubt, die Art und Weise derselben im Einzelnen zu bestimmen. Ganz ohne Ungeschick mag es dabey auch nicht abgegangen seyn; und daraus erklärt sich, daß die Reisenden einzelne Cassettenstücke am Boden liegend fanden

Daß die alten sechzehn Säulen um das Bild der Göttin, und wahrscheinlich auch die auf ihnen ruhende obere Colonnade (ὑπερῳ̃ς στοαί) dorischer Ordnung waren, bleibt an einem andern Orte nachzuweisen. Welcher Ordnung aber die späteren christlichen, weit zahlreicheren und deßhalb auch schlankeren Säulen waren, müssen wir dahingestellt seyn lassen; nach dem Anonymus hatten ihre Capitelle die Gestalt von Palmen (σχῆμα φοίνικος), und waren folglich wohl mit Schilfblättern verziert. Denn die Angabe von korinthischen Capitellen bey Spon und Wheler [1]) bezieht sich nur auf die marmornen Knäufe der vier Porphyrsäulen, welche die Decke des christlichen Altars trugen.

Beyde Reisende bringen sonst noch einige anziehende Nachrichten über den damaligen Zustand des Äußeren und Inneren dieses staunenswürdigen Tempels bey, die wir aber, als nicht mehr zur Erläuterung des Textes unsers Anonymus dienend, hier übergehen müssen Nur können wir über die zwey marmornen Orangenbäume, welche früher aus dem Tempel sollen weggenommen worden, auf der Fahrt nach Constantinopel aber untergegangen seyn [2]), die Vermuthung nicht unterdrücken, daß wenn dieser Sage etwas Wahres zum Grunde liegt, und hierbey an alte Kunstwerke zu denken ist, diese der Göttin dargebrachten Weihgeschenke wohl ihre Oelbäume gewesen seyn mögen Ein marmorner Oelbaum stand bekanntlich auch im westlichen Giebelfelde des Parthenon; und von seinem Stamm ist noch in den Ausgrabungen des Jahres 1835 ein Stück gefunden worden.

12. Die beyden Briefe der griechischen Correspondenten des Crusius sind zum Theil schon in dem Vorhergehenden wiederholt angeführt, zum Theil von früheren Topographen und Reisenden benützt und erläutert worden, so daß hier zu Erklärung derselben wenig mehr nachzutragen

1) Spon 2, p. 112. Wheler p. 363.

2) Spon 2, p. 120. Wheler p. 364.

bleibt. Zygomalàs ergeht sich vorzüglich in der Bewunderung der verschiedenen Sculpturwerke, welche als Giebelstatuen, Metopen und Fries den Parthenon umgeben, und drückt sein Staunen über die lebendige Wahrheit der Rosse am Wagen der Athene im westlichen Giebelfelde, über dem (damaligen) Haupteingange der Kirche oder Moschee, in begeisterten Worten aus; wenn er gleich, durch einen auf seiner Bildungsstufe sehr verzeihlichen Irrthum, ihre Schöpfung dem Praxiteles statt des Phidias und seiner Jünger beylegt. Ueber das spätere traurige Schicksal, wie der Sculpturen des Parthenon überhaupt, so besonders jener Pferde des westlichen Giebelfeldes, haben Leake und Bröndsted genauere Nachweisung gegeben [1]); und in den neuesten Ausgrabungen seit 1835 sind von ihnen nur die Köpfe und die Bruchstücke der Schenkel und Beine aufgefunden worden. Nach dem Parthenon erwähnt Zygomalàs noch einen, der Stadt gegenüber liegenden und an Heilkräutern reichen Berg, den er sehr poetisch den Garten des Adonis nennt. Wahrscheinlich ist der Hymettos gemeint, dessen alter Name damals bereits durch die türkische Benennung des tollen Berges (Deli-Dagh), die man dann griechisch und italienisch Τρελοβούνι und Monte Matto [2]) übersetzte, verdrängt worden war. Der Rest des Briefes ist nicht mehr topographischen Inhalts. Zygomalàs kömmt noch einmal in einem späteren Briefe an Crusius auf Athen zurück [3]), indeß ohne etwas topographisch Erhebliches beyzubringen; vorzüglich rühmt er dort nur den reichen Oelbau.

13. In dem Briefe des Kabasilas sind besonders die Angaben über die damalige Ausdehnung der Stadt, über ihre Eintheilung in drey Quartiere und über ihre Bevölkerung bemerkenswerth. Nach ihm zerfiel die Stadt in das innere Viertel oder die Akropolis, wo nur Muselmänner wohnten; in das äußere oder mittlere (τὸ ἀναμεταξύ), das ganz von Christen bewohnt war, und in das äußerste (τὸ ἐξώτερον), um das Königsschloß (Olympion) und den Bogen des Hadrian, welches gleichfalls damals noch bewohnt gewesen seyn soll. Die letztere Angabe erhält dadurch mehr Wahrscheinlichkeit, daß auch der Anonymus (oben §. 9) in jene Gegend noch einen »andern Marktplatz« setzt, und daß Guilletière, Spon und Wheler beym Olympion und der Kallirrhoe wenigstens noch einige Häuser fanden. Aber auch in solcher Ausdehnung ist die Angabe des Umfanges auf sechs bis sieben römische Meilen sehr übertrieben, und beruht vielleicht auf einer falschen Schätzung dieses in Griechenland immer nur halb eingebürgerten Maßes. Weniger übertrieben dürfte die Angabe der Bevölkerung auf 12000 Männer seyn, wenn wir hierunter nicht bloß Erwachsene, sondern überhaupt männliche Seelen verstehen, da es eine bekannte Wahrnehmung ist, daß im ganzen türkischen Reiche bis auf den heutigen Tag die Volkszahl in beständigem Abnehmen begriffen ist. — Die verächtlichen Aeußerungen über die Reinheit des Dialektes der modernen Athenäer mögen auf sich beruhen; es frägt sich, ob Kabasilas der Mann war, dieß richtig zu beurtheilen. Andere, gewiß urtheilsfähigere Männer, als er, waren und sind hierüber ganz anderer Meinung; aber hier ist nicht der Ort zu sprachlichen Untersuchungen.

---

1) Leake, Topographie, Einl. S. 72. Broendsted, Voy. II, p. 185 seqq.

2) Aber nicht Mädchenberg, wie es in Kruse's Hellas 2, 1, S. 23 gedeutet wird.

3) Turcograecia p. 95. Der letztere Brief findet sich auch als Anhang zu der Alter'schen Ausgabe des Phrantzes.

Resultate.

14. Schließlich stellen wir noch die aus den mitgetheilten griechischen Texten des Anonymus, Zygomalas und Kabasilas, so wie aus den Bemerkungen über sie und über die Reisewerke von Guilletière, Spon und Wheler sich ergebenden Hauptresultate für die Topographie Athens in einer Uebersicht zusammen.

Der Anonymus kannte bereits die erst jetzt seit zwölf Jahren wieder frey gewordenen Kolosse, die er Statuen des Zeus nennt.

Der Tempel des Ares hat seinen neueren Namen Theseion erst kurz vor der Reise Spon's, wahrscheinlich durch den Pater Babin und die Jesuiten, und anfänglich nur mit Widerspruch Spons und anderer Gelehrten, zu führen angefangen.

Ueber die Lage des alten Marktes, östlich und westlich um den Tempel des Ares, hatten der Anonymus und Guilletière richtigere Vorstellungen, als die meisten Späteren.

Die Angabe des Anonymus (§. 3) von einem διδασκαλεῖον τῶν τραγικῶν im innern Kerameikos stimmt mit den Nachrichten der Alten über den Μελιτέων οἶκος, des τεχνιτῶν βουλευτήριον, das Theater des Agrippa und das Heiligthum des Melpomenos Dionysos auffallend zusammen, und wir werden veranlaßt, ein zweytes Theater in Athen zwischen dem Arestempel und dem Dipylon anzunehmen.

Die Oertlichkeit über dem Dionysostheater (der behauene Felsen mit den beyden choragischen Säulen und der Sonnenuhr) war schon vor vierhundert Jahren in demselben Zustande wie heute.

In der östlichen Gegend der Stadt, zwischen dem Denkmal des Lysikrates und dem Bogen des Hadrian, kannte der Anonymus (§. 5) noch eine Ruine mit Sculpturen an oder über dem Portal, die seitdem verschwunden ist.

In der Gegend der Kallirrhoe lagen noch mehrere, jetzt verschwundene Baulichkeiten, von denen wir nur den jonischen Tempel des Triptolemos näher kennen.

Der Lykabettos hat seinen bis auf Forchhammer (1832) widerrechtlich geführten Namen Anchesmos erst 1676 durch Spon und Wheler erhalten. Guilletière hält ihn, mit noch größerem Unrecht, für das Pentelikon.

In der Akropolis kannte der Anonymus, außer dem Siegestempel, den Propyläen, dem Erechtheion und Parthenon, noch ein fünftes Gebäude (διδασκαλεῖον τῶν Ἐπικουρείων), wahrscheinlich das Heiligthum der Artemis Brauronia, welches seitdem abgebrochen, und aus dessen Quadern der türkische Minaret erbaut worden ist.

Der Parthenon war in seinem Inneren, mit Ausnahme der Säulenstellungen in der eigentlichen Cella, bis auf die venetianische Belagerung fast unverändert geblieben.

1) De la poésie chrétienne. Par A. F. Ris. Forme de l'art, *peinture*. Paris 1837. 548 S. 8.

2) Memorie storiche delle arti e degli artisti della Marca di Ancona del marchese Amico Ricci; Tom. II. Macerata 1834.

3) Di Bernardino Pinturicchio, pittore Perugino, Memorie raccolte e pubblicate da G. B. Vermiglioli. Perugia 1837. 288 und LXX S. 8.

4) Della vita e delle opere di Pietro Vannucci. Commentario storico del Prof. Antonio Mezzanotte. Perugia 1837.

Als das bedeutendste Werk kunstgeschichtlichen Inhalts, welches die letzten Jahre in Italien aufzuweisen haben, dürften, nach der gekrönten Preisschrift des Cavaliere St. Quintino über longobardische Bauten, die Memoiren des Marchese Ricci (Nr. 2) zu bezeichnen seyn. Nicht allein eine chronologisch geordnete, zwölf Jahrhunderte (vom sechsten bis zum achtzehnten) umfassende Kunsttopographie des in dieser Beziehung so wenig bekannten Striches vom Musone bis zum Tronto (il Piceno) liegt uns in ihnen vor, die einzelnen Künste werden unter sich gesondert, ihre Verbindung mit andern Schulen, ihre gegenseitige Rück- und Einwirkung näher erörtert. Arbeiten der Art, gewissenhaft ausgeführt, sind als ein Gewinn für die Kunstgeschichte überhaupt anzusehen; sie machen den Wunsch von neuem rege, daß doch die Italiener sich den Plan solcher Werke zum Muster nehmen, allmälich den Reichthum an Kunstwerken in jeder einzelnen Provinz so einfach, wie es hier geschehen, beschreiben, uns auf diesem Wege für die Kunstgeschichte ihres Landes Vorarbeiten von Werth liefern möchten. Dazu gehört aber ein solider Sinn für eine glückliche Beschränkung, Forschungen in Detail, Anschauung der gewöhnlich sehr zerstreuten Monumente, und ganz besonders Geschmack — lauter Erfordernisse, von denen die meisten italienischen Schriftsteller für Arbeiten ähnlichen Inhalts höchstens eines, in den mehrsten Fällen aber das gerade Gegentheil mitbringen.

Es mag daher zu erklären seyn, daß vorliegendes Werk allerdings Anerkennung, nie aber eine eigentliche kritische Würdigung gefunden hat. Freylich war es ein bequemeres Geschäft, allgemeinhin zu loben, als dem Verfasser in seinen Einzelnheiten zu folgen. Auch ist die Frage, ob dieß, ohne an Ort und Stelle gewesen zu seyn, mit eigentlichem Nutzen geschehen kann; bey Beurtheilungen der Art will es nun einmal, außer verwandten Vorstudien, persönliche Anschauung.

Unter den Kirchenbauten, die den dunklen Zeitraum bis zum eilften Jahrhundert in diesen Gegenden ausfüllen, nennt der Verfasser, außer dem alten Dom von Offida, dem gegenwärtigen Priorat von Montelpare, der Collegiata von Force, namentlich die Abtey von Rambona, St. Maria a Pie di Chienti und S. Vittore. Wenn, was mir sehr unwahrscheinlich vorgekommen, die ersten drey, im Fermanischen gelegenen Kirchen wirklich aus so früher Zeit herrühren, so sind sie doch, wie der Verfasser selbst in den kurzen, hier sehr vagen und unbestimmten Andeutungen zu verstehen gibt *), so durchaus unbedeutend, daß für die nähere Kenntniß des damaligen Styles keine cha-

*) P. 11: L'antico duomo *d'Offida* — conserva nella parte esterna molta vetustà — l'attuale Priorato di *Montelpare* — ha qualche traccia di antica costruzione monastica — *Collegiata di Force*, che non in tutto cambiò di forme.

rakteriſtiſchen Kennzeichen aus ihnen zu gewinnen ſind. Mit Recht wird länger bey den zuletzt genannten drey Kirchen verweilt, welche unter ſich aber wieder ſo ganz eigenthümlich verſchieden ſind, daß es ſehr die Frage iſt, ob ſie zuſammen klaſſifizirt werden können. Daß das auf dem rechten Ufer der Potenza, eben unter Monte Milone (Diöceſe von Macerata) gelegene Kloſter Rambona von der Königin Ageltruda gebaut war, wiſſen wir aus der Inſchrift eines berühmten Diptychon, das aus dem Beſitze des Senators Buonarotti in das chriſtliche Muſeum des Vaticans gekommen. Hin und her iſt über den Namen Rambona geſtritten worden; die eigentliche Bedeutung desſelben, die Abſtammung des Wortes, iſt bis jetzt ungewiß geblieben, man müßte denn geneigt ſeyn, eine gewiß ſehr unglückliche Ableitung aus dem griechiſchen ἀμνὸν, die unſer Verfaſſer verſucht, für genügend zu halten. Ein oder zwey Streifen von ſehr ſorgfältig gefügten Backſteinen unterbrechen die nicht bedeutenden Quadern von Sandſtein, aus denen dieſes durchaus ſchmuckloſe Werk ſich aufbaut *). Die Faßade iſt jetzt ganz durch andere Wohnungen verbaut; die eine Seite und die Apſis bewahren allein im Aeußern in den bis ans Dach hinauflaufenden, durchaus unverzierten Pilaſtern und in den ähnlichen Plättchen ihr alterthümliches Gepräge. Das Innere der obern, ehemals dreyſchiffigen Kirche iſt zu Wohnungen und Kornkammern eingerichtet, und dadurch faſt unkenntlich geworden. Was der Verfaſſer wenigſtens jetzt noch in demſelben als bedeutend und charakteriſtiſch angibt (ein Fenſter in Form eines rechteckigen Parallelogramms mit dem ſchließenden Halbkreis u. ſ. w.), kehrt auch noch zu oft in ſpäteren Kirchen wieder, als daß ſich darin etwas Eigenthümliches erkennen ließe. Die Krypta aber, welche an Umfang dem Chore und den drey Apſis der obern Kirche genau entſpricht, und urſprünglich im Plane lag, ſcheint ſehr geringen Veränderungen ausgeſetzt geweſen zu ſeyn. Die Verbindung mit der obern Kirche wird von Anfang an durch die zwey Seitentreppen unterhalten worden ſeyn; nicht, wie es bey ſpäteren Kirchen dieſer Gegenden gewöhnlich getroffen wird, durch Stufen, die in den Ecken der Seitenſchiffe angebracht, der Apſis gegenüber hinunterführen. Die fünf kleinen Schiffe, welche die Länge dieſes Sotterraneums bezeichnen, werden durch vier Reihen von Säulen gebildet, deren äußere aus drey, deren mittlere, in der Hauptapſis um zwey vermehrt, aus fünf Säulen beſtehen. Die Rundbögen, die ſie tragen, haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie nicht, wie im zwölften Jahrhundert gewöhnlich der Fall iſt, lang herabgehen, ſondern eher kurz und abgeſchnitten erſcheinen. Zwey von dieſen vierzehn Säulen ſind in der vorletzten Reihe durch Pfeiler erſetzt, zwey andere gänzlich erneut worden; alle übrigen aber bewahren ihre urſprüngliche Geſtalt. In Capitellen, Säulenſchaften und Baſen waltet die größte Verſchiedenheit. Die Schafte, oft aus Einem, oft aus mehreren Stücken von Granit oder Marmor beſtehend, ſind theils mit, theils ohne Baſen, einige haben die Architrave, andere wieder nicht; nur zwey ausgekehlte ſind als Ueberreſte eines an-

*) Der Marcheſe Ricci hat früher dieſe Abtey einer eigenen Beſchreibung gewürdigt in ſeinen »Operette di bello arti,« die mir bey weitem beſſer ſcheint, als die im vorliegenden Werke. La parte esterna, heißt es da, è di *semplicissima* Architettura, un timpano ed un plinto sono gli unici ornati che essa presenta, mentre il resto non havvi che un muro lacero etc. — non vi si veggono neppure impronti di colonne ed arabeschi di marmo — da molte finestre di strettissima apertura è illuminato, *manca d' ogni ornamento non essendovi che quei pilastri i quali vi furono collocati ad unico scopo di rendere solido* etc.

tiken Gebäudes hier verbraucht worden. Die Capitelle von der mannigfachsten Form und von verschiedener Größe sind durchaus eigene Erfindung, und eben so sehr von der doppelten Reihe über einander angebrachter einfacher Blätter entfernt; welche gegen das Ende des eilften, und vorzüglich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Italien als die kunstloseste Nachahmung des korinthischen Capitells erscheint, als von der fratzenhaften Umfahrung von Menschen- und Thiergestalten, welche hier die zweyte Hälfte des zwölften Jahrhunderts vorzugsweise bezeichnet. Einige von ihnen erinnern in der länglichen, schmalen, mehr rundlichen Form unläugbar an orientalische Muster; die Verzierungen selbst aber sind theils einige Reihen von ziemlich breiten, bedeutend roh und gefühllos gearbeiteten Blättern, theils wenige größere Blätter in der Mitte, denen sich rechts und links schmälere anschmiegen, und über denselben drey bis vier rein architektonische, unverzierte Plättchen, oder eine einzige größere Platte mit Verzierungen, die mißverstandenen oder halbvergessenen Erinnerungen aus der antiken Welt angehören mögen. Einzelne Thiere sind allerdings angebracht, sie treten aber nicht als absichtliches Spiel mit organisch verschiedenen Gebilden, sondern als fast unverständliches Produkt einer künstlerisch mehr versuchenden, als eigentlich vermögenden Hand hervor. Einen Pfau erkennt man deutlich unter ihnen; einen Adler würde man schwerer enträthseln, wenn die Unterschrift *) ihn nicht als solchen bezeichnete. Roth und Blau, nicht Schwarz, wie der Verfasser angibt, hier in den Capitellen neben einander gestellt, lassen uns auch in diesem, verhältnißmäßig nur kleinen Monumente die traditionell gewordene Polychromie erkennen, welche man in Italien fast ohne Unterbrechung bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters verfolgen kann. Die drey Fenster an der Apsis haben die gewöhnliche Schießschartenform; an den Wänden laufen niedere Sitze herum, rohe Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert verzieren die Apsis, an deren Decke Gott Vater ein Krucifix hält. Wäre uns die obere Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, würde sich das, was den wenigen Resten longobardischer Architektur, die auf unsere Zeiten gekommen, eigenthümlich zu seyn pflegt, vielleicht auch hier deutlicher erkennen lassen. Daß in dem, was wir jetzt beschrieben haben, die Massenhaftigkeit des Ganzen und die Mächtigkeit der Construction weniger hervorzuheben war, kann, wie mir scheint, nicht weiter befremden. Man wird gewiß eben so wenig erwarten, den longobardischen Styl in den entlegeneren Provinzen und an kleineren Gebäuden immer ganz und gar in derselben Einfachheit und Größe anzutreffen, welche wir an den größeren Kirchen von Lucca und Benevent bewundert haben, als man von Kirchen des achten Jahrhunderts (die unsrige ist aus dieser Zeit) immer noch dieselbe Strenge fordern darf, welche andere Gebäude des sechsten oder siebenten Jahrhunderts auszeichnet. Was mir in anderen entlegenen Gegenden Italiens von ähnlichen Gebäuden bekannt geworden, trägt einen ganz entsprechenden Charakter, so daß ich nicht zweifle, daß auch schon während der longobardischen Herrschaft selber ein sichtbarer Verfall an den Denkmälern nachzuweisen ist.

Ganz und gar von der jetzt beschriebenen Abtey verschieden, und, so viel mir bekannt, in Italien ohne Vor- und Nachbild, ist die sehr einsame Klosterkirche am Chienti, vom Volk jetzt Sta. Annunziata

*) Die Inschrift hat diese Gestalt AQLA; die Lettern, allerdings noch die größeren römischen, stehen nicht mehr auf einer und derselben Linie, sind auch nicht mehr von derselben Größe.

genannt, im Gebiete von Monte Cosaro, einige Miglien von der Hauptstraße, die von Macerata nach Fermo führt. Es theilt sich dieses Gebäude in zwey Stockwerke, nicht etwa, wie wir es in den Basiliken St. Agnese und Sti. Quattro in Rom kennen, in deren, bloß über den kleineren Schiffen angebrachten zweyten Stock man durch Treppen gelangt, die an der Seite angebracht sind; sondern hier liegen etwa in der Mitte des unteren Hauptschiffes zwanzig breite Stufen frey, die bequem in die eigentlich zweyte Etage hinaufführen. Diese erstreckt sich hier nicht bloß über die Seitenschiffe, sondern auch über das ganze Mittelschiff [1]), bildet auf diese Weise hinten das Chor, und nimmt, diesem gegenüber, vorne gleich über der Thüre ebenfalls im Mittelschiffe allen Raum bis auf das Viereck ein, welches sie für die erwähnte Treppe freyläßt. Vielfach waren die Vortheile, welche durch diesen Plan gewonnen wurden; die Mönche waren durch diese Höhe der Feuchtigkeit des Bodens weniger ausgesetzt, welche in dieser Lage, besonders beym nächtlichen Gottesdienst, gefährlich seyn mußte; das Chor trat jedem unmittelbar als Haupttheil des Ganzen hervor [2]), und dieses Hieron der Kirche ward, ohne daß eine trennende Mauer dazwischen gezogen zu werden brauchte, den Blicken der unten Stehenden entrückt; nicht zu gedenken, daß eine von hieraus geführte Verbindung mit dem Kloster eine Erhöhung der Art ganz einfach bedingen mochte. Backsteinpfeiler und Säulen von verschiedener Form, im Allgemeinen aber außerordentlich einfach und schlicht, tragen die Bogen des Mittelschiffes, welche gleich vorne über der Thüre die glatte Decke, und dann hinter der Treppe das Chor stützen, in welchem, wie in den Seitenschiffen, die gewöhnlichen Kreuzgewölbe angebracht sind. Wohl mehr um den Charakter der Krypten (in denen man durch eine Menge kleiner Säulen eine eigenthümliche Pracht erstrebte) überhaupt beyzubehalten, als um das Chor zu stützen, brachte man hier in der hintern Abtheilung noch zwey Säulen in der Mitte des Hauptschiffes an, welches sich für sich durch einen Halbkreis abschließt, und auf diese Weise zwischen sich und der äußern Mauer einen Umgang freyläßt [3]). Da in diesem Bogen zwey Thüren angebracht sind, kam ich an Ort und Stelle auf die Vermuthung, daß ehemals vielleicht auch dieser Theil des ersten Stockes zum Chore benützt ward; gerade wie man in Verona noch ähnliche merkwürdige Kirchen mit zwey über einander angebrachten Choren sehen kann. Auch jetzt noch werden in der Lombardey ganz moderne Krypten im Winter zu Chören umgestaltet. Die Mauer, welche hier diesen Halbkreis des Mittelschiffes abschließt, hat an der äußern Seite, d. h im Umgange nach der äußern Mauer zu, sehr bemerkenswerthe Verzierungen von Bögen, Pilastern und Pfeilern, die mit andern Ornamenten der Art in Padua und Torcello zusammenzuhängen scheinen. Die Apsis, welche diese Mauer umgibt, und den ganzen untern Stock abgränzt, hat ebenfalls viel Eigenthümliches; sie bildet nicht, wie gewöhnlich, einen Halbkreis, sondern beginnt mit zwey kleinen Aus-

---

1) In dieser Beziehung zeigt die Kirche S. Frediano bey Montefiascone manche Aehnlichkeit, obwohl dort die zwey Stockwerke durch die Lokalität bedingt sind. Aus Montefiascone gelangte man bequemer in den zweyten Stock; den unten Wohnenden war die erste Abtheilung zugänglicher.

2) Anastasius sagt ausdrücklich, daß Pasqual I. in Sta. Maria Maggiore die Erhohung anbringen ließ, »ut pontifex consortia populorum declinare potuisset« — dieß war im J. 820.

3) Dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt die auch sonst interessante Kirche St. Antimo, etliche Miglien unter Monte Alcino, in Toscana.

bauten, und schließt diesen noch andere Absätze in runden und eckigen Formen an, bis sie in der Mitte in einem größern Viereck endet *).

Im Plane selber entspricht nun der zweyte Stock diesem untern so genau, daß an einer gleichzeitigen Conception des Ganzen gar nicht zu zweifeln ist. Die Stelle der Krypta nimmt hier, wie gesagt, das breite und geräumige Thor ein, aus welchem man auf der rechten und linken Seite durch Bögen in das Seitenschiff, und aus diesem wieder vorne über der Hauptthüre in einen viereckigen Platz eingehen kann, der, vor dem für die Treppe freygelassenen Raume, dem Chore entspricht. Diese oben erwähnte, offene, ziemlich weite Area muß durch etwas Rituarisches oder Oertliches bedingt, und in vorkommenden Fällen für das Volk bestimmt gewesen seyn. Die bereits genannte absichtliche Schließung der Krypta verbietet, an ein zweytes Thor zu denken, wie einige deutsche Kirchen es uns zeigen. Nicht allein vorne, sondern auch auf beyden Seiten ist der Eingang offen Mauern mit je drey Pilastern gehen bis ans Dach hinauf, das, schräg im Mittelschiff, in der Mitte die gewöhnliche Form des italienischen Holzdaches hat, und hier zu Anfang höher ist, als über dem eigentlichen Chore. Eben vor der inneren Apsis (so nenne ich die abschließende Mauer des Chores) ist rechts im Seitenschiff die Sakristey, und neben derselben eine kleine Treppe angebracht, die in den untern Stock hinabführt. Am Ende des Mittelschiffes, gerade dort, wo die Haupttribune beginnt, steht der einzige Altar der Kirche, über welchem die in der eigentlichen Ausbauchung der Tribune angebrachten Bilder aus der Giotto'schen Schule die Heiligkeit des Ortes noch mehr hervorheben sollen.

Auf diese Weise entspricht der obere Stock im Ganzen dem unteren, wie dieß auch schon durch die Hauptanlage nothwendig bedingt war; im Einzelnen aber herrscht die bunteste Regellosigkeit. Nicht allein die Anzahl der das Mittelschiff bildenden Pilaster ist unter sich in beyden Stockwerken ungleich, auch Säulenweiten, Bogenspannungen und Höhe der über den Bögen sich erhebenden Mauer sind verschieden. Sey es Unvermögen, sey es Erfassen dessen, was zunächst noththut, und ein damit verbundenes Nichtachten einer regelrechten Construction, was dieß verschuldet, dasselbe zeigt sich in allen verzierenden Theilen, die statt eines mißverstandenen Alterthums, statt einer Fülle von Geschmacklosigkeit nur Armuth und Dürftigkeit durchblicken lassen. Nur die Mauer des Hauptschiffes im zweyten Stock, die äußere Seite in der halbrunden Abschließung der Krypte und die Apsis von außen gesehen bieten jene Menge von kleinen verzierenden Bögen dar, die in dem schönen Materiale des Backsteines bey einiger Geschicklichkeit noch geschmackvoller variirt werden konnten. In dem, was an der Hauptfaßade alt ist, herrscht dieselbe Schmucklosigkeit; ob die Apsis des unteren Stockes, wie sie jetzt besteht, ganz ihr ursprüngliches Ansehen bewahrt habe, ist mir sehr zweifelhaft geblieben. — Die Länge der Kirche gibt Ricci auf 41 Metres, die Breite auf 14 an. Ich habe mich absichtlich länger bey diesem Werke aufgehalten, weil unter allen Kirchen Italiens sehr wenige den eigenthümlichen Styl der Klosterbauten besser kennen lehren, und dann weil die sehr kurze und obenhin gehaltene Beschreibung unseres Verfassers den Werth desselben unmöglich ahnen läßt. Ich wenigstens fühlte nach Lesung derselben keinen besonderen Trieb, den ziemlich bedeutenden Abstecher

*) Es kann bemerkt werden, daß die Kirche St. Vincenzo und Anastasio bey Rom ebenfalls eine viereckige Apsis hat.

zu machen, und entschloß mich dazu erst auf die mündliche Aufforderung des Verfassers selber.

Es dürfte sehr schwierig seyn, genau zu bestimmen, in welche Zeit dieser merkwürdige Bau zu setzen sey. Ein Lokalschriftsteller erzählt, daß hier das Kloster lag, in welchem Guido, Berengar's Sohn, sich verbarg, als er hörte, daß sein Vater in seinem Aufruhr gegen den Kaiser Otto unterlegen war. Diese Geschichte, die um 964 fallen soll, war in der Tribune dargestellt, wo man den Guido, von Geistlichen umgeben, zur Jungfrau flehen, und sie um Fürbitte für seinen unglücklichen Vater ansprechen sah. Jetzt ist von allem dem keine Spur mehr vorhanden; Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert schmücken, wie schon angeführt, jetzt diese Stelle, so daß diese Angabe eines ohnehin ziemlich modernen Schriftstellers so gut als gar nichts feststellt. Durch die Zeit des Berengar gelangen wir schon an das Ende des zehnten Jahrhunderts, dem wir ohne Bedenken einige Jahre hinzufügen dürfen, wenn andere Gründe in eine spätere Epoche zu verweisen scheinen. Die durchstehende Construction aus Backstein, die richtige Eintheilung der für die über einander angebrachten Tribunen bestimmten Höhe (Tribunen, die für die hinzugefügten Krypten niedriger gemacht werden mußten, sind im Durchschnitte für älter als das Jahr 1000 zu halten), das gänzliche Aufgeben des Basilikenplans, die große Unregelmäßigkeit im Einzelnen, alles das kann mit der longobardischen Epoche auf keine Weise vereinigt werden. Doch würde ich auch wieder nicht wagen, dies Werk für jünger als Ende des eilften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts zu halten; es müßte denn das Aufstreben, welches sich in Kunstwerken aus der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schon erkennen läßt, in den Provinzen sich verspätet, und, was wir zu bemerken noch öfter Gelegenheit finden werden, so nachgezügelt haben, wie wir die von ihrem Ursprunge abgetrennten Colonien Griechenlands noch an dem antiquirten Style festhalten sehen, wenn die Mutterstaaten schon längst eine neue Richtung verfolgten. Auch dieß zugegeben, und selbst angenommen, daß die vielleicht geringen Mittel der Mönche, welche den Architekten aus ihrer Mitte wählen mochten, zu manchen Gebrechen des Gebäudes Anlaß geben mußten, wird man doch nicht berechtigt seyn, über das Jahr 1150 hinaus zu gehen.

Verschiedener, als diese zwey Kirchen unter sich sind, ist von beyden wieder St. Vittore di Chiusi verschieden, die drey Miglien von Albacina, eben unter dem unwirthlichen Pierosaro, der Heimat des zwölften Leo, in einem Kessel des Apennins Ginguno liegt, an dessen Fuß die Flusse Giano und Santino vereinigt hinfließen. Bey einer Länge von 52 und bey einer Breite von 48 Palmen *), beschreibt der Plan ein Viereck, dessen Hinterwand durch drey Apsis, und dessen Seitenwände durch zwey ebenfalls halbrunde Ausbauten unterbrochen werden, während in der Mitte des Ganzen eine sehr gedrückte Kuppel auf vier Säulen sich erhebt. Die Säulenweiten sind ungleich; in der Länge belaufen sie sich auf 13 Palmen, in der Breite noch auf etwas mehr. Die Seitenschiffe haben schon sehr ausgebildete Kreuzgewölbe, und an der Mauer eine eigene Art von Pilastern, die sich nach vorne zu verjüngen. Eine bloße Erhöhung von zwey Stufen bezeichnet eben vor den drey Apsis das Presbyterium. Die Sakristey wird durch einen viereckigen Ausbau an der Hauptfaßade, rechts von der Thüre gebildet; links führt

*) Ricci gibt, vermuthlich durch einen Druckfehler, die Breite nur auf 42 Palmen an.

eine kleine Wendeltreppe auf das Gewölbe. Das Material, was hier in der Mauer, in Gewölben und Säulen verbraucht ward, ist ein lockerer Bruchstein, der vermuthlich in den nahgelegenen Lagern sich vorfand; nur die großen Platten, welche das Gewölbe bedecken, sind aus der sogenannten pietra cornea. Die eigenthümlich construirte Kuppel zeigt gerade das Gegentheil von denen, die in Ancona (z. B. St. Cyriaco), in Sicilien und in andern Gegenden Italiens unter griechischem, oder besser indirect mauriſchem Einfluß errichtet wurden. Wenn nämlich in diesen Gebäuden in den vier Ecken, auf denen die Kuppel ansetzt, Nischen mit oder ohne Verzierungen ausgehöhlt wurden, um den Druck in etwas zu verringern, traten hier gerade, um die Kuppel sicherer zu stützen, vier in Gestalt und Form ziemlich unförmliche Kragsteine oder Widerlagen einige Fuß aus der Mauer hervor. Die Capitelle und Basen der sehr stark verjüngten vier Säulen sind kaum noch einfach zu nennen; an ersteren bestehen die Wulste aus einem ziemlich hohen Zirkelausschnitte und einer Platte von ganz entsprechender Breite, die den Architrav ersetzen soll; die Basen haben nur zwey Glieder und eine Plinthe. Bloß an der Apsis ist im Innern ein Gurt mit kleinen Consolen, im Aeußern eine Anzahl von den bekannten kleinen Bögen als Verzierung bemerkbar. Die Fenster in der Apsis und eben unter der Kuppel vertiefen sich zu der gewöhnlichen Enge; die Oeffnung in der Mitte des Gewölbes, unserm Verfasser so anstoßig, daß sie ihn zu einem etwas überflüssigen Rückblick auf antike Tempel, und zu einigem Unwillen gegen den Architekten unserer Kirche verleitete, ward mit ihrem kleinen gothischen Thurme gewiß später hinzugefügt. Die Faßade bewahrt nichts Eigenthümliches mehr; der hinten an der linken Seite der Hauptapsis angebrachte Thurm verräth in seiner jetzigen Gestalt eine spätere Wiederherstellung. — Diese Kirche nun setzt der Marchese Ricci gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, weil eine Urkunde vom J. 999 *) derselben schon gedenken soll. Hier ist aber ein offenbarer Irrthum; das Dokument bey den Annalisten des Camaldolenser-Ordens, denen diese Notiz entnommen ist, redet nur von einem nahgelegenen Flecken, ohne der Kirche selbst irgend zu erwähnen. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Verfasser das Architektonische des ganzen Gebäudes einer genaueren Untersuchung gewürdigt, und dadurch das Alter eines Monuments uns näher bestimmt hätte, das in so früher Zeit eine ganz vereinzelte Erscheinung bleiben muß. Die wenigen Zeilen, welche er diesen nun genannten Bauten, und einigen andern aus früherer Zeit, die wir noch anzuführen haben, gewidmet, beweisen hinlänglich, daß er den vollen Werth solcher Werke unterschätzte. Wie gerne würden Kunstfreunde ihm dafür ausführliche Beschreibungen von Bildern aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erlassen haben! — Daß wirklich die Kirche schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts (1007) bestand, ist aus einer Schenkung zu entnehmen, welche dieselben Annalisten uns aufbehalten haben. Es frägt sich nur, ob dieß das Gebäude sey, welches wir jetzt noch vor uns sehen. Die interessantesten Kirchen dieser Gegenden, welche aus dem eilften, oder wahrscheinlicher aus dem zwölften Jahrhundert stammen, gehörten dem Benedictiner-Orden, oder eigentlich der Modification desselben (den Camaldolensern), welche der heilige Romuald ins Leben rief. Sie alle haben unter sich, wie wir noch später sehen wer-

*) Monsignore Albertino Bellinghi, der im Giornale scientifico di Perugia Giug. Aug. 1835 dies Gebäude noch oberflächlicher beschrieben hat, hält es sogar für antik.

den, eine große Familienähnlichkeit, die nicht das Mindeste mit unserem Monumente gemein hat. Verschiedenheit des Materials mag aus der Verschiedenheit der Umgebung erklärt werden; in Schluchten der Gebirge lagen Bruchsteine eben so nahe, als in weiten Flußthälern Backsteine und Ziegel; der Plan aber *), die von vier Säulen getragene Kuppel, das Fehlen der Krypta, die drey Apsis nebst den zwey Seitenausbauten, die ziemlich ausgebildeten Kreuzgewölbe weisen, wenn nicht auf eine spätere Zeit, doch ganz bestimmt auf andere Vorbilder. Gewiß bin ich nicht geneigt, v. Rumohr beyzustimmen, der, um die von ihm aufgestellte Behauptung zu halten, daß der Einfluß der byzantinischen Malerey auf die italienische in den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts fixirt werden müsse, sich genöthigt sah, die Einwirkung byzantinischer Architektur auf die italienische, die ins zwölfte fallen würde, abzuläugnen; ich erkenne vielmehr mit Bestimmtheit, daß sich namentlich im Neapolitanischen, in Sicilien, in Venedig und seiner Umgebung, durch Pisa in Toscana, durch Ancona in der Mark schon im zwölften Jahrhundert der Einfluß byzantinischer Kunst wieder geltend machte. Ich sage absichtlich wieder geltend machte; denn mir scheint eine doppelte Einwirkung anzunehmen, die eben genannte, und eine frühere durch Rom und Ravenna, die vielleicht nie ganz ausstarb, und spätestens im zwölften Jahrhundert beym Aufblühen des italienischen Städtelebens wieder angeregt wurde. Hier kann dieß natürlich nur als Behauptung aufgestellt werden; für die Kirche St. Vittore aber ziehe ich daraus nach dem oben Angegebenen das Resultat, daß sie einer der ersten Versuche war, byzantinische Architektur in die italienische überzutragen. Die schmucklosen Capitelle, die Unbehülflichkeit, welche sich in der Construction der Kuppel verräth, deuten mir auf ein frühestes Wagniß der Art, das des kleinen Raumes wegen schon weniger gefährlich seyn mußte. Die Kuppel, am Ende hier bloß ein etwas erhabener Schlußstein, konnte dann in Pisa und in Ancona (wo nicht Mönche zugleich Architekten und Unternehmer waren), bey mehr Geschicklichkeit und bey größeren Mitteln, im eigentlichsten Sinne einen andern Schwung nehmen, und weil man den Halbkreis noch nicht wagen mochte, jene wunderliche Form sich erzeugen, die in Italien einer Birne verglichen wird.

Als Bildwerke dieser frühesten Zeit werden, außer dem Sarkophage in St. Catervo in Tolentino, noch zwey andere von geringerer Bedeutung in Osimo genannt; das jetzt im christlichen Museum des Vaticans befindliche, schon oben angeführte Diptychon aus Rambona bleibt ganz unerwähnt, obwohl es sicherer beglaubigt, und deßhalb wichtiger ist, als alle andern Monumente. Von dem überaus rohen Style dieses Werkes geben die Abbildungen eine ungefähre Vorstellung; die Gegenstände desselben sind noch neulich wieder in der Beschreibung Roms von Platner angeführt worden. — Unendlich viel schöner ist der Sarkophag in Tolentino, in welchem die Gebeine des heiligen Catervo mit denen seiner Frau und anderer Heiligen verehrt werden. Santini, dem man eine von Locatelli ausgeführte Abbildung desselben und der einzelnen Darstellungen verdankt, rückt diese Arbeit nach einer damals herrschenden Manie in die allerfrüheste christliche Zeit. Ricci hält sie für gleichzeitig mit dem Bau der Kirche, und verweist sie deßwegen in das siebente Jahrhundert. Die dargestellten Gegenstände entsprechen aller-

*) Ich kenne in dieser Gegend nur eine einzige Kirche, die im Plane einige Aehnlichkeit mit St. Vittore hat; es ist St. Ugo in Sassoferrato.

dings denen, welche aus andern römischen Sarkophagen bekannt sind; die Ausführung aber ist eine ganz andere. An der Seite, welche jetzt dem Beschauer sich als die vordere darbietet, erblicken wir drey Figuren, die durch die gewöhnlichen Platten mit geschlängelten Vertiefungen von einander getrennt sind; in der Mitte der gute Hirt mit dem Lamme auf der Schulter und ein Hund zu seinen Füßen, der zu ihm hinaufsieht; rechts und links zwey Apostel in Toga und Tunica, mit Schriftrollen. Die zwey schmälern Seiten zeigen uns die drey Magier in der hergebrachten asiatisch-phrygischen Gewandung vor der Madonna mit dem Kinde, und die drey Knaben aus Babylon vor Nebukadnezar, der ihnen die Verehrung seiner eigenen Statue gebietet. So wenigstens scheint dieser Gegenstand nach ähnlichen Vorstellungen aus der Roma sotterranea verstanden werden zu müssen; die Büste auf einer Säule, die man im Hintergrunde sieht, verbietet wohl in diesen Jünglingen und in dem zu ihnen sprechenden Könige den Herodes und die drey Magier wieder zu erkennen, die ihn um den Stern befragen. Ein Medaillon mit den halben Figuren von Mann und Frau ziert die Rückseite; ein Kranz, das Monogramm Christi und zwey Tauben sind darüber und an den vier Ecken angebracht. Alles was, einzelne Ausnahmen abgerechnet, an römischen Sarkophagen mit ähnlichen Gegenständen als hart, starr und fabrikmäßig auffällt, und deßhalb häufig mit den Motiven der einzelnen Figuren selber desto ärger contrastirt, ist hier, so zu sagen, in Fluß gebracht und aufgehoben. Die römischen Sarkophage, und was sonst an guten Exemplaren in Perugia, Verona und Mantua ihnen zu vergleichen ist, haben im Allgemeinen eine Höhe und Breite, die sie selten überschreiten; hier ist mit der Größe *) dem Bildner auch der Muth gewachsen. Die Figuren gehen ins Längliche, ohne von würdiger Gehabung etwas einzubüßen; die Anlage der Gewandung ist im großen Styl, der Faltengang beschreibt das Nackte, und ist von der übermäßigen Anzahl wirklicher Ein- und Durchschnitte eben so entfernt, als von rein malerischer Wirkung. Das Nackte und die Hochreliefs selber sind mit einer Freyheit behandelt, die weit über jene fabrikmäßigen Arbeiten hinausgeht, und in Einzelnheiten schon oberflächlich zu werden droht. Dieß und die Auffassung selbst, z. B. der Madonna und des Kindes auf einer Art von Sella curulis unter einem Thore mit runden Thürmen und verzierenden Zinnen, deutet mir hinlänglich an, daß wir dem eigentlichen Mittelalter nahe rücken, und hier das Werk einer Schule zu erkennen haben, die, wie dieß andere Exemplare von Ravenna beweisen, den streng altchristlichen Styl auf eigenthümliche Weise noch weiter bildete, als er in der Hauptstadt der Christenheit selber schon abgestorben war. Ob aber die hier bezeichnete Richtung bald oder unmittelbar in Verfall gerieth, wird bey der großen Dürftigkeit von Monumenten und Nachrichten sehr schwer zu ermitteln seyn; gewiß ist, daß in dem Diptychon von Rambona die Rohheit ihren höchsten Punkt erreicht zu haben scheint. Die Umrisse an demselben sind über alle Vorstellung gefühllos. Christus ist mit hängenden Brüsten dargestellt, das Ende der Haare durch scharfe Abschnitte angedeutet, die Augen weit aufgerissen, die Augäpfel schwarze Punkte, die Beendigung der Gewänder ganz und gar willkurlich, ohne allen Verstand behandelt, alle Extremitäten bloß wie glattes Holz

*) Der Deckel gehörte ursprünglich gewiß nicht dazu; man erkennt sehr deutlich, daß er zu klein ist. Und nun vollends die Löwen, ein ganz gefühlloses Erzeugniß des spätern Mittelalters!

mit einigen Kerben anzusehen, die für Hände mit Gliedern und Gelenken gelten sollen.

Ob die Kirchen, welche unser Verfasser im zweyten Kapitel als dem eilften Jahrhundert angehörig aufführt, mit mehr Sicherheit diesem wirklich zugeschrieben werden können, dürfte ebenfalls zweifelhaft werden; sicherlich aber können zwey derselben unter die interessantesten von ganz Italien gerechnet werden. Wer nach früheren Denkmälern christlicher Kunst in Italien sich umgesehen, und bey solchem Nachsuchen einige Lokalkenntniß sich erworben hat, wird bald auf die entlegenern Gegenden des Apennins, und namentlich auf die engen Flußthäler sein besonderes Augenmerk gerichtet haben. Religiöse und politische Ursachen waren es, die Mönche, besonders den Camaldolenser-Orden anleiteten, den Flüssen nachzuziehen, und an denselben sich anzubauen. Gegenden, die ehemals durch ihre Einsamkeit einladen und anziehen mochten, liegen seitdem, der schlechten Luft wegen, unbewohnbar, öde und verlassen, bewahren aber eben deßhalb die Vermächtnisse ihrer vormaligen Besitzer in ihrem ursprünglichen Zustande. In dem Thale von Congiuntoli (Diöcese von Nocera), einer sehr wilden Schlucht, welche von Sassoferrato nach dem Kloster der Avellana führt, liegt das ehemalige Kloster S t. E m i l i a n o. Von allen Seiten eng von Bergen umschlossen, steht die Kirche auf einer Halbinsel, die gebildet wird, wo Sentino und Perticara sich in ihrem Laufe vereinigen. Senkrecht auf der Felsenwand steht über dem Flusse sich erhebend die hintere Seite, welche des beschränkten Raumes wegen ohne Apsis und flach gehalten, die Hauptmasse am besten erkennen läßt, und deutlich zeigt, daß die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt die entstellendsten Veränderungen erlitten. Ein einziges Seitenschiff konnte unmöglich im ursprünglichen Plane liegen. Die geringe Bevölkerung, welche sich jetzt in diesen Gegenden aufhält, machte das Hauptschiff überflüssig; man vermauerte es, machte einen Heuboden daraus, und richtete das rechte Schiff daneben zur Kirche ein. Von den zwey eingemauerten Säulen erkennt man noch so viel, daß sie achteckig waren, und sehr feine zierliche Capitelle hatten. Die Form und Proportionen der hintern Faßade, die dort angebrachten langen Fenster im Spitzbogenstyle, die entsprechenden Ornamente unter dem Dache der Seitenmauer, die ziemlich gute Construction aus gelblichem Bruchstein, scheinen mir hinlänglich anzudeuten, daß das jetzt bestehende Gebäude seinem Haupttheile nach dem dreyzehnten oder gar dem vierzehnten Jahrhundert angehört. Statt des Einen Schiffes, das es bey einem kleineren Plane ehemals mit andern Kirchen dieser Gegend gemein haben mochte, wird es auf drey erweitert seyn *). — Verfolgt man dieses Flußthal, dessen wilde Oede eigentlich nur durch die Monumente etwas belebt wird, welche der hier sehr verbreitete Cultus des heiligen Romuald hervorrief, so hat man zu seiner Linken in einer Entfernung von drey Miglien das Kloster von Montecuco, wo die Eremiten der Camaldolenser in einer Abge-

*) Die Annalisten (II. p. 140) beschreiben dies Gebäude sehr gut: Lapidibus quadratis constructum visitur templum satis amplum et magnificum, cujus tantum vel vetus superest vel postea aedificatum navis media et navis in cornu evangelii dimidium. Loco columnarum et arcuum in altera desinente medietate vetustus attollitur paries — in fronte exteriori ecclesiae duo sunt marmorei compacti lapides, super quos olim sculpti erant characteres nunc fere exesi, ex quibus aegre leguntur (1756) haec verba: in primo MILE . . . . . DOC, in altero MILLESIM. CCII.« — Darnach ist unbegreiflich, wie Ricci in diesen Zahlen das Jahr für den Bau erkennen, und doch das Gebäude in das e i l f t e Jahrhundert setzen kann.

schiedenheit leben, welche an das Kloster Meteora in Thessalien erinnert, und vor sich in ihrer ganzen Ausdehnung die Cattria, einen der höheren Kämme des Apennins, so kahl und dürr, nur die Spitze oben mit Tannen besetzt, wie der Weg unten eng und finster ist. Man gelangt an das Dorf Isola, und dort die Straße verlassend, etwas rechts abbiegend, und dem Cesano folgend, nach der Abtey Sithria, mit deren Krypten noch jetzt der Kerker des h. Romuald verbunden ist. Diese Kirche nun, aus etwas größeren Quadern, und auf jeden Fall älter als St. Emiliano, mag mit mehr Recht dem eilften Jahrhundert zugeschrieben werden; bey unserem Verfasser aber scheint das gänzliche Schweigen hier anzudeuten, daß er diesen Strich des Nocri nicht hinlänglich untersucht hat. Aus dem einzigen Schiffe, das diese Kirche hat, führen auf beyden Seiten mehrere Stufen in das erhöhte Kreuz; die Thüre aber, welche unten zwischen diesen Treppen angebracht ist, öffnet das Sotterraneum. Apsis und Krypta sind von Anfang an zusammen concipirt, und bilden, namentlich erstere, von außen angesehen eine bedeutendere Masse, als man nach dem Rumpf der Kirche und nach andern ähnlichen Bauten der Gegend erwarten kann. In der Mitte des Sotterraneums ruht das Gewölbe auf einer etwas unproportionirten Säule; die obere Kirche deckt in ihrem jetzigen Zustande ein ganz einfaches, schlichtes Tonnengewölbe. Das enge Fenster des Sottocorpo hat die kleinen Stufen im Innern, welche schon in frühern Kirchen hin und wieder angetroffen werden; in der Kirche selbst erkennt man noch die Form etwas lang gezogener Fenster (aber ohne die kleinen Bögen), die St. Emiliano erhellen. Es ist für diese und für die meisten andern Kirchen dieser Gegend charakteristisch, daß die Faßaden durch die vor ihnen angebrachten Klöster verbaut wurden. Dreyzehn Säulen mit gothischen Bögen, natürlich aus späterer Zeit, tragen den Altar dieser Kirche.

Es würde leichter seyn, diesen ältern Kirchen [1]) ihren chronologischen Platz anzuweisen, wenn das, was der Verfasser als Kennzeichen vor 1000 angibt, wirklich stichhaltig wäre. »Vor dieser Zeit,« sagt er (so viel ich weiß, nach einer schon früher von St. Quintino gemachten Bemerkung), »schied bloß eine einfache Stufe das Vordertheil von dem Presbyterium, bis man später, um dem Chor mehr Würde zu verleihen, oder um die Krypten anzubringen, die Zahl der Stufen über zehn vermehrte. Die Anzahl der Stufen war doch wohl durch die Oertlichkeit bedingt; ob zehn oder sieben, bleibt in dieser Beziehung gleichgültig. Daß es schon früher erhöhte Chöre und dadurch gebildete Krypten gab, beweisen, außer dem vom Verfasser selbst beschriebenen Rambona, und außer ältern Kirchen in Rom, mehrere mir bekannte im Gebiete von Spoleto, die mit Bestimmtheit vor das Jahr 1000 gesetzt werden können. Auffallend bleibt es, daß Ricci hier, wo manche Kirchen aufgeführt werden, die das eilfte Jahrhundert so wenig mehr erkennen lassen, nicht auch des Klosters der Avellana gedenkt, das nur zwey Miglien von Sithria entfernt, schon hoch in den Bergen gelegen ist. Aelter als die meisten andern Klöster (es wird so früh genannt, daß das Gründungsjahr zweifelhaft bleibt) [2]), ward es bald ein Hauptsitz der Camal-

1) Eine den hier genannten ähnliche Kirche ist die Badia del Furlo, auf dem Wege von Fossombrone nach Cagli, ebenfalls ehemals im Besitze der Benedictiner.

2) An Ort und Stelle copirte ich folgende Inschrift: D. O. M. Templum hoc ritu solemniore consecratum dicatumque est S. Cruci Domini N. Jesu Christi et S. Andreae Apost. A. D. Gentili S. R. E. Legato. Adfuere Episcopi Rai-

dolenser, und später Zuflucht für den flüchtigen Dante *). Von seiner ursprünglichen Gestalt hat es jetzt freylich das Meiste eingebüßt; einzelne Reste aber lassen noch immer deutlich erkennen, daß die Gründung tief in das Mittelalter hineinreicht, und wirklich in das eilfte Jahrhundert fällt.

In diese Zeit nun werden noch zwey Kirchen gesetzt, die ich ihrer großen Eigenthümlichkeit wegen hier zuletzt anreihe, St. Urbano in der Diöcese von Fabriano und St. Cyriaco in Ancona. In jenem Striche, der fast nur aus den weiten Besitzungen der Herzogin von Leuchtenberg besteht, eben dort, wo über dem Esino sich der Sanvicino erhebt, liegt die erstgenannte dieser Kirchen, von allen einigermaßen bekannten Städten, von Fabriano, Arcevia und Matelica immer in so bedeutender Entfernung, daß, als ich im J. 1834 diese Gegenden für kunstgeschichtliche Zwecke bereiste, es mir nur mit Mühe gelang, sie in den Kreis meiner Wanderungen hereinzuziehen. Ich hatte Ursache, die großen Umwege und die wirklich etwas unwirthlichen Pfade nicht zu bereuen. Was ich schon seit Jahren an christlichen Kirchen gesucht, und nie gefunden hatte, traf ich hier an, eine noch jetzt ganz erhaltene Wand, die das Presbyterium von dem vordern Theile der Kirche so gut als gänzlich abschließt. Wenn, wie in frühern Zeiten in römischen Basiliken, die Vorhänge des Sanctuariums sich erst lüfteten, nachdem die Consecration vollbracht, und herabgelassen wurden, wenn das unblutige Opfer dem Auge der Ungeweihten und Büßenden entzogen werden sollte, so auch hier bey unserm Gebäude bloß etwas Rituarisches bezweckt ward, so mußte dieß in einer Zeit doppelt auffallen, der die Indulgenzen schon verkündet waren. Auf keinen Fall nämlich ist die Kirche in ihrer jetzigen Einrichtung älter als das eilfte Jahrhundert; ja es wird aus dem Folgenden sogar wahrscheinlich werden, daß sie im zwölften bedeutende Veränderungen erlitt. Auch dürfte die trennende Mauer, welche bis ans Dach durchgeht, und vermittelst einer kleinen Thüre eine nur nothdürftige Verbindung beyder Abtheilungen unterhält, und das traurige Geschick, das dieses Kloster später erfahren, noch eine andere Ursache solcher festungsähnlichen Abschließung an die Hand geben. Im Piceno nämlich, wie in vielen andern Strichen Italiens, gelangten die Mönche bekanntlich im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert zu einer eigenen Art von Souverainität, die ihre Vasallen und Untergebenen nicht immer auf die schonendste Weise zu empfinden hatten. Uebermuth der Art hatte im J. 1227 die Bewohner von Apiro erbittert; sie fielen über das Kloster her, das geplündert und zum Theil zerstört, seinem allmälichen Verfall entgegenging, bis Eugen IV. im J. 1431 es wieder zu heben suchte. Der Schlag nun konnte im J. 1227 nicht plötzlich kommen; es ist sehr wahrscheinlich, daß schon längere Zeit Streitigkeiten vorangegangen, und

---

nerius Tiphernas, Vivianus Perusinus, Ugo Urbinas, Alladorus Calliensis, Munaldus Faenens, Nicolaus Forosempronien. Jordanus Humanaten. Atto Camarinen. Guamaldesius Aesin. Vido Assisin. Marcus Eugubin. Ugo Nucerinus, Henricus eccles. Senogall. ep. Coelestini. P. M. A. VII Henrici VI Rom. Imp. An. VII. Alberici H. Monasterii Priore.

*) Für Freunde des Dichters theile ich die Inschrift mit, welche die von ihm bewohnte Zelle bezeichnet: Hocce cubiculum hospes in quo *Dantes Alighe-rius* habitasse in eoque non minimam praeclari ac divini operis sui partem composuisse dicitur, undique fatiscens ac tantum non solo aequatum Philippus Rodulphus Laurentii Nicolai Card. Ampliss. fratris F. summus collegii praeses pro exima erga civem suum pietate refici hancque illius viri effigiem ad tanti viri memoriam revocandam, Antonio Petreio Canon. Florent. Procurante collocari manduvit. Cal. Maii. an. MDLVII.

die Mönche deßhalb bewogen waren, den Zutritt zu dem ihnen vorbehaltenen Orte zu erschweren; zumal da dieser mit dem Innern des Klosters in Verbindung stand. Diese, wie mir däucht, sehr wahrscheinliche Vermuthung bestätigte mir die schon oben genannte enge Thüre, welche in ihren Stufen und in ihrer geringen Höhe und Breite sehr an ähnliche in neugriechischen Kirchen erinnert, die den türkischen Pferden den Zugang wehren sollten. Eine Vorsicht dieser Art mag auch eine schon berührte Eigenthümlichkeit erklären, die nämlich, daß bey vielen dieser Kirchen die Faßaden durch davorgelegte Klöster verbaut wurden. Die Absicht, eine Mönchswohnung zu einer Festung abzuschließen, hatte damals nichts Befremdendes; an mehreren Orten im Römischen und in Toscana (ich erwähne nur die Certosa bey Florenz) erkennt man noch deutlich dasselbe Streben *).

Auf sechs Stufen steigt man durch die sehr niedrige, jetzt einzige Thüre der Hauptfaßade in das Innere hinab, dessen drey Schiffe in der vordern und in der obern Abtheilung durch zwey Pfeiler auf jeder Seite gebildet werden. Die voranstehenden sind viereckig, sehr breit und niedrig; die im Chore befindlichen sind schmäler, haben immer zwey kleine Halbsäulen, und gehen weit höher hinauf. Gleich am Eingange sind zwey jetzt vermauerte viereckige Räume; fünf Stufen führen an die Thüre des Chores, und drey daneben von außen auf eine sehr schmucklose Kanzel, die eben vor der scheidenden Mauer angebracht ist. Im Vordertheile ist jetzt ein gewöhnliches Tonnengewölbe im Hauptschiffe, die Seitenschiffe und das Chor decken Kreuzgewölbe, die in einzelnen Stellen in Hauben übergehen. In das Sotterraneum führen in der rechten Ecke (immer vom Altare gerechnet) eilf Stufen hinab; es ist dreyschiffig, hat in der Mitte zwey Reihen von vier Säulen, und an den Mauern die ihnen entsprechenden Halbsäulen, aber nur Eine Apsis. Es ist dunkel, wie eine wirkliche Gruft; doch erkennt man, daß ein verhältnißmä-

*) Hier will ich bemerken, daß ich später ein zweytes Beyspiel der Art entdeckt habe. Obwohl schon vor Ricci und Ballinghi die Annalisten von St. Urbano gesprochen haben, wird man doch aus dem Folgenden sehen, daß ich zu diesem Ausdrucke immer noch in gewisser Hinsicht berechtigt bin. S. Vittore ist eine kleine Klosterkirche, die vor dem Thore Castiglione einige Miglien von Bologna entfernt liegt. Vorne ist sie einschiffig mit einem schrägen Holzdache, dann folgt eine Mauer, die Chor und Vordertheil zu trennen bestimmt ist. Nach Andeutung von Pilastern und Bögen dreyfach getheilt, endet diese oben mit einem Aufsatze von Holz; zu der in der Mitte angebrachten Thüre führen sechs Stufen hinauf; zwey Altäre liegen ihr rechts und links zur Seite. Im Innern des Chores hat die Mitte der Mauer etwas über der Thüre einige Verzierungen im Geschmacke des zwölften Jahrhunderts, sechs Bögen mit den dazu gehörigen kleinen Säulen, in der Mitte eine gemalte Figur; sonst ist sie schlicht und weiß. Hölzerne Chorstühle im gothischen Style schließen sich unmittelbar an die Thüre; hinter ihnen führen zwey Stufen in die viereckige, vielleicht später erneute Apsis. Das Dach ist hier jetzt das gewöhnliche platte Stubendach der italienischen Häuser; die Faßade hat nichts, was der Bemerkung werth wäre. Merkwürdig sind die kleinen in der Mauer angebrachten Oeffnungen neben den Altären, offenbar für die Utensilien des Gottesdienstes bestimmt. Die zwey Altäre lagen ehemals im Innern des Chores, die Kirche datirt aus der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts; beydes erhellt aus dieser, von mir an Ort und Stelle copirten Inschrift: A. D. MCLXXVIII tertio nonas martii d. Johes. epis. Bonon. consecravit istam ecclesiam et altare majus ad honorem beatissimi victoris martiris et aliud altare a septentrione ad honorem beati Johis Bapt. et aliud a meridiano ad honorem Sci. Laurentii quo duo altaria translata in anteriori parte ecclesie consecrata et intitulata fuerunt vi. S. por Benedictum episcopum Asisii 1427 die XX Augusti.

ßig ſchlanker Bau vorherrſcht, daß hier, wie oben, nur ein einziger Altar ſteht, und zwar in der Mitte, daß die marmornen Säulen proportionirt ſind, und die Bögen, die auf ihnen ruhen, nicht weit herabgehen, wie es in andern Krypten ſonſt ſo häufig geſehen wird, und in Spitzen endigen. Zum Theil ſind die Säulen eckig, zum Theil rund, mit einer Art von Architrav, nirgend aber verſchnörkelt, mit keiner fratzenhaften Verzierung überladen. Die obere Kirche hat drey Apſis, die bey bedeutender Weite ſo niedrig ſind, und ſo außerordentlich drücken, daß man die Krypta als eine ſpäter erfolgte, nicht urſprünglich im Plane liegende Neuerung anſehen kann. Dieſe Neuerung, vielleicht eine Folge von dem Unfalle des Jahres 1227, erkenne ich auch in der Scheidewand ſelber, an den ganz bis ans Dach hinauflaufenden ſchmalen Pilaſtern, an der Form des gequetſchten Spitzbogens in der Thüre, in den dazu ſtimmenden Verzierungen über derſelben. und in den viereckigen, weiten Bögen des Presbyteriums, die ebenfalls wieder durch lange Pilaſter getrennt ſind. Die Räume der ſich vertiefenden Fenſter erkennt man noch in dem rechten Seitenſchiffe, außen an der Apſis und an andern Stellen; die Faßade aus Travertin bewahrt wenig von ihrer urſprünglichen Geſtalt; im Innern iſt jetzt alles überweißt. Nur einige Bilder aus der Giotto'ſchen Schule beweiſen, daß die Kirche im vierzehnten Jahrhundert noch benützt ward; deßhalb aber wird niemand der Meinung unſers Verfaſſers beypflichten wollen, daß das Gebäude in ſeiner jetzigen Geſtalt trotz der noch erhaltenen Inſchrift mehr das vierzehnte, als das eilfte Jahrhundert verrathe. Das, was gerade dieſem Werke eigenthümlich iſt, hat er durchaus überſehen [1]). Die Länge gibt er auf 32, die Breite auf 16 Metres an.

Die älteſte hiſtoriſch beglaubigte Nachricht von St. Cyriaco in Ancona iſt vom J. 1177. Da die Kirche von bedeutendem Umfange iſt, und Bauten der Art ſich in die Länge zu ziehen pflegten, wird man die Gründung entweder in den Anfang des zwölften, oder in die zweyte Hälfte des eilften Jahrhunderts zu verlegen haben. Eine gewiſſe Großartigkeit des Planes, die ſichtliche Einwirkung der byzantiniſchen Architektur, und Eigenthümlichkeiten in der Conſtruction der Kuppel und in vielen verzierenden Theilen ſtimmen mich für das zwölfte Jahrhundert. Da d'Agincourt die Abbildungen dieſes Gebäudes (leider in viel zu kleinem Maßſtabe) gegeben hat [2]), kann ich hier kürzer ſeyn, und mich begnügen, das wirklich Alte von ſpätern Zuſätzen auszuſcheiden. Urſprünglich war die Kirche auf ein griechiſches Kreuz angelegt, in welchem die Säulenreihen des Mittelſchiffes ſich auch in den Kreuzesarmen fortſetzen mochten. Wahrſcheinlich ſchon von früheſter Zeit an waren dieſe

1) Daſſelbe iſt dem früher erwähnten Monſignor Bellinghi begegnet (l. c.). Ricci gibt die jetzt an der Faſſade neben der Hauptthüre eingemauerte Inſchrift ſo: Anno domini centum undecim perdonantia trigesima martii decem septem annorum et septem quarantenis — es iſt, ſo viel ich beobachten konnte, nur eine einzige da, dieſelbe, welche Monſignor Bellinghi richtiger ſo lieſt: † A. D. MVIII. VI. T. D. CL. PP. C. A. D. VG. IHNS. EPO. S. URB. PP. STVDIO. D. ACT. ABB. IND. VIII. HEC. ARA. SCA † (Anno domini millesimo octuagesimo sexto tempore domini *Clementis* papae consecrata a domino Ugone episcopo in honorem sancti Urbani papae studio domini Actonis Abbatis indictione nona haec ara sacra). — Gilbert, Erzbiſchof von Ravenna, war unter dem Namen Clemens III. Gegenpapſt; die Monche von St. Urbano, die ihn anerkannt haben müſſen, waren ſomit ſeit dem J. 1079 excommunicirt.

2) Pl. XXV. 35—39.

mit falſchen Faßaden und mit Tribunen verſehen. Dieſe erkennt man im rechten Kreuze noch im Sotterraneum, und im linken an der Außenſeite der Apſis ſelber. Die Krypten, welche jetzt beyde Seiten des Kreuzes erhöhen, lagen nicht im alten Plane; die linke, ganz und gar moderniſirt, erinnert an die neapolitaniſchen Sottocorpi der neueſten Zeit; die rechte datirt aus einer früheren Epoche. Zwey Treppen führen an den Seitenwänden in dieſelben hinunter, wo der Länge nach ſechs Säulen in einer Reihe, zwey zu Anfang der Apſis und zwey ebenfalls freyſtehende neben den Treppen angebracht ſind. Alle haben an den Seitenmauern ihre entſprechenden Halbſäulen. Die hinter der Kuppel befindliche Hälfte iſt durch den Zuſatz eines Pfeilerpaares verlängert, und durch einen neuen Ausbau geſchloſſen worden. Die Seitenſchiffe ſind in Kappen gewölbt; das Dach des Hauptſchiffes aus Holz, in Form eines Schiffes (verſteht ſich mit Ausnahme des hinteren Zuſatzes, welcher eine niedere Decke hat), wie in Oberitalien, z. B in Verona, ſolche Dächer ganz paſſend benannt werden, beſteht aus lauter kleinen viereckigen Roſetten, deren Farben der Natur der Sache nach häufig, aber, wie ich glaube, ſtets mit Beybehaltung der hergebrachten, aufgefriſcht wurden. Ihre Einfaſſung iſt himmelblau, der Grund weiß, die Blume gelb. Das Ganze wird durch ebenfalls bemalte Querbalken geſtützt. Ehemals war die Hauptthüre ganz einfach, ein gequetſchter Spitzbogen mit hübſchen Arabesken-Einfaſſungen des zwölften oder höchſtens des dreyzehnten Jahrhunderts [1]). Die ganze Faßade wird durch den rechts angebrachten Anbau, welcher ſie zu ſchmal erſcheinen läßt, entſtellt, und die Roſe durch das vorgelegte Portal [2]), wahrſcheinlich ein Werk des vierzehnten Jahrhunderts, verdeckt. Marmorne Tafeln mit ganz gequetſchten Reliefs (gewöhnlich je zwey Thiere; Löwen, Tiger, Haſen u. ſ. w., die auf den Hinterfüßen ſtehend, ſich gegen einander erheben, und die Köpfe nach einem Baume zurückwenden) dienten ehemals entweder zu Ambonen oder zur Abſchließung der Kreuzesarme, wie ſolche Platten noch in andern italieniſchen Kirchen zu ähnlichen Zwecken verbraucht ſind.

Während in den Domen von Piacenza, Modena, Ferrara, Borgo S. Domino, in St. Ambroſio in Mailand, in St Zeno zu Verona und in unzähligen andern Kirchen Italiens das zwölfte Jahrhundert auf ſehr entſchiedene Weiſe ſich verkündigt, laſſen ſich im Piceno, wo die

1) Indem der Marcheſe Ricci beweiſen will (S. 29), daß die Mauer der Hauptfaßade vor 1200 zu ſetzen, verfährt er dabey auf eine Weiſe, die gerade das Gegentheil zum Vorſchein bringt. Ich ſetze die Stelle der Merkwürdigkeit halber her: Un motivo, che ci conduce a credere che tutto il muro della facciata stessa fosse stato fatto intorno al 1200, si rileva da una iscrizione — scolpita in un marmo vicino alla porta maggiore nella parte interna della chiesa alla altezza di presso due palmi del pavimento. — Hic jacet corpus Liberii Canonici, qui obiit IV. Nonas Octobris 1237. Per essere questo marmo non già inserito nel muro posteriormente, ma ivi collocato *nel tempo stesso*, che si fabbricava la facciata (alſo um 1237), assai *prima*, che si fosse tal lapide (wie iſt das unn möglich?), non puo dubitarsi, che il muro e la facciata intera fossero anch' essi fatti con le altre parti *prima* del 1200 (??). Und nun gar S. 30: La facciata benche più adorna — può non di meno reputarsi fatta insieme col rimanente della Cattedrale nella fine del *secolo XI.* — Dieß iſt unmöglich; die Vermuthung, daß der Grabſtein ſpäter eingemauert ſey, kann ich weder beſtätigen noch verneinen, aber nirgend in der Mark von Ancona, nirgend in Italien findet ſich eine ähnliche Faßade aus dem eilften Jahrhundert.

2) Wenn Vaſari's Angabe, daß Margaritone aus Arezzo an dieſem Gebäude gearbeitet, irgend Glauben verdient, könnte höchſtens dies Portal ihm zugeſchrieben werden. — Was wiſſen wir aber viel vom Style des Margaritone, wenn auch chronologiſch nichts im Wege ſtünde?

Nachrichten eigentlich nie weiter als das zehnte Jahrhundert hinabreichen, nur geringe Spuren dieses Jahrhunderts in Denkmälern verfolgen. Mit Ausnahme der großen Städte, Ancona, Ascoli und Fermo, war man hier im Ganzen zurückgeblieben; das eigentliche Städteleben hatte noch zu erwachen. Deßhalb war bis in dieses Zeitalter die Kunstgeschichte dieser Gegenden lediglich auf die Klöster beschränkt; ja selbst von zwey Kirchen, die nur im zwölften Jahrhundert von unserm Verfasser genannt werden, ist Chiaravalle di Fiostra wieder eine Klosterkirche. Sie liegt in der Nähe des alten Urbisaglia, um einige Miglien von Tolentino durch den Chienti geschieden. Der Spitzbogenstyl, welcher sich in dieser Kirche schon in bedeutender Ausbildung zeigt, bringt unseren Verfasser auf die sogenannte gothische Bauart, welche er durch das Mittelglied der Normanen von den Saracenen ableitet — eine Behauptung, die, an sich unbegründet, viel natürlicher zu einem Zweifel Anlaß geworden, ob nicht diese überhaupt sehr veränderte Kirche aus einem späteren Jahrhundert datire. Eben so wenig kann St. Maria del Canneto, jetzt St. Maria di Piazza, in Ancona, hier aufgeführt werden; die Inschrift über der Thüre*), welche citirt wird, beweist dieß hinlänglich. Allerdings glaube ich, daß sie das Ende des Baues bezeichnet; doch dürfte bey einem geringeren Werke der Art die Gründung nicht in das zwölfte Jahrhundert, wenigstens nicht weit hineinreichen. Im Innern ist vieles verändert und umgestaltet worden, doch nicht in dem Maße, wie das Lakonische »Non parlo dell' interno di questa chiesa, che più non è qual era.« in vorliegender Schrift andeuten könnte. Freylich ist das Gewölbe aus späterer Zeit, die achteckigen Säulen aber, die Rundbögen und die Verzierungen über denselben bezeichnen noch die frühere Epoche, die sich denn ebenfalls noch in der untern Abtheilung der Faßade deutlich erkennen läßt. Wir sehen hier den Styl, welcher wahrscheinlich durch den Dom von Pisa über Italien verbreitet ward. Drey und stellenweise vier Bögen mit den dazu gehörigen Säulchen, die in der größten Mannigfaltigkeit sich über einander erheben. In den kleinen Zwischenräumen, welche dadurch gebildet werden, sind zunächst über der Hauptthüre neue kleine bunte Teller eingesetzt; in der zweyten Abtheilung über ihnen steht unter einem etwas höhern spitzen Bogen und niedrigem Relief die verkündigte Madonna mit erhobenen Händen, neben ihr ist die halbe Figur eines beflügelten Engels zu sehen. Sie ist lang und schmal, und in dieser Beziehung sehr verschieden von den zwey nonnenartig gekleideten Frauen der Heimsuchung, die über der Seitenthüre angebracht sind. Skulpturarbeiten dieser Art, die in der Mark

*) Der Verfasser gibt sie nach Saraceni storia di Ancona so: Ad matrem christi quae templo residet isto (Reim und Grammatik verlangen *isti*), Qui legis ingredere veritam (?) praecando merere, Annus centenus clauserit tempora deus annus millenus, Florente papa Serenus imperii decus, Principes octo sumere equus haec Philippo pie decorasti templa Mariae. — Wer war denn aber der Kaiser Otto? Natürlich Otto der Vierte, der im J. 1210 den Markgrafen Azzo von Este mit der Mark Ancona belehnte. Und diese Jahreszahl, um die es mir allein zu thun war, habe ich in der von unten etwas unleserlichen Inschrift erkennen können: *cum bis centenus clausisset tempora denus annus millenus.* Ich zweifle deßhalb nicht, daß sie schon vom Grafen Maggiore in seiner Guida di Ancona (1821) treu copirt ist; das Jahr wenigstens hat er ganz richtig gelesen: Ad matrem Christi quae templo praesidet isti, Qui legis ingredere veniamque praecando merere, Cum bis centenus clausisset tempora denus, Annus millenus floreret I Papa Serenus, Imperiique decus princeps otto sumeret aequus, Haec Philippe piae decorasti templa Mariae.

in so früher Zeit außerordentlich selten sind, sollten in einer Monographie nicht übergangen werden, zumal da sich an der Thüre links, auf dem Architrav, der so viel ich weiß an dieser Stelle ganz unbeachtete Magister Filippus wieder nennt, welcher ebenfalls an einem in der äußern Wand der Scalpi eingemauerten Relief (Christus auf einem großen Stuhl, segnet mit der Rechten, hält in der Linken das geöffnete und beschriebene Buch, Ochs und Löwe ihm zur Seite, mit den Büchern in den Klauen) sich »Magister Filippus me fecit« unterzeichnet.

Und bedeutender noch als diese Auslassung dürfte folgende seyn, die eines der architektonisch wichtigsten Monumente aus dieser Epoche betrifft. Das Battisterium von Ascoli, St. Giovanni genannt, ist in dem unteren, schwereren Gefäß außen ein viereckiges, im Innern aber ein achteckiges Gebäude mit vier Nischen. Jede der äußern Seiten hat eine Breite von 53 Palmen; auf ihnen erhebt sich dann ein schmaleres Achteck, das wieder unter dem Dache drey kleine Bögen mit Säulchen auf jeder Seite zur Verzierung hat. Das Ganze besteht aus den schönen Travertinquadern, welche die der Sybilla nahgelegenen Brüche für alle Gebäude Ascoli's hergaben. — Sta. Maria inter Vineas, ebenfalls in dieser Stadt, war hier zu nennen mit ihrer sehr gedrückten, fast platten Kuppel, deren vier kleinere Seiten eben so viel größeren entsprechen, und St. Vincenzo und Anastasio wenigstens wegen der kleinen, vertieften Platten anzuführen, welche die Faßade schmückten, und ehemals Bilder auf Gypsgrund hatten, die, so viel erkennt man noch aus den wenigen Ueberbleibseln, vom grotesken Einfluß ganz frey blieben [1]). Wie selten sind hier und überall solche Bemalungen der Faßaden; ich wüßte außer diesem Beyspiele nur noch das Wenige zu nennen, was an dem Dome von Reggio (di Modena) sich erhalten hat [2]).

Da die meisten Italiener die gothische Architektur noch immer nach den zum Theil mißverstandenen Regeln des Vignola und Palladio beurtheilen, war zu erwarten, daß das dreyzehnte Jahrhundert unserm Verfasser unter diesem Bilde, im Ganzen also als ein grausames Mißverstehen antiker Muster, erscheinen würde. Hat ihm sein guter Takt und eine schonende Milde, wenn man will, vor solchen Ausfällen bewahrt, wie wir sie bey Quatremere de Quincy [3]) und Vermiglioli

---

1) Ueber der Thüre las ich freylich: novum hoc opus factum fuit post virginis partum milleno ao tercono sexto currento anno — die Bilder sind aber wahrscheinlich früher; oder, was am Ende dasselbe ist, in dem entlegenen Ascoli hielt sich noch in so später Zeit die Manier, welche wir in Toskana im zwölften und zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts finden.

2) Da diese Bilder in Reggio ihrem Verfalle täglich mehr entgegen gehen, will ich hier das verzeichnen, was ich im vorigen Jahre noch erkennen konnte: Oben Christus mit dem geöffneten, lateinisch beschriebenen Buche, lateinisch segnend, in der roth und weißen Mandorla; fliegende Engel umher, in Toga und Tunika, auf himmelblauem Grunde, ganz griechische Nachahmung, aber bey weitem roher als z. B. das Battisterium von Parma. Die Augen weit aufgerissen, das Roth der Wangen aufgeleckt; sie stehen auf den Spitzen der Füße. — Darunter kaum mehr kenntlich, und durch das Fenster unterbrochen eine Reihe von einzelnen Heiligen, deren Köpfe wahrscheinlich ehemals auch (wie die noch zu nennenden) unter schützenden Nischen standen, die durch Bögen gebildet wurden. Spuren von Marmorklötzen scheinen darauf hinzudeuten. — Eben dadurch besser erhalten sind nun die einzelnen Figuren von Heiligen, welche wieder unter diesen befindlich sind. Einer ist noch durch die beschriebene Rolle kenntlich, doch sind auch Frauen unter ihnen. Die langen Verhältnisse deuten auch hier auf griechischen Einfluß.

3) Es ist der Mühe werth, die Charakteristik Ricci's mit der von Quatremere

leſen, ſo würde die Anſchauung großartigerer Monumente ihn vielleicht gänzlich von dieſem Vorurtheile zurückgebracht haben. Wirklich hat das dreyzehnte Jahrhundert in dieſen Gegenden keine Werke aufzuweiſen, die einen Vergleich mit deutſchen, engliſchen oder franzöſiſchen Monumenten dieſes Styles irgend aushalten könnten; ja was noch eine Beachtung verdient hätte, iſt in den letzten Jahrhunderten ſyſtematiſch ausgerottet worden. St. Francesco in Ascoli und die gleichnamige Kirche in Fermo ſind allerdings noch am beſten, und faſt ganz in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten; was gewähren aber auch ſie anders als negative Reſultate, für den kunſthiſtoriſchen Standpunkt die gewöhnlichen Ergebniſſe ſolcher Gebäude in Italien, zumal wenn ſie des in dieſem Lande eigenthümlich und ſehr charakteriſtiſch ausgebildeten Schmucks von Moſaiken, Bildwerken und Malereyen entbehren? Man wird es deßhalb natürlich finden, daß ich bey Aufzählung der Bauwerke aus dieſem und dem folgenden Jahrhundert unſerm Verfaſſer nur da folge, wo er einige bis dahin unbeachtete, in Deutſchland wenigſtens unbekannte Künſtler aufführt, oder wo er durch Vorausſetzung kunſthiſtoriſch falſcher Daten falſche Schlußfolgerungen zieht.

Niemand, ſelbſt nicht Vaſari, auf den ſich unſer Verf. beruft, hat nach dem Arnolfo die Kirche vom J. 1218 in Aſſiſi zugeſchrieben; ſie kömmt auf Rechnung des Lapo, von dem wir nun einmal bis dahin ſo gut als gar nichts wiſſen. Arnolfo, auch hier noch als Sohn des Lapo genannt zu ſehen, nachdem ſchon ſeit wenigſtens vierzig Jahren bekannt iſt, daß der Vater Cambio hieß, darf nicht ſehr befremden; ſcheint es doch, als wenn die Florentiner ſelbſt, die es ja beſſer wiſſen ſollten, in der ſtereotypen Wiederholung dieſes Irrthums die Charakteriſtik bewahrheiten wollten, welche deutſche und franzöſiſche Hiſtoriker der neueſten Zeit von Italien »als der dauerhafteſten Ruine der Welt« entworfen haben. Antonio, aus dem Geſchlechte der Vipera, ſoll St. Francesco in Ascoli, und wofern ein ähnlicher Styl zu ſolcher Vermuthung berechtigen kann, auch die andere Kirche dieſes Namens in Fermo gebaut haben. Zweifelhaft bleibt es, wie viel dem Meiſter Giorgio aus Como von dem hoch faſt über allen Oertern der Mark gelegenen Dom in der letztgenannten Stadt zugeſchrieben werden kann, deſſen Aeußeres allein noch durch die Spuren der alten Baue, und namentlich durch die hübſchen Proportionen und die ſchöne Bekleidung der Faßade aus glänzend weißem Marmor die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Im J. 1237 erweiterte oder reſtaurirte derſelbe Giorgio den jetzt ganz

---

zu vergleichen. »In questo (S. 40) il momento, in che gli Architetti immaginarono di sorprendere colla quantità o difficoltà degli ornamenti, con una meccanica studiata o nascosta, e cercavano, che i loro edifici sembrassero piuttosto giuochi d' ingegno, e quasi contrari alle regole della meccanica medesima, di quello che rendessero a prima vista ragione della regolata distribuzione delle forze.« — Und ſpäter (S. 73): »Noi vedemmo nelle fabbriche usati ancora que' minutissimi ed ammassati intagli, che più a caso, che per giusta simmetria si ponevano ad ornamento specialmente delle Chiese.« — Dictatoriſcher ließ ſich noch im J. 1830 Quatremere de Quincy alſo vernehmen: »Par tout pays où ce genre (gothique) acquit son plus grand developpement, on voit que la *vanité de la hardiesse et la forfanterie de la légèreté* avaient remplacé dans la construction, l'apparence de la force et le caractère de la grandeur. Le désordre et la confusion de tous les élémens qui constituent l'ordonance, présidaient à l'élévation des édifices, et *le monstre de la bizarrerie était devenu le génie de leur décoration.*« Eine Tirade, die ſo ziemlich alles überbietet, was italieniſche Puriſten an ähnlichem Unverſtand je zum Beſten gegeben.

veränderten Dom von Jesi, und im J. 1256 finden wir ihn in Penna thätig. Ob die vielen Versuche, die Löwen an und vor den Thüren als Träger von Säulen zu erklären, wesentlich durch die bereichert werden, welche unser Verf. versucht, dürfte zu bezweifeln seyn. »Die Würde des heiligen Ortes, die Wachsamkeit unsers Herzens gegen Gott und die mächtige Beschützung der heiligen Dinge wird dadurch ausgedrückt, und durch die Kinder, mit denen sie zu spielen pflegen, die Milde, welche die Kirche gegen die Neophyten zu beobachten hat, wie der Löwe gegen Bittende großmüthig seyn soll.« — Warum zu solcher oder zu einer andern neulich vorgeschlagenen Erklärung vom Löwen, als dem Felsen, worauf die Kirche ruht, seine Zuflucht nehmen, wenn man das conculcabis leonem et draconem selbst hin und wieder mit den dazu gehörigen Darstellungen an Bischofsitzen u. s. w. angebracht findet? [1]). Das Spielen mit den Kindern, das, wie der Verf. bemerkt, in diesen Vorstellungen sehr häufig vorkömmt, findet ebenfalls in den Psalmen seine Erledigung. — Zu diesem Excurs, und zu andern spielenden Deutungen ähnlicher Art (z. B. daß der rothe oder feurige Stein an der Fassade gewählt ward, um die lebendige Inbrunst auszudrücken) gab der Dom von Osimo Gelegenheit, der hier, man weiß nicht recht nach welchem System von Ordnung, als ein Werk des zwölften Jahrhunderts plötzlich wieder unter den übrigen Monumenten des dreyzehnten Jahrhunderts figurirt. Er sollte hier um so weniger seinen Platz finden, wenn er wirklich »im J. 1499 gänzlich (da capo a fondo) umgebaut ward.« Doch dem ist nicht so; das Innere der Kirche und das Sottocorpo bewahren noch dem Wesen nach die Gestalt des vierzehnten Jahrhunderts, und scheinen mir unter den im Ganzen charakterlosen Bauten dieser Gegenden sehr beachtungswerth. Krypten in Spitzbögen sind verhältnißmäßig selten in Italien; diese hat der Länge nach zwey Reihen von sieben Säulen, die einen ganz ohne Basen, die andern auf Stufen erhöht; alle haben einen Architrav, viele antike Capitelle. Und sind nicht die sich in Spitzbögen vertiefenden Fenster und dann die kleinen Stufen vor ihnen, und dann wieder die fünf Treppen am Presbyterium sehr merkwürdig, von denen die zwey äußersten an der Mauer, und die große mittlere, diese als Haupttreppe, aufs Chor hinauf, und die zwischen diesen liegenden andern beyden ins Sotterraneum hinabführen? Die zwey großen Schlangen in Relief an der Thüre der Seitenfaßade, die sich oben mit dem Munde berühren, und die kleinen Männer waren zu erwähnen, welche, als Consolen an der Thüre angebracht, sich an die Brust greifen, und über denen ich mit Hülfe der Leiter lesen konnte: barbam sane non intrasiur — und (über dem andern): pridem per barbam iuro fidē. — Ehemals ging diese Inschrift vermuthlich auf dem nun fehlenden Architrav durch, von der einen Figur zur andern [2]). Im

1) Außer andern hieher gehörigen Beyspielen, die mir gegenwärtig sind, nenne ich nur den merkwürdigen Bischofssitz im Dome von Parma, der auf liegenden Löwen ruht. — Eine interessante Arbeit aus dieser Zeit bewahrt St. Agostino in Ascoli. Statt der zwey Säulenschafte stützen Adam (dieser hat die Inschrift) und Eva, auf Löwen stehend, ein Tabernakel; über ihm erkennt man im Capitell kleine Figuren, über der Eva Schlangenköpfe.

2) An der Seitenthüre des Domes von Piacenza sind zwey Männer als Caryatiden angebracht, der eine auf einem Löwen sitzend, der andere auf einem Felsen. Liest man beyde Inschriften, die auf verschiedenen Steinen stehen, zusammen, so lauten sie: O quam grande pondus fero sucur —; an der Außenseite des Domes von Modena las ich unter einer solchen Caryatide, die eine Arabeske stützt: (Auxilium?) *michi ferte juvantes.*

J. 1268, unter dem Pontificate Clemens IV., treffen wir einen Guittone als Architekten des Domes von Camerino, in demſelben Jahre den Bencivegna aus Tolentino, der eine Brücke über den Chienti ſchlug, und achtzehn Jahre ſpäter den Bartolomeo aus Forli in Macerata beauftragt, die Zeichnung für den Pallaſt der Preſidi der Mark zu machen *).

Es verdient gewiß alle Anerkennung, daß der Marcheſe Ricci ſich die Mühe genommen, uns viele Inſchriften von Kirchen und andern Gebäuden zu bewahren, die über ihre Architekten, über das Jahr ihrer Gründung und ſonſt über manche Partikularitäten Auskunft geben, die für Municipalgeſchichten namentlich von Intereſſe ſeyn müſſen. Wenn dieß ſchon die Noten zum dreyzehnten Jahrhundert auszeichnet, ſo iſt es bey denen des vierzehnten Jahrhunderts, welches wir nun betreten, um ſo mehr hervorzuheben, da noch manche andere beachtenswerthe Notiz aus unbekannten Handſchriften und Statuten hinzugefügt iſt. Die Aufzählung der meiſten Monumente aus dieſem Jahrhundert hat, wie ſchon erwähnt, für die Kunſtgeſchichte überhaupt kein weſentliches Intereſſe; erſt bey den Malern des Trecento kann die Theilnahme entſtehen und zunehmen — Es iſt gewiß ein ſehr unglücklicher Gedanke, das Ausweichen, das Vor- und Zurücktreten der Mauern, welches ſo viele Kirchen des zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts ſowohl in der Mark, als in vielen andern Gegenden Italiens, z. B. in Pulien, in Toscanella und in Monteſiascone zeigen, aus der ſogenannten Schönheitslinie ableiten zu wollen. In der dritten Note kömmt der Verf. der Wahrheit wenigſtens dadurch näher, daß er es aus der geringen Geſchicklichkeit der Architekten erklärt; man darf wohl hinzufügen, daß ſolche Linien (die das genaue Meſſen ſolcher Monumente oft bis zur Unmöglichkeit erſchweren) am häufigſten zum Vorſchein kamen, weil die Künſtler ſich weniger um Winkelmaß und Lineal kümmerten, oft aber auch, weil die Mauern durch Erdbeben und andere Urſachen, die nicht vorhergeſehen werden konnten, nachgeben mochten. Wer ein Freund von Verzierungen aus Backſteinen wäre, und durch die Worte (S. 76): »Se di questi sono abbondevolissimi i paesi della provincia, lo è piu d'ogni altro *Fallerone*, dove non havvi quasi finestra o porta di privata abitazione, che non sia ricca di tali ornamenti,« ſich verleiten ließe, nach dem einige zwanzig Miglien von Fermo entlegenen Fallerone zu gehen, dürfte auf eine ſtarke Enttäuſchung zu rechnen haben. Es ſind ſehr wenige Wohnungen da, welche ſolche Ornamente haben, und vollends die allerwenigſten unter dieſen von ſolcher Schönheit, daß ſie eines Abweges ſich verlohnen. Auch darf man die Moſaiken in der Kirche von Offida nicht mehr ſuchen, welche der Verf. für die älteſte von allen halten möchte, welche nach dem gänzlichen Verſchwinden dieſer Kunſt wieder ausgeführt wurden; aber ein ſehr merkwürdiges Sotterraneum findet man an dieſem Orte, der

*) In Recanati, Lünette der Kirchenthüre Sta. Maria di Caſtelnuova, fand ich noch einen Bildhauer oder Steinmetzen Nicola aus Ancona: Madonna auf dem Throne mit dem bekleideten Kinde, rechts Erzengel Gabriel, links Michael; in ſo rohem Style, daß das zwölfte Jahrhundert in andern Gegenden Italiens kaum etwas der Art aufzuweiſen hat; ähnelt andern, auf gleiche Weiſe angebrachten Arbeiten an Sta. Maria bey Toscanella, und hat die Inſchrift: MCCLIII hoc opus explevit Nicola anconitan — eine Jahreszahl, die vermuthen läßt, daß die ſehr eigenthümlich conſtruirte, leider von Ricci ganz übergangene Kirche auch in dieſe Zeit gehört.

in einer etwas unwegsamen Gegend zwischen Ascoli und Fermo gelegen ist. Obwohl es hier nur sehr kurz in drey bis vier Linien abgefertigt wird, hat es mich doch für die Mosaiken entschädigt, von denen keine Spur mehr vorhanden ist. Da die Kirche, wie der ganze Flecken, auf einem sehr ungleichen, dazu sehr beschränkten, von allen Seiten abgeschnittenen Terrain gebaut ist, so hat man die Hauptthüre zu dieser Krypta (ich zweifle, daß je eine andere da war) in den Unterbau der Apsis verlegt, welcher dem Orte zugekehrt ist. Man tritt auf diese Weise zuerst in das Chor ein, welches der Breite nach durch eine Reihe von vier Säulen und durch drey Apsis gebildet wird, deren mittlere in der Ausbauchung noch zwey andere Reihen mit je zwey Säulen hat, die den zwey mittleren unter den erstgenannten entsprechen. Diese hier sind ganz schlank und proportionirt, die andern dagegen, welche sich je zwölf in zwey Reihen nach der ganzen Länge der obern Kirche ausdehnen, erscheinen auf dem um drey Stufen höheren Fußboden sehr niedrig, und gehen schwerlich über eine Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß hinaus. Der hier verbrauchte Stein ist lediglich gebrannte Erde, ein Material, das, statt der eigentlichen Capitelle, die bloß architektonischen Glieder an die Hand geben mochte; von den fratzenhaften Ornamenten habe ich wenigstens nirgend eine Spur gefunden. Der Säulenschaft ruht im Chore auf einer Base mit ihrer Plinthe. Alle drey Apsis sind mit Bildern Giotto'scher Schule verziert, die sich, so viel man aus den vorhandenen Resten urtheilen kann, in diesen Gegenden zwar bald Eingang verschaffte, aber eben keine Werke von eigenthümlichem Charakter zurückließ. Ich las unter einem dieser Bilder sehr deutlich das Jahr 1323; Marchese Ricci gibt eine Inschrift mit dem J. 1330. Ob in diese Zeit die Architektur dieses Gebäudes ebenfalls zu setzen sey, war mir auf den ersten Eindruck des Ganzen sehr zweifelhaft, zumal da die Ornamente über der Thüre auf das zwölfte Jahrhundert zurückweisen. Die ganz gewöhnlich construirten Rundbögen, der Mangel aller Ornamente, scheinen mir ebenfalls eher zu einer früheren Zeit zu passen. Da aber der niedrige Raum keine Spitzbögen zuläßt, da das Material, wie angedeutet, bloß architektonischen Theilchen sich am leichtesten und wohlfeilsten bequemt, die Anlage des Ganzen groß, wie aus Einem Guße, und alles Einzelne unter sich übereinstimmend ist, glaubte ich auch wenigstens bis zum dreyzehnten Jahrhundert hinaufgehen zu müssen. Ich glaubte dieß; die genauere Untersuchung hat mir der jetzige, etwas prosaische Zustand des Gebäudes (es theilt dasselbe Loos mit manchen andern italienischen Kirchen, und ist jetzt ein Heuboden) durchaus unmöglich gemacht. Vermuthlich ward dieß der Grund, warum auch unser Verf. so schnell vorüber eilte, nachdem die malerische Lage der Kirche ihn vorher so sehr gefesselt hatte?

Mancher Portikus, der, freylich sehr verändert, noch jetzt die Piazza in größeren Städten verziert, datirt aus dem vierzehnten Jahrhundert, als Guelfen und Ghibellinen, Namen, die selbst bis in die entlegenen Ortschaften der Mark Losungswort zu Parteykämpfen wurden, die schon vorhandene Anzahl bethürmter Wohnungen um neue vermehrten. Ascoli, sonst Città turrita genannt, bewahrt jetzt noch mehrere solche Thürme, deren es ehemals nicht weniger als 200 gezählt haben soll *).

*) Hier waren sie sehr alt. In den Memorie intorno i letterati et gl' artisti Ascolani scritto da Giacinto Cantalamessa Carboni (1830) wird in St. Pietro in Castello ein Thurm mit folgender Inschrift genannt: Haec turris est facta in *Anno millesimo sexagesimo nono* incarnationis domini nostri.

Dabey bleibt es auffallend, wie wenig namhaften Architekten und Bildhauern man in diesem Jahrhundert hier begegnet. Außer Masio di Riccoluccio und Ravvolto, die um 1375 als Architekten der Stadt Ascoli genannt werden, findet man um 1344 in einer nun auch schon zerstörten Rose im Dome von Fermo den Jacopo Palmieri; ein Polito di Clemente di Polito, der, nach einem von Baldinucci mitgetheilten Dokumente um 1385 in Recanati als Architekt in großem Ansehen gestanden haben soll, ist nach einer hier durch den Grafen Monaldo Leopardi geführten, wirklich scharfsinnigen Kritik als reine Erdichtung anzusehen. Die Vermuthung, daß das Grab des h. Arsicino im Dome von Camerino von einem Fr. Giacomo aus Camerino, den Zani nennt, gearbeitet seyn könnte, würde ich ganz übergehen, zumal wenn die hier aufgenommene Angabe, daß der Künstler um 1385, das Monument um 1300 zu setzen sey, irgend etwas für sich hätte. Will man für dieses Werk, das ganz im gewöhnlichen Style der über Italien zerstreuten, und namentlich in Neapel luxuriös ausgebildeten Grabdenkmäler des vierzehnten Jahrhunderts gehalten ist, einen einheimischen Künstler haben, so könnte man den dafür gelten lassen, dessen verstümmelten Namen ich im Sotterraneum derselben Kirche unter einem lang hingestreckten Löwen gelesen habe:

_IIER. AP. MANUS DE PIORACO FECIT HOC OPVS

Pioraco ist ein Ort der Umgegend, der Name vielleicht Hieronymus Hermannus; der Name Hermann kömmt im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert nicht selten in Umbrien vor.

Meister Bocco aus Fabriano ist der erste namhafte Maler, welchem wir zu Anfang dieses Jahrhunderts begegnen. Von seinen ehemals ziemlich zahlreichen Arbeiten sind jetzt nur noch zwey übrig, ein Crucifix in der Hauptkirche des Castells von Belvedere, sieben Miglien von Fabriano, und eine Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, zwey betende Engel ihr zur Seite, auf dem Marktplatze seiner Heimat, unter dem Porticus der Töpfer. Obwohl dieses Fresko jetzt in einem traurigen Zustande ist, so spricht sich doch in ihm ein so flacher und unbedeutender Geist, eine so unerquickliche Wiederholung giottoscher Motive aus, daß ich den Weg von vierzehn Miglien nie habe machen wollen, um, wie mich Kenner versicherten, in dem Crucifix eine noch schwächere Leistung desselben Pinsels zu sehen. Bedeutender ist schon Alegritto, Nuzio's Sohn, ebenfalls aus Fabriano, den sein Aufenthalt in Florenz ganz natürlich in die Giotto'sche Manier einweihte (1346). Sie konnte Jugendeindrücke, die ihm in seiner Heimat von einer ganz andern Seite gekommen seyn mochten, wohl auf eine Zeit lang zurückdrängen, aber nie ganz verwischen. Als sein frühestes Werk (1353) unter den noch existirenden ist eine Tafel zu nennen, die man in das Spital von Fabriano versetzte, seitdem die Sakristey von St. Antonio, wo Ricci sie noch sah, mit der Kirche gänzlich abgetragen wurde. Den Titularheiligen, welcher in halber Lebensgröße und in hergebrachter Darstellung die Mitte des Bildes einnimmt, umknien rechts und links nicht bloß zwey, sondern mehrere Verehrende, die alle mit der Hauptfigur selber nicht über den gewöhnlichen Horizont der Giottisten hinausgehen. Offenbar hielten damals die Folgen von seinem Aufenthalte in der Fremde (er soll außer Florenz auch in Venedig gewesen seyn) noch in ihrer ganzen Frische vor; dreyzehn Jahre später war er derselben Meister geworden, und erstrebte in den Fresken der nämlichen Kirche (so viel konnte

ich im J. 1834 noch aus den vorhandenen Ueberbleibseln erkennen), bey schärferem Eingehen in die Form, großartigere Charakteristik und ein kräftigeres Colorit. Da eine Tafel, jetzt in einer der Kammern des Klosters St. Agostino befindlich, den Titularheiligen in der Mitte, rechts den h. Niccola aus Tolentino, links den h. Stephan (Ricci gibt St. Lorenzo an) darstellend, und gewiß sein Werk, diese Eigenschaften nicht in demselben Maße an sich trägt, da im Gegentheil Nase und Kinn sehr gefühllos stumpf, die Hände sehr roh erscheinen, die Augenbraunenknochen sich in der Wurzel der Nase in den hart angedeuteten Linien verbinden, die wir aus byzantinischen Bildern kennen, die Proportionen eher kurz genommen, die Köpfe der Seitenfiguren in 3/4 Profil verzeichnet, und die Füße wohlweislich durch die Gewänder versteckt sind, so dürfte diese Schöpfung mit Wahrscheinlichkeit in eine frühere Zeit, etwa unmittelbar nach dem genannten St. Antonio zu setzen seyn *). Seine Vorliebe für die mit bunten Mustern durchwirkten Goldgewänder bricht hier zum ersten Male an dem Gewande des h. Stephan hervor — eine Vorliebe, der er später höhere Anforderungen der Kunst zum Opfer brachte. So schmückt z. B. die Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, im Hause Castrica zu Fabriano, ein blaues Ober- und rothes Untergewand, beydes in den Hauptmassen und an den Rändern so mit Goldblumen und goldenen Ornamenten bordirt, daß von einer eigentlichen Anlage, von einem Gange der Falten keine Rede seyn kann. Ganz ähnlich ist das Kind bekleidet, das im Schooße der Mutter steht, sie mit der Linken umhalst, und herausblickt. Obwohl das Nackte, z. B. die Beine des Kindes und die Hände, noch sehr mäßig ausgefallen, die Füße noch mit Vorsicht verhüllt, und die Augen hergebracht giottesk sind, ist doch im Allgemeinen ein Fortschritt nicht zu verkennen. Die Farben sind sanfter in einander verschmolzen, das ein wenig auf die Seite (dem Kinde zu) geneigte, fast en face genommene Gesicht der Madonna ist ganz gut gezeichnet, und mit recht bestimmter Andeutung von Nase und Mund rund herausgemalt, ja das Kind hat in seiner Gehabung, und vorzüglich in seinem runden Kopfe etwas ganz Neumodisches. Hoc opus pinxit Alegrittus Nutii de Fabriano anno 1370, ist die Unterschrift. Obwohl ein anderes Bild, jetzt in einem Zimmer neben der Sakristey des Domes von Macerata, ein Jahr früher vollendet ward, habe ich es doch hier zuletzt aufgereiht, weil es das, was die eigenthümliche Bedeutsamkeit des Alegrittus für die Mark ausmacht, bestimmter als irgend eines der bisher genannten erkennen läßt — ich

*) Folgende Notiz von einer in vorliegendem Werke übergangenen, bedeutenden Arbeit des Alegritto verdanke ich dem Grafen Serranzi Colli in S. Severino: »In der Sakristey der Conventualen zu Apiro befindet sich eine große Tafel in fünf Abtheilungen; die mittlere stellt die Madonna mit dem Kinde dar, ihr rechts die zwey andern die h. Martyrin Katharina und St. Francesco mit den Wundenmalen, links St. Martino, in Begriff, seinen Mantel für den Armen zu theilen, und eine unbekannte Heilige, vielleicht Sta. Agnese. In den Spitzen über diesen sind über der Madonna das Crucifix, zur Rechten die h. Elisabeth und S. Bonaventura, links den Bischof St. Martino und eine Heilige des Franziskanerordens angebracht. Am h. Franz wird die Anatomie, am Ganzen die vortreffliche Erhaltung gelobt. Am Throne der Madonna liest man: Hoc opus fecit fieri frater Offredutius Gualterutii sub anno domini 1366, und Allegrittus de Fabriano to pinxit. Die Höhe der Madonna wird zu 5 Palmen, die der Seitenfiguren zu 4 angegeben; die obern Halbfiguren etwas größer als 1/3 Palme. — Die beyden Tafeln im Berliner Museum sind mir unbekannt; es bleibt zu untersuchen, wie weit das Giotteske in ihnen durch die im Alegritto vorherrschende Richtung paralysirt ist.

meine die Keime jener Richtung, welche Gentile von Fabriano einige Jahre ſpäter zur Reife brachte. Die Mitte dieſes Triptychon nimmt, das Kind auf den Armen haltend, die Madonna auf dem Throne ein, das Haupt mit einer Krone bedeckt, in einen goldkolorirten Mantel gekleidet, wie ebenfalls ein goldenes Gewand die Glieder des Kindes umhüllt, das einen Vogel in der Hand hat. Auf beyden Seiten des Thrones ſind rechts und links mehrere Reihen von Heiligen über einander angebracht, in deren Stellung, in deren rothen, goldbeblumten Gewändern, feinen, ziemlich runden Köpfchen die Vorbilder der früheſten Werke Gentile's ſich nicht verkennen laſſen *). In der rechten Abtheilung ſteht der h. Antonio Abbate, in der linken der h. Julian, jener in dem gewöhnlichen Typus, mit einem großartig angelegten Gewande und einem ſehr ſorgfältig beendigten langen Bart, eine weitere Ausbildung des h. Agoſtino in Fabriano; dieſer als Protector der Stadt mit einer Fahne, die Füße noch durch ſeine Gewandung verdeckt, beyde durch Inſchriften bezeichnet. In den ſpitzen Winkeln über dieſen Hauptabtheilungen befindet ſich in der Mitte ein Crucifix, und auf den zwey Seiten die Darſtellung der Verkündigung. Ein dunkelgrauer Ton herrſcht im Ganzen vor, der wieder an das Bild in St. Agoſtino erinnert.

Wenn wir nun im Alegritto die Keime einer der größten Schulen Italiens vorgebildet ſehen, ſo geſchah dieß dadurch, daß ſich in ihm zum letzten Male die Richtung reſumirte, welche wir kurzweg die byzantiniſche heißen. Sein hiſtoriſches Verdienſt beſteht gewiß weniger darin, den Byzantinern gefolgt, als das Medium geweſen zu ſeyn, durch welches Gentile in den Kirchenſtyl jener Zeit einen Blick that. Auch würde man dem Alegritto Unrecht thun, wenn man ihn lediglich als einen Nachzügler in einer im übrigen Italien faſt erſtorbenen Schule charakteriſiren wollte. Ich ſelbſt habe ſchon oben auf ſeinen Zuſammenhang mit den Giotteſken aufmerkſam gemacht; ſicher iſt, daß die Lehren oder die Jugendeindrücke, welche er nur in ſeiner Heimat empfangen konnte (denn kein Florentiner dachte damals noch daran, im Style der Byzantiner zu arbeiten), nie auf längere Zeit gegen den florentiniſchen Einfluß zurücktraten, und wenn es je geſchehen, gleich darauf wieder einen um ſo entſchiedeneren Sieg davontrugen. Den mehr ernſten und ſtrengen Charakter, welchen die Griechen bey aller Verſchwendung von Goldgründen und Goldgewändern doch ſtets bewahrt hatten, ſuchte Alegritto dadurch zu brechen, daß er dieſen Luxus ins Maßloſe trieb, und Glanz und Schein nach allen Seiten, oft zum Nachtheile des guten Geſchmacks, mit vollen Händen vertheilte. Eine Abſicht der Art ſpricht aus faſt all ſeinen Werken auch zu dem weniger geübten Auge; wer ihm etwas näher getreten, wird in Macerata, namentlich in dem zierlichen Runde der Heiligenköpfe, in der Zuſammenſtellung der Farben, in der feinen, durchgeführten Beendigung der Haarpartien, namentlich der Bärte, ſein Gefühl für höhere Schönheiten ſeiner Vorbilder nicht unbeachtet gelaſſen haben. — Mir war dieß, was ich hier als charakteriſtiſch an dieſem Meiſter hervorgehoben, ſchon bey meinem erſten Aufenthalte in der Mark, im Jahre 1834, aufgefallen; doch blieb mir die Erſcheinung räthſelhaft, weil ich ein Feſthalten an griechiſche Typen in ſo ſpäter Zeit weder an ſich, noch durch irgend ein Mittelglied mir erklären konnte. Im vori-

*) Z. B. bey deſſen Krönung der Madonna, die aus dem Buſèra in Fabriano, in den Beſitz des Herrn Sandford gekommen. Hier ſind die Köpfe der Engel in ganz ähnlicher Weiſe in 3/4 Profil oder en face dargeſtellt, wie dort die Heiligen.

gen Jahre glaube ich bey einem längern Aufenthalt in diesen Gegenden hierin einen Schritt weiter gekommen zu seyn. — Mir war aus Anschauung längst bekannt, wie der Fortschritt der einzelnen Schulen in Italien an Lokalitäten gebunden ist; ich gab deßhalb die Hoffnung nicht auf, in Fabriano oder in seiner Umgegend ein bedeutendes, hieher gehöriges Werk aus einer früheren Zeit aufzufinden. Dieß gelang mir, als ich eines Morgens nach der nahe bey S Severino gelegenen Kirche Madonna del Glorioso ging, wo man mir einen Alegritto verheißen hatte. Statt des Alegritto fand ich eine größere Tafel, deren acht Abtheilungen durch Säulen und Bögen gebildet, und mit Figuren von einzelnen Heiligen geschmückt waren. Rechts zuerst die h. Katharina, dann der Erzengel Michael in goldbeblumtem Küraß, im rothen Mantel, ein buntes Bändchen in den Haaren, auf einem Ungeheuer stehend, dem er die Lanze in den Hals stößt; eine Weltkugel (goldene Sternchen und Kreuz auf blauem Grunde) in der Linken, Johannes der Täufer und Petrus; die linke Seite beginnt zu äußerst mit der h. Ursula und zwey Jungfrauen, folgt der h. Dominico, der Apostel Philipp und St. Paul; über diesen Hauptfiguren sind kleinere angebracht, Thomas von Aquino, der Apostel des Namens, St. Bartolomeo u. s. w. Die jetzige Zusammenstellung des Ganzen ist durchaus zufällig; man sieht aus der Stellung der einzelnen Figuren, von denen vier rechts, vier links gewandt sind, daß sie ehemals gegen eine in der Mitte des Bildes befindliche Madonna gerichtet waren. Alles an diesem Werke nun athmet byzantinische Nachahmung; es sind griechische Proportionen, griechische Färbung, Gewandung, Motive; nur in den Köpfen, z. B. in den herabgezogenen Mundwinkeln, ist etwas Eigenes zu bemerken; das Roth der Wangen ist eben so kleckſig aufgetragen, wie wir es an so vielen müßigen griechischen Bildern sehen. In dem vorgerückten vierzehnten Jahrhundert weist ein Kunststreben der Art allein nach Venedig, wo sich damals der griechische Einfluß länger als irgendwo sonst in Italien behauptete. Den derzeitigen venetianischen Geschmack verräth alles in diesem durchaus unberührten Bilde selbst bis auf den in Gold punktirten Nimbus, bis auf die an der Seite stehenden Namen, bis auf das Architektonische des Rahmens, in dessen Bögen zwischen den Goldblättern immer Blau und Roth angebracht ist, und dessen obere Nischen mit blauem Grunde über der untern Hauptabtheilung so hervortreten, wie dieß an den Trecentisten in Venedig sich wiederfindet. Und nicht allein Venedig ruft diese Tafel zurück, sondern geradezu den dort gebornen Meister Jachobelus de Bonomo, welcher sich auf einem dem Style nach ganz entsprechenden Bilde in St. Arcangelo bey Rimini nennt. Ich kann dies Werk, des Zusammenhangs wegen, hier um so weniger übergehen, da es ebenfalls von unserm Verf. S. 205 angezogen, und Gott weiß wie? für eine Arbeit des Jacobello dal Fiore ausgegeben wird. Von Jacobello dal Fiore kenne ich nur ein einziges echtes Bild in einer Rumpelkammer zu Venedig, und habe bis dahin kein zweytes gesehen, das mit einem Scheine von Recht seinen Namen trüge. Die Tafel in St. Arcangelo hat auch nicht das Mindeste mit seiner Manier zu thun: 1385 Jachobelus de Bonomo Venetus pixit hoc opus ist die sehr leserliche Unterschrift. In der mittlern größern Abtheilung erblicken wir hier unter den gewöhnlichen Säulen und Bögen die Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, rechts Johannes den Täufer, den Erzengel Michael und den h. Petrus; links den h. Franz, die h. Katharina und den h. Paulus; in drey kleineren Räumen über dem Ganzen das Crucifix

mit der Madonna und Johannes, dem noch rechts eine Magdalena und links eine andere, mir unbekannte Figur beygegeben sind. Auf das entschiedenste stimmt hier alles zu dem Bilde in der Madonna del Glorioso; die größere Vollendung des sehr wohl erhaltenen Ganzen dürfte es als eine gereiftere, und mithin spätere Production des Jacobello ausweisen. Und wenn man wegen des Jahres 1385 in Jacobello eher einen Zeitgenossen als einen Lehrer des Alegritto erkennen wollte, das Wesentliche des Verhältnisses wird dadurch um nichts geändert. Es lag in der Natur der Sache, daß Venedig auf diese Küstenstriche des adriatischen Meeres einwirken mußte. Wie noch heut zu Tage, unterhielten auch ehemals die Städte von Ancona bis Ravenna einen lebhaften Verkehr mit Venedig; im funfzehnten Jahrhundert malte Gentile aus Fabriano im Dogenpallaste, und Carlo Crivelli kam aus Venedig in die Mark, um dort die Kirche zu verzieren. Wie wenig dieser Wechsel des Aufenthaltes bloß zufällig und vorübergehend genannt werden darf, zeigen die durch sie gebildeten Schüler, bey denen sonst fremdartige Nüancen sich nur durch diese Verbindung erklären lassen.

Die Werke des Francesco di Cecco, eines Schülers von Alegritto, werden hier mit ziemlicher Vollständigkeit aufgezählt [1]). Das Bild in Sta. Lucia in Fabriano ist restaurirt, und unter Glas; den Namen liest man deutlich, die Jahreszahl ist zweifelhaft [2]). Sowohl an dieser Arbeit, als an zwey andern in St. Francesko, und an einem vierten Bilde, das ich in St. Domenico zu S. Severino erkannte [3]), sieht man dieselbe Verschwendung von Gold, und eine noch puppenartigere Umschließung des Nackten, in den Gesichtszügen aber etwas mehr Ernst und Würde [4]).

Ehe der Verfasser zu den Goldschmieden übergeht, erwähnt er noch im Vorbeygehen die Musaicisten Fra Giacomo aus Camerino und den Jacomo aus Turrita, wie er mit allen andern ihn nennt. Ich weiß nicht, ob der kleine, in Vall' di Chiana gelegene Flecken Turrita eigens Ansprüche auf diesen Jacomo machen kann; durchaus nichts weist jetzt dort auf ihn zurück. Mir scheint, daß an dem Musaik des Laterans der Zusammenstellung halber nicht anders als Jacomo Turito's Sohn verstanden werden kann.

Was von den Werken der Goldschmiedekunst hier mitgetheilt wird, ist eine nur sehr kurze, aber immerhin dankenswerthe Aufzählung. Da aber die Wichtigkeit derselben für die Entwicklung der ita-

---

1) Der Vollständigkeit halber nenne ich eine bisher übersehene, aus dieser Schule stammende Tafel in der Kirche Sta. Maria di Castelnuovo zu Recanati: Madonna auf dem Throne mit dem bekleideten Christkinde, rechts und links zwey Heilige über einander: Guillelmus pinxit 1382.

2) Ricci gibt im Texte 1368; in den Noten 1358; auf jeden Fall sind es die funfziger Jahre; mir schien MCCCCLIIii (dies gothisch) geschrieben.

3) Madonna mit dem Kinde auf dem Schooße, wie gewöhnlich bey ihm 3/4 Profil und rechts gewandt, dem Kinde die Brust gebend; mit breiten goldenen Rändern und Goldblumen im Gewande. — Ein ähnliches Bild soll bey den Nonnen von St. Andrea in Monte Giorgio seyn, mit der Unterschrift; Franciscus Chissi de Fabriano sub anno domini 1374. — In seinem Sinne gedacht, aber weiter schien mir eine schöne Tafel in St. Agostino zu Ascoli.

4) Der Verf. verläßt hier die Maler des Trecento, ohne der Fresken zu erwähnen, die sich jetzt in gar traurigem Zustande in der Kapelle des h. Niccola in Tolentino befinden. Sie sind bedeutender als alles, was man an gleichzeitigen Werken in der Mark sieht, und hätten immer neben den genannten ihren Platz behaupten können.

lieniſchen Künſte überhaupt, wenn auch noch wenig gewürdigt, nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, da überdieß von dem unzähligen Reichthume, den Italien ehemals an Arbeiten der Art beſaß, die allerwenigſten bis auf unſere Zeiten gekommen, ſo liegt alles daran, die Nachrichten über das noch Erhaltene ſo vollſtändig als möglich zu beſitzen. Ich werde dem Verfaſſer weniger in den Beſchreibungen folgen, als ergänzen, was übergangen, oder berichtigen, was in den Inſchriften gefehlt iſt.

Florenz, im October 1838. Dr. Gaye.

(Die Fortſetzung folgt.)

Herausgabe beſorgt durch J. L. Deinhardſtein.

18795

Digitized by Google

Digitized by Google

版权所有 翻印必究

责任编辑：王 楠
责任校对：王 楠
责任印制：王 楠